

V 676 (1)
2. Exx.

Malwida von Meysenbug

Gesammelte Werke

Herausgegeben

von

Berta Schleicher

Erster Band

1 9 2 2

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart, Berlin, Leipzig
vereinigt mit Schuster & Loeffler

Weihnachten 1924

Frau v. Sobbe
Recklinghausen

Malwida von Meysenbug

Memoiren einer Idealistin

Erster und zweiter Teil


01594072

1 9 2 2

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart, Berlin, Leipzig
vereinigt mit Schuster & Loeffler

V 676 (1) +1

2. Ex.

Alle Rechte vorbehalten



SH 1963/83

Druck von E. Haberland in Leipzig

Einleitung

Zur Jahrhundertfeier von Malwida von Meyſenbugs Geburtstag — im Oktober 1916 — ſollte die vorliegende Geſamtausgabe ihrer Werke in neuer Geſtaltung, in deutſchem Druck und angenehmerem Format, nicht nur als Säkularſpende, ſondern als endgültiger Beſtand dargeboten werden, der anſehnlichen Gemeinde der „Idealiſtin" zu neuer Freude, einem weiteren Kreis von Leſern die Bekanntſchaft mit ihren Schöpfungen vermittelnd. Denn was Malwida zu ſagen hatte, trägt ſo ſehr den Stempel von Ewigkeitswerten, daß es nie als veraltet und überwunden gelten kann, ſondern neuen Generationen zu Belehrung, Genuß und Anregung ſtets wieder zugeführt werden ſollte.

Jetzt erſt, infolge der durch den Krieg geſchaffenen Verhältniſſe um ſechs Jahre ſpäter, als ſie beabſichtigt war, kommt dieſe Geſamtausgabe zuſtande, deren Einteilung in Memoiren, Eſſays und Poetiſches ſich von ſelbſt ergab und die in ihrem vierten und fünften Band manches bringt, was bisher ſchwer zugänglich oder überhaupt noch nicht veröffentlicht war. Sie umfaßt alle Werke Malwidas mit Ausnahme des Romans „Phädra", zu deſſen Neudruck ſich der Verlag vorerſt nicht entſchließen konnte, da dieſes Werk zwar bei vielen von Malwidas Zeitgenoſſen ſympathiſchen Widerhall fand, von der breiteren Öffentlichkeit jedoch nur mit geringem Verſtändnis aufgenommen wurde. Zeigt es ſich aber, daß die Neuausgabe des Geſamtwerkes ein hinreichendes Intereſſe für Malwidas Schaffen auch auf dem Gebiet des Romans erweckt, ſo iſt der Verlag bereit, „Phädra" als ſechſten Band ſpäterhin folgen zu laſſen.

Es erübrigt ſich von ſelbſt, an dieſer Stelle etwas Biographiſches über Malwida von Meyſenbug zu ſagen, da die Geſamtausgabe in dieſem erſten Band mit ihrer eigenen Lebensbeſchreibung, den „Memoiren einer Idealiſtin", einſetzt, die Carl Schurz als das beſte Buch bezeichnet hat, das in Deutſchland jemals von einer Frau veröffentlicht worden iſt.

und die R. M. Meyer neben Goethes „Dichtung und Wahrheit“ die erzieheriſch wertvollſte Selbſtbiographie genannt hat, weil ein reiner und tapferer Menſch, der Großes mit Großen erlebt, ſchlicht und anſprechend erzählend dieſe gefährlichſte aller Literaturgattungen adele.

Schon im Jahre 1858 meldet Malwida von London aus das Entſtehen der Memoiren einem jungen Bekannten, Julius Duboc, mit folgenden Worten: „Ich will Ihnen auch anvertrauen, was ich ſchreibe: mein eigenes Leben. Erſchrecken Sie nicht über dieſe Impertinenz! Ich würde es nicht wagen, wenn ich nicht einen allgemeinen Zweck dabei hätte, nämlich: die Entwicklung der Zeit in einem individuellen Rahmen wiederzugeben, den wirklich meine innere Entwicklung bilden mag. Doch ſind freilich Schwierigkeiten bei der Publikation, die mich zweifeln machen, ob ich ſie ſchon bald unternehmen darf, weil eben Verhältniſſe berührt werden müſſen, über die ſchwer zu ſprechen iſt. Jedenfalls nenne ich keine Namen und halte das Ganze ſo, daß man es auch für eine Erzählung nehmen kann.“

Dieſe eben berührten Schwierigkeiten bewogen dann auch Malwida, den erſten Band der Memoiren 1869 in Genf und Baſel in franzöſiſcher Sprache und nur mit M. M. gezeichnet erſcheinen zu laſſen; 1876 zum erſtenmal in vollſtändiger Ausgabe in Stuttgart veröffentlicht und 1899 bei Schuſter & Loeffler im Neudruck erſchienen, liegt nun Malwidas Hauptwerk auch hier wieder in unveränderter Faſſung vor, von der früheren Ausgabe nur darin abweichend, daß der dritte Teil der Memoiren, durch den neuen Druck und das neue Format veranlaßt, den Zweiten Band eröffnet.

Der früher vorangeſtellte Nachruf von Gabriel Monod über „das Lebensende einer Idealiſtin“ hat in der vorliegenden Geſamtausgabe, weil paſſender, ſeine Stelle im zweiten Band gefunden. Die bisher beigegebenen, ohnehin lückenhaften chronologiſchen Anmerkungen konnten wegfallen, da ich meiner Biographie Malwida von Meyſenbugs eine Geſamtchronologie ihres ganzen äußeren Lebens beigefügt habe.

Was die Orthographie betrifft, so wurde der Einheitlichkeit wegen für die Gesamtausgabe die jetzt allgemein gebräuchliche Rechtschreibung gewählt.

München, im Februar 1922.

Berta Schleicher.

Inhalt

Erſter Teil der Memoiren einer Idealiſtin

Seite

Erſtes Kapitel: Früheſte Erinnerungen 1
Zweites Kapitel: Öffentliche und perſönliche Beziehungen . . . 3
Drittes Kapitel: Unſer Familienleben 5
Viertes Kapitel: Die erſte Reiſe 10
Fünftes Kapitel: Träume und Wirklichkeiten 13
Sechſtes Kapitel: Die erſte Revolution 16
Siebentes Kapitel: Völlige Umwandlungen 22
Achtes Kapitel: Herumziehendes Leben 25
Neuntes Kapitel: Wieder ein feſter Wohnſitz 29
Zehntes Kapitel: Von innen nach außen 45
Elftes Kapitel: Die große Welt 60
Zwölftes Kapitel: Die Kunſt 69
Dreizehntes Kapitel: Der junge Apoſtel 73
Vierzehntes Kapitel: Der Süden 82
Fünfzehntes Kapitel: Rückkehr 97
Sechzehntes Kapitel: Kataſtrophe 128
Siebzehntes Kapitel: 1848 138
Achtzehntes Kapitel: Reaktion und Gefängnis 175
Neunzehntes Kapitel: Ein neues Leben 191
Zwanzigſtes Kapitel: Löſungen 230

Zweiter Teil der Memoiren einer Idealiſtin

Erſtes Kapitel: Das Exil 259
Zweites Kapitel: Nachklänge aus der Heimat und Bekanntſchaft mit dem engliſchen Leben 274
Drittes Kapitel: Die politiſchen Flüchtlinge 300
Viertes Kapitel: Arbeit und Erfahrungen der Lehrjahre 328
Fünftes Kapitel: Die Familie der freien Wahl 381
Sechſtes Kapitel: Landleben 408
Siebentes Kapitel: Noch ein Toter 439
Achtes Kapitel: Schickſal. Trennung 456

Erſter Teil

Erſtes Kapitel

Früheſte Erinnerungen

Es würde ſchwer ſein, inmitten einer größeren Stadt ein beſſer gelegenes Haus zu finden, als das war, in dem ich geboren wurde und die erſten Tage der Kindheit verlebte. Das Haus lag in der Stadt Caſſel und gehörte zu einer Reihe von Häuſern, die eine Straße begrenzten, der man mit Recht den Namen Bellevue gegeben hatte, denn an der gegenüberliegenden Seite waren keine Häuſer, ſondern man genoß der herrlichen Ausſicht auf ſchöne Garten- und Parkanlagen, die terraſſenförmig in eine fruchtbare Ebene, durch die einer der größeren Flüſſe Deutſchlands, die Fulda, hinzieht, hinabſteigen. Ich war die Vorjüngſte von zehn Kindern, die alle geſund und geiſtig begabt waren. Meine Eltern waren noch jung, als ich auf die Welt kam. Sie lebten in jener glücklichen Mitte zwiſchen dem Überflüſſigen und dem Notwendigen, in der ſich die meiſten Bedingungen für häusliches Glück finden. Ich habe aus den erſten Kindheitstagen wie einen lichten Schein unendlicher Heiterkeit zurückbehalten. Nur drei beſtimmtere Erinnerungen löſen ſich von dieſem hellen Hintergrunde ab.

Die erſte dieſer Erinnerungen iſt das Wohnzimmer meiner Mutter, mit gemalten Tapeten, die Landſchaften mit Palmen, hohem Schilfrohr und Gebäuden von fremdartiger Architektur enthielten. Meine kindliche Phantaſie hatte Freude an dieſer phantaſtiſchen Welt. Dazu kam, daß ein Freund des Hauſes mir Märchen dabei erzählte; z. B. daß eines dieſer wunderbaren Häuschen die Wohnung eines Zauberers ſei, der Blumenbach heiße und dem die ganze Natur gehorſam ſei. Bei dem Häuschen ſtand ein großer Storch auf ſeinen langen, ſteifen Beinen, den Kopf mit dem langen Schnabel auf die Bruſt geſenkt. Das ſei Blumenbachs Diener, ſagte mein

Freund; er ſtehe da immer und warte der Befehle ſeines Herrn.

Die zweite der Erinnerungen iſt die an einen Abend, wo meine Wärterin mir erzählte, daß meine kleine Schweſter, die vor nicht langer Zeit geboren war, wieder geſtorben ſei. Gegen das Verbot meiner Mutter ließ ſie mich durch eine Glastür in ein Zimmer ſehen, in dem ein ſchwarzer Kaſten ſtand; in dieſem Kaſten lag meine kleine Schweſter ſchlafend, weiß wie Schnee und mit Blumen bedeckt.

Die dritte Erinnerung endlich knüpft ſich an die Perſon des alten Fürſten, der das Kurfürſtentum Heſſen, den kleinen deutſchen Staat, der meine Heimat iſt, beherrſchte. Sein Wagen fuhr jeden Tag an unſerem Hauſe vorüber; zwei Läufer in Livree liefen vor dem Wagen her. Im Wagen ſaß ein Greis, in einer Uniform mit dem Schnitt aus der Zeit Friedrichs des Großen, und einem dreieckigen Hut auf dem Kopf. Seine weißen Haare waren hinten in einen Zopf geflochten und eine ſchreckliche Geſchwulſt bedeckte ihm die eine Backe. Das war die Krankheit, an der er ſtarb. Ich ſah ſein Begräbnis nicht, aber meine alte Wärterin wiederholte mir unzähligemal die Beſchreibung desſelben. Man beſtattete ihn nicht in der Gruft ſeiner Ahnen in der großen Kirche. Zufolge ſeines Wunſches ſetzte man ihn in der Kapelle eines Luſtſchloſſes (auf der Wilhelmshöhe) bei, das er hatte bauen laſſen und das ſein Lieblingsaufenthalt geweſen war. Das Leichenbegängnis ging die Nacht vor ſich, beim Scheine der Fackeln, nach alter Sitte. Ein Ritter in ſchwarzer Rüſtung, auf einem ſchwarzen Pferd, mußte dicht hinter dem Trauerwagen herreiten. Dieſer Ritter wurde immer aus der hohen Ariſtokratie gewählt, aber er mußte ſtets, wie die Sage erzählte, dieſe Ehre mit dem Leben büßen. Auch in dieſem Fall wurde der Volksglaube nicht getäuſcht. Der diesmalige Schauſpieler in dem nächtlichen Drama, ein junger Edelmann voll Kraft und Geſundheit, wurde drei Wochen nach dem Begräbnis von einem Fieber hinweggerafft. War dieſes Fieber einfach die Folge einer Erkältung in der kalten Eiſenrüſtung

während des langen nächtlichen Zuges? Das Volk dachte nicht an eine ſolche Möglichkeit, und meine kindliche Einbildungskraft ſtimmte dem Volksglauben bei. Auch ergriff mich jedesmal ein geheimer Schauer, wenn ich mit meinen Eltern das Luſtſchloß beſuchte und in der Rüſtkammer auf einem ſchwarzen hölzernen Pferd die ſchwarze Rüſtung ſitzen ſah, die der unglückliche Cavalier in jener Nacht getragen hatte.

Zweites Kapitel

Öffentliche und perſönliche Beziehungen

Der Tod des alten Herrn wurde nicht nur in meiner Familie die Urſache großer Veränderungen, ſondern er bezeichnete, ſozuſagen, das Ende einer ganzen Epoche in der Geſchichte meines kleinen Vaterlandes. Das regierende Haus, dem er angehört hatte, war ſehr alt und zählte unter ſeinen Ahnen Mitglieder, die ſich durch Tapferkeit und Charaktergröße ausgezeichnet hatten. Aber die letzten Generationen waren herabgekommen. Sie hatten ihr Privatvermögen auf ſchamloſe Weiſe vermehrt, indem ſie ihre Untertanen an fremde Mächte verkauften, um ſie in fernen Kriegen zu verwenden. Maitreſſen regierten ſeit lange das Land. Die letzte Regierung war ſonderbaren Wechſelfällen unterworfen geweſen. Der Charakter des alten Fürſten hatte bei allen Fehlern eine gewiſſe Würde gehabt; bei der Annäherung des allgewaltigen Eroberers unſeres Jahrhunderts verließ er freiwillig ſein Fürſtentum, da er wohl wußte, daß er nicht Macht hatte, es zu verteidigen, und ſeinen Untertanen unnütz vergoſſenes Blut erſparen wollte. Er zog die Verbannung der ſchmachvollen Unterwerfung anderer deutſcher Fürſten vor. Die Hauptſtadt ſeines kleinen Reichs wurde die eines großen Königreichs, das der Eroberer Jérôme, dem jüngſten ſeiner Brüder, ſchenkte. Die Eleganz, die Frivolität und die Leichtgläubigkeit der franzöſiſchen Sitten ließen ſich in den verlaſſenen Wohnungen der Zopfmenſchen nieder. Der junge König ſchuf ein kleines Paris auf deutſcher Erde.

Mein Vater, der ſeine Familie nicht in die Verbannung führen konnte, blieb und trat in den Dienſt des neuen Staats. Meine Mutter war ganz jung und ſehr ſchön; ſo war es nur natürlich, daß beide an dem lebhaften, fröhlichen Leben des jungen Hofes teilnahmen. Wie oft quälte ich meine Mutter, damit ſie mir immer und immer wieder die Geſchichte jener Tage, die lange vor meiner Geburt ihr Ende erreichten, erzähle! Wie begierig lauſchte ich den Beſchreibungen der glänzenden Feſte und der ſchönen, reizenden Frauen, die mit ihren Familien aus Frankreich gekommen waren, um durch ihre Grazie den Hof des galanten Königs zu ſchmücken! Mit welchem Intereſſe unterſuchte ich die Garderobe meiner Mutter, in der ſich noch viele Überreſte jener Zeit fanden! Wie mir dieſe Schäferkoſtüme, dieſe türkiſchen Kleider, dieſe antiken Draperien gefielen! Eine Menge Gedanken wurden in mir wach, wenn ich an das vorzeitige Ende all dieſer Herrlichkeit dachte. Wie ein Traum war all das Prächtige verflogen. Die Ruſſen waren an den Toren der Stadt erſchienen, ihre Kugeln hatten durch die Straßen gepfiffen. Meine Eltern hatten ihre beſten Sachen eingepackt und das Haus verlaſſen, das dem feindlichen Angriff zu ſehr ausgeſetzt war. Die alte Tante, die mit uns lebte, hatte viele Gegenſtände in Fäſſer voll Mehl auf dem Boden verſteckt. Eine Kanonenkugel traf das Haus und blieb in der Mauer ſtecken.

Indem ich dieſen Erzählungen horchte, bedauerte ich von ganzem Herzen, nicht damals ſchon gelebt zu haben, damit ich die Gefahr mit meinen Eltern hätte teilen können. Ich wäre auch ſehr begierig geweſen zu wiſſen, ob die Koſaken die Sachen, die im Mehl verſteckt waren, gefunden hätten, im Fall die Stadt geplündert worden wäre.

Aber die Stadt ſowohl wie meine Eltern wurden vor dem Ruin bewahrt. Der alte Fürſt kehrte in ſein Land zurück. Die Zöpfe und die Korporalſtöcke nahmen wieder den Platz ein, den die franzöſiſchen Grazien verlaſſen hatten. Das Land wurde abermals von einer Maitreſſe, der wenig liebens-

würdigen Pflegerin eines ſiechen Greiſes, regiert. Günſtlinge, die ſich im Exil, das ſie mit ihrem Fürſten teilten, bereichert hatten, erhielten die erſten Stellen im Staat. Das Volk, das unter den verſchiedenen deutſchen Stämmen für ſeine Anhänglichkeit an ſein Fürſtenhaus bekannt war, hatte den wiederkehrenden Regenten zuerſt mit freudigem Entzücken begrüßt; bald aber wurde man inne, daß das Band zwiſchen Vergangenheit und Gegenwart zerriſſen war. Die Fürſten und die Völker hatten die nationale Erhebung und die Unabhängigkeitskriege in ſehr verſchiedener Weiſe verſtanden. Die begeiſterten Träume ſo vieler edler Herzen verflogen, und anſtatt des Morgenrots der Freiheit, das die deutſche Jugend erhofft hatte, ſtieg ein neuer, düſtrer, nebelverhüllter Tag herauf. Die Menſchen der alten Zeit betrachteten den Zwiſchenakt der großen Komödie der abſoluten Monarchie als beendet, um in Bequemlichkeit aufs neue die alten Throne und die alte Herrſchaft einzunehmen. Das Blut der Völker war umſonſt gefloſſen. Die Geſchichte ſtand wieder ſtill.

Nur der Tod ſtand nicht ſtill; er holte den Greis mit dem Zopf, und von dieſem Augenblick an wurden wenigſtens die Haare im ganzen Land von der Feſſel der Vergangenheit erlöſt.

Äußerlich veränderte ſich vieles unter der neuen Regierung. Mein Vater, der als Kind ein Spielkamerad des Erbprinzen geweſen war, wurde in die Nähe des nunmehrigen Fürſten berufen, um eine bedeutende Stelle im Staate einzunehmen. Wir verließen das Haus, das ich im Anfang dieſer Erzählung erwähnt habe, um ein größeres und glänzenderes, dicht beim fürſtlichen Schloſſe, zu bewohnen.

Drittes Kapitel

Unſer Familienleben

Ich muß glauben, daß das Gefühl der Ehrfurcht mir eingeboren war, denn man hatte mich nie gezwungen, irgend eine Art von Kultus zu beobachten, und doch hatte ich einen ſolchen

für meine Eltern und meine älteſte Schweſter. Sie war ſchon erwachſen, als ich noch ein kleines Mädchen war. Sie erſcheint mir in der Erinnerung wie eine der Madonnen der altdeutſchen Maler, die die Typen der ausſchließlich weiblichen Schönheit ſind — jener Schönheit, die mehr im Ausdruck himmliſcher Reinheit und Sanftmut beſteht, als in der Regelmäßigkeit der Züge. Meine Verehrung für dieſe Schweſter ging ſo weit, daß meine Mutter ein wenig eiferſüchtig darauf wurde. Das war der erſte Konflikt in meinem kindlichen Leben; er endete mit der Verheiratung meiner Schweſter, die ihrem Gatten in ſeine Heimat folgte. Dieſe erſte Trennung koſtete mich viel Tränen.

Die Liebe zu meiner Mutter erwachte danach aber in ihrer ganzen Stärke. Ich erinnere mich noch des Entzückens, mit dem ich ſie betrachtete, wenn ſie, die noch immer ſchön war, ſich zu einem Feſte ſchmückte, beſonders zu einem Ball bei Hof. Ich ſetzte mich dann an das Fenſter einer dunkeln Stube, von wo aus ich die von Licht ſtrahlenden Fenſter des fürſtlichen Schloſſes ſehen konnte. Da wartete ich, bis ſie in die erleuchteten Prachtgemächer trat und an einem der Fenſter die Vorhänge etwas auseinanderſchob, damit ich hineinſehen könne. Ich ſah die Damen in prächtigen Anzügen, die Herren in goldgeſtickten Uniformen zu beiden Seiten des Saales aufgeſtellt. Ich ſah den Fürſten und ſeine Familie eintreten und an den Reihen der aufgeſtellten Perſonen entlanggehen, um einer jeden derſelben ein paar Worte zu ſagen. Man ſchien dieſen Worten eine große Wichtigkeit beizulegen, weil es wie der Gipfel der Demütigung angeſehen wurde, wenn eine Perſon übergangen und nicht angeredet worden war. Wie ſtolz war ich, wenn ich ſah, daß man ſich mit meiner Mutter länger unterhielt als mit andern! Ich glaubte feſt, daß dies eine große Auszeichnung ſein müſſe. War denn ein Fürſt nicht ein über die andern erhabenes Weſen? Warum war er denn ſonſt ein Fürſt? Ich hatte ja in den Märchen der Tauſend und Einen Nacht ſo viel von dem edeln, großmütigen Charakter Harun al

Raſchids gehört, war ſo durchdrungen von der ritterlichen Tugend des Kaiſers Friedrich des Rotbarts, der im Kyffhäuſer ſitzt und auf den Augenblick wartet, um das herrliche deutſche Reich wieder herzuſtellen, daß ich nicht an der Erhabenheit der Fürſten zweifelte.

Mein Vater, der mit Geſchäften überhäuft war, hatte nicht viel freie Zeit für ſeine Kinder; wenn er ſich aber einmal mit uns abgeben konnte, ſo war es ein wahres Feſt, denn es wäre unmöglich geweſen, eine redlichere, liebevollere, zärtlichere Natur zu finden, als die ſeine war.

Unſere Mutter war es, die ſich damit beſchäftigte, die künſtleriſchen Neigungen in uns zu wecken. Ihre Geiſtesrichtung gehörte jener geiſtigen Mitte der Zeit an, zu welcher die Humboldts, Rahel, Schleiermacher, die Schlegels und andere berühmte Zeitgenoſſen zählten. Dieſe Richtung, zugleich liberal, patriotiſch und philoſophiſch, hatte auch eine eigentümliche Beimiſchung von dem Myſtizismus, den die damals in höchſter Blüte ſtehende romantiſche Schule hinzubrachte. Verbunden mit der unabhängigen Natur meiner Mutter, führte dieſe Richtung ſie ſehr häufig zur Oppoſition gegen die Konvention der Geſellſchaft, an der die Stellung meines Vaters ſie teilzunehmen zwang. Ganz beſonders war dies der Fall bei der Wahl der Perſonen, aus denen ſie ihren engeren Kreis bildete. Anſtatt ſie ausſchließlich aus den Reihen der Ariſtokratie zu nehmen, wählte ſie ſie vielmehr nach den Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens, unbekümmert darum, welcher Schicht der Geſellſchaft ſie angehörten. Beſonders gern zog ſie die ausgezeichnetſten Mitglieder des Theaters herbei, deren Leiſtungen ihr Entzücken und Genuß gewährten, und die ſie ihren übrigen Gäſten vollkommen gleichſtellte. Das war damals noch eine große Kühnheit, denn man ſah die Theatermitglieder noch wie eine ausgeſchloſſene Kaſte, eine Art Parias an, höchſtens gut genug, den anderen Sterblichen die Langweile zu vertreiben, aber durchaus nicht berechtigt, ſich ihresgleichen zu wähnen. Auch wurde meine Mutter ſehr deshalb getadelt,

und ſelbſt mein Vater teilte ihre Anſicht in dieſer Beziehung nicht ganz. Er kam ſelten zu den kleineren Vereinigungen bei ihr. Meine älteren Schweſtern und Brüder aber, die ſelbſt alle ſich der einen oder anderen Kunſt gewidmet hatten, nahmen daran teil, und ganz beſonders waren es treffliche muſikaliſche Aufführungen, die häufig im Hauſe vorkamen. Meine Kindheit verging in dieſer geiſtigen und künſtleriſchen Mitte. In unſerem Familienleben waren die Kinder nicht ſo von dem Leben der Erwachſenen ausgeſchloſſen, wie dies z. B. in England der Fall iſt. Meine Mutter war der Anſicht, daß die Berührung mit ausgezeichneten Menſchen nur einen guten Einfluß auf die geiſtige Entwicklung der Kinder haben könne und allmählich ihr Urteil und ihren Geſchmack entwickeln müſſe. Ich glaube, daß ſie ganz recht hatte und daß dieſe Bemühungen, ſo weit ſie möglich ſind, eins der wichtigſten Elemente der Erziehung ſein müßten. Die Griechen wußten es wohl, und die Lyzeen, wo ihre Philoſophen und Weiſen ſich mit den Kindern unterhielten, trugen wahrſcheinlich nicht wenig dazu bei, aus ihnen ein Volk zu machen, wie bis jetzt noch kein ähnliches dageweſen iſt.

Wir erhielten keine ſogenannte religiöſe Erziehung. Ich erinnere mich nicht, wer mir zuerſt von Gott ſprach und mich ein kleines Gebet lehrte. Wir wurden niemals genötigt, unſere Frömmigkeit in Gegenwart der Diener oder fremder Perſonen zur Schau zu tragen, wie es in England geſchieht. Ich für mein Teil befolgte, ohne es zu wiſſen, das Gebot Chriſti, das ſagt, daß man allein ſein muß, wenn man recht beten will. Jeden Abend, wenn ich in meinem Bett lag und keinen anderen Vertrauten hatte als mein Kopfkiſſen, wiederholte ich leiſe für mich mein kleines Gebet, mit der Andacht des wahren Glaubens. Niemand wußte etwas davon. Mein Gebet lautete: „Lieber Gott, ich bin klein, mach du mein Herz rein, daß niemand drin wohne wie der liebe Gott allein.“

Doch konnte ich es nicht verhindern, daß mein Herz noch andere geliebte Einwohner hatte. Ich erfand mir alſo ſelbſt ein zweites Gebet, das ich jeden Abend im geheimen nach

dem erſten betete, und in dem ich den Segen Gottes auf meine Eltern und Geſchwiſter, auf meinen Lehrer und deſſen Familie und ſchließlich auf alle guten Menſchen herabrief. Wenn ich dieſe mir von mir ſelbſt auferlegte Pflicht des Herzens erfüllt hatte, war mein Gewiſſen beruhigt und ich ſchlief den Schlaf des Gerechten.

Eines Morgens erwachte ich vor Tagesanbruch durch ein ungewohntes Geräuſch im Schlafzimmer meiner Mutter, in dem auch meine jüngſte Schweſter und ich ſchliefen. Es war im Winter, das Feuer im Ofen wurde bereits angeſteckt. Ich hörte meine Mutter weinen und die alte Tante, die an ihrem Bett ſtand, ſagen: „Tröſte dich, dein Kind iſt jetzt bei Gott.“ — Ich begriff, daß man von dem kleinen Bruder redete, der, erſt einige Monate alt, ſeit mehreren Tagen krank geweſen war. Ich weinte auch ſtill in mein Kopfkiſſen, ohne merken zu laſſen, daß ich erwacht ſei und die Worte gehört habe, die mir ein erhabenes Geheimnis zu enthalten ſchienen, das über meine Faſſungskraft ging. Als die Zeit des Aufſtehens für mich gekommen war, ſagte man mir, mein kleiner Bruder ſei geſtorben. Ich hätte gern mehr über dies Geheimnis des Sterbens und der Vereinigung mit Gott gewußt, aber ich wagte nicht zu fragen, aus Furcht, die Betrübnis der andern zu vermehren.

Am Nachmittag kam eine kleine Freundin uns zu beſuchen. Man führte ſie in das Zimmer, wo der tote Bruder lag, aber mich und meine jüngere Schweſter ließ man nicht eintreten. Das verwundete mich tief. Man hielt mich alſo für zu ſchwach, um den ſchmerzlichen Anblick zu ertragen, oder für unfähig, das Unglück zu begreifen! Ich ſprach niemals davon, aber der Stachel war ſo tief in das Herz gedrungen, daß ſelbſt jetzt noch, nach ſo viel größeren Täuſchungen, ich ſeine Spitze fühle.

Viertes Kapitel

Die erſte Reiſe

Zu der Zeit, von der ich rede, war ich gegen fünf oder ſechs Jahre alt. Ich fing an, viel nachzudenken. Eines Tages fragte ich einen meiner älteren Brüder, wie es komme, daß unſere Stadt die Hauptſtadt des Fürſtentums Heſſen ſei und zugleich eine Stadt Deutſchlands. Mein Bruder bemühte ſich, mir, ſo gut es ging, auseinanderzuſetzen, daß Deutſchland ſich in viele kleine Länder teile, deren jedes eine Hauptſtadt und einen beſonderen Fürſten habe. Aber wie ſehr er ſich auch bemühte, ich konnte es nicht begreifen, daß man eine Menge einzelner Länder mit verſchiedenen Namen als eine große Einheit anſehen ſolle.

Eine andere Frage beſchäftigte mich auch auf das lebhafteſte, nämlich was „die Ferne" ſei. Bis dahin war ich nur ſo weit von meinem Geburtsort entfernt geweſen, um bequem am ſelben Tage dahin zurückkehren zu können. Mir aber vorzuſtellen, daß man ſo weit gehen könne, um nicht am ſelben Tag und nicht in vielen Tagen zurückkehren zu können — daß man in ganz anderen Ländern weilen und mit Menſchen verkehren könne, die keine Beziehung zu uns hätten —, das erſchien mir faſt unmöglich.

Ich beſchloß alſo, bei mir ſelbſt zu erfahren, was „die Ferne" ſei. Meine Mutter war mit meinen beiden älteſten Schweſtern in ein Bad gereiſt. An einem ſchönen Sommermorgen nahm ich etwas Wäſche aus meiner Kommode, knüpfte alles in ein Taſchentuch und ging die Treppe hinab, um mich geradewegs auf die Poſt zu begeben, mich in einen der großen Poſtwagen zu ſetzen, die ich ſo oft da hatte ſtehen ſehen, und ſchnurſtracks nach dem Orte zu fahren, wo meine Mutter weilte. Ich zweifelte nicht, daß man mir einen Platz im Wagen geben würde, wenn ich ſagte, ich wolle wiſſen, was „die Ferne" ſei.

Meine Wärterin hatte meine Abweſenheit noch zu rechter Zeit bemerkt, ſtürzte mir erſchrocken nach, erfaßte mich in der

Straße und verhinderte mich ſo, meine Entdeckungsreiſe zu machen.

Den darauffolgenden Sommer aber konnte ich endlich meine Wißbegierde befriedigen. Meine Schweſtern und ich machten eine Vergnügungsreiſe mit meinen Eltern. Zunächſt gingen wir auf das Land zu einer Tante im Süden von Deutſchland, und da lernte ich zuerſt das eigentliche Landleben kennen. Das große Haus, eine alte Abtei mit endlos langen Gängen — den prächtigen Garten mit einer Fülle von Blumen und Früchten, die Felder, das Vieh, die unbeſchränkte Freiheit, alles das zu genießen, im Garten, im Feld umherzulaufen, das ſchien mir das Paradies ſelbſt. Was mich aber beſonders anzog, das war die alte Kirche, die früher zur Abtei gehört hatte und in der ich zum erſtenmal die Zeremonien des katholiſchen Kultus ſah. Eine lebhafte Erinnerung knüpft ſich daran. Ein Kaplan, der zu der Kirche gehörte, kam häufig zu meiner Tante. Er war ein junger Mann, voller Talente, liebenswürdig in dieſem Kreiſe fern von den Augen ſeiner Vorgeſetzten — aber kaum wiederzuerkennen, wenn er, bleich und traurig, in der Kirche in prieſterlichem Ornate erſchien.

Er ging oft allein mit meiner Mutter im Garten ſpazieren, in anſcheinend ſehr ernſte Geſpräche vertieft, deren Gegenſtand ich nicht kannte. Eines Tages fuhren wir in ſeiner Begleitung, um das königliche Schloß in Aſchaffenburg in der Nähe zu beſehen. Ich hielt meine Mutter bei der Hand, und er ging ihr zur Seite. Als wir in die Schloßkapelle kamen, wurde er ſehr blaß, neigte ſich zu meiner Mutter und flüſterte ihr zu, indem er auf den Altar und das Kruzifix auf demſelben zeigte: „Da war es; vor jenem Altar und vor jenem Bild.“ — Meine Mutter ſah ihn voll Mitleid an und ſagte: „Armer Mann!“ — Erſt viele Jahre ſpäter erhielt ich den Schlüſſel zu dieſer Szene, als meine Mutter mir die Geſchichte erzählte. Als ganz unmündiger Knabe noch war er von ſeinem Vater beredet worden, in den geiſtlichen Stand einzutreten, und in der eben erwähnten Kapelle hatte er das

Gelübde abgelegt, auf ewig mit den Neigungen einer poetiſchen und leidenſchaftlichen Natur zu brechen. Später hatte er die ganze Tragweite ſeines Irrtums und ſeines Unglücks begriffen, und da er ſeine Gelübde nicht brechen konnte, führte er ein Leben voll innerer Widerſprüche und unſäglichen moraliſchen Elends. Meine Mutter hatte recht gehabt, zu ſagen: „Armer Mann!“

Nach unſerer Rückkehr nach Hauſe fing ich an, recht ernſtlich zu lernen. Meine jüngſte Schweſter und ich bekamen Stunden im Haus, die mir damals viel vorzüglicher erſchienen als der Schulunterricht; zunächſt, weil der Lehrer ſich ausſchließlich uns widmete, und es mir daher ſchien, als wüßten wir alles gründlicher wie unſere Freundinnen, die Schulen beſuchten; dann aber auch, weil wir am Nachmittag keine Stunden hatten; Stunden, die mir ſehr peinlich vorkamen und mir noch jetzt ſo ſcheinen. Man kann ſich nicht vorſtellen, daß es geſund ſein ſoll, unmittelbar nach dem Eſſen, in den erſten Stunden der Verdauung, auf die Schulbänke zurückzukehren, in Stuben, die den ganzen Morgen durch voll Menſchen waren, und da die Aufmerkſamkeit wieder ausſchließlich auf mehr oder minder abſtrakte Gegenſtände zu wenden. Ich fand uns ſehr glücklich, daß wir nach dem Eſſen in Freiheit in unſerem Garten ſpielen, dort Blumen und Gemüſe ziehen und Robinſonaden und Entdeckung neuer Welten nach Herzensluſt aufführen konnten. Und dennoch hätte auch ſelbſt bei uns der Anteil der Natur an der Erziehung, im Vergleich zu dem des Lernens, größer ſein ſollen. Ich würde dadurch vor einer Gefahr bewahrt geblieben ſein, die aus meiner Liebe zum Wiſſen ſelbſt herkam. Ich konnte kein Buch ſehen, ohne mich deſſen zu bemächtigen. Mein Geburtstag erſchien mir fade, wenn er mir keine Bücher brachte. Hatte ich die erhalten, ſo ſaß ich den ganzen Tag und las und vergaß die wirkliche Welt über die der Phantaſie. Meine Leidenſchaft für das Leſen verleitete mich ſogar, heimlich Bücher aus der Bibliothek meiner Mutter zu nehmen. Glücklicherweiſe fand ich nur ſolche, die mir nicht ſchaden konnten, aber die Tatſache

beunruhigte mein Gewiſſen ſehr, und ich beſchloß, ernſtlich gegen die Verſuchung anzukämpfen. Doch trug die Leidenſchaft noch öfter den Sieg davon in dieſem Kampf. Endlich blieb ich Siegerin. Es war mein erſtes Begegnen mit der Schlange, meine erſte Handlung als Tochter Evas; aber es war auch mein erſter ernſter Sieg. Ich habe ein wenig in der Zeit vorgegriffen in Beziehung auf dieſe Kämpfe, nur um meine Überzeugung auszuſprechen, daß wenn das Gleichgewicht zwiſchen dem Leben des Lernens und dem Leben in der Natur größer geweſen wäre in meiner Kindheit, ſo würde mir dieſer vorzeitige moraliſche Kampf gewiß erſpart worden ſein. Ich liebte den Wald, die Wieſe, die Blumen ebenſo ſehr wie das Leſen, und wenn man mir die Natur durch das Lernen verſtändlich gemacht hätte, hätte ich ſicher daraus ebenſo viele Eingebungen geſchöpft wie aus der Welt der Fiktion.

Aber man war damals noch weit davon entfernt, die Naturwiſſenſchaften bei der Erziehung überhaupt, insbeſondere aber bei der der jungen Mädchen, als unentbehrlich anzuſehen.

Fünftes Kapitel

Träume und Wirklichkeiten

Ein geheimnisvolles Ereignis, das um dieſe Zeit das Publikum meiner Vaterſtadt in Aufregung verſetzte, beſchäftigte auch meine Phantaſie auf das lebhafteſte, obgleich ich nur hier und da etwas davon hörte und mit Auslegungen, die ich nicht verſtand. Dies Ereignis beſtand in der plötzlichen Abreiſe des jungen Erbprinzen, der das Land insgeheim in demſelben Augenblick verlaſſen hatte, in dem ſein vertrauter Kammerdiener eines plötzlichen und unerklärlichen Todes geſtorben war. Man flüſterte ſich zu, daß dieſer Tod kein natürlicher und daß er für ein andres Opfer beſtimmt geweſen ſei, nämlich für den Herrn ſtatt des Dieners. Die Fürſtin folgte ihrem Sohn in das Exil, während eine ſchöne Dame, mit ebenſo ſchönen Kindern, in ein Haus einzog, das dem unſrigen

gegenüber und an der Seite des fürſtlichen Schloſſes lag. Ich hörte durch unſere Dienſtmädchen, daß dieſe ſchönen Kinder die Kinder des Fürſten ſeien und deren Mutter ſeine Gemahlin. Nun begriff ich gar nicht, wie ein Mann zwei Frauen und zwei verſchiedene Familien zugleich haben könne, aber ich nahm lebhaft Partei für den verbannten Prinzen und deſſen Mutter, deren Tugend und hohe Geiſtesbildung von aller Welt geprieſen wurden. Meine Mutter war, ſoviel ich bemerken konnte, derſelben Anſicht, denn ſie beobachtete nie mehr, als die abſolut notwendige Höflichkeit gegen die ſchöne Dame, um die ſich alle huldigend drängten, die nach Beförderung und Ehren ſtrebten. Mein Vater ging bei ſeinem Benehmen von einem anderen Geſichtspunkt aus, ſein einziger Ehrgeiz war das Wohl des Landes, und um dieſem zu dienen, ſetzte er bei dem Landesfürſten die mächtigſten Hebel in Bewegung. Der Fürſt hatte ein gutes Herz, wenig Bildung, viel Leichtſinn und Anfälle von Heftigkeit, die an Wahnſinn ſtreiften. Seine legitime Frau, die Tochter eines großen Königshauſes, tugendhaft, gelehrt und Künſtlerin, aber ſtolz und kalt, hatte ihm nie das häusliche Glück gegeben, das er verlangte. Ihre Charaktere waren zu verſchieden. Der Fürſt ſchloß ſich dann in leidenſchaftlicher Liebe an jene andere Frau an, die ſchön war, auch nicht ohne Verſtand, aber wenig gebildet und gewöhnlich. Sie hatte eine beinah abſolute Herrſchaft über ihn erlangt. Meine Mutter konnte ihre Abneigung gegen dieſe Frau niemals ganz überwinden, und da mein Vater, um jener höheren Gründe willen, einige Rückſichten für ſie verlangte, ſo wurde dieſer Gegenſtand zuweilen Urſache von Diskuſſionen zwiſchen meinen Eltern. Der Zufall machte mich einmal zur unbemerkten Zeugin einer ſolchen ziemlich lebhaften Diskuſſion, und dieſe Entdeckung eines Zerwürfniſſes zwiſchen meinen Eltern, die ich gleicherweiſe liebte, koſtete mir viele Tränen. Alle dieſe Wirklichkeiten, die ich nur halb ſah und verſtand, verwirrten und beunruhigten mich. Ich flüchtete mich mit doppeltem Entzücken in das Land der Träume und der Erfindung. Mein größtes

Glück war ein kleines Theater, das man uns geſchenkt hatte, und auf dem wir mittels Puppen, deren Rollen wir ſangen und ſprachen, große Opern und Dramen aufführten. Ich arbeitete wochenlang daran, um ſie mit dem größtmöglichen Luxus in Szene zu ſetzen, und es war mir ſo heiliger Ernſt damit, daß ich an einem Abend, wo wir die Euryanthe mit großem Pomp vor einem Publikum von Eltern und Geſchwiſtern gaben, den Vorhang fallen ließ und vor Schmerz weinte, weil mein jüngſter Bruder, der mit uns ſpielte, ſich in einer tragiſchen Szene einen dummen Spaß erlaubte. Dieſe Leidenſchaft für das Theater ſteigerte ſich noch, als wir ſelbſt anfingen zu ſpielen, meine jüngere Schweſter, ich und einige Freundinnen. Man ſagte mir, daß ich gut ſpiele, und ich fühlte mich durchaus in meinem Beruf. Ich träumte nur eins: eine große Künſtlerin zu werden.

Später habe ich in vielen intelligenten Kindern dieſe Leidenſchaft für das Theater gefunden, und ich glaube, man müßte viel Gewicht auf dieſes Element in der Erziehung legen, anſtatt es zu unterdrücken, wie man gewöhnlich tut. Ich glaube ſogar, daß man dabei ſehr wichtige Fingerzeige in bezug auf den Charakter und die Naturanlagen finden würde. Es gibt Kinder, die die bloße Maskerade, das Burleske, die Farce lieben, es gibt andere, denen der Ausdruck erhabner Geſinnung, des Heroismus Bedürfnis ſcheint. Vielleicht könnte man ſich auch dieſes Elements ſehr vorteilhaft beim Unterricht in der Geſchichte bedienen, und ſicher hätte ein Knabe, der Wilhelm Tell, Spartacus uſw. ein Mädchen, das die Jungfrau von Orleans, Iphigenie oder ſonſt heroiſche Perſönlichkeiten der Geſchichte ſelbſt dargeſtellt hätte, lebhaftere Eindrücke von allem, was ſich auf ſo hervorragende Geſtalten bezieht, als ihnen die Geſchichtsſtunde auf ihren Schulbänken geben kann. Und welch ein weites Feld für Jugendſchriftſteller, hiſtoriſche Stücke zum Vorteil der Erziehung zu ſchreiben, und für die Erzieher, die Aufführungen zu organiſieren!

Außer dem Theater waren es die Helden und großen Cha-

raktere der alten, beſonders der griechiſchen Geſchichte, denen meine heißeſten Sympathien galten. Ich las voll Eifer eine populär geſchriebene Weltgeſchichte in vielen Bänden und mit ziemlich guten Kupfern, die ſich in der Bibliothek meiner Mutter befand. Gewiſſe Geſtalten und gewiſſe Tatſachen ſind von da an für ewig meiner Erinnerung eingegraben geblieben. Wenn ich von dem glorreichen Tod des Leonidas und ſeiner dreihundert Braven las, wenn ich das Bild anſah, wo Epaminondas den Speer aus ſeiner Wunde zieht und den Freunden, die weinen, weil er keine Kinder hinterläßt, ſagt: „Laſſe ich euch nicht zwei unſterbliche Töchter, die Schlachten bei Leuktra und Mantinea?“ — wenn ich von Sokrates hörte, wie er dem Tode entgegenging, indem er ſeine Schüler über die erhabenſten Dinge belehrte — dann vergoß ich Tränen freudiger Rührung. Mein Herz erglühte mehr und mehr für alles, was den Stempel des Erhabenen trug, und ich kann in Wahrheit ſagen, daß der Kultus der Heroen die wahre Religion meiner Kindheit war.

Sechſtes Kapitel

Die erſte Revolution

Mein Vater war mit dem Fürſten in ein entferntes Bad gereiſt, wo der letztere eine Kur brauchen ſollte. Plötzlich verbreitete ſich die Nachricht, der Fürſt ſei dort gefährlich erkrankt. Man flüſterte ſich zu, die Wirklichkeit ſei noch ſchlimmer als die Nachricht, ja man ſprach von Todesgefahr. Das Land war in großer Aufregung. Die Nachrichten über die Julirevolution waren kurz zuvor aus Frankreich gekommen. Ein elektriſcher Strom durchzuckte Europa. Alle Elemente der Unzufriedenheit, die ſeit langem in den Völkern gärten, wollten an das Licht. Ich hörte zum erſtenmal das Wort Revolution.

Ich war von dem allem ſehr aufgeregt. Ein Vorgefühl von Dingen, die eine bis dahin ungekannte Wichtigkeit ahnen ließen, erfüllte mich. Aber wie es bei Kindern zu gehen pflegt,

ſo hatten meine Gefühle einen ganz perſönlichen Charakter: ich fürchtete Gefahren für meinen geliebten Vater. Die Unzufriednen im Lande erhoben ihre Stimme und ſagten, der Fürſt habe die Reiſe nur ſeiner Maitreſſe zuliebe unternommen, der man die Bäder verordnet hatte. Man klagte deshalb alle an, die ſich im Gefolge des Fürſten befanden, und mein Vater war die Hauptperſon darunter. Man behauptete auch, die Wahrheit werde verhehlt, um den legitimen Thronerben zu hindern, aus der Verbannung zurückzukehren. Endlich murrte man, daß das Land ſich in einem ſo kritiſchen Augenblick ohne Regierung befände. Die liberale Partei ſchrieb den Namen des Thronerben und ſeiner Mutter auf ihr Banner und verlangte ſtürmiſch deren Zurückberufung.

Meine Familie ſah voll Angſt die ſchweren Wolken, die ſich mehr und mehr über dem Haupt meines Vaters zuſammenzogen. Ich zitterte für ihn, ohne die ganze Tragweite der Ereigniſſe zu verſtehen, und ich erinnere mich ſehr wohl des Augenblicks, wo ich, von einer plötzlichen Eingebung erfaßt, mich zu Gott, als dem höchſten Helfer, wendete. Allein, die Augen zum Himmel erhoben, als ſollten ſie durch die Himmelsräume bis zum Thron des Allmächtigen dringen, richtete ich ein glühendes Gebet an ihn. Ich verſprach ihm, die einzige ſchlechte Neigung, deren ich mir bewußt war, zu überwinden, wenn er das Leben des Fürſten erhalten wolle, von dem, wie ich mir vorſtellte, die glückliche Heimkehr und die Ruhe meines Vaters abhing.

Man möge über dieſen kindlichen Vertrag lachen, wenn man will, aber es war das doch der Glaube, der Berge verſetzen kann, der bittet und ſich erhört fühlt. Gott nahm auch meinen Vertrag an. Es kamen beſſere Nachrichten, das Leben des Fürſten war außer Gefahr. Aber ehe er ſo weit hergeſtellt war, um reiſen zu können, waren Unruhen in mehreren Teilen von Deutſchland, und auch in unſerem Lande, ausgebrochen. Man wünſchte die Rückkehr des Fürſten, aber nicht die ſeiner Maitreſſe. Sie wurde an der Grenze in ſo bedrohlicher Weiſe empfangen, daß ſie es für beſſer fand, um-

zukehren. Der Fürſt kam allein in Begleitung meines Vaters. Es rührte mich ſehr, als ich ihn zum erſtenmal zu Fuß vom Schloß in das Miniſterium gehen ſah. Er war blaß, gealtert, ſein Gang unſicher, ſein Haar ergraut.

Wenige Tage ſpäter kehrten ſeine legitime Gemahlin, der Erbprinz und deſſen Schweſter zurück. Dieſe Menſchen, durch die engſten natürlichen Bande vereinigt, begegneten ſich wieder, nach jahrelanger Trennung, auf den Befehl ihrer Untertanen. Man feierte die Verſöhnung, von der die Herzen der Beteiligten nichts wußten, als ein öffentliches Feſt. Der Fürſt und ſeine Familie zeigten ſich den Volksmaſſen, die den großen Platz vor dem Schloß bedeckten, auf dem Balkon. Enthuſiaſtiſche Freudenbezeugungen empfingen ſie und ſteigerten ſich bis zum ausgelaſſenſten Jubel, als der Fürſt ein zweites Mal auf dem Balkon erſchien, umgeben von den Abgeſandten des Volks, unter denen ſich die fanatiſcheſten Liberalen befanden, und verſprach, was das Volk durch ihren Mund verlangt hatte: eine Konſtitution.

Mein Vater begab ſich nun mit Eifer an ihre Ausarbeitung. Er entwarf ſie auf ſo breiter und freier Grundlage, wie nur möglich. Aber er war tief gekränkt durch die ungerechten Angriffe, deren Gegenſtand er fortwährend, trotz ſeiner reinen Abſichten und ſeines unermüdlichen Eifers, war. Man beſchuldigte ihn, im Einverſtändnis mit der Maitreſſe gehandelt und bei der Verteilung von Gunſtbezeugungen an Leute, die es nicht verdienten, gegen die Fürſtin und den Erbprinzen intrigiert zu haben, kurz, das Inſtrument des Deſpotismus geweſen zu ſein, während er den deſpotiſchen Neigungen des Fürſten ſtets zum Beſten des Landes energiſchen Widerſtand geleiſtet und ſich des Beiſtandes der Maitreſſe nur bedient hatte, um Akte der Gerechtigkeit und Redlichkeit durchzuſetzen.

Wie oft hatte ich nicht meine Mutter mit tödlicher Angſt den Ausgang der Szenen im Schloß erwarten ſehen, wo mein armer Vater allein gegen die unbezähmbaren Leidenſchaften eines Menſchen, in deſſen Händen das Geſchick von Tauſenden

lag, kämpfte. Ich fing an die zu haſſen, die ihn verkannten, als ich ſah, wie die Sorge in ſeinem verehrten Antlitz Furchen zog und wie das wohlwollende Lächeln, das es ſonſt verſchönte, nie mehr darauf erſchien. Ich nahm leidenſchaftlich Partei für ihn gegen die Revolutionäre, doch wagte ich es nicht, im betrübten Familienkreis dem, was in meinem Herzen kochte, Luft zu machen. Konnte ich aber meinem Zorn nicht mehr gebieten, dann flüchtete ich mich in das Zimmer der Dienſtboten und hielt da glühende Reden über die Tugenden meines Vaters und die Bosheit ſeiner Feinde.

Der Herbſt kam; die Aufregung im Volke dauerte fort, und aufrühreriſche Szenen erneuerten ſich von Zeit zu Zeit. Der Fürſt hatte ſich in ſeine Sommerreſidenz zurückgezogen, die eine Stunde von der Hauptſtadt entfernt lag, unter dem Vorwande, daß ſeine Geſundheit der Ruhe bedürfe, in Wahrheit wohl aber nur, um ferner von dem Sitz des Aufruhrs zu ſein. Die älteſte ſeiner illegitimen Töchter, ein junges Mädchen von großer Intelligenz und edlem Charakter, war bei ihm. Die Fürſtin und der Erbprinz waren in der Stadt. Mein Vater befand ſich bei dem Fürſten in der Sommerreſidenz, doch kam er täglich zur Stadt gefahren, um im Miniſterium an dem Konſtitutionsentwurf zu arbeiten.

Mit Angſt erwartete ich jeden Morgen am Fenſter den Wagen, der ihn brachte, und es war mir tieftraurig, daß er kaum die Zeit hatte, uns zu begrüßen. Die Beſuche, die wir ihm in der Sommerreſidenz machten, waren auch wenig befriedigend. Wir mußten ſtets im geſchloſſenen Wagen fahren, denn das unwiſſende Volk ſchloß in ſeinen Haß gegen die einzig Schuldigen nicht nur meinen Vater ungerechterweiſe, ſondern auch ſeine ganze Familie ein, und wir konnten es erwarten, daß man unſern Wagen mit Steinen bewerfen würde, hätte man uns erkannt. Ich hatte gar keine Angſt wegen einer perſönlichen Gefahr, aber ich fühlte uns alle von einem traurigen, fürchterlichen Schickſal bedroht, und ich war tief beleidigt, daß die Unſchuldigen leiden mußten. Der ſchöne Aufenthalt meines Vaters, in dem ich ſo

viele glückliche Stunden der Kindheit verbracht hatte, erſchien mir jetzt wie eine Art Gefängnis, über dem eine düſtere Zukunft ſchwebte.

Eines Tages wurde die Stadt alarmiert durch die Nachricht, daß die verhaßte Maitreſſe heimlich auf dem Luſtſchloß angekommen ſei, daß man die Flucht des Fürſten vorbereite, daß man die Arbeit an der Konſtitution ſuſpendieren wolle, daß man einen Staatsſtreich beabſichtige, und was der Gerüchte mehr waren. Das war der Funken, der in die Pulvermine fiel. Im Nu waren die Straßen von tobenden Maſſen erfüllt, die ſich dann, unter der Leitung ihrer Führer, zu einem ungeheuren Zuge ordneten und mit Geſchrei und Drohungen der Sommerreſidenz zuzogen. Die meiſten Bewohner unſeres Hauſes waren ausgegangen, um die Ereigniſſe zu verfolgen und die Rückkehr der Volksmaſſen zu beobachten. Der jüngſte meiner Brüder, ein Knabe von ſechzehn Jahren, ein Diener und der alte Schreiber meines Vaters bildeten das ganze männliche Perſonal, das im Hauſe zurückblieb. Außerdem waren meine Mutter, die alte Tante, meine jüngere Schweſter, ich und einige Dienſtmädchen zu Haus. Im erſten Stock war die fürſtliche Kanzlei mit wichtigen Papieren. Der alte Schreiber ſaß darin wie ein Soldat auf ſeinem Poſten und erwartete die Ereigniſſe. Die Stadt war beinah leer, denn die lärmende Prozeſſion, die nach dem Luſtſchloß gezogen war, brauchte mehrere Stunden, ehe ſie zurückkehren konnte. Die übrigen Einwohner blieben ſtill in ihren Häuſern. Von unſeren Fenſtern aus konnte man die lange Straße hinunter bis zum Tor hinſehen, von wo der Weg zum Luſtſchloß führte. Nach einigen Stunden angſtvoller Erwartung hörten wir einen Lärm, dem fernen Rauſchen des Ozeans ähnlich. Bald ſahen wir eine dichte, ſchwarze Maſſe in der Ferne erſcheinen, die ſich langſam heranbewegte und die Straße ihrer ganzen Breite nach ausfüllte. Ein Mann von ungewöhnlicher Größe ging voraus und ſchwang einen dicken Stock in der Hand. Dies war ein Bäcker, der das Haupt der Bewegung geworden war. Plötzlich hielt er vor unſerem Hauſe ſtill und mit ihm

die ganze Maſſe, die ihm folgte. Er erhob ſeinen Stock gegen unſere Fenſter und ſtieß furchtbare Verwünſchungen aus. In demſelben Augenblick erhoben ſich Tauſende von Händen und Stöcken und Tauſende von Stimmen ſchrieen und brüllten. Kaum daß wir Zeit hatten, uns von den Fenſtern zurückzuziehen, ſo flogen ſchon große Pflaſterſteine gegen die Fenſter des erſten Stocks und einige erreichten ſogar den zweiten Stock, den wir bewohnten. Zu gleicher Zeit erfolgten heftige Schläge gegen die Haustür. Mein junger Bruder hatte die Geiſtesgegenwart gehabt, beim Herannahen der Volkshaufen die Türe zu ſchließen und die inneren Riegel vorzuſchieben. Die wütende Menge wollte die Türe mit Gewalt öffnen, und Gott weiß, welches unſer Schickſal geweſen wäre, wenn nicht zu rechter Zeit Hilfe gekommen wäre. Zwei junge Offiziere zu Fuß brachen ſich Bahn durch die Menge. Es waren der Erbprinz und ſein Adjutant. Sie ſtellten ſich vor unſere Tür und der Erbprinz richtete einige Worte an die Aufrührer, befahl ihnen auseinanderzugehen und ſich zu beruhigen, und verſprach, daß ihre gerechten Wünſche gehört und befriedigt werden ſollten. Dieſer Beweis von Mut machte einen großen Eindruck. Zu gleicher Zeit ſah man langſam eine Abteilung Kavallerie, den gezogenen Säbel in der Hand, die Straße herabziehen. Die Maſſen fingen an ſich zu zerſtreuen, indem ſie immer noch Verwünſchungen und Drohungen ausſtießen. Nachdem die Straße geſäubert war, kam der Prinz zu uns herauf, um meiner Mutter ſein Bedauern und ſeine Teilnahme auszuſprechen und ihren Dank zu empfangen. Am Abend waren die Zimmer meiner Mutter voller Menſchen. Freunde und Bekannte eilten herbei, um ſich nach unſerem Befinden zu erkundigen. Mehrere Anführer der liberalen Partei, in der Uniform der Nationalgarde, befanden ſich darunter.

So endete die lichterfüllte Zeit der erſten Kindheit unter den Donnerſchlägen, die einen großen Teil Europas erſchütterten. Die glückliche Sorgloſigkeit des erſten kindlichen Alters war vorbei. Ich hatte zum erſtenmal eine große

tragiſche Wirklichkeit ſich vor mir auftun ſehen, und ich hatte leidenſchaftlich Partei genommen in einem Konflikt, der allgemeiner Natur war. Natürlich war es für jetzt noch mein Herz, das mein Urteil leitete; es verſtand ſich, daß die, die ich liebte, recht haben mußten. Aber mein Blick fing an, einen weiteren Horizont zu umfaſſen. Ich begann Zeitungen zu leſen und den politiſchen Ereigniſſen mit großem Intereſſe zu folgen. Zwar ſpielte ich noch mit meinen Puppen, doch fühlte ich mich auf der Schwelle eines neuen Lebens. Ich hatte eine zweite Taufe empfangen durch die Hand der Revolution.

Siebentes Kapitel

Völlige Umwandlungen

Die Konſtitution war vollendet. Sie war in Wahrheit die freiſinnigſte aller deutſchen Konſtitutionen. Ihre Einführung ſollte mit großer Feierlichkeit geſchehen. Das Volk war trunken vor Freude. Überall ſah man die nationalen Farben (noch nicht die deutſchen Farben, denn die Idee der großen deutſchen Einheit war noch unter dem Bann), aber die meines engeren Vaterlandes, die früher auch verboten geweſen, weil ſie das Symbol zu freier Beſtrebungen waren. Die Nationalgarde vertrat an dieſem Tag überall die Soldaten. Der große Platz vor dem Schloß war dicht gedrängt voll Menſchen. Die Fenſter, die Balkons, die Dächer ſelbſt, waren mit Zuſchauern beſetzt. Als der Fürſt mit ſeiner Familie auf dem Balkon des Schloſſes als konſtitutioneller Monarch erſchien, empfing ihn ein nicht endenwollender Jubel.

Ich war ſehr von dem Schauſpiel ergriffen. Der Anblick einer ſolchen Menge, die von einem einzigen Gefühl, dem der Liebe und der Dankbarkeit erfüllt war, ſchien mir eine erhabene Sache, obgleich ich nicht recht wußte, wie ich dies Gefühl mit dem des Schreckens und des Haſſes vereinigen ſollte, das der Anblick dieſes ſelben Volkes mir kurz zuvor

eingeflößt hatte. Auch war der gute Eindruck nicht von langer Dauer, denn ich ſah bald, daß die Ungerechtigkeit des Volks gegen meinen Vater fortdauerte, gegen ihn, dem ſie hauptſächlich dieſe freiſinnige und ſo freudig bewillkommnete Konſtitution verdankten. Die Ehren, mit denen ihn der Fürſt überhäufte, entſchädigten ſein edles Herz nicht für den Undank des Landes, dem er ſeine beſten Fähigkeiten mit voller Hingebung gewidmet hatte. Ich erinnere mich ſehr wohl, wie er eines Morgens, eben aus dem Schloſſe zurückkehrend, in goldgeſtickter Uniform in das Zimmer meiner Mutter trat, mit tiefer Trauer im Antlitz, und ihr ſagte: „Ja, eine Exzellenz ſiehſt du vor dir, aber um welchen Preis!“ — Der Fürſt hatte ihn zum Miniſter gemacht und ihm das Großkreuz des Hausordens verliehen. Er aber wollte nicht länger im Lande bleiben und bat um einen Geſandtſchaftspoſten, der ihm auch, obwohl mit Widerſtreben ſeitens des Fürſten, zugeſagt wurde.

Der Gedanke einer vollſtändigen Veränderung unſeres Lebens ſtieg vor meiner Einbildungskraft auf. Ich ſollte die Spielplätze meiner Kindheit, meine Freundinnen, meine Stunden, alle Traditionen meines jungen Lebens verlaſſen! Indem ich an dieſe Trennung dachte, ſchien es mir, als würde mein Herz vor Schmerz brechen. Auf der anderen Seite aber entfaltete die Phantaſie ihre Flügel und eilte freudig dieſer unbekannten Zukunft zu, in der ich ſo viel Neues lernen, ſchauen, erleben würde.

Die Veränderung kam, aber in anderer Weiſe. Der Fürſt, der den Forderungen ſeines Volkes gezwungen nachgegeben hatte, ſah bald genug ein, daß er unfähig war, als konſtitutioneller Fürſt zu regieren, und die Nachricht verbreitete ſich, daß er entſchloſſen ſei, zu Gunſten ſeines Sohnes abzudanken. Wahrſcheinlich trug der Wunſch, ſich mit derjenigen, die er dem Willen des Volks hatte opfern müſſen, wieder zu vereinen, nicht wenig zu dieſem Entſchluß bei. Aber die Aufrichtigkeit, mit der er ſich ſelbſt beurteilte, war darum nicht minder lobenswert und ließ viele ſeiner Fehler vergeſſen. Einer ſeiner Kollegen im Abſolutismus, der Kaiſer Nikolaus

von Rußland, hatte eines Tages geſagt: „Es gibt nur zwei Regierungsformen: den Abſolutismus oder die Republik.“ Unſer Fürſt ſchien dieſe Anſchauung zu teilen, und da er die abſolute Macht nicht mehr ausüben konnte, zog er vor, als freier Menſch und einfacher Bürger zu leben.

Mein Vater, auf das dringendſte vom Fürſten aufgefordert, beſchloß, ſeinem einſtigen Spielgefährten in das freiwillige Exil zu folgen und den Staatsdienſt zu verlaſſen, der ihm ſo viel bittere Enttäuſchungen gebracht hatte. Der Entſchluß des Fürſten rief große Beunruhigung hervor, und man bemühte ſich, ihm entgegenzuarbeiten. Der Fürſt beſchloß, heimlich zu gehen, ehe man ihn daran verhindern könne. Er hinterließ ein Dekret, in dem er ſeinen Sohn für die Zeit ſeiner Abweſenheit zum Regenten ernannte und ſeine Rückkehr hoffen ließ. Mein Vater begleitete ihn.

Wir ſollten folgen, ohne daß irgend jemand es wüßte, denn der Haß des Volkes gegen unſere Familie ſchien ſich noch geſteigert zu haben ſeit der Abreiſe des Fürſten. Die geheimen Vorbereitungen für unſere, ich möchte faſt ſagen Flucht, hatten etwas Tragiſches. Wir konnten unſeren Freundinnen weder Lebewohl ſagen, noch ihnen Geſchenke als Andenken hinterlaſſen. Sogar die alte Tante durfte den Tag der Abreiſe nicht wiſſen; ihr hohes Alter erlaubte ihr nicht, uns zu folgen, und man fürchtete für ſie die unvermeidliche Aufregung der Trennung.

An einem Januarmorgen ſtanden wir alle vor Tagesanbruch auf, als alles ringsum noch ſchlief. Die Vorbereitungen waren während der Nacht gemacht, und der große Reiſewagen ſtand, mit vier Poſtpferden beſpannt, im Hof. Wir verließen leiſe und ſchweigend das Haus, ein jeder nahm ſtill ſeinen Platz im Wagen ein, und die Pferde ſetzten ſich in Bewegung. Wir fuhren durch die noch ganz menſchenleeren, ſchneebedeckten Straßen; über uns ſpannte ſich ein grauer, nebelverhüllter Himmel aus, kaum von der erſten Morgendämmerung erhellt, und jenem unbekannten Schickſal ähnlich, dem wir entgegengingen.

Sollte ich erfahren, daß dieſes Schickſal die natürliche Folge einer langen Reihe von Urſachen und Wirkungen iſt, die aus dem Zuſammenſtoß äußerer Umſtände mit unſerem individuellen Charakter und unſeren Handlungen entſtehen? Oder ſollte ich mich überzeugen, daß das Endziel der menſchlichen Schickſale im voraus von einem unerforſchlichen Willen gezeichnet iſt, der, indem er uns in abſurde Widerſprüche und grauſame Leiden verwickelt, dennoch nur unſer Beſtes will und uns von jenſeits der Wolken dazu leitet?

Zu jener Zeit glaubte ich an die letzte Hypotheſe!

Achtes Kapitel

Herumziehendes Leben

Ja, es war ein herumziehendes Leben, das für uns anfing und das ſich durch mehrere Jahre fortſetzte — ein Leben ohne beſtimmten Plan, ohne regelmäßige Studien, ohne irgend ein Syſtem. Es war das ein großes Unglück für mich, denn während dieſer Zeit erhielt die träumeriſche Richtung meiner Phantaſie ein ſolches Übergewicht, daß ich die Folgen davon mein ganzes Leben hindurch geſpürt habe. Ich bin überzeugt, daß, wenn ich in jener Zeit hätte ernſte, fortgeſetzte Studien machen können, meine Fähigkeiten ſich mit großer Macht entwickelt hätten, anſtatt ſich in der Spekulation und den Kämpfen der Einbildungskraft zu verbrauchen. Mich verzehrte ein brennender Durſt zu lernen und zu wiſſen. Wie viel Aufmerkſamkeit ſollte man in der Erziehung auf ſolch einen Durſt des erwachenden Geiſtes wenden und wie ſollte man bemüht ſein, ihn in der rechten Weiſe zu befriedigen! Es gehört gewiß zu den größten moraliſchen Martern, wenn ein junges Weſen ſich mit Inbrunſt zu den unbekannten Regionen des Wiſſens und des Ideals hinſehnt und weder Menſch noch Gott findet, um ſeinen Wunſch zu erhören und dieſen Schrei der Sehnſucht nach dem Manna in der Wüſte zu befriedigen. Das ſind die Märtyrer der erwachenden Intelligenz, die Führer und Antworten verlangen, und ſtatt

deſſen unter dem Druck der Mittelmäßigkeit, die ſie umgibt, oder der Laſttierarbeit, die man ihnen auferlegt, erſticken.

Meine vortrefflichen Eltern konnten zu der Zeit kaum dem Mangel an Unterricht abhelfen. Ihr eigenes Leben war entwurzelt. Der Fürſt, deſſen Schickſale mein Vater teilte, reiſte im ſüdlichen Deutſchland umher, ohne ſich irgendwo länger als einige Monate niederzulaſſen. Wir folgten ihm, und ſo fehlte immer die Zeit, einen Kurſus regelmäßiger Studien anzufangen. Von allen Kindern waren nur noch meine jüngſte Schweſter und ich bei meiner Mutter. Sie konnte ſich nicht entſchließen, ſich von uns zu trennen und uns in eine Penſion zu geben. Man beſchloß, eine franzöſiſche Gouvernante zu nehmen, die uns überall hin folgen könnte. Wir ſprachen noch nicht gut franzöſiſch, und dieſer Mangel wurde für mich eine Quelle großer Demütigung. In Frankfurt am Main, wo wir einen Winter zubrachten, konnten meine Eltern, die viele Bekannte da hatten, ſich den Beſuchen und Einladungen nicht entziehen. Auch meine Schweſter und ich wurden in den Kreis jugendlicher Bekanntſchaften gezogen und u. a. zu einem Kinderball eingeladen in einem der reichſten Häuſer der Stadt, in dem Luxus und verſchwenderiſche Üppigkeit herrſchten. Als wir aus dem Wagen ſtiegen, wurden wir am Fuß der Treppe von den zwei Söhnen des Hauſes, Knaben unſeres Alters, die mit Glacéhandſchuhen und dem Hut in der Hand dort harrten, empfangen und die Treppe hinaufgeführt. Ihre Schweſter, unſere junge Wirtin, war von einer bezaubernden Schönheit, ſprach mehrere Sprachen in größter Vollkommenheit, tanzte mit unbeſchreiblicher Grazie und beſaß ſchon völlig die Sicherheit und die Manieren einer vollendeten Weltdame. Sie empfing uns mit der vornehmen Höflichkeit einer ſolchen und ſtellte uns ſogleich mehreren ihrer jungen Freundinnen vor, die ihr, wenn auch nicht an Schönheit, doch an Eleganz der Manieren ähnlich waren. Sie ſchienen mir alle ſo überlegen, daß es mich förmlich erdrückte. Die Unterhaltung wurde faſt fortwährend in franzöſiſcher Sprache geführt, denn dieſe jungen Weſen, obgleich alle Deutſche,

ſprachen dieſe Sprache geläufiger wie ihre Mutterſprache. Ich konnte nur in Monoſyllaben antworten und beobachtete ein ängſtliches Schweigen, da ich nicht zu geſtehen wagte, daß ich noch ſo wenig Franzöſiſch wiſſe. Meine Demütigung aber erreichte den Gipfel, als der Tanz begann. Ich war ganz unbekannt mit all den modernen Tänzen, die auf einer eleganten Karte verzeichnet waren, die man mir überreicht hatte. Mich unter jene jungen Mädchen zu miſchen, die mit vollendeter Tanzkunſt ihre Pas ausführten, ſchien mir unmöglich. Ich beſchloß daher raſch, gar nicht zu tanzen, unter dem Vorwand, daß der Tanz mir Kopfweh mache, und blieb den ganzen Abend traurig an meinen Platz gefeſſelt, die glücklichen Geſchöpfe betrachtend, vor denen ich mich wie vernichtet fühlte, ich, die ich mich in meinen Träumen der heroiſcheſten Taten, der großmütigſten Hingebung fähig fühlte. Meine Schweſter, die unbefangner, weniger ehrgeizig und in dieſem Fall weiſer war, tanzte, brachte Verwirrung in die Kontertänze, lachte herzlich darüber, antwortete deutſch, wenn man ſie franzöſiſch anredete, und beluſtigte ſich ſehr. Ich kam enttäuſcht und traurig nach Haus, krank vor Verlangen nach dem, was mir plötzlich einen ungeheuren Wert zu haben ſchien — nach einer modiſchen Erziehung.

Ich begrüßte alſo den Plan, eine Erzieherin zu nehmen, bei der ich Franzöſiſch und überhaupt wieder regelmäßig lernen könne, mit Entzücken. Die Erzieherin kam, aber ſchon ihr Äußeres entſprach nicht der Idee, die ich mir von ihr gemacht hatte. Nicht nur, daß ſie von einer wirklich unangenehmen Häßlichkeit war, auch ihre Manieren hatten etwas ſo Angelerntes, ihre Höflichkeit war ſo konventionell, voller Phraſen und ſo ohne Herz, daß es mir höchſt unangenehm auffiel. Ich hatte zu viel Empfindung, um das für gute Manier zu halten. Ich beſtrebte mich jedoch, ihr mit Reſpekt entgegenzugehen, und war glücklich, als am erſten Tag ein Stundenplan gemacht und eine regelmäßige Zeiteinteilung feſtgeſtellt wurde. Leider gehörte nur kurze Zeit dazu, um mich zu überzeugen, daß ſie nicht die Perſon war, die meinen

Durſt nach Wiſſen befriedigen konnte. Sie wußte nichts, außer einem gewiſſen Katechismus, auf jedem Felde, wo ſie zu lehren unternahm. Eine Frage außerhalb dieſes Katechismus fand ſie ohne Antwort. Ich fühlte bald eine geheime Empörung gegen dieſes armſelige Lehren in mir aufſteigen und wandte mich, mit größerer Leidenſchaft denn je, zum Leſen. Wir mußten durch den Leſekurſus hindurch, den eine franzöſiſche Gouvernante damals unwiderruflich vorſchrieb: die Schriften von Mme. Cottin: Les enfants de l'Abbaye, Caroline de Lichtfield etc. Ich las das alles und lebte in einer eingebildeten Welt exaltierter Tugenden, furchtbarer Verfolgungen und Verbrechen, glorreicher Triumphe des Guten über das Böſe.

Meine Mutter, der Geſellſchaft ihrer erwachſenen Kinder und ihrer alten Freunde beraubt, verſchloß ſich mehr und mehr in ſich ſelbſt. Meine jüngere Schweſter, eine ſanfte, ruhige Natur, verſtand meine inneren Aufregungen und Qualen nicht. Ich fand mich allein mit allen brennenden Fragen meines Innern und wurde nervös und aufgeregt, ſo daß es endlich meine Geſundheit angriff. Ich hatte beſondere Erſcheinungen der Einbildungskraft, beinahe Halluzinationen. So konnte ich z. B. lange Zeit nicht von einem Verbrechen oder Laſter reden hören, ohne von einer grauſamen Aufregung erfaßt zu werden. Es ſchien mir, daß, weil ſo abſcheuliche Möglichkeiten überhaupt in der menſchlichen Natur vorkämen, ſie auch ſehr wohl im Grunde meines eigenen Weſens ſchlummern könnten. Dieſe eitlen Schrecken gewannen oft eine ſolche Stärke, daß ſie meinen Schlaf ſtörten und mich um ſo grauſamer quälten, als ich mit niemand davon ſprechen konnte. Das rechte Lernen allein hätte ſie zerſtreuen können; an dem reinen Lichte der Erkenntnis hätte ich, mit dem freien Gebrauch meiner Fähigkeiten, den Frieden gefunden.

Endlich konnte ich die geiſtloſe Mittelmäßigkeit des Unterrichts der Gouvernante nicht mehr aushalten und ſprach eines Abends ernſtlich davon mit meiner Mutter. Sie ſtimmte mir

bei und verſprach, ſie zu verabſchieden. Unglücklicherweiſe war die Perſon, die der Gegenſtand dieſer Unterhaltung war, im nächſten Zimmer geweſen und hatte alles gehört. Sie war ſehr böſe und verlangte augenblicklich ihre Entlaſſung. Ich war ſehr froh über den Erfolg, aber ich bedauerte die Art, wie ich ihn erhalten hatte. Irgend jemandem, wer es auch war, wehe zu tun, gehörte immer zu den traurigſten Dingen meines Lebens. Nachdem die Gouvernante einen ſehr kühlen Abſchied von uns genommen hatte, ſchrieb ich ihr einen Brief, in dem ich ſie bat, mir zu verzeihen.

Neuntes Kapitel

Wieder ein feſter Wohnſitz

Dem Wanderleben mußte endlich ein Ziel geſetzt werden. Man mußte einen Ort erwählen, um ſich niederzulaſſen. Dies konnte jedoch nur geſchehen, indem wir uns zeitweiſe wenigſtens von unſerem Vater trennten, der den Fürſten nicht verlaſſen konnte, der nie lange an einem Ort weilte. Meine Mutter entſchied ſich für die Stadt, wo meine älteſte verheiratete Schweſter lebte — die, die ich in meiner früheſten Kindheit ſo ſehr geliebt hatte. Es war die Stadt Detmold, die Hauptſtadt des kleinen Fürſtentums Lippe. Mein Vater verſprach, von Zeit zu Zeit zu längerem Aufenthalt uns dort zu beſuchen. Außerdem verſprach er uns feſt, daß, wenn alle Söhne in einer unabhängigen Stellung ſein würden, er ſeine Verpflichtung gegen den Fürſten auflöſen und ſich für immer mit uns vereinigen würde.

Ohne den Schmerz dieſer Trennung wäre ich über die Wahl des Aufenthaltes hochbeglückt geweſen. Das Familienleben meiner Schweſter war der Widerſchein ihrer engelhaften Natur; ihre Kinder glichen ihr an Sanftmut und Liebenswürdigkeit. Die Stadt, wo ſie lebte, war eine jener kleinen deutſchen Reſidenzen, die die Hauptſtadt eines Ländchens ſind, das für einen engliſchen Ariſtokraten nur ein mäßiger Grundbeſitz ſein würde. Es war eine hübſche, rein-

liche Stadt an einem der maleriſcheſten Punkte des nördlichen Deutſchlands gelegen, von Hügeln, mit herrlichen Buchenwäldern bedeckt, umgeben, an die ſich hiſtoriſche Erinnerungen ferner Vorzeit knüpften. Mein Schwager war eine der erſten Notabilitäten des Ortes; ſeine Familie gehörte zu den älteſten der kleinen Ariſtokratie des Ländchens. Er war von Kindheit auf der Freund und unzertrennliche Gefährte des regierenden Herrn geweſen, und nichts in den öffentlichen Angelegenheiten geſchah ohne ſeinen Rat.

Der Regent des kleinen Staats war ein ehrlicher Mann, gut von Herzen, aber etwas beſchränkten Verſtandes, und von einer über alles Maß gehenden Schüchternheit, die die Folge der langen Abhängigkeit war, in der ihn ſeine Mutter gehalten hatte. Dieſe, Fürſtin Pauline, eine Frau von überlegenem Geiſt und männlicher Bildung, war nahezu an zwanzig Jahre Regentin geweſen, da ihr Sohn ein kleiner Knabe war, als ſein Vater ſtarb. Sie allein unter allen regierenden Häuptern Deutſchlands wagte es, dem fremden Eroberer entgegenzugehen, um ihm die Sprache der Vernunft und Menſchlichkeit zu reden. War der Gefürchtete erſtaunt, daß eine Frau wagte, was die anderen nicht gewagt hatten? Hatte er einen anderen Beweggrund? Genug, er behandelte ſie mit Anerkennung und zog vorüber, ohne das kleine Ländchen und ſeine mutige Regentin zu beläſtigen.

Sie war eine Freundin der Wiſſenſchaften und der Literatur, berief mehrere ausgezeichnete Männer an ihren Hof und bemühte ſich, Aufklärung und Moralität in ihrem kleinen Lande zu verbreiten. An der Spitze eines großen Königreichs würde ſie eine Katharina die Zweite geweſen ſein, ohne deren Laſter. Das einzige, was ihr nicht gelang, war die Erziehung ihrer beiden Söhne, ihrer einzigen Kinder. Um ihnen die Grundſätze ſtrenger Moralität beizubringen, hatte ſie ſie dermaßen tyranniſiert und ſo lange wie Kinder behandelt, daß der älteſte, ſchon ſcheu und zurückhaltend von Natur, ein halber Wilder geworden war. Der zweite, ein leichtſinniger, ausſchweifender Menſch, hatte ſich, einmal von der mütter-

lichen Autorität befreit, einem liederlichen Leben ergeben. Er war im Militärdienſt aller möglichen Länder geweſen, hatte immer ſchlechten Betragens wegen den Dienſt verlaſſen müſſen, und ſein Bruder hatte ihn mehr wie einmal vom Schuldgefängnis losgekauft. Der älteſte, nach dem Tod der Mutter zur Regierung gelangt, führte ein wahres Einſiedlerleben. Seine Frau war ein gutes, ſanftes Weſen, die ſich der gänzlichen Zurückgezogenheit und der ſtrengen Lebensweiſe ihres Gatten unterwarf. Sie hatten viele Kinder und führten ein exemplariſches Familienleben. Ihr altes Schloß mit hohen Ecktürmen und kleinen Türmchen war von Gärten umgeben, die auf den alten Wällen gepflanzt waren, und dieſe umſchloß ein breiter Graben, auf dem Enten und Schwäne friedlich hauſten. Von der öffentlichen Promenade aus konnte man die fürſtliche Familie in dieſen Gärten ſpazieren gehn ſehn, aber niemals ſetzte ein Mitglied derſelben einen Fuß in die Straßen der Stadt. Ein oder zwei Mal im Jahr war ein Galadiner auf dem Schloß, zu dem auch die Damen, deren Rang ſie zu dieſer Ehre berechtigte, eingeladen wurden. An dem Tag, wo dieſes große Ereignis ſtattfand, rollten die Hofwagen in der Stadt umher, um die Damen abzuholen, da die Toiletten ſonſt zu ſehr gelitten hätten, weil es keine geſchloſſenen Wagen in der kleinen Stadt gab und man ſonſt in Geſellſchaften, ja auch auf Bälle, zu Fuß ging. Die Tafeln waren eine harte Aufgabe für den armen Fürſten; er mußte dann an all den Damen, die in einer Linie aufgeſtellt waren, vorüberdefilieren und einer jeden wenigſtens ein paar Worte ſagen. Steif wie ein Stück Holz in ſeine Uniform eingeſchnürt, die Lippen zuſammengepreßt, ſtammelte er mit ungeheurer Anſtrengung irgend eine Banalität über das Wetter oder über einen anderen ebenſo unbedeutenden Gegenſtand. Kaum hatte er eine Antwort erhalten, ſo ſchob er weiter und ſchien wie von einem ſchweren Druck befreit, wenn er glücklich bei den Herren angelangt war.

Er hatte bei alledem zwei Leidenſchaften, die ihn aus ſeiner Höhle herauslockten: die Jagd und das Theater.

Die herrlichen Wälder, die die kleine Reſidenz umgaben, waren voller Wild, deſſen einziger legitimer Jäger er war. Im Winter verging faſt kein Tag, an dem man nicht zwei oder drei fürſtliche Schlitten durch die Straßen der Stadt und über die ſchneebedeckten Landſtraßen fliegen ſah, die dieſe Nimrod-Familie in die Wälder entführte, alle zuſammen, die Eltern und die Kinder. Sie blieben den ganzen Tag im Walde. Der Fürſt und die älteren Söhne jagten; die Fürſtin mit den übrigen Kindern, in ihre Pelze eingehüllt, blieben entweder in den Schlitten ſitzen, oder gingen auf dem Schnee ſpazieren. Vergebens klagten die Lehrer, daß der Unterricht bei dieſer Lebensweiſe Schaden leide. Die geiſtige Entwicklung der Kinder wurde dem Familienleben und dem Wildpret geopfert.

Die zweite Leidenſchaft des Fürſten, die für das Theater, wurde auf Koſten der Revenüen des kleinen Staats befriedigt. Man flüſterte ſich wohl zu, daß die Ausgaben unverhältnismäßig groß wären, aber die Landſtände, die ſich unter der Regentin-Mutter noch regelmäßig verſammelt hatten, wurden von dem Sohn nie mehr einberufen. Niemand kontrollierte die Ausgaben. Die Freunde des Fürſten ſagten, man könne ihm doch das e i n e Vergnügen laſſen, da er übrigens ſo einfach und moraliſch lebte. Auch muß man ſagen, daß ſein Theater unter die beſten in Deutſchland gehörte, und daß die größten Künſtler es nicht verſchmähten, Vorſtellungen daſelbſt zu geben. Die beſten dramatiſchen Werke, ſowie die beſten Opern wurden mit einer ziemlich ſeltenen Vollendung gegeben. Es war demnach natürlich, daß das Theater der Mittelpunkt der Intereſſen und Geſpräche der kleinen Reſidenz war, und man kann nicht leugnen, daß es zur Quelle einer Art künſtleriſcher und intellektueller Erziehung wurde, die die Geſellſchaft weit über die anderer gleich großer Provinzſtädte erhob.

Nach dem Theater gab es noch eine andere Anſtalt, die zur Unterhaltung der Geſellſchaft diente, an der aber der Fürſt keinen Anteil hatte. Dies war eine Art Klub, dem man den

franzöſiſchen Namen „Reſſource“ gegeben hatte, anſtatt ihn einfach Verein oder etwas dergleichen zu nennen. Dort vereinigten ſich die Herren der Geſellſchaft; die Familienväter, beſonders aber die jungen unverheirateten Leute, verbrachten da einen großen Teil des Tages und faſt immer die Abende, um Zeitungen zu leſen, Karten und Billard zu ſpielen, Wein und Bier zu trinken, die Neuigkeiten der großen und kleinen Welt zu beſprechen und unglaubliche Maſſen von Tabakswolken in die Luft zu ſchicken. Am Sonntagabend war auch den Damen Zutritt geſtattet, und dann nahm das Ganze einen anderen Anſtrich an. Die Herren erſchienen im Frack, die Pfeifen und Zigarren verſchwanden, die älteren Herren und Damen ſpielten Karten, die jungen Leute unterhielten ſich mit Geſellſchaftsſpielen, mit Geſpräch und Tanz. Einmal im Monat war ein großer Ball.

In dieſer Weiſe ſchufen ſich die kleinen deutſchen Städte ein geſelliges Leben, da es keine großen Vermögen dort gab und die meiſten Einwohner Beamte mit Beſoldungen waren, die gerade nur für das Notwendigſte hinreichten. In ſolch einem Verein aber konnte ein jeder mittels eines kleinen Beitrages ſich mit ſeinen Bekannten treffen und die Freuden der Geſelligkeit genießen, ohne daß es ſeine Mittel überſtieg. Der Ton, der in dieſen Vereinen herrſchte, war ſicher nicht der letzte Ausdruck feiner geſelliger Bildung; aber da, wo, wie in dem Städtchen, von dem ich ſpreche, ein kleiner Hof, ein gutes Theater, ein treffliches Gymnaſium, eine gute Töchterſchule und einige Männer von Geiſt und Verdienſt in den Wiſſenſchaften ſich vorfanden, herrſchte doch eine gewiſſe Erhebung in den Ideen, die ſich den Manieren und dem Ton der Unterhaltung mitteilte. Meine Schweſter und ich gehörten noch nicht eigentlich der Geſellſchaft an, denn wir waren noch nicht konfirmiert, und dies war, wenigſtens damals, in Deutſchland das Signal für die jungen Mädchen, um in die Reihen der Erwachſenen eingeführt zu werden. Unſer Wanderleben hatte dieſen Vorgang etwas verſpätet, und wir bedurften noch eines ganzen Jahres Vorbereitung durch Religions-

ſtunden. Wir erhielten dieſe von dem erſten Prediger der Stadt. Dies war ein noch junger Mann, ſchön wie ein Chriſtus, mit einem Lächeln des Wohlwollens auf den Lippen. Er war nicht ſehr orthodox, hatte aber eine große Güte und eine ſanfte ſentimentale Religioſität, die ihn allen ſeinen Schülern wert machte, denn er war es, der die Jugend der Gemeinde konfirmierte. Seine Frau war eine höchſt ausgezeichnete Perſon, die Tochter eines der erſten Kirchenredner in Deutſchland. Sie war orthodoxer als ihr Mann, aber auch energiſcher und von größerer Intelligenz. Zugleich war ſie der Modelltypus einer Familienmutter. Da ſie nur ſehr beſcheidene Mittel hatte, um eine zahlreiche Familie zu erziehen, ſo erfüllte ſie ſelbſt die geringſten Pflichten des häuslichen Lebens und beſorgte mit einem Dienſtmädchen den ganzen Haushalt. Während ihre geſchickten Hände das Mittageſſen bereiteten, ſang ſie ein deutſches Lied für den Säugling, der neben ihr im Korbwägelchen lag. Wenn das Eſſen ſo weit gediehen war, daß das Feuer das Übrige tun konnte, rollte ſie den Wagen in die kleine Umzäunung, die man den Garten nannte. Hier fand ſie andere, etwas größere Kinder, die um einen Nußbaum, die einzige Zierde dieſes Platzes, herumſpielten. Die Zweige dieſes Baumes bildeten ein grünes Laubdach vor einem Fenſter des zweiten Stocks, an dem ein prächtiger Roſenſtock im Topfe blühte. Von Zeit zu Zeit erſchien das ſchöne, gute Antlitz des Predigers an dieſem Fenſter und lächelte von oben ſeinen Geliebten unten zu.

In dem Zimmer des zweiten Stocks, das von dieſem Zimmer erhellt wurde, begann nun ein wichtiger Abſchnitt meines Lebens. Es war das Arbeitszimmer des Predigers. Während eines ganzen Jahres gingen meine Schweſter und ich wöchentlich zweimal dorthin, um in den Dogmen der proteſtantiſchen Kirche unterrichtet zu werden.

Ich ging dieſem Unterricht mit wahrer Inbrunſt entgegen. Ich hoffte die Offenbarung der Wahrheit zu empfangen und das Geheimnis des Lebens — das Wort, das für immer mein Sein beſtimmen ſollte, zu finden. Die ruhige kleine Stube

mit ihren einfachen Möbeln und ihren Büchern; die Strahlen der Nachmittagsſonne, die in den Zweigen des Nußbaums ſpielten und einen Heiligenſchein um das Haupt des Lehrers bildeten — alles das hatte eine ſanfte, myſtiſche Harmonie, wie ein Echo der erſten Zeiten des Glaubens. Ich wähnte mich in einer andern Welt, in der Gegenwart Gottes ſelbſt. Ich fühlte mich ſtark, um den Kampf mit der Erbſünde zu beginnen, an die man mich glauben lehrte, mit der Welt, die dem Geiſt entgegengeſetzt iſt. Ich nahm es ernſt mit dem Heil meiner Seele. Ich wollte nicht bei den Worten ſtehen bleiben, ſondern die chriſtliche Askeſe in Wirklichkeit üben und den Sieg des Geiſtes über das Fleiſch erringen, den mir das Dogma als das Ziel der Vollkommenheit zeigte. Aber, gerade als wolle der Verſucher mich auf die Probe ſtellen, ſo fühlte ich zu gleicher Zeit die Liebe zum Leben und zu allem, was es Schönes bietet, in voller Stärke in mir erwachen. Der Dämon führte mich immer von neuem auf die Höhen, zeigte mir die Schätze des Daſeins und ſagte: alles das wollteſt du verlaſſen?

Man führte um dieſe Zeit meine Schweſter und mich ausnahmsweiſe auf einen Ball. Ich wurde von einem jungen Mann zum Tanz aufgefordert, deſſen Äußeres und deſſen Unterhaltung ſehr intereſſant waren. Ich weiß nicht, wie es zuging, aber ſein Bild nahm von dieſem Abend an Beſitz von meiner Einbildung und miſchte ſich in meine Träume. Ich ſah ihn ſehr ſelten und ſprach ihn noch ſeltener. Er konnte nie vermuten, daß er meine Gedanken beſchäftigte, und nicht von ferne ahnen, daß er jeden Tag mit dem ſtrengen Gott, der mein ganzes Herz verlangte, um die Sympathie, die es zu ihm hinzog, kämpfen mußte. Eines Tages erfuhr ich zufällig, daß er, gegen den Willen ſeines Vaters, einem ſehr hübſchen, aber oberflächlichen unintereſſanten Mädchen den Hof mache. Dieſe Entdeckung verurſachte mir vielen Schmerz, aber ſie änderte nichts an meinem ſelbſtloſen Gefühl. Ich betete nun für beider Glück und fand eine Gelegenheit mehr, den Dämon in mir zu überwinden, indem ich meiner glück-

lichen Rivalin jedesmal, wenn ich ihr begegnete, die freundlichſten Aufmerkſamkeiten erzeigte.

Zu gleicher Zeit ſchloß ich eine beſondere Freundſchaft inmitten der vielen freundſchaftlichen Beziehungen, die wir zu jungen Mädchen unſeres Alters hatten. Dieſe Freundſchaft entſprach dem exaltierten Zuſtand meiner Seele und trug dazu bei, ihn noch zu erhöhen. In dem Hauſe neben dem unſern, nur durch einen kleinen Garten getrennt, lebte eine Familie, in der zwei Töchter gleichen Alters mit meiner Schweſter und mir waren. Die jüngere war eine Schönheit. Der Vater, ein redlicher Geſchäftsmann, gehörte zu den Notabilitäten der Stadt. Die ältere der Schweſtern war ein Jahr älter als ich und bereits konfirmiert. Sie war ein blaſſes, ſanftes, ernſtes Weſen, ein Modell häuslicher Tugenden. Sie machte mir den Eindruck einer Heiligen. Als ſie ſich mir eines Tages näherte und mir, wie ſie ſagte, ihre Liebe und Bewunderung kund tat, war ich ganz verwirrt und beſchämt. Ich glaubte ſolche Anerkennung nicht zu verdienen, und ich fühlte mich ſogleich verpflichtet, ihr den Zuſtand meiner Seele zu offenbaren, ihr von den Kämpfen, die mich bewegten, zu ſprechen, von der inneren Empörung, die mich nur zu oft von dem chriſtlichen Ideal, das ich erreichen wollte, entferne. Ich legte dieſe Beichte ſchriftlich ab, denn ich hatte nicht den Mut, ſo ſchreckliche Dinge mündlich zu ſagen. Ich wollte ihre Neigung nicht beſitzen, indem ich ſie glauben ließ, ich ſei beſſer, als ich mir ſelbſt erſchien. Ich zog es vor, ihr die bittere Wahrheit zu ſagen, als wie ſie ein Glück finden zu laſſen, dem eine Enttäuſchung folgen mußte. Nachdem ich ihr alſo mein Herz geöffnet hatte, dachte ich, daß ihr erſter Blick mir zeigen müſſe, wie unwürdig ſie mich der Geſinnungen fände, die ſie mir bezeigt hätte. Wie groß war daher mein Erſtaunen, als ich eine Antwort erhielt mit einem dem meinen ganz ähnlichen Bekenntnis, nur noch viel ſentimentaler, viel unklarer! Von dieſem Augenblick nahm ich ihre Freundſchaft ohne Bedenken an. Ich fand einen großen Troſt in dieſen Herzensergießungen, in dieſer Möglichkeit,

mich in einem andern Gewiſſen wie in einem Spiegel zu ſchauen, mir aus der Kraft einer andern Seele einen Wall gegen die eigene Schwachheit zu machen. Ich begriff damals, welche Macht die Beichte in der katholiſchen Kirche werden mußte. Ich bewunderte dieſe Einrichtung, wennſchon ich ihren Mißbrauch verdammte. Es ſchien mir, als gehöre ſo viel moraliſcher Mut dazu, um einem anderen frei zu ſagen, was ſich im „Labyrinth der Bruſt“ bewegt, daß das allein ſchon die Sünde tilge.

Aber trotzdem entdeckte ich mit Grauen jeden Tag neue Abgründe von Skeptizismus in mir. Das Dogma der Erlöſung gab mir viel zu denken. So wie ich es mir erklären, mir eine logiſche, umfaſſende Anſchauung davon machen wollte, ſah ich nichts wie Widerſprüche. Gott, der die höchſte Weisheit und Güte ſein ſollte — konnte er den Menſchen mit der Fähigkeit zur Freiheit ſchaffen, indem er ihn zugleich zum blinden Gehorſam, zur ewigen Unterwerfung unter die abſolute Autorität verdammte? Er hatte ihm das Paradies gewährt mit der Bedingung, Sklave zu bleiben. Sobald der Menſch ſeine Individualität bejahte und ſich wahrhaft Menſch machte, indem er für ſich ſelbſt urteilte, wurde nicht nur er aus dem Paradies vertrieben, ſondern auch ſeine Nachkommenſchaft bis in das fernſte Glied, die doch keinen Teil an der Übertretung gehabt hatte. Alles das endlich war nach einer unwiderruflichen Vorherbeſtimmung ſo geordnet, damit ein einziger, der Gott war und zugleich auch nicht Gott, ſich opfere, um die Menſchheit von einer Sünde zu retten, die ſie nicht begangen hatte. Wo war denn das Verdienſt Chriſti, für den der kurze Moment des irdiſchen Leidens nichts war im Vergleich mit ſeiner göttlichen Ewigkeit, da er vom Kreuz aufſtieg in die Herrlichkeit zur Rechten Gottes? Dieſe letztere Idee hatte mich ſchon frappiert, als ich noch ein Kind war. Ich hatte noch niemals das Bedürfnis eines Mittlers und Erlöſers gefühlt. Es hatte mir immer geſchienen, als müſſe das Herz Gott ohne Vermittlung finden, ſich unmittelbar ihm vereinen.

Aber wie ſehr laſtete das Gewicht dieſer Widerſprüche, dieſer Fragen ohne Antwort auf meinem Gewiſſen! Wie fühlte ich mich unglücklich und verloren in dieſem Labyrinth von Gedanken, in dieſem Kampfe zwiſchen Vernunft und Glauben! Ich lag ſtundenlang auf den Knieen und betete mit heißen Tränen, daß Gott mir beiſtehen, mir den wahren Glauben geben, mich retten möge vor dem Elend eines denkenden Geiſtes, vor der Sünde der Logik, die ſo verderblich iſt für den blinden Gehorſam. Ich flehte ihn an, mir das myſtiſche Geſchenk der Gnade zu geben.

Nur meiner Freundin ſprach ich von den tiefen Erregungen, von den dunklen Kämpfen, die mich bewegten, aber immer ſchriftlich. Die Dienſtmädchen wunderten ſich über die Menge Briefe, die ſie von einem Nachbarhaus zum andern tragen mußten, während wir uns in kürzerer Zeit, als nötig war, ſie zu ſchreiben, hätten ſehen und ſprechen können. Die meinen waren meiſtenteils in Verſen, da mir die rhythmiſchen Formen damals viel geläufiger waren als die ungebundene Rede. Der Hauptgegenſtand dieſer Poeſien war der Wunſch nach dem Tode, der völligen Verſenkung in die abſtrakte Vollkommenheit, der Wunſch, frei zu werden von den irdiſchen Feſſeln, um mit entfalteten Flügeln dem Ideale zuzueilen. Der Wunſch nach dem Tode war zuweilen ſo ſtark in mir, daß ich meine ſchwankende Geſundheit, die meiner Mutter Beſorgniſſe einflößte, mit Befriedigung ſah.

So lange ich aber leben mußte, wollte ich ſtreng nach den Vorſchriften der Kirche leben. Ich nahm den Dualismus zwiſchen dem Geiſt und der Welt, von dem mir das Dogma ſprach, im Ernſt, und beſchloß, die Welt und ihre Verſuchungen zu fliehen. Ich begann damit, nicht mehr in das Theater zu gehen, das ich leidenſchaftlich liebte; ich verweigerte, die Meinen in Geſellſchaften zu begleiten. Sie verſtanden das nicht und hielten es für überſpannte Launen. Da erfand ich Vorwände, um zu Haus zu bleiben und der Qual zu entfliehen, ihnen den Zuſtand einer Seele zeigen zu müſſen, der ihnen krankhaft erſchien. Zuweilen bat ich ſie aber auch

mit Tränen, mir nicht zu zürnen, ſondern mir zu glauben, daß ich Gott mehr gehorchen müſſe als den Menſchen.

Jeden Sonntag ging ich regelmäßig in die Kirche. Da, vor allem, war ich ganz verſenkt in den großen Gegenſtand, der mich beſchäftigte; und ich verlor das Bewußtſein von allem, was mich umgab, und hing nur an des Predigers Lippen. Eines Tages machte mir eine ſehr weltliche Dame Komplimente über meine Frömmigkeit und ſagte, daß der Ausdruck der Andacht in meinem Geſicht die ganze Gemeinde erbaue. Das gab mir einen argen Stoß, und meine Unbefangenheit wurde für lange Zeit geſtört. Ein Gefühl der Eitelkeit miſchte ſich von da an unwillkürlich in meine Sammlung. Ich erfuhr zu der Zeit mehrere Male, welchen Schaden unbeſonnene und frivole Worte anſtiften können. Mein Schwager, der in dieſer Beziehung nicht ſehr ſkrupulös war, neckte mich eines Tages mit meiner Verehrung für meinen Religionslehrer und fügte mit ironiſchem Lächeln hinzu, daß man wohl wiſſe, weshalb die jungen Mädchen ſo gern Stunden bei ihm hätten. Ich antwortete nichts darauf, aber es verwundete mich tief. Das Gefühl der Ehrfurcht, das ich für den Prediger hegte, ſchien mir profaniert, und noch lange Zeit fühlte ich die Wunde, die mir die Frivolität geſchlagen hatte.

Die Freundſchaft, mit der die Frau meines Lehrers mich ehrte, wurde mir zu einem großen Troſt.

Die böſen Zungen der Stadt hatten viel gegen ſie zu ſagen, beſonders die, die es für das „ewig Weibliche" halten, die Intereſſen der Kinderſtube und des Haushalts mit in den Salon zu bringen, aus dem einfachen Grunde, weil ſie keine andern haben. Ich habe ſchon früher geſagt: die Frau des Predigers erfüllte ihre Pflichten im Hauſe mit höchſter Gewiſſenhaftigkeit, was ſie aber nicht hinderte, für den häuslichen Kreis und für ihre Freunde noch andere Gegenſtände des Geſprächs zu haben. Man beſchuldigte ſie der Affektation, weil ſie die Sprache eines gebildeten Geiſtes ſprach; man nannte ſie falſch, weil ſie mit allen Menſchen höflich war,

aber ſich nur wenigen ganz gab. Ich fand weder den einen noch den anderen Fehler an ihr, und ich genoß die Stunden, die ich bei ihr zubringen konnte, wie Stunden wahren Fortſchritts für mich. Sie behandelte mich mit großer Güte, als ſei ich ihr ebenbürtig an Intelligenz und Erfahrung. Meine Beziehungen zu der Familie beſchränkten ſich damals auf die Eltern, denn die älteſte Tochter, die mir im Alter nahe ſtand, beendete ihre Erziehung im Hauſe ihres Großvaters in einer anderen Stadt, und die zweite Tochter war noch ganz Kind. Zuweilen, wenn ich in das Zimmer der Mutter trat, ſah ich einen jungen Menſchen, kaum erſt Jüngling, bleich und ſcheu, an einem Schreibtiſch ſitzen und arbeiten. Gewöhnlich ſtand er auf, wenn ich kam, grüßte linkiſch, ohne aufzuſehen, und verſchwand. Es war der älteſte Sohn.

Unſer Lehrer wünſchte, daß wir die letzte Zeit vor der Konfirmation an den Stunden teilnähmen, die er den Kindern, die konfirmiert werden ſollten, in Gemeinſchaft gab. Mich rührte und erfreute dieſer Wunſch. Ich hatte niemals den Reiz empfunden, mit andern, außer meiner Schweſter, zuſammen zu lernen. Es ſchien mir ſchön, gerade bei dieſer Gelegenheit zum erſtenmal in eine Gemeinſchaft einzutreten, deren meiſte Mitglieder in der Geſellſchaft weit unter mir ſtanden, vor Gott aber meinesgleichen waren. Die meiſten der ſechzig Kinder, Knaben und Mädchen, waren einfache Bauernkinder. Ich nahm mit lebhafter Freude meinen Platz zwiſchen ihnen auf den Holzbänken ein und vergaß darüber, daß das Zimmer klein und von einer Luft erfüllt war, die durch die Ausdünſtungen der oft unreinlichen und feuchten Kleider dieſer armen Kinder, die in jedem Wetter vom Lande hereinkamen, verpeſtet war. Meine Geſundheit, wie ſchon geſagt, war ſehr zart; aber ich würde mich ſelbſt verachtet haben, hätte ich meine Schwäche und meinen Widerwillen nicht überwinden können. Da fühlte ich mich ſo frei, als ich in anderer Geſellſchaft ſchüchtern war. Meine Zweifel, meine Bedenken waren eine Sache für ſich; was die Dogmen und die Lehre anbetraf, ſo wußte ich alles vollkommen. Auch

war ich ohne Furcht, als der Tag des öffentlichen Examens kam. Es war mir eine heilige Pflicht, vor der Gemeinde Rechenſchaft davon abzulegen, daß ich den Inhalt der chriſtlichen Lehre kenne und es verdiene, aufgenommen zu werden. Die Kirche war gedrängt voll Menſchen; ich gab meine Antworten mit feſter Stimme, und man ſagte mir nachher, man habe mich in der fernſten Ecke der Kirche verſtanden. Zu Haus freute man ſich meines Erfolgs. Mir aber war das noch keine Befriedigung. Das Unendliche zu erfaſſen, die Offenbarung der ewigen Wahrheit zu erhalten, durch die göttliche Gnade in ein neues ideales Weſen, ohne Fehler und Flecken, verwandelt zu werden, das war es, was meine Seele wünſchte, was ich in dieſer letzten feierlichen Woche, die der Konfirmation vorausging, zu erlangen hoffte. Wenn ich mein Leben hätte als Opfer darbringen oder mich mit Wolken hätte umgeben können, die mir den Anblick der wirklichen Welt entzogen hätten, ich hätte es getan. Ich hätte mit einem Schritt die geheimnisvolle Brücke des Todes überſchreiten mögen, um mich im Schoße der abſtrakten Vollkommenheit wiederzufinden.

Die Hauptzeremonie ſollte am Sonntag ſtattfinden. Den Freitag vorher hatten wir die letzte Stunde. Unſer Lehrer war ſehr gerührt; er ſprach uns mit Tränen in den Augen von der Heiligkeit und Wichtigkeit des Aktes, dem wir entgegengingen. Dieſer treffliche Mann, wenn er auch meinen Verſtand nicht immer befriedigen konnte, wußte doch immer mein Herz zu rühren. Ich war ſo von Begeiſterung ergriffen, daß ich mir die großen Kämpfe und Opfer, die heroiſchen Taten erſehnte, um die Tiefe meines Eifers zu bewähren.

Unſer Lehrer verlangte eine geſchriebene Beichte unſerer Überzeugungen von uns. Ich ſchrieb die meinige mit ſoviel Aufrichtigkeit als möglich. Aber wie hätte ich ihm in dieſem letzten Augenblick alles ſagen können? Wie hätte ich ihm entſchleiern können, daß in der Tiefe meines Geiſtes eine Stimme gegen das meiſte, was er uns mit ſo viel Sorgfalt gelehrt hatte, proteſtierte und daß, trotz der Inbrunſt und Auf-

richtigkeit meiner Beſtrebungen, ich vielleicht weiter davon entfernt war, ein ergebenes Mitglied der Kirche zu ſein, als die Bauernkinder, deren Gleichgültigkeit ihn betrübte? Dann aber lebte ich auch der Hoffnung, daß Gott ſich mir in der entſcheidenden Stunde offenbaren werde, daß er mir, wie dem Paulus, den ſiegenden Glauben geben werde, den ich noch nicht hatte.

Mein Lehrer war völlig befriedigt von dem, was ich geſchrieben hatte.

Am Sonnabend gingen wir mit allen Mitgliedern unſerer Familie zur Kirche, um der Vorbereitung für das Abendmahl beizuwohnen, an dem meine Schweſter und ich zum erſtenmal, unmittelbar nach der Konfirmation, teilnehmen ſollten. Mir war das der wichtigſte, aber auch der geheimnisvollſte Teil des ganzen Vorgangs. Ich hatte unaufhörlich die Fragen meines ſkeptiſchen Dämons auszuhalten, der mir die Erklärung des Wunders der Transſubſtantiation abverlangte. Ich fühlte ſehr wohl, daß ich nicht fragen dürfe — daß das Wunder eben nur exiſtiere, ſolange man nicht frage, ſondern glaube.

Ich hörte der ermahnenden Vorbereitung mit tiefer Sammlung zu. Aber als der Prediger die Formel des Rituals las: „Wer unwürdig iſſet von dieſem Brot oder trinket von dieſem Wein, der ißt und trinkt ſich ſelbſt zum Gericht" — da überfiel mich ein tödlicher Schreck. Als er danach die Verſammelten fragte, ob ein jeder ſeine Sünden aufrichtig bereue und zum Tiſche des Herrn mit dem Wunſche gehe, losgekauft zu werden durch ſein Blut, und als alle feſt mit „Ja!" antworteten, war ich ſo beſtürzt, daß mir das Wort auf den Lippen erſtarb. Ich zitterte und litt Höllenpein. Wir verließen die Kirche, mir ſchwamm alles vor den Augen wie ein Traum. Meine Mutter und Schweſtern waren ruhig und heiter. Die Unterhaltung am Abend war wie alle Tage; man ſprach gar nicht von dem Vorgegangenen, noch von dem am folgenden Tag Bevorſtehenden. Man ſchien gar nicht daran zu denken, daß man am Vorabend eines furchtbaren Gerichts

ſtand, das für die Ewigkeit entſcheiden konnte, während ich gebeugt, vernichtet war unter der furchtbaren Verantwortung, mit der man meine Seele beladen hatte. War ich würdig, von dieſem Brot zu eſſen, von dieſem Wein zu trinken? War ich ſo feſt im Glauben, wie es die Kirche verlangte? Hundertmal war ich auf dem Punkte zu rufen: Nein, nein, ich bin nicht würdig; ich liebe die Welt, die Sonne, die Erde, die Blumen, die Vergnügungen, die Jugend, die Schönheit; ich habe Durſt nach Glück! Ich kenne das Myſterium der Erwählten nicht; ich begreife nicht, warum in mir zwei Weſen ſind, das eine gut, edel, zur Seligkeit fähig — das andere verloren und verurteilt für ewig.

Aber die Furcht, nicht verſtanden, einfach für krank oder für toll gehalten zu werden und den Frieden der anderen zu ſtören, ſchloß mir den Mund. Ich ging in mein Zimmer, warf mich auf die Kniee und flehte zu Gott um Hilfe. Am folgenden Morgen erwachte ich ruhiger.

Wie es in Deutſchland Sitte iſt, daß bei der Konfirmation die jungen Mädchen der beſſeren Stände zum erſtenmal ein ſchwarzſeidenes Kleid anziehen, ſo geſchah es auch bei uns, und dieſer feierliche Anzug beruhigte mich und tat mir gut. Unſere Jungfer gab ſich beſondere Mühe mit unſerer Toilette, als wenn es ſich um ein weltliches Feſt handle, und ſchwätzte dabei mehr als gewöhnlich. Es widerſtrebte mir, doch zog es mich unwillkürlich etwas von meinen Gedanken ab. Als die Stunde da war, ſagte ich meiner Mutter mit tiefer Bewegung Lebewohl, indem ich ſie bat, mir meine Fehler zu vergeben. Meine Schweſter und ich mußten uns in das Haus des Predigers begeben, ehe wir zur Kirche gingen. Dort war alles mit Blumen beſtreut. Unſer Lehrer empfing uns in ſeinem prieſterlichen Talare und redete ſo liebevoll und eindringlich zu uns, daß ſelbſt die gleichgültigſten unter den Kindern Zeichen der Rührung gaben. Als die Glocken der nahen Kirche anfingen zu läuten, ſetzte ſich unſere Prozeſſion in Marſch, unſer Lehrer voran, wir alle ihm folgend, zu zwei und zwei. Der Weg vom Pfarrhaus zur Kirche war mit

Blumen beſtreut, die Kirche war damit geſchmückt. Der Geſangverein der Stadt, in dem ſich einige unſerer beſten Freundinnen befanden, grüßte uns mit einem ſchönen Geſang. Ich fühlte mir Flügel wachſen, ich betete zu Gott, daß er dieſe Stunde ſegnen möge für mein ganzes Leben. Die Predigt, von derſelben Stimme vorgetragen, die mein Herz ſo oft gerührt hatte in der kleinen grünen Stube, machte mich ruhig. Als der Prediger nach derſelben uns unſer Glaubensbekenntnis abfragte, ſprach ich mein: „Ja!“ mit feſter Zuverſicht. Dann kniete ich mit den andern vor ihm nieder, um ſeinen Segen zu empfangen. Er legte uns die Hände auf das Haupt, nahm uns auf als Mitglieder der proteſtantiſchen Kirche und ſegnete einen jeden mit einem beſonderen Bibelſpruche ein. Mir ſagte er: „Sei getreu bis in den Tod, ſo will ich dir die Krone des Lebens geben.“ Mein Herz wiederholte als feierliches Gelübde: Getreu bis in den Tod! Der Chor von oben grüßte die jungen Chriſten abermals mit einem Siegesgeſang. Wir kehrten nicht mehr auf die Konfirmandenbänke, ſondern zu unſeren Eltern und Verwandten zurück, um zu erwarten, bis die Kirche ſich geleert haben würde von allen, die am Abendmahl nicht teilnehmen wollten.

Als nun der klagende Geſang vom „Lamm Gottes unſchuldig“ ſich erhob, der durch die Kirche wie mit einem geheimnisvollen Schauer vor dem Myſterium, das ſich nun offenbaren ſollte, tönte, da kehrten mir Angſt und Zweifel zurück. Die Stunde der Entſcheidung war gekommen. Mein Herz ſchlug in heftigen Schlägen, die Stimme hätte mir verſagt, um zu rufen: „Nein, nein, ich kann nicht, ich habe nicht den rechten Glauben!“

Unwillkürlich ließ man meiner Mutter und meiner älteren Schweſter den Vortritt, denn ſelbſt in der Kirche verliert ſich das Gefühl der ſozialen Unterſchiede nicht. Meine jüngere Schweſter und ich folgten. Ich näherte mich dem Altar mit niedergeſchlagenen Augen, die äußere Welt war mir verſchwunden. Ich erwartete das Myſterium des Kreuzes, des Lebens im Tode, im Glanze himmliſcher Glorie vor mir zu

ſehen. — Ich empfing das Brot aus den Händen meines Lehrers und hörte die Worte: „Nehmet und eſſet, dies iſt mein Leib, der für euch gebrochen wird zur Vergebung der Sünden.“ — Ich berührte mit meinen Lippen den Kelch, eine Stimme ſagte mir: „Dies iſt mein Blut, das vergoſſen wird zur Vergebung für viele.“ — Aber in meinem Innern ging keine Wandlung vor, kein Myſterium wurde mir offenbar, kein Gott war da, mich in die Herrlichkeit des Himmels, in die Reihen der Erwählten einzuladen!

Ich war verworfen, verurteilt für ewig! Wie ich nach Hauſe kam, wie ich das Elend dieſes Tages überlebte, wie es mir gelang, mein tiefes Leiden den Augen meiner Familie zu entziehen — ich weiß es nicht. Ich weiß nur noch, daß die unſchuldigen Augen meiner kleinen Nichten, die ich unendlich liebte, mir zu ſagen ſchienen: „Was willſt du verlorener Engel in unſerm Paradies?“

Zehntes Kapitel

Von innen nach außen

Das unmittelbare Reſultat dieſer furchtbaren geiſtigen Kämpfe war die abſolute Erſchöpfung und die Unfähigkeit, für den Augenblick wenigſtens, noch weiter zu kämpfen. Auf dieſe Weiſe hatte ich eine Art von Frieden, den ich für eine ſpäte Antwort auf meine Bitten hielt, und ich fing wieder an, etwas zu hoffen. Ich war nun ganz frei, über meine Zeit zu verfügen. Die Vermögensverhältniſſe, in denen wir lebten, verpflichteten uns nicht, wie die meiſten unſerer Freundinnen, uns im Detail mit dem Haushalt zu beſchäftigen. Ich widmete den größten Teil meiner Zeit dem Leſen, der Malerei, der Muſik; aber ein guter Teil davon gehörte auch den Spaziergängen und dem Aufenthalt im Freien, denn meine Liebe zur Natur hielt der Liebe zum Studium ſtets das Gleichgewicht. Ich durchſtreifte die lieblichen Umgebungen der kleinen Reſidenz, bald mit den Meinen, bald allein, mit der glücklichen Freiheit, die, wenigſtens damals noch, die jungen

Mädchen in Deutſchland, beſonders in den kleinen Städten genoſſen, da es unerhört geweſen wäre, daß ein junges, beſcheidenes Mädchen beleidigt würde, weil ſie unbegleitet war. Meine Schweſter fand es oft ſonderbar, daß ich, wenn wir bereits unſern Morgenſpaziergang gemacht hatten, mich von der leuchtenden Nachmittagsſonne noch einmal unwiderſtehlich in das Freie gelockt fand. Sie konnte es nicht wiſſen, daß ich die Natur nötig hatte, um das Gleichgewicht in mir herzuſtellen; daß ich mir tauſenderlei Troſt ſchöpfte aus Sonnenſtrahlen, grünen Wäldern, blühenden Wieſen, weiter Fernſicht von ſchwellenden Höhen. Ich hätte ſogar noch viel mehr von dieſer Arznei der Seele, zu der mein natürliches Verlangen mich führte, haben müſſen. Ich hätte auf dem Lande leben, in Garten und Feld arbeiten, mich mit Naturwiſſenſchaften beſchäftigen müſſen, um noch mehr des beruhigenden Einfluſſes, den die Natur auf mich übte, zu genießen. Wie ſehr müßten die Erzieher auf ſolche Inſtinkte, auf ſolche eingeborenen Bedürfniſſe achten und ſie zu befriedigen ſuchen! Wie viele Kräfte ſparte man dadurch für die Zukunft!

Mein Verhältnis zu meiner jüngeren Schweſter war ganz beſonderer Art. Sie war nur ein Jahr jünger als ich, wir waren zuſammen erzogen, ganz gleich behandelt bis in alle Einzelheiten hinein, wir hatten uns nie getrennt, die Freunde des Hauſes nannten uns die „Unzertrennlichen", wir liebten uns zärtlich. Dennoch waren unſere Naturen ſich ganz entgegengeſetzt. In allem, was ihr inneres Leben betraf, war ſie von einer Zurückhaltung, die mir bitter weh tat. Ich wußte nichts von dem, was in ihr vorging während der Ereigniſſe, die ſo große Revolutionen in meinem Leben machten. Zu der Zeit, von der ich ſpreche, taten tauſend Stimmen tauſend Fragen in mir, auf der ganzen Leiter des Daſeins. Ich bedurfte es, mein Herz in voller Freiheit zu öffnen und derſelben Offenheit zu begegnen. Meine Schweſter konnte im Gegenteil ſtundenlang ruhig mit mir wandern, ohne zu ſprechen; oder ſie ſprach von gleichgültigen Dingen. Das

quälte mich ſehr und ich flüchtete mich zu meiner Freundin. Da aber war es mir vorbehalten, zum erſtenmal eine Erfahrung zu machen, die ſich in der Folge öfter wiederholt hat. Dieſe Freundin war die Veranlaſſung, daß man mich unbeſtändig in meinen Zuneigungen ſchalt, ein Vorwurf, den ich nicht verdiente. Ich will mich deshalb nicht rechtfertigen, nur einfach die Sache erzählen, wie ſie zuging.

Die ganz beſondere Stimmung, in der jener Freundſchaftsbund geſchloſſen war, hatte nun ſchon einer Menge anderer Intereſſen Platz gemacht, ohne daß ich mir deſſen noch recht bewußt war. Mein Erkennen war bereit, die Chryſalide zu verlaſſen, die es umſponnen hielt, und ſeine Flügel zu entfalten. Das Erkennen meiner Freundin blieb im Gegenteil in jenem Übergangsſtadium zurück, vielleicht, weil ſie nicht die Kraft hatte, darüber hinauszugehen. Ihre ſentimentale Zärtlichkeit fing an, mir beſchwerlich zu werden. Sie blieb beim perſönlichen Gefühl ſtehen. Ich hätte dieſe Neigung nur bewahren können, wenn ich deren Gegenſtand mit mir zu neuen Phaſen geiſtiger Entwicklung, zu größerer Klarheit, zu kühneren Entdeckungen hätte fortreißen können.

In der Freundſchaft und der Liebe iſt es wohl wie in der Kunſt. Es muß Geheimnis da ſein. Das Kunſtwerk, das uns nicht jedesmal, wenn wir uns darein verſenken, neue Offenbarungen gibt, wird bald aufhören, uns anzuziehen. Das Weſen, deſſen Seele uns nicht fortwährend neue Schätze erſchließt, wird uns gleichgültiger werden. Die wahre Liebe, die wahre Freundſchaft ſind unzertrennlich von der unabläſſigen Enthüllung neuen inneren Reichtums.

Ich konnte mich nicht bei Gefühlen aufhalten, wenn meine Intelligenz neue Aufſchlüſſe ſuchte. Ich ſah es, daß ich die Zärtlichkeit meiner Freundin verwundete, ſie ließ mich ihre Gereiztheit, ihre Eiferſucht ſogar fühlen, wenn ſie zu bemerken glaubte, daß ich mich mit anderen jungen Mädchen mehr unterhielt als mit ihr. Ich litt darunter, ſie leiden zu machen, aber ich konnte dabei nichts ändern. Ich war noch weit davon entfernt, beruhigt zu ſein in Beziehung auf die

dogmatiſchen Fragen. Ich konnte niemals vom Sakrament des Abendmahls reden hören, ohne jenes innere Grauen vom Tage der Konfirmation wieder zu empfinden. Zum Glück beobachtete meine Familie die kirchlichen Zeremonien nicht ſehr genau. Es war während langer Zeit gar nicht die Rede davon, den heiligen Akt zu wiederholen. Aber ſchon beſchäftigten mich dieſe Fragen nicht mehr ausſchließlich. Ich hatte mich mit Leidenſchaft dem Studium der Geſchichte und der Literatur hingegeben. Die Schriften zweier Frauen übten damals einen großen Einfluß auf mich aus, die Bücher Bettinas von Arnim und Rahels. Der ernſte, philoſophiſche, keuſche und großartige Geiſt Rahels war mir ſympathiſcher und bewegte mich tief. Aber die poetiſchen, zauberiſchen Phantaſien Bettinas verſetzten mich in „Sommernachtsträume". Sie trug dazu bei, das phantaſtiſche Element, das in mir war, zu entwickeln, das ich, vom asketiſchen Geiſt des chriſtlichen Dogmas getrieben, gewaltſam in mir hatte erſticken wollen.

Ich fand mich doch mehr denn je in einem ſonderbaren Dualismus. Von der einen Seite war ich ein glückliches Weſen, mit vielfachen Kräften begabt, fähig, mir eine reiche Zukunft zu ſchaffen; von der anderen Seite, wenn der Zweifel und der asketiſche Geiſt wieder die Oberhand gewannen, klagte ich mich bitter eingebildeter Fehler an und verzweifelte an mir ſelbſt.

Um dieſe Zeit las ich zum erſtenmal „Wahrheit und Dichtung". Goethe erwähnt in ſeiner Jugend ähnlicher Kämpfe und ſagt, daß er ſie beendigt habe, indem er die ſpekulative Richtung verließ und ſich ganz von „innen nach außen" wandte. In ſeinen Geſprächen mit Eckermann ſagt er dasſelbe: „Jedes tüchtige Streben wendet ſich von innen heraus auf die Welt." Dieſe wenigen Worte retteten mich. Was die Myſterien der Kirche nicht gekonnt hatten, das tat der klare, plaſtiſche helleniſche Geiſt unſeres größten Dichters. Ich beſchloß, zu tun, wie er: mich aus den Abgründen des Herzens, der unfruchtbaren Spekulation, zur Betrachtung der

Welt, zum Licht, das den Wiſſenſchaften entſtrömt, zur nütz-lichen und praktiſchen Tätigkeit hinzuwenden.

Später verſtand ich, welches die zwei poetiſchen Typen dieſer verſchiedenen Strömungen in der menſchlichen Natur ſind, die ſich wohl, in höherem oder geringerem Grade, in jedem inhaltsvollen Leben finden: Goethes Fauſt und Byrons Manfred.

Meine Geſundheit war fortwährend ſchwankend und ich verbrachte einen Teil dieſer ſchönſten Jugendjahre in großen Leiden. Der Gedanke eines frühzeitigen Todes war mir immer gegenwärtig und hatte nichts Erſchreckendes für mich. Ich las ein Wort von Ninon de l'Enclos, die, im ſechzehnten Jahr zum Sterben krank, den ſie beweinenden Umſtehenden ſagte: „Warum weint ihr? Ich laſſe ja lauter Sterbliche zurück.“ — Dieſes Wort gefiel mir und kam mir oft in die Erinnerung. Ich war ſehr ruhig und ſehr ſanft geworden, erfreute mich eines großen inneren Friedens und liebte den Frieden über alles. Man hatte mir ſogar in der Familie aus Scherz den Beinamen „die Verſöhnung“ gegeben, denn es war mir ein Bedürfnis, alle kleinen Familienzwiſtigkeiten zu ſchlichten und alle, die mich umgaben, durch Liebe und Sanftmut zu vereinen. Ich hatte einen wahren Kultus für das Familienleben. Zuweilen, wenn ich, Arm in Arm mit meiner älteſten Schweſter, dem Engel meiner Kindheit, im Zimmer auf- und abging, genoß ich mit Entzücken die Empfindung der Schweſterliebe. Ich liebte meine kleinen Nichten außerordentlich und widmete ihnen viel von meiner Zeit. Aber ich liebte auch die geſelligen Freuden, ohne länger gegen dieſe Neigung anzukämpfen. Der Tanz beſonders war mir eine wahre Freude. Wenn ich nicht leidend war, gab ich mich dem Vergnügen des Tanzes hin. Meine jüngere Schweſter war ſehr hübſch und wurde ſehr gefeiert. Zuweilen beneidete ich ſie ein wenig, aber im ganzen freute ich mich, nicht ſchön zu ſein, weil ich ſo der Gefahr der Eitelkeit entging. Es war keine Koketterie in meiner Natur; meine Beſcheidenheit im Anzug ging oft bis zur Übertreibung, und ich

wurde öfter deshalb geneckt. Aber ich fand es ſo verächtlich, körperliche Reize ſichtbar werden zu laſſen, um Bewunderung zu erzielen, daß ich noch lieber etwas lächerlich erſchien. Außerdem dachte ich auch, daß nichts tadelnswerter iſt, als Gefühle zu wecken, die man nicht teilen will. Kurze Zeit nach unſerm Eintritt in die Welt erzeigte mir ein gebildeter Mann, in einer ſehr guten geſellſchaftlichen Stellung, große Aufmerkſamkeiten. Ich unterhielt mich gern mit ihm, er war einer meiner gewöhnlichen Tänzer, bis einige Bemerkungen dritter Perſonen und ſein eigenes Benehmen mich überzeugten, daß er ein ernſteres Gefühl für mich hege. Ich entfernte mich ſogleich von ihm in ſehr beſtimmter Weiſe und wurde ſogar kalt und ſtolz, als er nicht verſtehen zu wollen ſchien. Ich zog dieſe Art zu handeln, obgleich ſie ſo gegen meine Natur war, der Möglichkeit vor, jemanden über mein Gefühl zu täuſchen.

Der Gedanke an die Ehe lag mir überhaupt noch fern. Dieſe Vereinigung zweier Weſen erſchien mir wie ein anderes heiliges Myſterium. Ich fühlte, daß ich noch nicht Seelenruhe genug beſaß, mich dieſem Myſterium zuzuwenden, und daß das eine Offenbarung ſei, die die Zukunft mir vorbehielt, wenn ich gefunden haben würde, was die Wahrheit ſei. Da ich nur die ideale, poetiſche Seite dieſes Bundes kannte, ſo machte ich mir davon eine ganz erhabene, ſchöne Vorſtellung. Ich betrachtete ihn als die Vereinigung zweier Seelen in allem, was ſie Höchſtes und Erhabenſtes in ſich tragen. Das faſt kindiſche Gefühl für den jungen Mann, von dem ich früher geſprochen, war geſtorben, wie es gelebt hatte: im Schweigen; es hatte nur in der Einbildung exiſtiert und nicht im Herzen. Außerdem war ich völlig befriedigt in meinem Familienleben, wo ich mich ſo geliebt wußte und ſo ſüße Pflichten zu erfüllen hatte. Ich fand mich zu jener Zeit mit meiner Mutter während mehrerer Monate allein, da meine jüngere Schweſter bei meinem älteſten verheirateten Bruder in Caſſel zu Beſuch war. Ich hatte ſehr ſchwache Augen, und da ich ihnen viel Arbeit zumutete, ſo mußte ich ihnen auch viel

Ruhe gönnen. Ich hörte alsdann mit herzlichem Intereſſe den Erzählungen zu, die meine Mutter mir von ihrer Kindheit machte, und grub dieſe Erinnerungen meinem Gedächtnis ein. Sie waren nicht bloß perſönlich intereſſant, ſie hatten auch ein allgemeines Intereſſe, denn ſie charakteriſierten eine Epoche und eine ganze Generation. Meine Mutter war in einer der alten ariſtokratiſchen Familien (der Familie von Riedeeſel) erzogen, die zur Zeit des deutſchen Reichs niemand über ſich erkannten als allein den Kaiſer. Eine Würde des deutſchen Reichs war erblich in der Familie. Sie übte fürſtliche Rechte aus in dem Städtchen, das zu dem Schloß ihrer Vorfahren gehörte. Die Mitglieder der Familie, die das Schloß bewohnten, als meine Mutter noch ein Kind war, konnten ſich eines Stammbaums ohne Flecken rühmen. Alle hatten die vornehme Bildung und Eleganz der Ariſtokratie des vorigen Jahrhunderts. Es gab reizende Frauen darunter, die ſelbſt am Hofe Marie Antoinettens bewundert worden waren. Sie umgaben ihr Leben im alten Schloß mit der Eleganz und dem Luxus, die das ausſchließliche Privilegium der Ariſtokratie geweſen waren bis zu der Zeit, wo die Fanfaren der großen franzöſiſchen Revolution ſie vor das Tribunal der menſchlichen Gerechtigkeit riefen, um ſich zu verantworten für den Mißbrauch, den ſie von ihrer Stellung gemacht hatten. Dieſe Typen einer Welt, die im Untergehen begriffen war, hatten ſich im Geiſte meiner Mutter mit den Bildern einer Welt, die im Werden war, vermiſcht. Die Truppen der franzöſiſchen Republik, und ſpäter die des Kaiſerreichs, waren mehr als einmal durch den kleinen Ort gezogen, und meine Mutter hatte auf den Knieen des Marſchall Soult geſeſſen und mit den Knöpfen ſeiner Uniform geſpielt. Soult war der aufgezwungene Gaſt der vornehmen Bewohner des Schloſſes geweſen. Ungeachtet ihrer Abneigung gegen den Repräſentanten einer Ordnung der Dinge, die allen ihren Traditionen widerſprach, hatten ſie ihn mit der Höflichkeit empfangen, die die Sitten ihrer Kaſte ihnen ſelbſt dem Feind gegenüber auferlegten. Dieſe verſchiedenen

Eindrücke hatten dem Charakter meiner Mutter die zugleich ariſtokratiſche und liberale Richtung gegeben, die ſie ihr ganzes Leben hindurch behielt.

Als ſie fünfzehn Jahre alt war, verbrachte ſie den Winter in der Hauptſtadt Caſſel mit der alten Herrin des Schloſſes, die ſie wie ihre Tochter erzogen hatte. Da ſah ſie an dem Fenſter des Hauſes, dem ihren gegenüber, einen jungen Mann, der oft nach ihr hinüberſah. Die Bekanntſchaft machte ſich durch Blicke, ohne daß je ein Wort gewechſelt wurde. Im Frühling gingen die Damen in das alte Schloß auf das Land zurück. Den folgenden Winter kam man wieder in die Stadt in dasſelbe Haus. Der junge Nachbar war noch da und ſchien mit Entzücken in dem ſchönen jungen Mädchen das liebliche Kind vom vergangenen Jahr wiederzuerkennen. Er ließ ſich vorſtellen, und als der Frühling kam, trennte man ſich nur, um ſich dann auf immer zu vereinigen. Er war einundzwanzig Jahre alt, ſie ſechzehn. Die alte Schloßherrin blieb die Freundin des jungen Paares, und ich erinnere mich, daß wir als Kinder oft zu ihr gingen. Es war eine alte, kleine, magere Dame, in ſchwere graue Seide gekleidet, mit Spitzen bedeckt, von Wohlgerüchen umgeben, von Kammerdienern und Jungfern bedient, die leiſe hin und her gingen. So oft wir ſie beſuchten, ſchenkte ſie uns Zuckerwerk.

Indem ich den Erzählungen meiner Mutter zuhörte, dachte ich dasſelbe, was George Sand ſpäter in ihren Memoiren geſagt hat, daß man in jeder Familie mit Sorgfalt die Überlieferungen der Vorfahren ſammeln und eine Art von Hauschronik daraus machen ſollte, die immer für die Nachkommen ein perſönliches, oft ſogar ein allgemeines Intereſſe enthalten würde ...

Das friedliche Leben, das ich damals führte, ſollte durch einen tiefen, wirklichen Schmerz geſtört werden, der das Herz traf und nicht bloß die Einbildung.

Meine älteſte Schweſter, die ich immer noch ſo zärtlich liebte, wurde ſchwer krank, nachdem ſie ihrer vierten Tochter

das Leben gegeben hatte. Während drei langer Monate verzehrte ſie ſich in ſchrecklichen Leiden. Ich verbrachte meine ganze Zeit an ihrem Bett oder mit ihren kleinen Töchtern. Alle meine Gedanken gingen darauf hin, ihre Leiden zu lindern, ihr Hilfe und Troſt zu ſein. Aber ich ſah voll Verzweiflung, daß das Ende unabweisbar nahe. Da wendete ich mich wieder zu dem unſichtbaren Retter. Während der Nächte, die ich bei ihr verbrachte, rief ich Gott an, uns zu Hilfe zu kommen und ſie uns zu erhalten. Aber ich fand ihn mir weiter und weiter entrückt, in ferne unbegrenzte Regionen. Er erſchien mir nicht mehr wie früher als eine Individualität: er erfüllte das Univerſum, er war eins mit den ſtrengen Geſetzen, die die Welt regieren. Das Verhängnis, das über uns ſchwebte, zu ändern, war nicht in ſeiner Macht. Ich hörte eine Stimme, die, wie das Fatum der Alten, mir zurief: „Unterwirf dich!“ Ich blieb ſtundenlang auf den Knieen liegen, das Geſicht in meine Hände verborgen, und beweinte den unerſetzlichen Verluſt. Wir mußten gehorchen. Anſtatt des liebenden Vaters, den inbrünſtiges Flehen rührt, fand ich die eherne Notwendigkeit.

Die Sterbende war ſeit mehreren Tagen des klaren Bewußtſeins beraubt, in einem Halbſchlummer, aber ſie litt auch nicht mehr. Sie ſprach von ſanften Dingen und ſchien glückliche Bilder vor ſich zu haben. Eines Abends kam ihr das Bewußtſein zurück; ſie ließ ihre kleinen Töchter kommen und nahm Abſchied von ihnen mit herzerſchütternder Zärtlichkeit. Aber ſie war dabei heiter verklärt, als ob ſie, der Ewigkeit gewiß, die zeitliche Trennung nicht fürchtete. In der Nacht ſprach ſie von Engeln, die ihr winkten, und lächelte ihnen ſelig zu. Die Krankenwärterin verbeugte ſich ehrfurchtsvoll und flüſterte mir ins Ohr: „Man erwartet ſie im Himmel, ſie wird bald gehn!“ Gegen Morgen zog ich mich einen Augenblick zurück, um zu ruhen. Man kam mich zu rufen. Es war alles vorüber. Sie lag auf ihrem Bett, bleich, ſtill für immer, mit einem himmliſchen Lächeln auf den Lippen. Ich kniete an ihrem Bett nieder, ich ſchaute durch meine

Tränen auf dies teure Antlitz und eine Stimme in mir frug: „Werden wir uns je wiederſehen?“ Mein Herz zog ſich krampfhaft zuſammen; aber die Liebe, die ich für ſie gehabt hatte, rief mir zu: „Ja, du wirſt ſie wiederſehen!“

Meine jüngere Schweſter war wenige Tage vor dieſem Verluſt wiedergekommen. Sie brachte neue Eindrücke und Erzählungen mit. Ich war im Gegenteil ſchwächer wie je, nach dieſer Zeit der Leiden und Anſtrengungen. Beſonders waren meine Augen ſo angegriffen durch das Wachen und Weinen, daß ich einen Augenſchirm tragen mußte und nicht arbeiten durfte. Das war eine ſchwere Prüfung für eine tätige Natur wie die meine, um ſo ſchwerer, als wir, der Trauer wegen, auch ganz abgeſchieden von der Welt lebten. Dennoch war es gerade zu dieſer Zeit, wo das Schickſal mir eine der angenehmſten Epiſoden meiner Jugend zuſchickte. Schon im vorhergehenden Winter hatten wir ein Freundſchaftsband mit Perſonen, die ganz außerhalb unſeres Zirkels ſtanden, geſchloſſen. Das Theater, von dem ich ſchon geſprochen habe, war nur während des Winters offen, und die Truppe ſpielte im Sommer an anderen Orten. Mein Schwager war Hofmarſchall und zugleich Intendant des Theaters. Er hatte uns in dem Winter den neuen Muſikdirektor zugeführt, der meiner Schweſter und mir Klavierſtunden geben ſollte. Dies war ein junger Rheinländer, eine liebenswürdige, heitere, begabte Natur, wie man ſie leichter in jenen glücklichen Landſtrichen, als im nördlichen Deutſchland findet, wo die Menſchen ernſter und kälter ſind. Er war ein ausgezeichneter Muſiker und Direktor des Orcheſters, ſo daß er, obgleich noch ſehr jung, ſich bald die Achtung ſeiner Untergebenen erworben hatte und Orcheſter, Konzerte und Oper zu einer großen Vortrefflichkeit erhob. Durch ihn wurde die Muſik wirklich zum Mittelpunkt unſeres Lebens. Er wohnte uns gerade gegenüber, zuſammen mit einem jungen Schauſpieler, der auch neu engagiert war, einem wunderſchönen, ernſten, tiefgebildeten Menſchen, der reizend zeichnete, dichtete und ein edler, zartfühlender Charakter war. Dieſe beiden jungen

Leute kamen oft abends zu uns. Wir ſtudierten zuſammen die Kompoſitionen der großen Meiſter, dann ſchrieb ein jeder von uns ſeine Gedanken über das analyſierte Stück nieder, die Aufſätze wurden vorgeleſen und die verſchiedenen Meinungen diskutiert. Wir laſen auch die dramatiſchen Meiſterwerke zuſammen und beſprachen die Auffaſſung der Rollen, die der junge Mann darzuſtellen hatte. Dieſer Umgang, ſo fern von der kleinlichen Flachheit der gewöhnlichen geſelligen Beziehungen, wurde uns doch ſehr verdacht von der ſogenannten erſten Geſellſchaft der kleinen Stadt. Die Klatſchereien nahmen bald ihren Anfang. Wir bekümmerten uns nicht darum, und als, nach dem Tode meiner Schweſter, bei Beginn des Winters unſere Freunde wiederkamen, empfingen wir ſie mit Freude. Wir lebten ganz zurückgezogen, wegen der Trauer und wegen meiner Geſundheit; wir hatten alſo ein doppeltes Recht, in unſerer Häuslichkeit nur die aufzunehmen, deren Gegenwart uns wirklich ein Troſt und eine Freude war.

Ich überließ mich dem Reiz dieſes Umganges mit der ganzen Einfachheit eines freien Herzens. Geiſtige, ernſte Beziehungen zwiſchen jungen Männern und jungen Mädchen, ohne Koketterie, ohne Leidenſchaft, mit der Offenheit guter, einfacher Naturen, ſind mir immer als eine der ſchönſten Gaben des Lebens erſchienen. Ich hatte keine Ahnung, daß ein Gefühl anderer Art ſich in dieſe Intimität einſchleichen könne. Dennoch fand es ſich, daß unſer Freund, der Muſikdirektor, eine tiefere Neigung für mich gefaßt hatte. Durch die Güte meiner Mutter ermuntert, hatte er den Mut, ihr davon zu ſprechen. Dieſe, immer geneigt, das Talent und den Charakter den Vorteilen der geſellſchaftlichen Stellung vorzuziehen, unternahm es, die Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen und die Zuſtimmung meines Vaters zu erbitten, wenn es meinen Wünſchen entſpräche. Sie machte mich auf einem einſamen Spaziergang mit den Wünſchen unſeres Freundes und ihrer Bereitwilligkeit zu helfen bekannt. Zu ihrem großen Erſtaunen begegnete ſie einem entſchiedenen: Nein. Ich hatte noch dieſelbe Abneigung gegen die Ehe wie früher, und ich

fuhr beinahe erſchreckt zurück, als meine Mutter das Wort ausſprach. Nicht daß es mich erſchreckt hätte, in eine einfachere Stellung als die meine hinabzuſteigen. Im Gegenteil, meine Phantaſie hätte eher einen Reiz in dem „Wilhelm Meiſter"-Leben unſeres Freundes gefunden. Aber ich fühlte, daß ich nicht reif war zur Ehe, ohne mir damals Rechenſchaft ablegen zu können, warum dies Gefühl recht habe. Ich hatte noch die Biegſamkeit und Empfänglichkeit derjenigen Naturen, die man als liebenswürdig zu bezeichnen gewohnt iſt. Eine ſolche Natur, in die Form der Ehe gegoſſen, nimmt die Geſtalt an, die eine andere Individualität ihr gibt, und bleibt demnach ein abhängiges Geſchöpf, das durch die Augen eines andern ſieht und nach dem Willen eines andern handelt. Oder aber, wenn ſie ihr eigenes Geſetz findet, zerbricht ſie jene Form, fühlt ſich unglücklich in den vorzeitig übernommenen Ketten oder zerreißt ſie in ſchmerzlichen Kämpfen.

Neben dem unbeſtimmten Ahnen aber, daß mein Charakter noch nicht feſt genug entwickelt ſei, um einen ſo wichtigen Schritt zu tun, ſah ich auch klar ein, daß die Sympathie, die ich fühlte und freimütig zeigte, keineswegs Liebe war.

Ich hatte dieſes Mal aber durchaus keine Urſache, mich ſtolz zurückzuziehen, wie das erſte Mal. Die Anfrage war in ſo zarter Weiſe gemacht worden, daß ich mich beſtrebte, durch freie Güte das Leid zu verſöhnen, von dem ich die unſchuldige Urſache geworden war, und eine vorübergehende Liebe in dauernde Freundſchaft zu verwandeln. Ich erlebte die Befriedigung, dies vollkommen gelingen zu ſehen. Die einzige Erwähnung des Vorgefallenen, die zwiſchen uns ſtattfand, war ein ſchönes Lied auf die Worte Goethes: „Ihr verblühet, ſüße Roſen, meine Liebe trug euch nicht" uſw., von ihm komponiert, das er mir widmete.

Die ſanfte Ruhe dieſes Lebens wurde durch eine Erfahrung ganz beſonders bittrer Art, auf die ich nicht gefaßt war, unterbrochen. Einer meiner Brüder, der keine beſonderen Fähigkeiten für irgend einen Beruf zeigte, war zum Militär

gemacht worden. Es war dies ein leider ſehr verbreiteter Irrtum, den auch mein teurer Vater da beging. Mein Bruder war ſchön, talentvoll, hatte angenehme Manieren und ein gutes Herz; aber er war leichtſinnig, ſchwach und oberflächlich. Ihn dem müßigen, unnützen Leben eines Offiziers in tiefem Frieden zu weihen, hieß beinah, ihn unwiderruflich dem Verderben zuführen. Es war dies damals jedoch, wie ſchon geſagt, eine häufig vorkommende Tatſache, daß man junge Leute, die zu nichts anderem taugten, in die Armee ſteckte. Dort eigneten ſie ſich einen Stolz an, der auf einem falſchen Prinzip beruhte, nämlich: daß der größte Stolz eines Landes ſeine Armee ſei. Sie bildeten ſich ein, daß ihre Tätigkeit, die Soldaten zu dreſſieren und Maſchinen aus ihnen zu machen, wichtig und nützlich ſei. Sie verwilderten in der Untätigkeit des Garniſonlebens in kleinen Städten und ruinierten ſich durch die Rivalitäten jeder Art, die die Folge ihrer Stellung waren. Mein Bruder wurde ein trauriges Beiſpiel der Reſultate eines ſolchen unnatürlichen und nutzloſen Lebens. Meine armen Eltern litten Unſägliches durch die Nachrichten, die von ihm kamen. Man tat viel für ſeine Rettung, aber umſonſt. Ich kannte niemals die ganze Ausdehnung ſeiner Schuld, aber ſie mußte groß ſein, da mein Vater ihn endlich verſtieß und ſeinen Namen nicht mehr hören wollte. Gezwungen, den Militärdienſt zu verlaſſen, kam er plötzlich nach der Stadt, wo wir lebten. Er kündigte ſich durch einen Brief an, der ſeine Reue ausſprach, und bat uns, ihn nicht zu verlaſſen. Dieſer Brief wurde nun von dem Bruder, der immer bei uns lebte, da er im Dienſt des kleinen Staates war, meiner Schweſter und mir geleſen. Wir verbargen vorerſt vor der Mutter dieſes traurige Ereignis und beſchloſſen, ihn insgeheim zu ſehen, da wir einen Bruder nicht zurückweiſen konnten, der als Flehender zu uns kam, auch wenn er durch eigene Schuld ſoweit gekommen war.

Es gibt Augenblicke im Leben, die ganze Tragödien enthalten, die viel pathetiſcher ſind, als irgendeine Einbildung ſie erfinden könnte. So war der Augenblick, als meine

Schweſter und ich abends in ein Zimmer zu ebner Erde traten und dort einen Mann vor uns ſtehen ſahen, der uns unbekannt war und der wie ein Verbrecher zitterte. Dieſer Mann war unſer Bruder. Er hatte uns verlaſſen, als wir noch kleine Kinder waren und war uns daher völlig fremd; aber der Groll, den ich gegen ihn hegte wegen des Kummers, den er dem teuren Vater bereitet hatte, löſte ſich auf in ein tiefes, grenzenloſes Mitleid, als ich ihn ſo vor mir ſtehen ſah. Ich hätte mein Leben hingeben mögen, um ihn von dem Gefühl der Schande zu retten, die ihn erdrücken mußte, vor ſeinen jüngeren Schweſtern gleichſam wie vor ſeinen Richtern zu ſtehen. Um ihm die Bitterkeit der Stunde zu erleichtern, zeigte ich ihm die verſöhnende Neigung einer Schweſter. Nachdem wir unſere Mutter vorbereitet hatten, ſah auch ſie ihn, und es wurde beſchloſſen, ihn, zu einem letzten Verſuch, eine Zeitlang bei uns zu behalten, wo er ſich mit agronomiſchen Vorſtudien beſchäftigen ſollte, um nachher bei einem tüchtigen Landwirt zu lernen.

Es gibt wohl kaum ein peinlich traurigeres Gefühl, als das, mit einem Weſen zu leben, das uns noch dazu durch die Bande des Bluts verwandt und deſſen Leben durch ſchwere Fehler befleckt iſt. Ich habe immer mehr gelitten, wenn ich ein Kind für einen begangenen Fehler demütigen ſah, als das Kind ſelbſt, und in noch höherem Grade litt ich, wenn derſelbe Fall mit Dienſtboten eintrat, oft ſchon älteren Leuten und oft nur wegen Kleinigkeiten. Aber einen Menſchen, meinesgleichen in allem und obenein mein Bruder, durch ſeine eigene Schuld gedemütigt vor mir zu ſehen, das war eine der ſchmerzlichſten Prüfungen meines Lebens. Wenn ich die wahre Reue, die tiefe Trauer, die den Menſchen neugeboren werden läßt, in ihm geſehen hätte, ſo hätte ich mich rückhaltslos der ſchweſterlichen Neigung hingegeben, die mich zu ihm zog. Aber ich glaubte nur zu ſehr zu bemerken, daß er mehr durch die äußeren Umſtände, als durch ſein Gewiſſen gedemütigt war. Die Eitelkeit, die oft durch ſeine angenehmen und eleganten Manieren durchſchien, ſtieß mich immer wieder ab.

Dennoch arbeitete ich mit allem Eifer daran, in ſeinem Herzen die Liebe zur Tugend und zur ernſten Arbeit wieder zu erwecken.

Alles ſchien mich mehr und mehr an die häuslichen Pflichten zu feſſeln, die das Geſchick mir auferlegt hatte. Ich verlangte nichts anderes, als ſie getreu erfüllen zu können. Meine Mutter, kaum von einer längeren nervöſen Krankheit hergeſtellt, verletzte ſich am Fuß und wurde ſo auf Monate wieder an das Lager gefeſſelt. Ich verließ ſie nicht einen Augenblick, beſuchte weder Geſellſchaft noch Theater und widmete mich einzig der Pflege der Kranken. Wenn es möglich wäre, in der kindlichen Liebe zu r e c h n e n, ſo würde ich ſagen, daß ich zu dieſer Zeit der Mutter meine Schuld bezahlte.

Die böſen Neigungen meines Bruders nahmen doch wieder überhand. Er beging einen Exzeß, den wir der Mutter verheimlichten, der mich aber aufs äußerſte gegen ihn empörte, ſo daß ich ihm in ſtrengſter Weiſe darüber ſprach. Er wurde böſe über meine Vorwürfe, anſtatt zu erkennen, daß er ſie verdiene. Ich fing an, an ihm zu verzweifeln. Er wurde auf das Land geſchickt, unter die Aufſicht eines ſtrengen Mannes, um praktiſche Landwirtſchaft zu lernen.

Zur ſelben Zeit entſchied der Arzt, daß meine Mutter den ganzen Sommer in einem der größten Badeorte Mitteldeutſchlands zubringen müſſe. Vor unſerer Abreiſe verbrachten wir noch manche frohe Stunde mit unſeren Künſtler-Freunden, die wir nicht wiederſehen ſollten, denn ſie hatten beide andere Engagements angenommen. Unſer Abſchied war ſtill bewegt und freundſchaftlich. Wir verdankten uns gegenſeitig ſehr viel, und wir hatten uns keinen Vorwurf zu machen.

Da unſere Abweſenheit von längerer Dauer ſein ſollte, ſo nahmen wir Abſchied von unſeren Bekannten, u. a. von unſerem Religionslehrer, dem nunmehrigen Generalſuperintendenten Althaus und deſſen Familie. Seit längerer Zeit waren unſere Beziehungen nicht mehr dieſelben geweſen. Ich

ging ſelten in die Kirche. Ich hatte längſt bemerkt, daß das, was ich dort empfing, mich nicht mehr befriedigte. Ich ſuchte neue Gedanken und hörte dort nur die Vorſchriften einer Moral, die ich nirgends ausgeübt ſah. Anſtatt in die Kirche zu gehen, ſchrieb ich an jedem Sonntagmorgen für mich eine Betrachtung über einen Bibeltext. Ich wollte mich nicht von der Religion entfernen, aber ich fing an, ohne es zu bemerken, mir ein philoſophiſches Syſtem zu bilden. Eine gewiſſe Entfernung von ſeiten meines Lehrers war die natürliche Folge. Er bedauerte es, ſeine eifrigſte Schülerin die Praxis des Kultus verlaſſen zu ſehen. Ich war noch nicht frei genug, ihm einzugeſtehen, welche Richtung meine Art zu denken nahm. Als ich ihm Lebewohl ſagte, bemerkte ich die Kälte, die zwiſchen uns entſtanden war. Dies war mir innig leid, und ich ſandte ihm mein Buch mit den geſchriebenen Meditationen zu, um ihm zu zeigen, daß ich nicht untätig geweſen war. Er ſandte es mit einigen höflichen, kalten Worten zurück. — Aber es gab für mich kein „Rückwärts“ mehr. Das Wort Goethes war wahr geworden an mir: „Von innen nach außen.“

Elftes Kapitel

Die große Welt

Vor unſerer Abreiſe ſchrieb ich meinem unglücklichen Bruder ein letztes Abſchiedswort, in das ich meine ganze Seele legte. Ich ſchrieb mit der leidenſchaftlichen Wärme des Mitleids, das um jeden Preis retten möchte und ſich allmächtig glaubt. Doch auch dieſes war umſonſt. Das Übel war zu mächtig geworden. Wir erhielten ſchlechte Nachrichten; ich fühlte mich außerſtande, noch mehr zu tun und beſchloß, meine Kraft nicht mehr für eine hoffnungsloſe Sache zu verwenden. Mein Bruder ging nach Amerika, wo er einige Zeit nachher ſtarb.

Wir ſahen den Rhein wieder und die ſchönen Landſtriche des ſüdlichen Deutſchlands. Wir ſahen den Vater und be-

ſuchten mit ihm alle Freunde an verſchiedenen Orten. Endlich ließen wir uns in dem für die Mutter bezeichneten Badeort nieder, der mit der Wirkſamkeit ſeiner Heilquellen die Schönheit der Umgebungen und die Eleganz einer Stadt verband. Da ſollte ich endlich die ſogenannte „große Welt", die vornehme Geſellſchaft kennen lernen, die dort aus allen Teilen der ziviliſierten Welt zuſammenſtrömte. Seit längerer Zeit hatte ich den großen Wunſch, mich dieſer Geſellſchaft zu nähern, von der ich mir ein ſehr ſchönes Bild entworfen hatte. Es ſchien mir, als müſſe die Berührung mit ihr meine Erziehung vollenden und mir die Freiheit des Geiſtes und des Benehmens geben, nach der ich ſeufzte. Die Geſellſchaft unſerer kleinen Reſidenz genügte mir nicht mehr. Ich hatte ein unbeſtimmtes Verlangen nach einer weiteren Sphäre. Einer ſehr geiſtvollen Franzöſin, die eine Zeitlang Erzieherin der Prinzeſſinnen geweſen war, hatte ich einmal von dieſem Verlangen geſprochen. Sie kannte die Pariſer „große Welt" und antwortete mir darauf: „Fragen Sie die Sonne, die Sterne, den Frühling, die Blumen um das, was Ihnen fehlt; die „große Welt" kann es Sie nicht lehren."

Die Lehrer kannte ich ſehr wohl! Sie waren die Vertrauten meiner geheimſten Gedanken; ſie flüſterten mir Offenbarungen zu; ich hatte immer mit ihnen ein beſonderes Leben geführt, von dem niemand etwas wußte. Aber ich hatte noch etwas anderes nötig: ein weiteres Feld des Denkens, eine größere Freiheit, und ich bildete mir ein, daß ich das in einer gebildeteren, verfeinerteren Geſellſchaft, die von wichtigen und vielſeitigen Intereſſen bewegt ſei, ſo wie ich mir die Geſellſchaft großer Städte dachte, finden würde.

Wir waren auch in kurzer Zeit von einer Menge neuer Bekanntſchaften umgeben, von denen immer eine die andere nach ſich zog. Glänzende Bälle wurden im Kurſaal gegeben, in den das Spiel und das Vergnügen eine, äußerlich wenigſtens, bei weitem elegantere und feinere Geſellſchaft zog als die, die ich bisher geſehen hatte. In der Menge bildeten ſich für uns auch ganz natürlich engere Beziehungen. Eine

ruſſiſche Gräfin mit ihrer Tochter wohnte mit uns in demſelben Hotel, und wir wurden bald mit ihr näher bekannt. Die Mutter war eine treffliche Frau, ſanft und liebenswürdig. Die Tochter war erſt vierzehn Jahr alt, ganz das Gegenteil der Mutter, ein wildes Koſakenmädel, voller Launen, keck und ohne Diſziplin. Sie ſchloß ſich uns raſch ſo ſehr an, daß ſie zu allen Tageszeiten, in jedem möglichen Anzug, aufgefordert oder nicht, bei uns eintrat. Oft erſchien ſie ſchon um ſechs Uhr morgens mit aufgelöſtem Haar, im tiefſten Négligé, einen Teller mit Erdbeeren und friſcher Milch in der Hand, um dies, ihr Frühſtück, bei uns zu verzehren. Dann warf ſie alles durcheinander, ſeufzte über ihre Jugend, die ihr noch nicht erlaube, auf Bälle zu gehen, und verwünſchte alles Lernen. Doch hatte ſie trotz dieſer wenig angenehmen Manieren etwas Originelles, Offenes und Großmütiges. Dieſe Eigenſchaften und die Achtung und Freundſchaft, die wir für die Mutter hatten, machten uns duldſam gegen die kleine Wilde. Bei dieſer ruſſiſchen Dame machten wir die Bekanntſchaft eines ihrer Landsleute, eines ruſſiſchen Diplomaten, eines Mannes von einigen dreißig Jahren mit einem edlen, intereſſanten Äußeren. Er ging an Krücken infolge eines Rheumatismus, den er ſich durch eine großmütige Handlung zugezogen hatte. Das Schiff, mit dem er von Petersburg nach Deutſchland zu einer Vergnügungsreiſe kam, hatte angefangen zu brennen, und er war in das Meer geſprungen, um zwei Perſonen das Leben zu retten. Die Gräfin, die ihn ſchon in Rußland gekannt hatte, ſprach von ihm mit Bewunderung. Ich fühlte mich vom erſten Augenblick an unter dem Zauber ſeiner geiſtvollen Unterhaltung und war ſogleich überzeugt, daß ich das Vergnügen ſeiner Geſellſchaft jedem andern Vergnügen vorziehen würde. Er nahm wegen ſeiner Geſundheit nie an den großen öffentlichen Feſtlichkeiten teil, aber er wohnte in demſelben Hauſe wie wir, und ſo ſahen wir ihn oft. Einmal nahm er doch auf unſere Bitten eine Einladung zu einem ländlichen Feſt an, das eine reiche Kreolin, eine liebenswürdige Dame unſerer Bekanntſchaft,

gab. Dieſes Feſt fand auf einem Hügel ſtatt, von dem aus man weit hinaus ein reiches, blühendes Land überſah. Die Geſellſchaft beſtand aus Perſonen der verſchiedenſten Nationalitäten. Ich ſetzte mich unter ein Zelt, das unſere Wirtin hatte aufſchlagen laſſen, um in Ruhe mich an der ſchönen Ausſicht zu erfreuen. Die Sonne breitete ihren Zauber über die reiche Landſchaft. Um mich her ertönte fröhliches Geplauder in allen möglichen lebenden Sprachen. Alles atmete Jugend, Schönheit, Glück. Mein Blick haftete an einem leuchtenden Punkt am Horizont; ein neues unausſprechliches Gefühl erfüllte mein Herz und eine Träne höchſter innerer Verklärung trat in mein Auge.

Plötzlich, wie von einem magnetiſchen Zug bewegt, wandte ich meinen Blick zur Seite und ſah zwei dunkle Augen, die forſchend und teilnahmsvoll auf mir ruhten. Es war unſer neuer Freund, der ſich leiſe neben mich geſetzt hatte. Nun wurde es mir mit einemmal klar, warum ich mich ſo glücklich gefühlt hatte: ich liebte! Rahel ſagt: „Die Liebe iſt Überzeugung!“ Ich war überzeugt. Er erſchien mir ein vollkommener Menſch. Nicht allein, daß er den Geiſt hatte, der ſich nie erſchöpft, und die Grazie des Geiſtes, die immer entzückt — er beſaß zugleich die Harmonie und Feinheit des Benehmens, die der Reflex der ſchönen Seelen ſind. Ich hatte das Anſehn eines Kindes, viel jünger als ich war, und ich empfand in ſeiner Gegenwart die unüberwindliche Schüchternheit, die ſo viele gute Stunden meines Lebens verdorben hat. Aber deſſenungeachtet fühlte ich, daß auch er ein mehr als gewöhnliches Intereſſe an mir nahm und meine Nähe ſuchte. Da er nicht viel gehen konnte, ſchlug er oft kleine Ausflüge zu Eſel in die reizende Umgegend vor, an denen meine Schweſter, ich, die wilde kleine Katharine und er die einzigen Teilnehmer waren. Wir durchſtreiften ſo das ſchöne Land und machten Halt auf grünen Hügeln mit weiter Fernſicht, oder in blühenden Tälern, mit allem Reiz der Einſamkeit geſchmückt. Wir ruhten dann auf dem Raſen aus, und er ſprach zu uns über Geſchichte, über Poeſie, über ſeine Reiſen.

Ich hörte ihm mit meiner ganzen Seele zu und genoß in tiefen Zügen den für mich neuen Reiz eines ſolchen Geſprächs. Aber jene peinliche Schüchternheit hielt mich ab, frei zu ſagen, was ich fühlte und dachte. Erriet er, was in dem Herzen des ſtummen jungen Mädchens an ſeiner Seite vorging, die die unbefangene Keckheit der wilden jungen Ruſſin beneidete, die von allerlei Unſinn ſchwatzte ohne Scheu? Ich weiß es nicht, aber er war ſehr ſanft und liebevoll mit mir. Unglücklicherweiſe kamen dann ältere Bekannte von ihm an, die ihn faſt gänzlich in Beſchlag nahmen, ſo daß ich ihn viel ſeltener ſah.

Währenddem hatte ſich die Zahl unſerer Bekanntſchaften immer noch vermehrt, und wir wurden in einen wahren Strudel von Feſtlichkeiten hineingezogen. Unter dieſen Bekanntſchaften war eine andere ruſſiſche vornehme Dame, eine Witwe mit drei Kindern. Sie kam ihrer Geſundheit und des Vergnügens wegen her. Der Zufall wollte, daß auch ſie in dem Hotel einkehrte, wo die ruſſiſche Gräfin, unſer Freund und wir wohnten. Unſer Freund hatte ſie ſchon in Petersburg gekannt, unſere Bekanntſchaft mit ihr wurde durch ihn vermittelt, und bald hatten wir ſie ſo oft bei uns, wie die wilde Tochter der Gräfin. Sie war einige dreißig Jahre alt und nicht ſchön, aber trotzdem war es noch immer die große Beſchäftigung ihres Lebens: zu gefallen. Sie ſagte ſelbſt, indem ſie von den Petersburger Damen ſprach: „Wir werden erzogen, um zu gefallen.“ Sie hatte ein gutes Herz und ein einnehmendes Weſen, deshalb mußte man ihr gut ſein, trotz allem, was man an ihr tadelte. Sie bezeugte meiner Mutter und uns Schweſtern eine gleich große Zärtlichkeit, und bald kannten wir ihre ganzen Verhältniſſe und ihren geheimen Kummer. Sie hatte eine Leidenſchaft für einen jungen Polen, einen der Löwen der Badegeſellſchaft, einen Menſchen von ſeltener Schönheit, aber einen völligen Taugenichts. Blaſiert in allen Dingen, Spieler, eitel und oberflächlich, wußte dieſer Menſch tolle Leidenſchaften einzuflößen, die er während der Dauer des Romans ausbeutete. Dasjenige ſeiner Opfer, das am meiſten zu beklagen war, war ſeine eigene Frau, denn

er war verheiratet und hatte einen kleinen Sohn. Die Frau war eine große Schönheit gewesen und hatte ihm, der politisch kompromittiert war, die großmütigsten Opfer gebracht. Jetzt war sie von Sorgen vor der Zeit verblüht. Ihr großes Vermögen hatte er durchgebracht, und sie waren oft in äußerster Armut. Er verriet sie unaufhörlich, aber sein Herz war nicht bei seiner Untreue beteiligt, denn er liebte niemand; er mißhandelte seine Frau und rächte an ihr seine Verluste beim Spiel; ja er ließ seine üble Laune dann sogar an seinem Kinde aus. Dies arme, kleine, kränkliche Wesen konnte man auch nur mit tiefem Mitleid betrachten. Trotzdem liebte seine Frau ihn mit einer so leidenschaftlichen Hingebung, daß sie stets noch Entschuldigungen für ihn fand, nur von seinen Blicken lebte und von Glück strahlte, wenn er ihr einmal vor den Augen einer Rivalin einige Aufmerksamkeiten erwies. War das bewunderungswürdig oder abscheulich? Mein Gefühl neigte zu der letzteren Entscheidung, und mein Mitleid war immer mit einem geheimen Zorn gemischt, wenn ich sie abends, in den Salons des Kurhauses, in einem alten, verblichenen Putz, der ihre Armut nur noch sichtbarer machte, mit Augen, rot vom Weinen, den Mann verfolgen sah, der sie öffentlich beleidigte, indem er anderen Frauen den Hof machte. Die Prinzeß (eben jene Witwe) war ihm, wahrscheinlich wegen ihres Vermögens, als eine wünschenswerte Eroberung erschienen. Es gelang ihm in kurzer Zeit, ihr eine heftige Leidenschaft einzuflößen. Die beiden Frauen, Rivalinnen in diesem Drama, kamen nun sehr oft, Trost und Rat bei meiner Mutter zu holen, und so ward ich zum erstenmal Zeugin einer dieser traurigen Komödien, deren Theater die sogenannte „große Welt" ist. Eines Abends waren wir in einem Wagen mit der Prinzeß zu einem Ball im Kursaal gefahren. Der Pole quälte diese den ganzen Abend mit Anfällen geheuchelter Eifersucht. Er machte ihr Szenen, die jedermann auffallen mußten. Dies war auch sein Zweck; er wollte sie kompromittieren, um sie zu beherrschen. Die Prinzeß schwankte zwischen ihrer Leidenschaft und der Furcht vor

dem allgemeinen Tadel. Endlich, bis zum äußerſten gequält und gemartert, entſchloß ſie ſich, zu gehen. Wir verſprachen, mit ihr zu fahren und den Reſt des Abends mit ihr zuzubringen. Kaum hatten wir uns entfernt, als der Wagen angehalten und der Schlag aufgeriſſen wurde; der Pole ſprang auf den Wagentritt, umfaßte die Kniee der Prinzeſſin und ſchwur mit den leidenſchaftlichſten Ausdrücken, daß er dieſe Stellung nicht eher verändern würde, bis der Friede zwiſchen ihnen geſchloſſen ſei und ſie ihr Unrecht gegen ihn gut gemacht haben würde. Die Prinzeſſin ſchrie laut auf vor Furcht. Ich war außer mir vor Empörung und befahl dem Kutſcher, im Galopp von dannen zu fahren. Der Pole mußte herabſpringen und konnte uns nicht folgen. Die Prinzeſſin war in Verzweiflung. Zu Hauſe angelangt, verließ ich ſie ohne Lebewohl und erklärte, daß keine Macht der Erde mich wieder dazu bringen werde, mit ihr auszugehen.

Die Geſchichte verbreitete ſich natürlich. Unſer ruſſiſcher Freund kam zu uns, um nach den Einzelheiten zu fragen. Er verachtete den Polen und lächelte voll Güte über meine Empörung. Dann ging er, um der Prinzeſſin ernſte Vorſtellungen zu machen, denn ſie hatte eine große Achtung für ihn. Ich ging während mehrerer Tage nicht zu ihr; dann aber kam ſie und bat in ſo herzlicher Weiſe, zu einer kleinen Geſellſchaft zu ihr zu kommen, von der der Pole ausgeſchloſſen war, daß wir es ihr nicht abſchlagen konnten. Dieſes Abenteuer vollendete meine Enttäuſchung über die Vorzüge der „großen Welt". — „Das iſt alſo die Geſellſchaft, von der ich mir ſo viel Vorteile für meine geiſtige Entwicklung verſprochen hatte?" dachte ich. Ich flüchtete mich dann deſto öfter wieder zu meiner ernſten ruſſiſchen Freundin, der Mutter der kleinen Wilden, wo ich ſicher war, eine Unterhaltung voller Reiz zu finden, und wo ich zuweilen dem begegnete, der mir allein das Ideal verwirklichte, das ich mir von der vornehmen Geſellſchaft gemacht hatte.

Er verließ uns, um eine Reiſe von mehreren Wochen im ſüdlichen Deutſchland zu machen und zu verſuchen, ob ſeine

Kräfte wieder hergeſtellt ſeien und er ſeine Kur als beendigt anſehen könne. Nach ſeiner Abreiſe verlor die Geſellſchaft den letzten Reiz für mich, die Bälle langweilten mich. Ich hatte nur einen ſehnſüchtigen Wunſch: den, ihn noch einmal zu ſehen. Eines Tages wurde dieſer Wunſch ſo mächtig, daß ich ein heißes Gebet zu Gott ſandte, ihn noch einmal ſehen zu dürfen. Das Gebet war eigentlich die einzige religiöſe Praxis, die mir noch geblieben war, und auch dazu flüchtete ich mich nur unter dem Eindruck einer ſtarken inneren Bewegung. Durch ein ſonderbares Zuſammentreffen kehrte er an demſelben Tag in das Haus zurück, in dieſelben Zimmer über den unſeren, die er ſchon früher inne gehabt hatte. Ich erfuhr es nicht, aber als wir am Abend unter den Orangenbäumen vor dem Kurſaal mit anderen Bekannten ſaßen, erſchien er plötzlich, kam auf uns zu und ſetzte ſich neben mich. Man fragte ihn über ſeine Reiſe und ob er jetzt in ſein früheres Logis zurückgekehrt ſei. Er bejahte das letztere und ſetzte leiſe, nur mir vernehmlich, hinzu: „Wenn ich da nicht hätte ſein können, wäre ich gar nicht zurückgekommen."

Einige Wochen nachher ſchied er für immer, um einen neuen Geſandtſchaftspoſten in fernem Lande anzutreten. Am Abend vor ſeiner Abreiſe waren wir im Salon der Prinzeſſin zuſammen. Er blieb den ganzen Abend neben mir ſitzen, und zum erſtenmal fühlte ich mich ganz frei mit ihm. Im Angeſicht der Gefahr habe ich immer den Mut gefunden: ſo war auch hier, im Augenblick der Trennung, meine gewöhnliche Zurückhaltung verſchwunden. Dieſe letzten Augenblicke mußten mein ſein, und ſie waren es vollſtändig. Wir verließen den Salon der Prinzeſſin zuſammen. An unſerer Tür nahm er einen herzlichen Abſchied von meiner Mutter und Schweſter, darauf reichte er mir die Hand, hielt ſie einen Augenblick und ſah mich mit einem Blick voll tiefer Empfindung an; dann ging er, ohne mir ein Wort zu ſagen.

Ich ſchlief die ganze Nacht nicht. Vor Tagesanbruch hörte ich ſeinen Schritt über uns und hörte ihn die Treppe hinunter-

kommen. Ich glitt leiſe aus dem Bett, um Mutter und Schweſter nicht zu wecken, hüllte mich in einen Mantel und eilte an das Fenſter des Wohnzimmers. Ich ſah ihn durch den Hof gehen dem Tor zu, wo der Wagen ihn erwartete. Plötzlich wandte er den Kopf um und ſah nach unſeren Fenſtern. Ich zog mich mit Blitzesſchnelle zurück. Als ich wieder hinausſah, war er verſchwunden. Warum hatte er zurückgeſehen? Ja, er wußte es, daß er ein tiefes Weh hinter ſich ließ.

Nach ſeiner Abreiſe ſprach mir die ruſſiſche Gräfin, ſeine und meine Freundin, von ihm mit einer unendlichen Bewunderung und Achtung. Sie fügte wie abſichtlich hinzu, daß er nicht in einer Lage ſei, die ihm geſtatte, ſich zu verheiraten, außer mit einer reichen Frau, daß er aber ein zu großer Ehrenmann ſei, um eine Frau nur des Geldes wegen zu heiraten. Nach einigen Tagen ſah ich einen Brief meines Vaters an meine Mutter offen auf dem Tiſch liegen. Da meine Mutter ſie mir meiſt zu leſen gab, ſo nahm ich auch dieſen auf und las gerade eine Stelle, die ſich auf mich bezog. Mein Vater ſchrieb: „So hat das arme Kind ihn auch kennen lernen, den großen Schmerz — möge Gott ſie tröſten!“

Meine Mutter hatte mich alſo erraten und hatte meinem Vater darüber geſchrieben. Gegen mich jedoch ſchwieg ſie, weil auch ich ſchwieg. Niemals wurde der Name des Geſchiedenen mehr zwiſchen uns genannt. Ich wußte meiner Mutter Dank für dieſe Zartheit. Man kann an ſolche Geheimniſſe des Herzens kaum rühren, ohne ſie zu vulgariſieren, ohne ihnen die Poeſie zu nehmen, die ihnen auch im Schmerz noch eine tröſtende Kraft gibt. Dieſer Sommernachtstraum iſt rein und unverletzt in meiner Erinnerung geblieben, und die ſanfte Rührung, die von ſolchen Erinnerungen ausſtrömt und das Herz noch am Rand des Grabes ſeltſam leiſe bewegt, ſcheint wie das Pfand von etwas Unſterblichem, das den Zerſtörungen der Zeit widerſteht.

Zwölftes Kapitel

Die Kunſt

Den folgenden Winter blieben wir mit meinem Vater vereint in Frankfurt am Main. Wir führten ein ſtilles Leben, denn mein Vater hatte ſich ganz von der größeren Geſelligkeit zurückgezogen und lehnte alle Einladungen ab, außer bei zwei oder drei Familien, die alte Bekannte waren. Dieſes Leben genügte mir nicht. In unſerer Häuslichkeit waren nicht genug Pflichten zu erfüllen, um alle meine Kräfte in Anſpruch zu nehmen. Mein Vater beſchäftigte ſich während des Tags für ſich; abends las er uns angenehme und gute Sachen vor, aber nichts, was mir die Seele bewegt und ihr neue Horizonte geöffnet hätte. Die „heilige Unruhe" bemächtigte ſich meiner wieder; ich ſuchte ein hohes Ziel, den Weg des Ideals, der Vollendung. Die Religion hatte mir das Rätſel nicht gelöſt; die „große Welt", wo ich die wahren Höhen der Bildung und der Exiſtenz zu finden gehofft hatte, hatte mir nur kleinliche Eitelkeit und Verderben gezeigt. Ich ſuchte nun in anderer Richtung.

Die Malerei war immer zur Ausübung meine liebſte Kunſt geweſen, weil ich entſchiedenes Talent dazu hatte. Muſik war ein Bedürfnis meiner Seele; ich hatte von früheſter Kindheit an in meinem elterlichen Hauſe die trefflichſte Muſik gehört, ich trank ſie ein in vollen Zügen, wie man Lebensluft trinkt; aber ich hörte ſie noch lieber, gab mich ihr ganz hin, als wenn ich ſie ſelbſt ausführte, denn ich hatte wenig Geſchick in den Händen und mußte ermüdende und langwierige Studien machen, um etwas ſo ausführen zu können, wie es meiner Seele vorſchwebte. Das Zeichnen hingegen gelang mir in überraſchender Weiſe, und noch ehe ich eigentlichen Unterricht darin erhalten hatte, war das meine liebſte Beſchäftigung geweſen. Während langer Zeit war mir die altdeutſche chriſtliche Kunſt, ſo wie ich ſie in verſchiedenen deutſchen Städten geſehen hatte, als der Gipfel des Erhabenen erſchienen. Ich beneidete das Leben der Korporationen des

Mittelalters, die ſolche Werke wie den Dom zu Köln und den Straßburger Münſter, oder wie die ſeelenvollen Bilder der alten deutſchen Meiſter, hervorgebracht haben, und deren Beſcheidenheit ſo groß war, daß ihre Namen vergeſſen ſind, während ihre Seele fortlebt in den verklärten Köpfen der heiligen Jungfrauen, in den Geſtalten der frommen Glaubenshelden und der göttlichen Kinder.

Zu der Zeit, von der ich jetzt ſpreche, ſah ich in der Stadt, wo wir den Winter zubrachten, die Bilder eines deutſchen Landſchaftsmalers, Carl Morgenſtern, der lange Jahre in Italien gelebt hatte und die ſüdliche Natur mit der Seele eines Dichters malte, wie es Claude Lorrain getan. So wie dieſer kopierte er nicht nur die Natur, ſondern er ſchuf ſie neu in ihren idealſten Formen, in der unſäglichen Harmonie der Schönheit, mit der ſie auf das Gemüt des Menſchen wirkt. Als ich dieſe Bilder ſah, ging eine große Revolution in mir vor. Ich begriff zum erſtenmal, daß das Licht, die Farbe, die Form, durch ſich ſelbſt, durch ihre Vereinigung, durch ihre Harmonie uns die Idee der Schönheit geben und uns das unendliche Glück fühlen machen können, das von ihnen ausgeht.

Ich hatte von da nur noch einen Wunſch, nämlich die Schülerin des Malers zu werden, deſſen Bilder mir einen ſo tiefen Eindruck gemacht hatten, und mein Leben der Kunſt zu weihen, die mir nun als der Weg zur ſittlichen Vollendung erſchien.

Aber wie war dieſer Wunſch zu verwirklichen? Der große Meiſter nahm keine Schüler an, und meine Eltern würden die Sache für unmöglich gehalten haben. Ich war deſſenungeachtet entſchieden, alles zu verſuchen, um mein Ziel zu erreichen. Wir hatten einen alten Freund, einen höchſt originellen Menſchen, den wir alle ſehr liebten, wegen ſeiner Güte und ſeines Unglücks. Seine Geſchichte ſchien ein Roman. Von vornehmer Geburt und ſeltener Schönheit, hatte er als Offizier in der Fremdenlegion in engliſchen Dienſten mehrere Jahre in Neapel zugebracht. Er hatte ſich dort mit einer ſehr

ſchönen und vornehmen Italienerin verheiratet, deren Familienname in den Annalen der neapolitaniſchen Geſchichte nur zu berühmt iſt. Als er mit der Legion nach England zurückberufen wurde, weigerte ſich ſeine Frau, ihm mit ihren drei Kindern zu folgen. Die Prieſter hatten ſie dazu gebracht, ihren Gatten bekehren zu wollen und ihn für die katholiſche, abſolutiſtiſche Partei zu gewinnen. Als ſie die Unbeugſamkeit ſeines ehrlichen, offenen Charakters ſahen, hatten ſie die Frau ihren Pflichten untreu gemacht. Der Mann bemühte ſich, ſie durch Vernunft und Liebe zurückzuführen, aber als der Tag der Abreiſe für ihn kam, war ſie mit den Kindern verſchwunden. Durch ſeine Pflicht gebunden, mußte er Neapel verlaſſen, ohne daß es ihm möglich geweſen wäre, ihren Aufenthalt zu ermitteln. Nach langem, vergeblichem Suchen und Nachforſchungen aller Art, auch von ſeiten ſeiner Freunde, fand er endlich ihre Spur. Sie waren in einem Kloſter in Sizilien verborgen. Die Frau, durch die Prieſter fanatiſiert, verweigerte es, zu dem Ketzer zurückzukehren. Es gelang ihm nicht, ſeine Kinder den Händen der Prieſter zu entziehen, die von oben herab beſchützt wurden und die Kinder für ihre Zwecke erzogen. Natürlich wurde ihnen der Haß gegen ihren edlen Vater gepredigt, er aber liebte ſie immerfort, trotzdem er nie von ihnen und ſeinem Unglück ſprach. Seit lange außer Dienſten, lebte er ganz einſam, das Leben eines Weiſen. Nur eine Leidenſchaft beherrſchte ihn noch: ein tiefer, furchtbarer Haß gegen die katholiſchen Prieſter, die er die Feinde der Menſchheit nannte.

Er war uns allen ein treuer, trefflicher Freund. Ihm vertraute ich meinen Wunſch an, Stunden bei jenem Maler zu bekommen. Er verſprach mir, die Unternehmung zu wagen, ging in das Atelier des Künſtlers, beſah deſſen Bilder, und ſprach über Italien mit ihm in italieniſcher Sprache, deren er Meiſter war. Als er die Gunſt des Künſtlers durch ſeine anziehende Unterhaltung erworben hatte, ſagte er ihm plötzlich auf deutſch, daß er gekommen ſei, ihn um Stunden für eine junge Freundin zu bitten. Er wußte meine Sache ſo gut zu

führen, daß der Künſtler, durch die Originalität des Verfahrens beluſtigt, verſprach zu kommen und zu ſehen, ob mein Talent ihm wert genug ſcheine, ſeine Zeit daran zu wenden. Er kam wirklich, verſprach mir Stunden zu geben, nachdem er meine Zeichnungen geſehen und verlangte, daß ich ſogleich anfange in Öl zu malen.

Ich war außer mir vor Glück. Aber um das nötige Material zur Ölmalerei zu kaufen, bedurfte es ſofort großer Ausgaben. Ich wollte meinen Vater nicht darum bitten, da er mir, obgleich widerſtrebend, die an ſich teueren Stunden ſchon gewährt hatte. Ich verkaufte alſo heimlich eine ſchöne goldene Kette und einige andere Schmuckſachen, die ich beſaß, und fühlte eine innige Befriedigung, daß ich an das edle Ziel gelangen konnte durch ein Opfer, das ich ſelbſt brachte, ohne anderen eins aufzuerlegen.

So fing ich denn an zu malen, und gewiß haben ſelbſt die größten Künſtler niemals ein größeres Glück empfinden können, als das war, das ich fühlte, indem ich mich, unter der Leitung eines großen Meiſters, der Beſchäftigung hingab, die mir endlich den wahren Weg zum Ideal zeigen ſollte.

Ich malte den ganzen Tag, und wenn ich abends meine Staffelei beiſeite ſetzte, fühlte ich, daß ich beſſer geworden war. Kein verwerflicher Gedanke, keine kleinliche Nebenbeſchäftigung fanden Platz in meiner Seele. Durch die Vervollkommnung der Technik bis zur Darſtellung des Geheimniſſes der Schönheit durchzudringen, war das Ziel meines Lebens geworden. Ich lebte in einer beſonderen Welt, die mir die allein wahre erſchien. Ich vernachläſſigte jedoch meine übrigen Pflichten nicht, und ich war vielleicht noch ſanfter und gefälliger gegen die, die mich umgaben, weil ich mich innerlich befriedigt fühlte. Aber ſie errieten, daß mein Gedanke, mein eigentliches Sein, wo anders waren, und obſchon es gewiß nicht mein Wille war, ſie zu kränken, ſo waren ſie doch ein wenig gereizt. Man fing von ſeiten der Bekannten an, mich zu necken, denn man konnte nicht glauben, daß eine ſo tiefe Konzentration in dem Herzen eines jungen Mädchens

eine andere Urſache haben könne als eine perſönliche Neigung. Man erzählte mir, daß ich von vielen jungen Damen beneidet würde, die Stunden von dem berühmten Künſtler zu haben gewünſcht, aber es nicht erreicht hätten. Alles das berührte mich kaum: mein Lehrer war mir teuer als ſolcher, nichts weiter. Ein zartes, ſtilles Andenken lebte noch im Grund meines Herzens, und es wäre mir nicht möglich geweſen, ſo ſchnell zu einem andern Gefühl überzugehen. Ich war zu tief hingenommen von meinem Studium, um nicht gänzlich abweſend zu ſein bei Geſprächen, die nur an die alltäglichen Ereigniſſe anknüpften, als wenn die der Hauptzweck des Lebens wären. Während dieſe gewöhnlichen Gegenſtände der Unterhaltung beſprochen wurden, ſaß ich an meiner Staffelei und kopierte Bilder meines Lehrers, in denen ein tiefblauer Himmel ſich in einem noch blaueren Meere, das von maleriſchen Felſen, von Palmen und Ölbäumen eingeſchloſſen war, ſpiegelte. Leichte Barken glitten auf dem ſtillen Waſſerſpiegel, und man mußte unwillkürlich denken, daß die Fiſcher, die ſie führten, einen fortwährenden Hymnus an die Schönheit und das Glück ſingen müßten. Während ich dies alles malte, begriff ich immer mehr, daß die chriſtliche Asketik unrecht hat — daß die Sinne nicht die Feinde des Geiſtes, ſondern vielmehr ſeine Inſtrumente ſind.

Dreizehntes Kapitel

Der junge Apoſtel

Im Frühling ſollten wir zurückgehen in unſere kleine Reſidenz im Norden. Es war mir ein herzzerreißender Schmerz, für den ich keine Worte hatte, den Stunden entſagen zu müſſen, die mir ſo viel Glück gaben, es ſchien, als wenn ich dem Heil meiner Seele entſagen müßte. Außerdem bot mir auch die Stadt, in der wir jetzt lebten, trotz unſeres zurückgezogenen Lebens eine Menge geiſtiger Hilfsquellen, nach denen ich immer mehr Verlangen trug. Unſere kleine Reſidenz, die ich ſonſt ſo geliebt hatte, erſchien mir jetzt mit ihren engen

geſellſchaftlichen Beziehungen wie ein Exil. Dennoch mußte es geſchieden ſein. Der einzige Troſt, den ich zu finden wußte, war, meinen Lehrer zu bitten, einen künſtleriſchen Briefwechſel mit mir zu unterhalten, was er auch verſprach, da er mein Scheiden auch herzlich beklagte. Meine erſte Sorge, nach der Rückkehr in unſere nunmehrige kleine Heimat, war die Einrichtung eines Ateliers für mich, in dem ich, allein und verſunken in die Kunſt, Stunden des Glücks und des angeſtrengten Studiums verbrachte. Ich ging auch aus, um nach der Natur zu zeichnen; aber die Landſchaft, die ich vor Augen hatte, gefiel mir nicht mehr, ſeit ich mich an den unausſprechlichen Reiz der ſüdlichen Natur, die ich aus den Bildern meines Meiſters kannte, gewöhnt hatte. Ausnahmen hiervon waren jedoch die Bäume und die Waldpartien, mit ihrem geheimnisvollen Halbdunkel und den Sonnenſtreifen, die durch das Laub fielen und auf dem Moosboden ſpielten. Dieſe ſind die wahre Poeſie der Landſchaft im nördlichen Deutſchland, und das war es vielleicht, weshalb die Völker dieſer Gegenden in ihrem Kindesalter die Wälder und Bäume zu Heiligtümern ſtempelten und ihren Wodan im heiligen Eichenhain verehrten. Aber für die eigentliche Landſchaft erſchien mir nur das Grün nicht maleriſch. Blau, Violett, Gelb, Rot geben jene Farbentöne, die im Süden dem Auge wohlgefallen. Vielleicht kommt es daher, daß auch der hohe Norden, wo die nackten Felſen, der Schnee und das tiefblaue Meer vorherrſchen, maleriſcher iſt als die geſegneten Länder der Mitte, wo das Grün überwiegt.

Außerdem war ich aber auch noch in der kleinen Stadt zu ſehr der Hilfsmittel zur Entwicklung beraubt, denn es war da nicht allein keine Galerie, ſondern nicht einmal ein gutes Bild, keine Künſtler und kaum einige wenige Perſonen, die wußten, was Malerei iſt. Meine ewig ſuchende Natur griff wieder nach anderen Auswegen. Die alten religiöſen Fragen erwachten in neuer Weiſe. Ich fürchtete die Kritik nicht mehr; ich ging nur äußerſt ſelten noch in die Kirche, weil ich keine neuen Gedanken, keine wirkliche Erleuchtung dort fand. Eines

Tages ſagte man mir, daß der älteſte Sohn meines Religionslehrers, der ſich gerade während der Univerſitätsferien zu Haus befände, am folgenden Sonntag in der Kirche predigen würde, da er Theolog ſei wie ſein Vater. Ich ging zur Kirche, um zu ſehen, was aus dem blaſſen, ſtillen Knaben, den ich einſt im Zimmer ſeiner Mutter hatte arbeiten ſehen, geworden ſei. Nach dem Geſang der Gemeinde, der der Predigt vorausgeht, ſtieg ein junger Mann, in ſchwarzem Talare, auf die Kanzel, beugte das Haupt und verblieb einige Minuten in ſtillem Gebet. Ich hatte Zeit ihn anzuſehen. Er war groß wie ſein Vater, aber ſein Kopf hatte einen Typus, der in jenen Gegenden, wo er geboren war, nicht häufig iſt. Sein Geſicht war bleich mit ſcharfgeſchnittenen, edlen Zügen, wie man ſie bei den ſüdlichen Raſſen findet. Lange und dichte ſchwarze Haare fielen ihm bis auf die Schultern; ſeine Stirn war die der Denker, der Märtyrer. Als er zu ſprechen begann, wurde ich ſympathiſch berührt durch den Klang ſeiner tiefen, ſonoren und doch angenehmen Stimme. Bald aber vergaß ich alles andere über den Inhalt ſeiner Predigt. Das war nicht mehr die ſentimentale Moral, noch die ſteife, kalte Unbeſtimmtheit der proteſtantiſchen Orthodoxie wie beim Vater. Das war ein jugendlicher Bergſtrom, der daherbrauſte voller Poeſie und neuer belebender Gedanken. Das war die reine Flamme einer ganz idealen Seele, gepaart mit der Stärke einer mächtigen Intelligenz, die der ſchärfſten Kritik fähig war. Das war ein junger Herder, der, indem er das Evangelium predigte, die höchſten philoſophiſchen Ideen zur Geſchichte der Menſchheit entwickelte. Ich war auf das tiefſte und glücklichſte bewegt. Nach Hauſe zurückgekehrt, erzählte ich meiner Mutter von dem Gehörten und ſagte ihr mit Enthuſiasmus: „Wenn dieſer junge Mann hier bleibt, ſo wird dies kleine Land eine große Zukunft haben.“

Einige Tage nachher ging meine Mutter abends zur Reſſource: ich ging nicht mit. Mein früherer Lehrer hatte ihr ſeinen Sohn vorgeſtellt, und ſie kam ebenſo enthuſiasmiert zurück, wie ich aus der Kirche gekommen war. „Er iſt das Ideal eines

jungen Mannes," ſagte ſie. Ich bedauerte, nicht dort geweſen zu ſein, und doch wünſchte ich beinah nicht, meinem jungen Apoſtel auf neutralem Wege zu begegnen. Er hatte in meiner Phantaſie ſchon Platz genommen als der inſpirierte Prophet einer neuen Wahrheit. Ich ſah ihn in dem Jahr auch nicht wieder, denn er kehrte auf die Univerſität zurück.

Ich aber fühlte, daß ich das bloß kontemplative Leben verlaſſen müſſe, um zur Tat zu kommen. Die heiligen Freuden, die ich beim Malen genoß, ſchienen mir zu egoiſtiſch, wenn ich nicht zugleich mich des Leidens erbarme, das ich überall um mich ſah; wenn das Mitleid, das mir die wahre Eſſenz des Chriſtentums zu ſein ſchien, ſich nicht in Taten verwirkliche. Ich beſchloß zu verſuchen, einen Verein der Arbeit für Arme zu gründen. Ich ſprach darüber mit den jungen Damen meiner Bekanntſchaft. Man zuckte die Achſeln, man zweifelte am Erfolg, aber es gelang mir, eine kleine Anzahl zu vereinigen, und wir fingen mit einer ganz einfachen Organiſation an. Man vereinigte ſich einmal wöchentlich in den Häuſern der Beteiligten, und man legte jedesmal einen ſo kleinen Betrag in die Vereinskaſſe, daß es niemand läſtig fiel. Dieſe Beiträge dienten dazu, das Material zur Arbeit zu kaufen; ſie wurden durch freiwillige Gaben noch erhöht. An den Vereinstagen arbeitete man ſo das ganze Jahr hindurch Kleidungsſtücke für die Armen und verteilte ſie am Weihnachtsabend. Von Kindheit auf hatte ich dieſen Tag der intimſten häuslichen Freude, ſo wie er ſo ſchön in Deutſchland gefeiert wird, als einen Tag angeſehen, an dem man ſuchen ſollte, auch die Armen zu erfreuen. Das kleine Unternehmen gelang immer beſſer. Bald wollten alle jungen Mädchen der Geſellſchaft aufgenommen ſein. Die Menge der Arbeit, die man mit ſo beſcheidenen Mitteln anfertigte, war wirklich nicht unbedeutend. Unter den jungen Mädchen, die der Geſellſchaft beitraten, waren auch die zwei Schweſtern des jungen Apoſtels. Ich kannte die ältere; ſie war ſchön und gut, aber ſie hatte mich nie ſehr intereſſiert. Die zweite trat nur eben erſt in den Kreis der Erwachſenen ein. Sie war

viel jünger als ich, und ich hatte ſie nur als ein Kind gekannt. Jetzt, durch die unerklärliche Anziehungskraft, die über die Geſchicke der Menſchen entſcheidet, zueinander hingezogen, näherten wir uns einander von Anfang an, und bald entſtand zwiſchen uns, zum Erſtaunen der ganzen Geſellſchaft, eine wirkliche Herzensfreundſchaft. Man liebte meine junge Freundin dort nicht ſo wie ihre Schweſter, die ein allgemein gefälliges Weſen hatte. Man fand die jüngere affektiert und extravagant, weil ſie, mit ſiebzehn Jahren, die ernſten Geſpräche dem frivolen Geſchwätz vorzog, und ſich nur dann frei hingab, wenn ſie durch das Intereſſe am Geſpräch hingeriſſen wurde. Dagegen blieb ſie verlegen, ſtumm, linkiſch in den gewöhnlichen geſelligen Beziehungen. Ich verſtand ſie darin nur zu wohl, und ich ſah mit Entzücken ihre reiche Natur vor mir ſich in mannigfaltigſter Weiſe offenbaren. In kurzer Zeit war ich mit ihr viel intimer wie mit den andern. Sie ſprach mir oft von ihrem Bruder, den ſie leidenſchaftlich liebte; er war ihr alles, ihre Liebe für ihn war ein wahrer Kultus. Ich hörte ihr mit tiefem Anteil zu, und das Bild des jungen Apoſtels wurde mir dadurch noch teurer. Man erwartete ihn in der Familie im Frühjahr bei ſeiner Rückkehr von der Univerſität. Die Schweſter bebte vor Wonne, wenn ſie daran dachte, denn er ſollte lange bleiben, um ſein Examen als Kandidat der Theologie zu machen.

Ich erwartete ihn auch mit Freude; ich wußte, daß er mir neues Licht mitbringen würde, und außerdem war er der angebetete Bruder von der, die jetzt in meinem Herzen herrſchte.

Als er endlich angekommen war, erhielten meine Schweſter und ich eine Einladung von ſeinen Schweſtern, den Abend da zuzubringen. Kaum waren wir dort angelangt, als die Tür ſich öffnete und der Bruder eintrat. Er ſetzte ſich neben mich, und das Geſpräch wurde ſofort ſehr belebt. Es war ſonderbar, wie unſere Anſichten in allen wichtigſten Punkten zuſammentrafen. Wir ſahen uns mit Erſtaunen an, denn es ſchien, als ob das Wort des einen immer aus den Gedanken

des andern komme. Als wir gingen, blieb er in der Mitte des Zimmers ſtehen und ſah mich wie im Traume an, als ich ihm Lebewohl ſagte.

Einige Tage darauf wurden, auf meine Bitte, ſeine Schweſtern und er zu uns gebeten. Ich war auch da ſchon wieder unter dem Einfluß jenes innern Zwanges, der mir ſo viele Stunden meines Lebens verdorben hat — dieſer ſonderbaren Unmöglichkeit, frei mein Herz zu öffnen, wo es ſich am liebſten frei gegeben hätte. Doch hatte ich zuletzt noch einen Augenblick lang allein mit ihm ein Geſpräch, deſſen Gegenſtand die zweite Schweſter war, die er nur die „Kleine" nannte. Die Liebe, die wir beide für ſie hatten, machte mich beredt. Indem ich meiner Liebe für ſie Ausdruck gab, fühlte ich, daß der Bruder fortan der dritte ſein würde in dieſem Bunde, der bereits einen Teil meines Lebens ausmachte.

Meine Mutter und Schweſtern beſchloſſen zum Abendmahl zu gehen. Es war dies nur zwei- oder dreimal der Fall geweſen ſeit jenem Tag der Qual, und ich war immer noch nicht ruhig in dieſem Punkt. Dieſes Mal beſchloß ich zu einer Löſung zu kommen. Ich wandte mich an meinen früheren Lehrer, dem ich mich wieder genähert hatte durch die Freundſchaft ſeiner jüngeren Tochter. Ich ſchrieb ihm einen Brief, in dem ich ihm ohne Rückhalt meine Zweifel und Bedenken auseinanderſetzte. Ich bekannte, daß ich das Geheimnis der Gnade nie dabei erfahren hätte, und daß ich ſchließlich beinahe zu der Anſicht gekommen ſei, daß dieſe Zeremonie wohl nur als ein Symbol der großen Brüdergemeinſchaft angeſehen werden müſſe, zu der Chriſtus die Menſchen führen wollte und für deren Verwirklichung er den Tod am Kreuze ſtarb. Ich bat ihn, mir eine Stunde zu beſtimmen, in der wir dieſen Gegenſtand mündlich beſprechen könnten. Er bewilligte mir dieſe und war liebenswürdig wie immer, machte mir keinen Vorwurf über das, was ich ihm bekannte, gab mir aber auch keine poſitive Anſicht über den Gegenſtand. Ich fing an zu vermuten, daß er ſelbſt keine habe. Endlich wendete er das Geſpräch auf andere Dinge und erzählte mir u. a.,

daß ſein Sohn beinahe immer zu Hauſe ſei, weil ihn die Geſellſchaft ſeiner früheren Schulkameraden, die ihr halbes Leben auf der Reſſource, bei Billard und Karten verbrächten, zu ſehr langweile.

„Er hat vollkommen recht," ſagte ich.

„Vielleicht ja," erwiderte der Vater, „aber auf dieſe Weiſe wird er bald genug iſoliert ſein. Sie werden ihn haſſen, weil er beſſer ſein will, wie ſie."

„Nun, in dieſem Fall iſt es beſſer, allein und gehaßt zu ſein."

Einige Tage nachher kam meine Mutter mit einem Brief in der Hand und ſagte: „Bereite dich vor auf ein großes Glück." Der Brief kam von meinem Vater und kündigte mir an, daß meine Schwägerin, die Frau meines älteſten Bruders, den Winter ihrer Geſundheit wegen im Süden zubringen müſſe und da mein Bruder ſie nicht begleiten könne, mich zur Geſellſchaft wünſche. Mein Vater hatte es bewilligt. Ich liebte dieſe Schwägerin leidenſchaftlich, und obgleich ſie und mein Bruder meiſt fern von uns lebten, ſo war doch auch ich ihr beſonders wert. Sie wollte den Winter in der Provence zubringen und dann durch das nördliche Italien zurückkehren. Nach dem Süden gehen, nach Italien! Seit meiner Kindheit war Italien das Land meiner Träume, das Land der Wunder, zu dem meine Wünſche in ihrem kühnſten Fluge hineilten. Ich war noch ganz klein, als mein teurer Hausfreund, ein geiſtvoller Künſtler, der lange in Italien gelebt hatte, die Wunder jenes Landes in Bild und Wort in unſerem Hauſe gleichſam lebendig machte; meine Phantaſie war davon erfüllt. Zugleich kannte ich den Namen Goethe durch meine Mutter als den des allerverehrungswürdigſten Menſchen unter allen, die lebten. Da hatte ſich denn in meiner kindlichen Phantaſie ein Traumbild entſponnen, das mehrere Jahre meiner Kindheit durch fortlebte, ohne daß ich es jemals jemand mitgeteilt hätte. Ich dachte mir, irgend ein gütiges Verhängnis müſſe es ſo fügen, daß ich eine Reiſe nach Italien machen, über Weimar zurückkehren und zu den Füßen Goethes

ſitzen könne, von dem ich mir dachte, er müſſe ausſehen wie einer der Weiſen aus dem Morgenland. Als ich hörte, daß Goethe geſtorben ſei, ging es mir wie ein bittrer Schmerz durch das Herz; ich konnte es lange nicht überwinden, daß auch ſo ein Großer ſterblich und daß die Verwirklichung meines Traumes nun unmöglich ſei. Jetzt ſollte der kindliche Traum zur Hälfte doch Wahrheit werden. Meine Seele ſollte ihre Flügel entfalten und ihren Flug in das unbekannte Land der Sehnſucht nehmen, das mir wie mein wahres Vaterland erſchien. Es ſchien zu ſchön, um wahr zu ſein, und es war doch ſo. Ich war ſtill, wie immer in den ergreifendſten Augenblicken meines Lebens. Aber es war mir, als ob das Ideal, nach dem mein Leben eine beſtändige Wallfahrt war, mich dort erwarte, in jener Ferne, und mir eine Krone über meinem Haupt in den Wolken zeige.

Das einzig Peinliche dabei war mir, dieſes Glück meiner Schweſter zu verkünden, der treuen Gefährtin meines bisherigen Lebens, mit der ich bis dahin alles, Gutes und Böſes, geteilt hatte. Sie empfing die Nachricht jedoch mit der liebenswürdigſten Hingebung und mit ſtiller Reſignation, wie es in ihrer Natur lag, und half mir mit der gütigſten Bereitwilligkeit, die Vorbereitungen zur Reiſe zu machen. Während der Beſchäftigung damit fühlte ich auch, neben dem großen Glück, ein tiefes Bedauern, zu gehen. Ich ſah es wieder in beſonderer Weiſe bei dieſer Gelegenheit, wie ſehr ich in unſerer Familie und in unſerem ganzen Kreiſe geliebt wurde. Meine Reiſe erregte allgemeine Sympathie. Zwei Tage vor meiner Abreiſe verbrachten die „Kleine" und ihr Bruder den Abend bei uns. Sie freuten ſich für mich, aber ſie bedauerten auch mein Scheiden und hätten mit mir ziehen mögen.

Der Moment des Scheidens kam endlich. Ich mußte ſehr früh am Morgen mit dem Poſtwagen abfahren, denn Eiſenbahnen gab es damals in jenen Gegenden noch nicht. Meine Mutter ſchlief, ich wollte ſie nicht wecken, um ihr die Erregung des Abſchieds zu erſparen, denn ſie entließ mich doch

mit ſchwerem Herzen für ſo lange und ſo weit; eine Reiſe nach Italien war damals noch ein bedenkliches Unternehmen. Ich nahm einen ſtummen Abſchied, unter heißen Segenswünſchen, vor ihrem Bett und begab mich zur Poſt, begleitet von meiner treuen Schweſter. Dort fanden wir die „Kleine“ und ihren Bruder. Ich umarmte die Kleine noch einmal, gab dem Bruder noch einmal die Hand. Er gab mir einen Blumenſtrauß, an den ein Brief angebunden war, der anſtatt der Adreſſe dieſe Worte Taſſos enthielt: „I suoi pensieri in lui dormir non ponno.“ Ich ſtieg in den Wagen, hielt den Strauß und den Brief in meiner Hand und fühlte mich wie geſegnet von einer guten Gottheit. Nach einigen Stunden hielt der Poſtwagen in einem kleinen Ort, wo die Reiſenden zu Mittag aßen. Ich ging ſtatt deſſen in den Garten des Poſthofs und öffnete meinen Brief. Es waren Verſe: ein Abſchiedsſonett und ein längeres Gedicht, das er nach einem unſerer letzten Geſpräche und einem darauf folgenden Spaziergang und prächtigen Sonnenuntergang gedichtet hatte. Es war eine Viſion, die vor ſeinem Geiſt die ſtrengen Denker des Nordens hatte vorüberziehen laſſen, deren Sehnen, aus ihren ſchweren Kämpfen heraus, ſie immer nach dem Süden, dem Symbol der Harmonie und der vollendeten Schönheit, gezogen habe, ganz beſonders in Deutſchland, wo dieſe Sehnſucht ſich in jeder tiefen, ſtrebenden Natur wiederhole. Auf ihrem Zuge dorthin redete er zunächſt die Alpen an, deren Spitzen im Sonnenſchein glühten:

„Ihr Alpen ſeid gegrüßt, ihr ew'gen Mauern,
Die unſrer Erde Paradies beſchützen;
Ihr Niegeſeh'nen füllt mit heil'gen Schauern
Ein Herz, das Schnee und Wolken möchte fragen
Und Antwort leſen möcht' in Sturm und Blitzen.“

Am Ende ſprach er davon, wie auch die beſten Sterne ſeines eignen Lebens ihm den Weg nach Süden gezeigt hätten, ſelbſt der letzte, der, kaum aufgegangen, ſchon weiter ziehe, um dort unten zu leuchten.

„Doch flüſtert ſie mir zu: Ich ziehe gern.
Ja, du haſt recht, den Winter laß dem Norden.
Mich laß mit Wort und Tat den Süd verdienen."

Das Meer von ſtillem Glück, das in mir zurückblieb, als ich geleſen hatte, läßt ſich nicht mit Worten beſchreiben. Es war der Friede inmitten der Erregung, die Freude ohne Flecken, ohne heftigen Wunſch — ein Frühlingsmorgen, wo alles Duft iſt und Harmonie und Hoffnung auf den Sommer, der folgen ſoll.

In der Stadt angekommen, wo ich und eine Dame, mit der ich reiſte, die Nacht zubringen ſollten, ſchrieb ich ihm eine Antwort auch in Verſen, die ich ſeiner Schweſter zuſchickte, um ſie ihm zu übergeben.

Vierzehntes Kapitel

Der Süden

Als ich bei meiner Schwägerin angekommen war, machten wir uns auf nach dem Süden. Die Reiſegeſellſchaft beſtand aus meiner Schwägerin, ihren zwei ſchönen, klugen Knaben, deren Erzieher, mir ſelbſt, der Kammerjungfer und dem Diener. Ein großer Reiſewagen, mit allen Bequemlichkeiten ausgeſtattet, nahm uns auf; wir waren darin wie zu Haus, unſere eigenen Herren, und konnten anhalten, wo es uns beliebte. Sicher war dies die angenehmſte Art zu reiſen. Welche Vorteile auch die Eiſenbahn bieten mag — um die Reiſe durch ein ſchönes Land wahrhaft zu genießen, muß man ſie ſo machen: im eignen Wagen und als ſein eigener Herr: nicht gepeitſcht von den Furien der Dampfmaſchinen, der Kondukteure, dem ewigen Heraus und Herein ganz fremder, oft ſehr antipathiſcher Menſchen. Die heiterſte Laune herrſchte in unſerer kleinen Ambulanz. Die Knaben erheiterten uns durch ihr fröhliches Geplauder, ihre Lieder, ihre geiſtvollen Fragen und klugen Beobachtungen, die Dienſtboten durch ihr naives Erſtaunen über all das Neue, das ſie zu ſehen bekamen. Der Erzieher ſogar trug nicht wenig zur

Heiterkeit bei. Er war ein ſonderbares Geſchöpf, ein echt deutſches Original. Arm von Haus aus, war er in einem Seminar erzogen worden; dann hatte er es möglich gemacht durch Entbehrungen und ſtrenge Arbeit, an einer Univerſität Theologie zu ſtudieren. Es gibt nichts Traurigeres als die armen Studenten der Theologie in Deutſchland, die, wenn ſie ihre Studien vollendet haben, oft acht bis zehn Jahre warten müſſen, bis ſie eine Pfarrſtelle bekommen, die ihnen kaum das nötige Brot gibt. Unſer Kandidat wartete auch bereits ſeit zehn Jahren vergebens. Er hatte ſich mittlerweile als Erzieher fortgeholfen, und da er eine vielſeitige Bildung und einen untadelhaften Charakter beſaß, ſo hatte meine Schwägerin ihn als Lehrer für ihre Knaben angenommen. Aber neben ſeinen guten Eigenſchaften hatte er etwas unglaublich Linkiſches in ſeinem Benehmen, das um ſo lächerlicher hervortrat, als ein gutes Teil Eitelkeit ihn ſehr empfindlich machte, beſonders auf ſeinem ſchwachen Punkt, der Idee: ein Dichter zu ſein. Er ſchrieb nämlich fortwährend Verſe, nicht bloß für ſeine eigene Befriedigung, ſondern mit Anſprüchen an den Ruhm des Parnaß. Doch war es eine wahre Qual, ihn ſie vorleſen zu hören, da man ſich des Lachens dabei kaum erwehren konnte.

In Bern ſah ich zuerſt die Hochalpen. Ich neigte mich vor der Majeſtät dieſer herrlichen Erd-Rieſen und fühlte mich immer freier und freudiger, je größer und gewaltiger die Natur um mich wurde. Die Schrecken und dunklen Viſionen, die mich ſonſt umgeben hatten, waren verſchwunden. Das einzige, was mich quälte, war, daß ich nicht immer auf meine Weiſe genießen konnte. Man mußte gewiſſen Formalitäten huldigen, z. B. eine beſtimmte unendlich lange Zeit an der table d'hôte verbringen, während draußen ein herrlicher Sonnenuntergang eine entzückende Landſchaft verklärte, oder man noch Zeit gehabt hätte, eine ſchöne Galerie oder ſonſtige Sehenswürdigkeit zu betrachten. Ich hätte oft bei einem Gegenſtand, der mich anzog, lange verweilen und ihn ganz in mich aufnehmen mögen, aber der Erzieher, der be-

ſtändig die Uhr in der einen und ſein Reiſehandbuch in der andern Hand hatte, ließ mir keine Ruhe. Kaum waren wir vor einem ſehenswerten Gegenſtand angelangt, ſo ſah er auf die Uhr, ſchrie beſtürzt: „Ach mein Gott, wir haben keine Minute zu verlieren!“ und eilte mit kleinen Schritten raſch vorwärts zu einem andern im Buche angedeuteten Ort.

Nachdem wir die Schweiz durchreiſt und die prächtige Rhonefahrt gemacht hatten, langten wir in Hyères in der Provence an, wo wir den Winter zubringen ſollten.

Hyères war damals eine kleine, häßliche Stadt, vom Meer noch eine ziemliche Strecke entfernt. Dieſe mit Orangengärten bedeckte Strecke verläuft nach einer Seite hin in eine ſandige Fläche, in die das Meer nur langſam eindringt und gleichſam wie in Sümpfen ſtehen bleibt. Es war von dieſer Seite, daß ich, da wir die Wege noch nicht kannten, mich dem Meere zuerſt näherte. Natürlich machte es mir den traurigſten Eindruck. Ich hatte mich oft in meinen Träumen nach dem Anblick des Meeres geſehnt, es mir als das Sinnbild alles Erhabenen, Unendlichen, Majeſtätiſchen gedacht. Jetzt erſchien es mir kleinlich und häßlich. — Wir waren im Monat November; das Wetter war unfreundlich; die Landſchaft erſchien nicht zu ihrem Vorteil; nichts darin traf die Einbildungskraft ſo mächtig, wie es die Alpen der Schweiz getan hatten. Im Gaſthof war es kalt und unangenehm. Der Mangel an Komfort in den Häuſern, die Steinböden ohne Teppiche, die Kamine, die ich zum erſtenmal ſah, mit ihren kleinen Bündeln von Rebenholz zum Brennen, der abſcheuliche Miſtral, der die erſten Tage ununterbrochen wehte — alles das war entmutigend und verſprach nicht viel.

Der Erzieher, der ſich mit allen möglichen Mitteln verſehen hatte, alles zu ſehen und kennen zu lernen, hatte die Vorſicht gehabt, ſich auch Empfehlungsbriefe für einige Notabilitäten der Stadt zu verſchaffen. Ohne meine Schwägerin zu benachrichtigen, hatte er dieſe gleich am erſten Tage unſerer Ankunft abgegeben, und ſo kam es, daß am nächſten Tag zwei Damen bei uns erſchienen, um uns willkommen

zu heißen und ihre Dienſte anzubieten. Ungeachtet ihrer Zuvorkommenheit machten ſie doch einen unangenehmen Eindruck auf meine Schwägerin. Sie waren vollkommene Typen der Bourgeoiſie aus der Provinz; auf eine lächerliche Art angezogen, geſchwätzig und neugierig im höchſten Grad, fragten ſie uns in indiskreter Weiſe aus, als wollten ſie ſagen: Wir haben eine Menge guter Freundinnen, denen müſſen wir es erzählen. Indem ſie daneben aber auch fortwährend ihre guten Dienſte anboten, mußte man vermuten, daß ſie die Abſicht hätten, recht oft wiederzukommen. Meine Schwägerin, die ſehr zurückhaltend war mit neuen Bekannten, war äußerſt unzufrieden über dieſe Invaſion und machte dem Erzieher Vorwürfe, die dieſer höchſt übel nahm. So fing unſer eigentlicher Aufenthalt im Süden nicht heiter an, und ich empfand ein tiefes Heimweh, eine verzehrende Sehnſucht nach unſerem friedlichen, häuslichen Leben, nach den Freunden und all der Liebe, die mich zu Hauſe umgab. Während mehrerer Wochen verzehrte mich dieſes ſchreckliche Leiden wie ein heimliches Fieber, und ich dachte, daß die Liebe der wahre Süden für das Herz iſt.

Nach und nach jedoch verſchwand das peinigende Weh, und der Süden fing an, ſich mir zu offenbaren. Wir hatten ein bequemes Logis auf dem ſogenannten Palmenplatz gemietet, von wo man eine herrliche Ausſicht auf die Ebene mit den Orangenhainen, die ſie begrenzenden Hügel, das Meer und die Inſeln von Hyères hatte. Das Meer erſchien mir nun in einem anderen Lichte wie zuerſt. Ich ſah ſeine tiefblauen Wellen ſich an maleriſchen Felſenriffen, die mit üppigem Pflanzenwuchs, mit blühenden Myrten, mit ſtrauchhoher Erike bedeckt ſind, brechen. Ich ſtreifte über die Hügel, mit Seepinien bewachſen, deren ſchlanke Zweige mit den langen Nadeln wie Aolsharfen im Winde rauſchen, und zwiſchen denen ſich plötzlich Freiblicke mit herrlicher Ausſicht öffnen. Zuweilen wanderte ich landeinwärts über Hügel und durch entzückende Täler, wo die immergrünen Eichen, durch Schlingpflanzen graziös verbunden, ein grünes Dach über dem

Blumenteppich der Erde bilden. Oder ich ruhte aus an klaren Bergſtrömen, die dem Meere zueilen und kleine Inſeln umſchließen, auf denen rote und weiße Oleanderbüſche wild blühen; wahre Paradieſe, in denen ein Friede und eine Stille herrſchen, als ob der Menſch mit ſeinen wilden Leidenſchaften nie die Harmonie der Schöpfung geſtört hätte.

Jetzt endlich erſchien mir der Süden ſo, wie ich ihn mir geträumt hatte. Was die Bilder meines Lehrers begonnen hatten, vollendete ſich mir nun im Anblick dieſer Natur. Ich nahm endlich völlig die Idee der reinen Schönheit an, die für ſich ſelbſt da iſt und ſich durch die vollendete Form ausdrückt, ſo wie der griechiſche Genius ſie begriff, im Gegenſatz zu der tranſzendentalen Idee des Mittelalters, die ich früher allein verehrt hatte. Indem ich fortwährend nach der Natur zeichnete, dieſe ſanften Schönheitslinien, dieſe zarten Abſtufungen des Lichts und der Farbe ſtudierte, verſtand ich, wie hier alles das „Maß" predigt — dieſes Wort, das eigentlich die Definition aller geiſtigen und phyſiſchen Schönheit enthält. Ich ſah im Geiſte den Olymp ſich bevölkern mit Weſen von einer heiter-ernſten Schöne, ewige Typen, ſo wie die Phantaſie eines Phidias, eines Praxiteles ſie hingeſtellt hat. Ich ſah jene wunderbaren Tempel ſich erheben, die den Stein ſelbſt zu vergeiſtigen ſcheinen und durch ihre Harmonie die Harmonie der Landſchaft vollenden, und ich fühlte mich überzeugt, daß der Geiſt nicht dem Stoff widerſtreitet, ſondern daß er ihn beſeelt und verklärt.

Außerdem knüpfte ich auch angenehme Beziehungen an. Unſer unermüdlicher Erzieher fand einen deutſchen Muſiker aus, der in Hyères ſeiner Geſundheit wegen lebte, wirkliche muſikaliſche Begabung hatte und ſchöne Lieder komponierte. Der kam nun oft des Abends zu uns und begleitete mich zum Geſang. Meine Schwägerin liebte die Muſik zu ſehr, um dieſen Beſucher nicht gern zu ſehen. Dieſe Abende wurden mir eine Quelle großer Befriedigung, denn der Geſang war mir ſtets die innerlichſte künſtleriſche Freude geweſen. Das einzig Unangenehme hierbei war, daß der arme Künſtler ſich

aus Dankbarkeit verpflichtet glaubte, zu den Texten seiner Lieder die Verse unseres Pädagogen-Dichters zu nehmen, dessen Muse unter dem Einfluß des südlichen Himmels erschreckend fruchtbar war. Der Dichter war überglücklich, sich in Musik gesetzt zu sehen, und es war unglaublich komisch, seine Haltung zu beobachten, wenn er den schönen Weisen des Musikers, die seine schlechten Verse illustrierten, lauschte. Halb verschämt und doch stolz lehnte er gegen den Kamin, die Hände über dem Leib gefaltet, die Augen niedergeschlagen und auf den Lippen ein befriedigtes Lächeln. Armer Dichter! Wenn er gewußt hätte, wie ich zwischen der Lust zu lachen und dem Zorn über seine Anmaßung schwankte.

Aber sein erobernder Geist hielt noch nicht an. Er hatte sich bei der Frau des Maire, die eine Deutsche war, vorstellen lassen und hatte ihr den Gedanken eingegeben, jeden Sonntag in ihrem Haus einen protestantischen Gottesdienst für Einheimische und Fremde einzurichten, bei dem er predigen und der Musiker den Gesang leiten sollte. Die Frau des Maire war eine strenge Protestantin und entzückt, diesen Anker des Heils in ihrer katholischen Umgebung gefunden zu haben. Die soziale Stellung des Erziehers war begründet. Die Frau des Maire war die erste Dame der Stadt und sehr reich; sie hatte ihn wie einen Messias aufgenommen und feierte ihn so, daß er vor Eitelkeit schwoll. Ein Saal im Hause des Maire wurde zur Kapelle eingerichtet, mit einem Altar und einer Orgel versehen. Die Versammlung war zahlreich. Ich ging fast jeden Sonntag mit den Knaben hin, mehr des Gesanges als der Predigt wegen; meine Schwägerin kam, so oft es ihre Gesundheit erlaubte. Ich machte dabei zunächst die Bekanntschaft der Damen des Hauses, dann die zweier Schwestern aus Straßburg, die wegen der Gesundheit der älteren, einer jungen, schönen Witwe, den Winter im Süden zubrachten. Ich wurde bald innigst für die jüngere eingenommen. Es war schwer zu sagen, was eigentlich sogleich bei ihr fesselte, denn sie war nicht so schön wie ihre Schwester. Aber man fühlte sich un-

widerſtehlich angezogen, wenn man ſie anſah, denn aus ihrem bleichen Antlitz und ihren dunklen Augen ſprach eine jener Seelen „der großen Myſterien“, die den, der ſie liebt, für das ganze Leben feſſeln. Sie war erſt achtzehn Jahre alt, gründlich gebildet, eine gelehrte Botanikerin, zeichnete ſehr gut und ſpielte vortrefflich Klavier. Doch ſtand ſie noch inmitten jenes religiöſen Kampfes, den ich durchgemacht hatte. Indem ich mich mit ihr verglich, fühlte ich, wie weit ich ſchon von dem myſtiſchen Seelenzuſtand entfernt war, der direkte Offenbarungen verlangt. Ihr war ein Buch eines der berühmteſten proteſtantiſchen Prediger der Schweiz zu Geſicht gekommen, in dem ſie die Wahrheit zu finden geglaubt hatte. Infolgedeſſen ſchrieb ſie ihm und legte ihre Seele in die Hände dieſes ſtrengen, bedeutenden Mannes. Aber ihre Seele hatte, wie die meinige, noch andere mächtige und legitime Bedürfniſſe; daher kamen auch bei ihr unabläſſige bittere Kämpfe. Die zwei Schweſtern bewohnten einige Zimmer im Hauſe des Maire. Pauline, ſo hieß meine Freundin, hatte freien Zutritt zu den Zimmern des Hauſes, wo der Flügel und die Orgel ſtanden und wo ſich gewöhnlich niemand aufhielt. Wenn ich kam, ſie zu beſuchen, fand ich ſie oft an dem einen oder dem andern Inſtrument, die ernſteſte Muſik, wie Bach und Beethoven, mit ſeltenem Verſtändnis ſpielend. Die Muſik ergriff ſie ſo, daß ihre Tränen oft dabei floſſen. Zuweilen, wenn ihr Herz zu voll war, fiel ſie auf die Knie, verbarg das Geſicht in beiden Händen und weinte heftig. Ich verſtand ſie ganz in ſolchen Augenblicken, aber ich liebte ſie noch mehr, wenn die Jugend und ihre hohe Intelligenz über dieſe Abgründe der Senſibilität ſiegten. Dann war ſie eins der anziehendſten Weſen, die man ſehen kann. So war ſie meiſt während der langen Ausflüge, die wir miteinander machten. Hatten wir einen ſchönen Punkt am Meer, auf einem der höheren Berggipfel oder ſonſtwo gefunden, ſo lagerten wir uns zu ruhigem Genuß und vertrautem Geſpräch, oder wir arbeiteten zuſammen, denn wir gingen nie ohne unſer Zeichenmaterial aus; und wir genoſſen in ſolchen

Stunden all das Glück, das die Jugend und eine edle Freundſchaft geben. Wie waren ſie ſchön, dieſe Stunden eines reich erfüllten, wahrhaft freien Lebens!

Wir hatten alles für uns: hohe geiſtige Intereſſen, feuriges Streben, entzückende Umgebungen, unbegrenzte Freiheit. Da war nicht einmal ein leiſer Schatten jener kleinlichen Nebenbeſchäftigungen, die ſo oft die beſten Stunden ſtören. Wünſche, Unruhe, Zweifel, Reue — alles war verſchwunden. Man genügte ſich ſelbſt in dem bloßen Gefühl des Daſeins, und oft hatte ich nur den einen Wunſch, mich ſelig aufzulöſen in die Harmonie und Unſchuld des allgemeinen Lebens.

Die Natur aber hat den Menſchen, der hier geboren iſt, doch verhindert, ſich ganz in Übereinſtimmung mit dieſer Harmonie zu entwickeln, indem ſie in ſein Blut die Keime ſo feuriger Leidenſchaften legte, daß es ihn zu wilden Taten und unverſöhnlichem Haſſe treibt. Ich ſah einige ſchreckliche Beiſpiele davon. Doch kann man freilich nicht wiſſen, was eine vernünftige und milde Erziehung aus dieſem Volke machen könnte, denn ſeine Anlagen ſind vortrefflich, und ich faßte eine wahre Liebe für dasſelbe. Auf meinen einſamen Spaziergängen machte ich Bekanntſchaft mit den Landleuten, erkundigte mich nach ihren Gewohnheiten, ihren Bedürfniſſen, und bald war ich ſo gut bekannt in der Umgegend, daß mehr als einmal, wenn ich mich auf unbekannten Wegen verirrt hatte, ich mich beim Namen rufen hörte und ein Kind oder einen Bauer oder eine Frau erſcheinen ſah, um mich auf den rechten Weg zu leiten. Was mich beſonders bei ihnen in Gunſt ſetzte, war, daß ich anfing, ihre Porträts zu machen. Unter anderen hatte ich zwei hübſche Schweſtern gemalt und hatte der einen ihr Bild geſchenkt, um es ihrem Bräutigam nach Toulon zu ſchicken. Einige Tage nachher kamen ſie und brachten einen großen Korb voll Orangen, oben mit den köſtlichſten Blumen bedeckt. Im Norden wäre das ein teures Geſchenk geweſen, aber auf dieſer geſegneten Erde hat auch der Arme etwas zu geben als Erwiderung auf die Gabe des Reichen. Die liebenswürdigen Mädchen ſetzten

ſich durch dieſe graziöſe Handlung auf einen Fuß der Gleichheit mit mir, den ich gern annahm. Ich ging auch ſie zu beſuchen. Ihre Wohnung war die der Armen des Landes — eine kleine ärmliche Schlafſtube und als Wohnzimmer der Hof des Hauſes, dem ein Orangenbaum in freier Erde als Schmuck diente. Ich fand die Schweſtern im Hofe ſitzend und nähend. Es war im Monat Januar, wenn der Proletarier des Nordens auf der gefrorenen Straße, in ſeinem kalten Dachſtübchen oder im feuchten Keller elend friert. Sie waren durchaus nicht verlegen, ſo unerwartet überraſcht zu werden, ſondern boten mir mit edlem Anſtand einen Holzſtuhl an und erzählten mir tauſenderlei witzige und kluge Dinge, trotzdem ſie mir bekannten, daß ſie weder leſen noch ſchreiben könnten.

Es wurde in unſerer kleinen proteſtantiſchen Gemeinde beſchloſſen, das Abendmahl zu feiern. Ein proteſtantiſcher Prediger kam von Toulon, um unſerem Erzieher beizuſtehen. Diesmal ſtörte keine Angſt, unwürdig an dieſem Mahl der Brüderlichkeit teilzunehmen, meine Ruhe. Im Gegenteil, als ich mich nach der Zeremonie in mein Zimmer zurückzog, empfand ich einen ſolchen Frieden, daß es mir war, als hörte ich entzückende Harmonien in meinem eigenen Herzen.

Der franzöſiſche Prediger forderte ſeinen Kollegen auf, einmal nach Toulon zu kommen, um den deutſchen Sträflingen im Bagno daſelbſt zu predigen. Dieſer nahm den Vorſchlag natürlich mit Freuden an. Es wurde beſchloſſen, daß Pauline, die beiden Knaben und ich ihn begleiten ſollten. Ich hatte den Bagno in Toulon auf unſerer Reiſe nach Hyères beſucht und hatte mich tief betrübt und gedemütigt gefühlt, als ich all die Unglücklichen nicht nur durch das Laſter degradiert ſah, ſondern auch durch die menſchliche Gerechtigkeit, die mit fein erfundener Grauſamkeit das abſcheuliche Koſtüm von zwei Farben, gelb und rot, gewählt und die Ketten hinzugefügt hat, die oft den nur einer Verirrung Schuldigen und noch jedes Guten Fähigen mit dem entmenſchten Verbrecher zuſammenbinden. Es war das erſtemal, daß ich eine

ſolche Strafanſtalt ſah, und ich fragte mich, ob die Geſellſchaft ein Recht habe, ſo zu ſtrafen, ob ſie nicht ſelbſt die Verbrechen veranlaßt habe, für die ſie ſtrafe, und ob dieſe Art der Strafe wohl ihr Ziel erreiche? Ich hatte kaum gewagt, meine Augen auf dieſe Unglücklichen zu richten, aus Angſt, ſie durch einen unvorſichtigen Blick noch mehr zu demütigen, oder ihnen als gemein neugierig zu erſcheinen. Ich fühlte ein unermeßliches Mitleid mit ihnen und erwartete daher mit großem Anteil den Akt, dem wir entgegengingen. Die große Kajüte eines alten Kriegsſchiffs, das dem Bagno annektiert war zu Wohnungen für die Sträflinge, war zur Kapelle umgewandelt. Dort trafen wir zwiſchen fünfzig bis ſechzig dieſer Unglücklichen, zumeiſt Elſäſſer. Der Erzieher war ſehr gerührt und tat ſein Möglichſtes, Rührung hervorzubringen. Er hob die ſchönſte Seite des Chriſtentums hervor, indem er dieſem Kreis verurteilter Menſchen ankündigte, daß es eine Gerechtigkeit gebe, die diejenigen begnadigen könne, die von den Menſchen verdammt worden ſeien, und daß das Mittel, dieſe Begnadigung zu erhalten, ein Akt zwiſchen Gott und dem Menſchen ſei, ganz unabhängig von der Welt; ja daß das Kleid des Sträflings zum Ehrenkleide vor Gott werden könne, wenn ein gereinigtes Herz darunter ſchlüge.

Bei einigen der Unglücklichen war der Ausdruck des Geſichts, vom Strahl einer reinigenden Hoffnung belebt, äußerſt rührend. Nach der Predigt ward uns erlaubt, mit ihnen zu ſprechen. Es war da unter andren ein junger Deutſcher aus guter Familie, der ſtudiert hatte und mehrere deutſche Profeſſoren, die auch dem Erzieher bekannt waren, kannte. Er hatte in der Fremdenlegion in Algier gedient, und man hatte ihm die Kaſſe des Regiments anvertraut. In einer böſen Stunde, wie er ſelbſt ſagte, hatte er Geld aus der Kaſſe genommen, in der Hoffnung, es wieder erſetzen zu können; aber noch ehe er dies tun konnte, wurde die Sache entdeckt, und er wurde auf zehn Jahre zum Bagno verurteilt. Fünf Jahre dieſer ſchrecklichen Zeit waren verfloſſen, und ſein Betragen während derſelben war ſo untadelhaft geweſen,

daß der Paſtor und die Direktoren bereits um Abkürzung ſeiner Strafzeit in Paris eingekommen waren, da ſolche Gnade ſtattfindet, wenn das Verbrechen durch wirkliche Beſſerung geſühnt wird. Wer aber fünf Jahre im Bagno zubringen kann, ohne noch tiefer zu entarten und ſich, im Gegenteil, im Guten befeſtigt, der muß wahrhaftig der Begnadigung wert ſein. Wir unterhielten uns auch mit anderen, deren oft ſehr naive Bekenntniſſe uns rührten. So ſagte uns ein Bauer aus dem Elſaß mit faſt kindlicher Einfachheit: „Ich hab' doch nur mal im Zorn ſo en Weible erſchlagen und nun bin ich hier auf Lebenszeit. Ja, und wenn ſie mir noch zur rechten Zeit ſo was Gutes gelehrt hätten, wie Sie uns da ſagen, da wär's vielleicht nie geſchehen."

Wir verließen ſie endlich, indem wir ihnen verſprachen, ihnen deutſche Bibeln zu ſchicken — das einzige, was wir für ſie tun zu können glaubten.

Der Plan, den wir anfangs gehabt hatten, unſere Zeit zwiſchen Hyères und dem nördlichen Italien zu teilen, wurde aufgegeben, und es wurde beſchloſſen, die ganze Zeit unſerer Abweſenheit von der Heimat in Hyères zu verbringen. Ich bedauerte Italien, aber ich freute mich, in Hyères zu bleiben, wo es mir immer beſſer gefiel und an das mich immer neue, angenehme Beziehungen feſſelten. Eine ältere Dame, die ich kennen gelernt hatte und die mir ſehr wohl wollte, führte mich bei einem Franzoſen ein, der an demſelben Platz wohnte, an dem unſer Haus lag. Er war ein Ariſtokrat von alter Familie, noch jung, aber gelähmt, ſo daß er nur mit Mühe gehen konnte. Sein großer Reichtum erlaubte ihm, ſeinen Zuſtand auf alle mögliche Weiſe zu erleichtern. Er hatte ein ſchönes Haus, eine prächtige Bibliothek, einen reizenden Garten, in dem er, von ſeinem Kammerdiener geführt oder im Rollſtuhl gefahren, die Luft genoß. Eine Pariſer Dame von feiner Bildung und vielem Geiſt war ſeine Vorleſerin und machte die Wirtin, wenn er, was er ſehr liebte, Beſuch hatte. Ich fand in ihm einen der gebildetſten, geiſtvollſten Menſchen, die ich je gekannt habe. Er hatte als junger und noch ge-

ſunder Menſch Deutſchland bereiſt, kannte viele der bedeutendſten Menſchen daſelbſt, ſchätzte die deutſche Literatur über alles und war insbeſondere ein Verehrer Goethes, den er noch perſönlich gekannt hatte. Ich war entzückt, in Frankreich eine ſo unbegrenzte Anerkennung des deutſchen Geiſtes und ein ſo vollkommenes Verſtändnis für ihn zu finden. Dabei hatte er jene vollendeten Formen, jenen Eſprit und jene ritterliche Höflichkeit, die man den Franzoſen früherer Zeit nachrühmte, ehe die Herrſchaft der Bourgeoiſie die franzöſiſche Liebenswürdigkeit degradiert hatte. Er war außerordentlich gütig gegen mich, ſtellte mir ſeine Bibliothek zur Verfügung, ſandte mir jeden Tag Blumen aus ſeinem Garten und bat mich, den Abend ſo oft wie möglich da zuzubringen. Es verſammelte ſich bei ihm ein ausgezeichneter kleiner Kreis. Die Hauptzierde desſelben war eine junge Franzöſin, die das Unglück gehabt hatte, daß ihr von ihr heißgeliebter Mann wahnſinnig geworden war. Sie lebte nun in Hyères in einer Villa am Meer, mit einem alten Onkel und ihrer kleinen Tochter, deren wildes exzentriſches Weſen das Schickſal ihres Vaters auch für ſie fürchten ließ. Die Mutter war ein äußerſt anziehendes Weſen und eine treffliche Muſikerin. Wir muſizierten oft ganze Abende lang bei unſerem Kranken, der ein leidenſchaftlicher Freund der Muſik war. Ich ſang, und ſie ſpielte. Es waren genußreiche Stunden, denn ſie liebte nur das Beſte in der Muſik, und mit Verwunderung hörte ich hier, in einem kleinen Grenzorte Frankreichs, von einer Franzöſin Beethoven in einer Vollendung ſpielen, wie ich ihn ſelten gehört habe.

Eines Tages erhielten die Vorleſerin des Kranken und ich eine Einladung von einer Familie in Hyères, ſie zu dem Balle, der in der Admiralität zu Toulon am Geburtstag des Königs gegeben wurde, zu begleiten. Man fuhr damals zu Wagen in zwei Stunden von Hyères nach Toulon. Als wir ankamen, waren die Säle der Admiralität ſchon voll Menſchen. Man drängte ſich auf die Balkons und an die Fenſter, um ein Feuerwerk zu ſehen, das auf dem Platze ab-

gebrannt wurde. Dann kehrte man in die prachtvollen Säle zurück, um zu tanzen. Der Admiral war von äußerster Liebenswürdigkeit gegen uns und beauftragte einen seiner Adjutanten, ganz besonders für uns zu sorgen, uns Tänzer vorzustellen und alles zu tun, um uns das Fest zu einem solchen zu machen. Der Adjutant entledigte sich seines Auftrages vortrefflich und brachte uns so viele Tänzer, daß wir kaum zu Atem kamen. Die französischen Marineoffiziere sehen sehr gut aus in ihrer geschmackvollen Uniform, und es waren feine, gebildete, liebenswürdige Leute darunter, so daß der Tanz mir ein wahres Vergnügen gewährte. Man fing damals in Frankreich kaum an, Polka zu tanzen, und die meisten Damen tanzten sie noch nicht. Ich hatte sie schon in Deutschland getanzt mit allen möglichen Variationen. Zufällig wurde ich von einem Marineoffizier dazu aufgefordert, der kürzlich in Deutschland gewesen war und sie dort erlernt hatte. Die andern Paare, die weniger gewandt dabei waren als wir, hielten an; man bildete förmlich einen Kreis um uns, bewunderte uns und sagte mir die schmeichelhaftesten Dinge. Ich war ein wenig berauscht; der Glanz und die Eleganz des Festes, die Höflichkeit und die Huldigungen, deren Gegenstand ich war, gaben mir ein angenehmes Gefühl der Befriedigung. Endlich, gegen vier Uhr morgens, stiegen wir in den Wagen, ungeachtet der Bitten unserer Wirte und der Tänzer. Die Vorleserin und ich kamen allein zurück, unsere Freunde blieben in Toulon. Meine Gefährtin, eine eifersüchtige und spöttische Natur, neckte mich fortwährend mit meinen „Erfolgen", wie sie es nannte. Als sie keine Antwort erhielt, schlief sie fest ein. Ich schlief nicht, ich ließ im Geist noch einmal die Stunden an mir vorüberziehen, die eben entschwunden waren, und ich mußte mir selbst sagen, daß ich niemals einem glänzenderen Balle beigewohnt hatte, noch je mehr gefeiert worden war. Aber je länger ich darüber nachdachte, desto mehr erschien mir das alles leer und ohne eigentlichen Inhalt. Der Tanz verlor plötzlich allen Reiz, und die Komplimente, die man mir gemacht hatte, schienen

mir fade und nichtig. Wir näherten uns Hyères; die Sonne ſtieg majeſtätiſch aus dem Meer, das noch dunkel dalag wie „ein eherner Schild", ſich aber nach und nach purpurn färbte, je mehr die Spenderin des Lebens ſich ſtrahlenumkränzt daraus erhob. Ich blickte auf dies glorreiche Schauſpiel mit halb geſchloſſenen Augen, unfähig es zu genießen, denn ich war todmüde. Da ging mir klar und beſtimmt ein neugewonnenes Reſultat auf: daß nämlich die geſelligen Freuden, die mich bis dahin angezogen und gereizt hatten, gar keine Bedeutung mehr in meinem Leben hätten, daß ihr Zauber gefallen war, wie die überreife Frucht vom Baume fällt, und daß ich in Zukunft nicht mehr die Freuden der „großen Welt" aufſuchen, nicht mehr tanzen würde.

Pauline, die mich getadelt hatte, weil ich zu dem Ball gegangen war, begriff den inneren Prozeß nicht, der ſich in mir vollzogen. Sie ſah das Reſultat dieſes Balles, von dem ich ihr ſprach, als einen Sieg des asketiſchen Geiſtes über die natürliche Neigung an.

Der Invalide neckte mich ſehr über die Erfolge, von denen ihm die Vorleſerin erzählt. Ich ließ ihn lächelnd gewähren, denn ich wußte, welche Bedeutung ſie für mich hatten. Dabei fuhr ich fort, mich ſeiner geiſtvollen Unterhaltung ſo oft als möglich zu erfreuen.

Mit Trauer ſah ich endlich den Augenblick des Scheidens nahen. Meine neuen Freunde, die entzückende Schönheit des Südens, meine Studien nach der Natur, alles das zu verlaſſen ging mir ſehr nahe. Alle Bekannten flehten uns an, die Abreiſe noch hinauszuſchieben, aber meine Schwägerin wollte zu ihrem Mann zurück, und ſie verſchob nie die Ausführung eines Entſchluſſes.

Es blieb alſo nichts übrig, als ſich mit der an ſchönen Erinnerungen ſo reichen, nun verlebten Zeit zu begnügen. Einige Tage vor unſerer Abreiſe bat mich die liebenswürdige Franzöſin aus dem Zirkel des Invaliden, noch einen Abend bei ihr auf ihrer Villa zuzubringen und die Nacht bei ihr draußen zu bleiben. Ich nahm es mit Freude an, denn dieſe

Frau hatte mir eine tiefe Liebe mit Mitleid vermiſcht eingeflößt. Ihre Villa war reizend gelegen. Die Wellen des Mittelmeeres ſchlugen an die Mauern des Gartens an; grüne Hügel umgaben ſie von den andern Seiten, ſo daß ſie wie in einem Neſt von köſtlichen Pflanzen, Duft und Blüten lag, über dem Palmen ihre ſchlanken Zweige wiegten. Am Balkon des Wohnzimmers, von wo man das Meer und die Inſeln ſah, rankten ſich bengaliſche Roſen in langen Kränzen, und in den Bäumen ſangen unzählige Nachtigallen. Das Zimmer war nur von einer kriſtallenen Lampe, die von der Decke herunterhing, erhellt, die ihr zartes, geheimnisvolles Licht mit den Düften und den Stimmen der Nacht miſchte. Die liebenswürdige Wirtin dieſes zauberiſchen Aufenthalts ſetzte ſich an den Flügel und ſpielte Bachſche und Beethovenſche Muſik, dann ſang ich Pſalmen von Marcello und anderes Herrliches, und bis tief in die Nacht hinein blieben wir in poeſieerfüllter, weltentrückter Stimmung beieinander.

Ich verbrachte noch einen ganzen Tag mit Paulinen, einen Abend mit dem Invaliden und deſſen Kreis, dann nahm ich tiefbewegt von allen Abſchied.

Früh morgens ſtand unſer großer Wagen angeſpannt vor der Türe. Noch einen Blick warf ich von unſeren Fenſtern auf das Meer, die Inſeln, die Orangengärten, das Haus des Invaliden, Paulinens Wohnung. Das alles prangte im erſten Duft und roſigen Glanz des frühen Morgens. Ein Segen über dieſe Vergangenheit, ein großes befriedigtes Gefühl inmitten der Wehmut, wie ein tiefinnerſtes Gebet — und ich folgte den andern, die bereits einſtiegen. Am Wagen ſtand der Kammerdiener des Invaliden, der mir als letzten Gruß ſeines Herrn den ausgewählteſten Blumenſtrauß überreichte. Fort rollte der Wagen, meine Augen ſchwammen in Tränen, mein Aufenthalt im Süden war beendet.

Fünfzehntes Kapitel

Rückkehr

Unſer Rückweg führte uns durch die Dauphiné, Savoyen und die Schweiz. Gerade acht Tage nach dem ſchönen Tag, den ich in der roſenbekränzten Villa der liebenswürdigen Franzöſin verbracht hatte, befanden wir uns inmitten der Alpen der Dauphiné, und der Wagen fuhr langſam eine Serpentine hinauf, die über beträchtliche Höhen führt. Die Knaben, der Erzieher und ich wanderten zu Fuß, um es den Pferden zu erleichtern. Rings um uns ſtiegen hohe, ſchneebedeckte Alpenſpitzen auf; die Straße war zu beiden Seiten mit Eisſtücken eingefaßt. Hier und da zeigte ſich eine arme Hütte mit einigen kahlen Bäumen, die noch nicht einmal eine Knoſpe hatten. Eine ſchneidende, eiskalte Luft zwang uns, uns in Mäntel einzuhüllen und raſch zu gehen. Die Knaben liefen und ſprangen über Felsblöcke und Eisklumpen; der Erzieher hielt ſich fern; denn er war mir ſchon lange böſe, weil ich in Kreiſen verkehrt hatte, in die er, ſeiner Unkenntnis der franzöſiſchen Sprache wegen, nicht kommen konnte. Ich ging alſo allein, in Betrachtungen und Erinnerungen verloren. Ich dachte mit Sehnſucht an alles, was ich jüngſt verlaſſen. Ich verglich die poeſieerfüllten Stunden von acht Tagen zuvor mit dieſer Wanderung durch die eiſigen Einöden der erſtarrten Natur. Ich ſah hinauf zu den weißen Spitzen, die in den Strahlen einer kalten Sonne erglänzten, und es ſchien mir, als ſähe ich mit diamantner Schrift mein Schickſal auf dem Eis verzeichnet. „Die Stunden der Jugend, der Schönheit und Poeſie ſind denen, die für das Ideal leben, nur gegeben, um ihren Mut aufrecht zu erhalten und ihr Herz zu erfriſchen. Aber zum größten Teil iſt ihr Leben ein Kampf ohne Aufhören, ein Weg, der durch einſame, unfruchtbare Wüſten führt, wie die Straße, die du wandelſt. Willſt du die Aufgabe annehmen und nicht zurückſchrecken vor den Opfern, die ſie dir auferlegt? Willſt du bereit ſein,

dein Herz, das den ewig brennenden Durſt nach Schönheit hat, unaufhörlich kreuzigen zu ſehen?“

In dem Augenblick, als ich dieſe Schrift in klaren Zügen zu leſen meinte, kamen die Knaben angeſprungen und brachten mir einen Strauß Veilchen, den ſie neben dem Eis, auf ſpärlichem Grün, gepflückt hatten. Dann ſprangen ſie davon, um anderes zu ſuchen. Der Anblick dieſer Blumen, die meine Gedanken ſo gut ſymboliſierten, rührte mich tief, und unwillkürlich kniete ich auf den Steinen nieder und rief: „Ja, ich nehme die Aufgabe an; ohne zu wanken will ich den einſamen Pfad gehen, den die verfolgen, die die Wahrheit ſuchen, und ich will dankbar ſein für die wenigen Blumen, die ich auf dem Wege finde.“

Wir blieben ein paar Tage in Grenoble. Die Knaben, der Erzieher und ich hatten den Wunſch, das große Karthäuſerkloſter zu ſehen. Meine Schwägerin konnte, da es eine ermüdende Unternehmung war, nicht mit. Wir zogen alſo ohne ſie aus. In einem kleinen Dorf, einige Stunden von Grenoble, nahmen wir Maultiere und einen Führer und begaben uns auf den Weg bergauf. Der Weg ſteigt zuerſt zwiſchen ſteilen Bergwänden, die mit Grün bedeckt ſind, empor; in der Tiefe rauſcht ein toſender Bergſtrom und die Wipfel rieſiger Berge ragen aus ihr herauf. Nach und nach aber wird das Grün ſpärlicher, die Felſen drohender, der Abgrund ſchauerlicher und die Straße mühſeliger und gefährlicher. Endlich kommt man an einen Punkt, wo alle Vegetation aufhört und wo wirklich Tod und Erſtarrung herrſchen. Ein rieſiges Felſentor, Todestor benannt, führt in dieſe ſchauerliche Einöde hinein; ſo ungefähr mußte Dante ſich ſein Höllentor vorſtellen, an dem jede Hoffnung zurückblieb. Einige Zeit nachher erſcheint jedoch grünendes Leben wieder, und plötzlich findet man ſich ganz erſtaunt auf einem Bergplateau, in einer Höhe von 6000 Fuß über dem Meer, das ein Paradies nach der Hölle ſcheint. Es iſt eine von noch höheren Zacken eingeſchloſſene Ebene, bedeckt mit dem köſtlichſten Grün, mit prächtigem Laubholz und vielfarbigen Blumen.

Inmitten dieſer ſchönen Berg-Oaſis erhebt ſich nun das große Karthäuſerkloſter, das erſte, vom heiligen Bruno ſelbſt gebaute Kloſter dieſes Ordens. Es ſieht von außen faſt aus wie eine Feſtung mit ſeinen mächtigen Mauern und Türmen. Ein kleines hölzernes Haus, außerhalb der Ringmauern des Kloſters mit einem großen Eßſaal unten und einer Menge kleiner Zellen darüber, iſt zu der Aufnahme von Frauen und Kindern beſtimmt, da ſolche das Kloſter ſelbſt nicht betreten dürfen. Männer werden im Kloſter aufgenommen und übernachten daſelbſt. Nachdem ein Laienbruder uns in dem Eßzimmer ein gutes Abendeſſen ſerviert hatte, begab ſich der Erzieher in das Kloſter, um die Nacht daſelbſt zu verbringen. Ich beneidete ihn ſehr um dieſes Vorrecht; ich hätte ſo gern das Innere dieſes Kloſters geſehen, wo ſeit den Zeiten des heiligen Bruno die Jahrhunderte ſich verſteinert haben. Die Knaben und ich nahmen ein jeder von einer Zelle Beſitz, die alle mit einem ſehr reinlichen Bett, mit Waſchtiſch, Stuhl, Betpult, Kruzifix und Weihwaſſerkeſſel verſehen waren. Ich blieb bis ſpät in die Nacht an meinem Fenſter; hinaus konnte ich nicht mehr, da man das Haus von außen verſchloſſen hatte. Zunächſt ſah ich den Laienbrüdern zu, die in einer großen Kaſtanienallee Ball ſpielten, dann folgten ſie dem Ruf der Kloſterglocke, und nun trat ringsum eine großartige Stille, ein erhabenes Schweigen ein. Der Mond erhellte die Einſamkeit der Berge und die anſehnlichen Gebäude des Kloſters. Nach und nach verſanken die flüchtigen Erſcheinungen der Welt, die Phantasmagorien der Einbildungskraft, die ungeſtümen Wünſche wie in einen fernen Traum. Das Daſein ſchien nur noch in der reinen Idee, in der Abſtraktion der Dinge zu beſtehen, und ſchwamm, wie ein elementares Fluidum, auf den ſilbernen Strahlen des nächtlichen Geſtirns. Lange, lange ſchaute ich hinaus und hatte das Gefühl meiner Individualität verloren. Da ſchallte plötzlich ein Glockenton durch das elementare Leben der Nacht und zitterte in den Mondeswellen wie ein Schöpfungsgebet, das das Univerſelle wieder zu individuellen Formen rief. Es

war Mitternacht. Die Kirchenglocke lud die Mönche zu der Meſſe ein, die jede Nacht um die zwölfte Stunde gefeiert wird, und in der die Brüder für das Seelenheil derer beten, die ſie unten in der Welt des Elends und der Sünde zurückgelaſſen haben. Gewiß war es ein großes Gefühl, das dieſe Regel eingab — das Mitleid, das welterlöſende Erbarmen mit denen, die moraliſch noch mehr leiden, als phyſiſch; die Stärke der Liebe, die alles retten möchte, was ſich in Finſternis und Verbrechen bewegt. Vielleicht waren unter dieſen armen Mönchen einfache Herzen, die noch mit vollem Glauben beteten; aber ach! in der Welt, wie ſie nun einmal iſt, iſt es nicht genug, zu fühlen und zu lieben, man muß vor allem denken und handeln, und jede Kraft, die für die große Arbeit des Lebens verloren iſt, wird eine Sünde gegen das Geſetz des Fortſchritts.

Am Morgen früh, vor fünf Uhr, hörte ich die Stimme des Laienbruders, der vor meiner Tür ſtand und mir zurief, es ſei ein wahres Unwetter und unmöglich, fortzugehen. Ich ſtand auf und ſah wirklich, daß es ſchrecklich war. Die ganze ſchöne Oaſis, ſo grün, friſch und blühend am Abend, war mit einem dichten, grauen Schleier bedeckt; dunkle Wolken hingen in ſonderbaren Fetzen beinahe bis auf die Erde und verdeckten die umgebenden Berge ganz. Der Regen, mit Schneeflocken vermiſcht, ſtrömte zur Erde. Der Führer verſicherte, der Weg ſei bei ſolchem Wetter gefährlich. Ich war verantwortlich für das Leben der Knaben, und doch wußte ich auf der anderen Seite, daß meine Schwägerin in großer Herzensangſt ſein würde, wenn wir nicht zurückkehrten, da in Grenoble das Wetter vielleicht ſehr ſchön war. Der Erzieher kam aus dem Kloſter und war auch der Meinung, daß wir warten müßten. Inzwiſchen erzählte er uns, was er im Kloſter geſehen und gehört hatte, unter anderem von einem Mönch deutſcher Abkunft, der da oben ſeit fünfzig Jahren weilte, ohne je in die Welt zurückgekehrt zu ſein, und ſeine Mutterſprache beinahe vergeſſen hatte. Doch hauptſächlich war er ergriffen von der Mitternachtsmeſſe, die aller-

dings einen mächtigen Eindruck auf die Phantaſie machen mußte.

Nach einigen Stunden ließ der Regen nach, und ich beſchloß ſogleich zu gehen. Ich befahl dem Führer, bei den Kindern zu bleiben und ſie nicht einen Augenblick zu verlaſſen. Ich ſelbſt verließ mich auf den Inſtinkt meines Maultiers, den ich auch Gelegenheit hatte zu bewundern. Die Steine waren vom Regen ſo ſchlüpfrig geworden, daß man Mühe hatte, einen Schritt zu machen; aber das vorſichtige Tier prüfte immer zuerſt mit dem Fuß, ob die zu betretende Stelle ſicher ſei, und die Freude, die ich an ſeiner Klugheit empfand, ließ mich die Gefahr vergeſſen. Denn Gefahr war da; neben uns heulte es im Abgrund, und die Straße dreht ſich zuweilen ſo ſchroff um Felſenecken, ſo hart an der ſchauerlichen Tiefe hin, daß es nur eines einzigen falſchen Schritts bedarf, um unrettbar verloren zu ſein. Endlich kamen wir doch ohne Unfall unten im Dorf an, wo wir aber einige Stunden verweilen mußten, um unſere Kleider zu trocknen, denn wir waren bis auf die Haut durchnäßt. Dann kehrten wir nach Grenoble zurück, wo wir mit Angſt erwartet wurden.

Einige Tage nachher paſſierten wir die franzöſiſche Grenze, und ich empfand ein wahres Herzweh, als ich zum letztenmal Franzöſiſch um mich ſprechen hörte. Ich hatte das Franzöſiſche in der provenzaliſchen Mundart lieb gewonnen. Die ſanften muſikaliſchen Laute*) der romaniſchen Sprachen paſſen zu der ſüdlichen Natur, und wen dieſe mit ihren Reizen beſtrickt hat, der liebt jene Sprachen, wie man das Wort liebt, das aus dem Munde eines geliebten Weſens kommt.

Mein Vaterland erſchien mir nicht mehr ſo ſchön wie früher; die Erde war ohne Blumen, die Landſchaft ohne Farben, der Himmel trüb. Aber ich gedachte des Gelübdes, das ich in den Alpen der Dauphiné dem Weltgeiſt geleiſtet, und ich war entſchloſſen, mit feſtem Schritt vorwärts zu gehen.

*) Ich nehme hiervon das moderne Pariſer Franzöſiſch aus.

Endlich kam ich heim in das elterliche Haus, denn auch mein Vater war zu längerem Beſuch eingetroffen. Der Familienkreis war groß, und ich wurde mit ſolcher Freude und Liebe empfangen, daß mein Herz warm wurde. Dennoch fühlte ich, daß ich ein wenig fremd geworden war und daß ſich ein noch unbeſtimmter, aber mit Sicherheit empfundener Bruch im Grunde meines Weſens vorbereitete. Ich ſah deutlich, daß dem Leben, das ich vor mir hatte, ein großes leitendes Prinzip, ein allgemeines Ziel, das alles beherrſcht, fehlte. Das gerade war aber für mich die Hauptſache geworden, der Durſt meiner Seele, die Flamme, die alle kleinen Rückſichten verzehrte, und die, das fühlte ich, mich ſelbſt verzehren würde, könnte ſie ſich nicht verwirklichen. Ich liebte meinen Vater mit einer Liebe, die ſelbſt jetzt, ſo lange Zeit nach ſeinem Tode, nichts von ihrer Stärke verloren hat. Ich ſah mit Schmerz, wie die Einſamkeit, zu der ihn die Liebe für die Seinen verdammte, da er noch in der Nähe des immer wandernden Fürſten bleiben mußte, ihn drückte, und wie ſchmerzlich ſie ihm war. Eines Tages, als ich mit ihm allein war, ſprach er davon und rief voll Bitterkeit: „Ich bin ſo allein, ſo allein!“ — Ich warf mich in ſeine Arme und ſagte ihm: „Nimm mich mit dir, wenn du wieder gehſt; laß mich immer bei dir bleiben, ich widme dir mein Leben, du wirſt nicht mehr allein ſein.“

Er umarmte mich, aber er antwortete nicht und nahm meine Hingebung nicht an. Wenn er ſie angenommen hätte, ſo wäre der ganze Lauf meines Lebens ein anderer geworden. Für ihn zu leben wäre dann das Ziel geweſen, auf das ich alle meine Beſtrebungen konzentriert hätte. Ich hätte darin die Befriedigung gefunden, die das Bewußtſein einer großen Anſtrengung, einer ganz erfüllten Pflicht gibt. Danach hatte ich niemals mehr Gelegenheit, ihm die ganze Tiefe meiner Liebe zu zeigen, und mein Leben nahm eine ſolche Richtung, daß die Kindesliebe darin nicht mehr das höchſte Ziel, nicht der Kompaß ſein konnte, nach dem es ſteuerte.

Ich wendete mich mit neuem Entzücken zur Malerei und

führte mehrere Bilder nach den Skizzen, die ich aus dem Süden mitgebracht hatte, aus. Aber in die reine Freude an dieſer Beſchäftigung trat wieder ein ſchwarzer Schatten, und ein eherner Schickſalsſpruch wurde mir endlich ganz klar: ich mußte der liebſten Beſchäftigung entſagen wegen der Schwäche meiner Augen. Sie waren von Kindheit auf ſchwach geweſen, und ich hatte ſie immer zu ſehr angeſtrengt. Der Arzt erklärte mir, daß ich das Malen aufgeben müſſe, um meine Augen zu retten. Ich fühlte, daß dies ſchwere Urteil richtig ſei, aber es erfüllte mich mit Verzweiflung. Es lag in meiner Natur, meine ſchwerſten Kämpfe in mich zu verſchließen, und niemand ahnte, was die Unterwerfung unter dieſes Urteil mich koſtete. Ich murrte in meinem Herzen gegen die Ungerechtigkeit des Schickſals, das das Streben nach dem Ideal in das Herz des Menſchen legt, ihm das Talent gibt, um es auszuſprechen, und ihm dann die nötigen phyſiſchen Kräfte verſagt. Nach und nach jedoch brach ſich eine Anſicht in mir Bahn, die mich über den Schmerz erheben ſollte. Ich ſah ein gewaltigeres Mittel vor mir, dem Ziele meines Lebens zuzueilen, als Religion und Kunſt es geweſen waren, nämlich die Teilnahme, durch den Gedanken und die Tat, am Fortſchritt der Menſchheit. Sobald dieſer Gedanke ſich in mir zu befeſtigen begann, milderte ſich mein Leiden, die Malerei aufgeben zu müſſen. Ich verließ die Spezialität, um in das Bereich der Fragen auf der ganzen Leiter des menſchlichen Daſeins einzutreten. Aber wie immer, verlangte ich auch hier, ſogleich von der Theorie zu den Konſequenzen derſelben überzugehen. Die Religion, aus ihrer metaphyſiſchen Region herniedergeſtiegen, mußte ſich in die Ausübung des Mitleids verwandeln und die Gleichheit der Brüderlichkeit unter den Menſchen einführen. Die Armen zu beſuchen, ihnen zu helfen, ſie zu tröſten, wurde mir nun zur Notwendigkeit. Man ſprach mir von einem armen Knaben, der unſägliche Leiden erduldete, da er den Knochenfraß an einem Bein hatte, und deſſen ſehnlichſter Wunſch es war, vor dem gewiſſen Tod, dem er entgegenging, noch konfirmiert zu werden.

Er bedurfte dazu einiger Vorbereitungsſtunden, aber keiner der Prediger in der Stadt hatte dieſe übernehmen wollen, wahrſcheinlich aus Furcht vor der verpeſteten Luft, die das Krankenlager umgab. Ich entſchied mich ſogleich, hinzugehen und mein Beſtes zu tun, um das arme Geſchöpf zu tröſten.

In einem ganz kleinen Zimmer fand ich, auf einem ſehr reinlichen Lager, einen armen Knaben, deſſen Geſicht Totenbläſſe deckte. Der Anblick ſeines Beines war furchtbar, und es bedurfte all meines Mutes, um ihn zu ertragen. Aber wenn man dies arme Kind anſah, das mit rührender Geduld litt, und deſſen große ſchwarze Augen das hinfällige Daſein zu beherrſchen ſchienen, um den Tod aufzuhalten, bis es die Worte des Heils vernommen, dann überwand man den natürlichen Widerwillen, um dieſe junge Seele zu erquicken. Ich ging nun regelmäßig hin, ihm aus der Bibel vorzuleſen und Betrachtungen daran zu knüpfen, die ſeinem Alter und ſeiner Faſſungskraft gemäß, aber nichts weniger als orthodox waren. Ich ſtellte ihm ſeine Leiden nicht dar als geſandt für ſein Heil; ich ſagte ihm nicht, daß er durch den Kreuzestod eines Vermittlers losgekauft ſei von Sünden, von denen ſein unſchuldiges Herz nichts wußte; aber ich beſtrebte mich, ihm die Kraft und Majeſtät des Geiſtes klar zu machen, der im Anblick der ewigen Wahrheit auch die ſchrecklichſten Leiden vergeſſen kann. Selbſt fortgeriſſen von meiner Aufgabe, verſuchte ich ihn zu einem Zuſtand der Begeiſterung zu erheben, die ihm ſeinen ſchrecklichen Tod erleichtern könnte. Ich ſehe noch jetzt in der Erinnerung das Angeſicht des armen Kindes, wenn ein verklärtes Lächeln ſeine bleichen Lippen umſpielte und ſeine großen dunklen Augen von einem überirdiſchen Strahl erglänzten. Ich hätte mich ſelbſt verachtet, hätte ich meine Aufgabe nicht bis zum letzten Augenblick fortgeſetzt, und als ich eines Morgens die Nachricht empfing, daß er in der Nacht friedlich entſchlummert ſei, da fühlte ich, obgleich ich mich für ihn freute, eine Lücke in meinem Leben, denn es ſchien mir, als ob nun erſt,

an ſeinem Schmerzenslager, die wahre Verwirklichung des Ideals für mich begonnen habe.

Es war ſonderbar, daß in dieſem Fall, ſo wie früher, als ich die chriſtliche Askeſe und nachher den ausſchließlichen Kultus der Kunſt verwirklichen wollte, ich einer ſtummen Oppoſition, einer Art Erſtaunen von ſeiten der Meinen begegnete. Sie waren ſo aufrichtig gut, fromm, mildtätig, für Kunſt begeiſtert, und begriffen doch nicht, warum man gerade „ſo weit" gehen müſſe. Sie ſprachen mir nicht davon, aber ich fühlte es. Ich ſchwieg und fuhr fort, die Armen und Unglücklichen zu beſuchen, weil eine Stimme, die ſtärker war als alle menſchlichen Rückſichten, es mir gebot.

Unter den Freundinnen, die ich wiedergefunden hatte, war die „Kleine" wieder die erſte und liebſte. Ihre Mutter, die älteſte Schweſter und der Bruder waren verreiſt, aber ſie wurden bald zurückerwartet, und mit ihnen eine Tante, eine viel jüngere Schweſter der Mutter, die man die geiſtreiche Tante nannte, und von deren Einfluß auf den Bruder mir die Kleine viel erzählte. Ich hatte ſeit meiner Abreiſe nach dem Süden nicht viel von meinem Apoſtel gehört, nur die Kleine hatte ihn manches Mal in ihren Briefen erwähnt, und auch meine Mutter hatte öfter von ihm geſchrieben. Ich hatte oft an ihn gedacht und freute mich, ihn wiederzuſehn. Aber der Gedanke an dieſe ſo ſchöne und ausgezeichnete Tante erfüllte mich mit einiger Unruhe. Sie kamen endlich an, und die Kleine kam alsbald mit der Tante zu uns. Wir fanden ſie ſehr ſchön, elegant, geiſtvoll, faſt gelehrt, aber es fehlte ihr an Unmittelbarkeit, und ſie war uns allen nicht ſympathiſch. Meine Mutter bat ſie jedoch, ſowie die drei Geſchwiſter, einen Abend bei uns zuzubringen. Es war das erſtemal, daß ich meinen Apoſtel wiederſah. Er kam auf mich zu und reichte mir die Hand. Wir ſahen uns an; es war ein Blick gegenſeitigen Erkennens, der Gruß einer Seele an die andere, ein tiefes Verſtehen, als ob wir uns ſeit Ewigkeiten gekannt hätten. Alle Furcht vor der geiſtreichen Tante war verſchwunden; ich fühlte, daß ſie nur ſeiner Intelligenz etwas

war, aber nicht ſeinem Herzen. Im Laufe des Abends fragte er mich, ob ich gedichtet habe im Süden, und als ich es bejahte, bat er, ihm die Gedichte zu zeigen. Ich willigte ein unter der Bedingung, mir eine ſtrenge Kritik derſelben zu geben, was er auch verſprach. Es ſchien uns nur natürlich, beinah den ganzen Abend ausſchließlich miteinander zu ſprechen, gleichſam wie um uns zu entſchädigen für die verlorene Zeit. Dann wurden beſtimmte Abende zur Zuſammenkunft bei uns verabredet, wo er unſerem kleinen Kreis den zweiten Teil des Fauſt vorleſen wollte, und ſomit war ein öfteres Wiederſehen vorerſt geſichert.

Einige Tage darauf ſchickte ich ihm eine Auswahl der Gedichte, die ich in Hyères geſchrieben hatte. Niemand hinderte mich daran. Niemals hatte meine Mutter mir ausdrücklich Sachen der Art verboten. Ich zeigte ihr nichts von der Sendung, nicht aus Mangel an Vertrauen, ſondern weil ich ſchon fühlte, daß eine ganze Seite meines Daſeins keine Sympathie bei den Meinigen finden würde und daß von daher mir kein Rat kommen könne.

Wenige Tage darauf erhielt ich ein begeiſtertes Gedicht von ihm, das unſere erſte Bekanntſchaft, unſere Trennung, ſeinen Abſchiedsgruß und meine Antwort als jene ahnungsvollen Momente zuſammenſtellte, denen die höchſte Blüte des Lebens in himmliſcher Anmut entſteigen müſſe. Dabei befand ſich die Kritik eines jeden meiner Gedichte; feine geiſtvolle Urteile, die mich beglückten und belehrten. Ich fühlte mich unſäglich glücklich. Die Sonne jener Liebe, die dem ganzen Leben ihren Stempel aufdrückt, ſtieg an meinem Horizont empor. Dennoch wollte ich das Gefühl, das mächtig aufwuchs, um keinen Preis anders nennen als Freundſchaft. Ich war entſchieden, es auf den Verkehr zweier verwandter Seelen zu begrenzen, denn ein ſchweres Bedenken drängte ſich mir auf. Er trat in das Leben ein ohne andere Stütze als ſeinen Genius. Ich glaubte ihn zu großen Dingen beſtimmt, und ich hätte ihn um alles in der Welt nicht ſo früh gebunden wiſſen wollen durch Feſſeln, die vielleicht ſeine Zukunft hätten hindern können.

Ich fühlte in mir die große einzige Liebe nah am Aufblühn, ich ſah voraus, daß eine Flamme ausbrechen würde, die mein Leben verzehren könnte, und ich wollte ſeine Jugend nicht mit einer ſolchen Verantwortung belaſten. Ich war einige Jahre älter als er, und es ſchien mir, als dürfe ich nicht auf die Treue eines ſo jungen Herzens Anſpruch machen. Ich bemühte mich alſo, unſere Beziehungen bei dem Austauſch allgemeiner Ideen zu erhalten. Es verging jetzt faſt kein Tag, an dem wir nicht Briefe wechſelten, mit Gedichten oder Fragen und Antworten auf allen Lebensgebieten. Er bekannte frei das Gefühl, das ihn beſeelte, und verlangte dasſelbe Bekenntnis von mir. Wenn ich ihm antwortete, daß ich älter ſei als er, ſo lächelte er, denn ich ſah wirklich noch aus wie ein Kind, oder er war verletzt und warf mir bitter meine Kälte vor. Er erriet nicht, daß ich, um einer ſchon ganz mächtigen Liebe willen, noch gegen dieſe Liebe ſelbſt ankämpfte.

Der ſchwere Kampf aber erſchütterte meine Geſundheit, und ich wurde bedenklich krank. Es war gerade an meinem Geburtstage, daß man für mein Leben fürchtete. Drei Wochen ſchwebte ich zwiſchen Leben und Tod. Dennoch umfing mich auch in den größten Schmerzen ein dämmerndes Gefühl unendlichen Glücks, und ich hörte beſtändig Beethovenſche Symphonien in mir tönen. Endlich war ich außer Gefahr, aber noch ſo ſchwach, daß man kaum mit mir ſprechen durfte. Doch erfuhr ich, daß mein Freund täglich dageweſen war, um nach mir zu fragen, und meine Mutter gab mir ſelbſt einen Brief von ihm. Es war ein Gedicht, in dem er die Geneſung, dieſe Tochter des Himmels, anflehte, herabzuſteigen und mich zu befreien von der Qual der Schmerzen. Es war ſchön und edel, wie das Gefühl, das uns vereinte. Ich konnte nach und nach, einzeln, meine Freunde wiederſehn. Seine Reihe kam auch. Er trat ein, und ich reichte ihm die Hand entgegen. Er geſtand mir nachher, daß er in dem Augenblick gefühlt habe, wie alle Bedenken meinerſeits gewichen ſeien, und daß wir nun, ſelig vereint, auf der heiligen Flut der Liebe dahinziehen würden zu den Geſtaden des

Geiſtes und der Schönheit. So war es auch: Liebe und Poeſie kehrten mit der Geſundheit zurück. Ich war noch auf meinem Lager der Geneſung, als der erſte Schnee fiel. Die rauhe Geſtalt des nordiſchen Winters betrübte mich tief. Ich gedachte mit Sehnſucht des Südens, wo der Arme, mit ſeiner Sonne, mit ſeinem freigebigen Boden, auch in Lumpen noch den edlen, menſchlichen Typus bewahrt, während Hunger und Kälte im Norden den Menſchen zur Jammergeſtalt entſtellen. Ich wendete mich mehr und mehr den ſozialen Fragen zu, an die ich zunächſt herangetreten war, um das Ideal chriſtlichen Erbarmens zu verwirklichen. Mit Theodor diskutierte ich ſie. Nach den erſten Beſuchen, die er mir während meiner Geneſung machte, kam er plötzlich ſelten. Ich empfand ſeine Abweſenheit mit tiefem Schmerz, und hätte ich nicht täglich einige Zeilen von ihm erhalten, ich hätte es kaum ertragen. Endlich erfuhr ich als ſchönſte Überraſchung, was ihn ferngehalten hatte. Er hatte ſein erſtes Buch vollendet, in dem er ſich öffentlich vom orthodoxen Chriſtentum losſagte und Chriſtus als Menſchen, Reformator und Revolutionär darſtellte, der nichts anderes hatte einführen wollen, als ein gereinigtes Judentum und eine edlere Moral. Nachdem Theodor ſein Examen als Kandidat der Theologie längſt glänzend beſtanden hatte, brach er plötzlich durch dieſen kühnen Schritt mit einer doppelten Tradition, mit der der Kirche und der ſeiner teuerſten perſönlichen Beziehungen. Für ſeine Eltern war es eine harte Probe; ſein Vater war der erſte Geiſtliche im Lande, ſeine Mutter hatte gehofft, in dieſem geliebteſten Sohn den Ruhm ihres Vaters wieder aufleben und einen neuen Verfechter des Proteſtantismus erſtehen zu ſehen. Dennoch, trotz ihrer Enttäuſchung, konnte ſie nicht umhin, die ſchöne Schrift ihres Sohnes zu bewundern und ein ſchmerzliches Glück beim Leſen derſelben zu fühlen. Ich war ganz verſenkt in dieſes Buch. Nicht nur, daß ich den Geiſt und die Poeſie des geliebten Autors bewunderte, ſondern, indem ich las, fiel auch ein Schleier nach dem andern von meinen Augen. Ich erkannte, daß alle meine ſchmerz-

lichen religiöſen Kämpfe nur die legitime Empörung des freien Gedankens gegen die verſteinerte Orthodoxie geweſen waren, und daß das, was ich für ſchuldig gehalten hatte, die Ausübung eines ewigen Rechts geweſen war. Ohne zu zögern, folgte ich meinem Freunde in die ſcharfe, geſunde Luft der Kritik. Er hatte ſeine Beſuche wieder aufgenommen, und unſere Geſpräche drehten ſich faſt ausſchließlich um dieſe Gegenſtände. Es koſtete mich nichts, der Idee von Chriſtus als Vermittler zwiſchen Gott und Menſchen zu entſagen, denn ich hatte nie die Notwendigkeit dieſer Vermittlung begriffen. Ebenſo wurde es mir leicht, Gott aus der engen Grenze der Individualität, in die ihn das chriſtliche Dogma einfaßt, zu befreien: in der Tat war dies längſt in meinen Gedanken geſchehen. Schwer wurde es mir nur, dem Glauben an die perſönliche Unſterblichkeit zu entſagen. Ich hatte dieſe herrliche Phaſe des perſönlichen Egoismus, dieſe poetiſche Anmaßung des Ichs, das ſich ewig bejahen möchte, dieſen Traum der Liebe, die kein Ende kennen will, ſehr geliebt. Während unſere Diskuſſionen über dieſen Punkt noch dauerten, ſchrieb er mir einmal: „Sie ſträuben ſich noch ein wenig dagegen, daß alles Vergängliche vergänglich ſei. Wenn ich in meinem Herzen den Glauben an ſeine eigene Unſterblichkeit fände, ſo würde die Vernunft mich nicht daran irre machen. Es ſind nicht die kleinen und ſchlechten Geiſter, ſondern die guten und großen, die an ihre eigene Unſterblichkeit geglaubt haben. Aber ich habe dieſen Glauben nicht. Wenn ich von Unſterblichkeit ſprechen wollte, dann müßte jede Roſe, jeder Frühlingskranz, der Geſang der Nachtigall und alles, was je mein Herz entzückt hat, mit mir kommen, und ich weiß doch, daß die Roſe welkt, daß die Kränze zerfallen, die Augen erlöſchen, die Haare bleichen und das Herz ſelbſt, mit ſeiner Liebe, in Staub zerfällt. Unſterblichkeit iſt nur in der Poeſie. Der Geiſt iſt nur Geiſt, weil er frei iſt von jeder Form, von jeder Individualität. Mein Geiſt iſt nicht mein Geiſt, ſein eigentliches Weſen iſt der univerſelle Geiſt. Er iſt das Leben, das ſich unter der einen oder anderen Form fortſetzt und ſie ver-

läßt, wie der Duft die abgefallene Blüte verläßt. Das Dogma folgerte daraus ganz logiſch, daß der Körper, „das Fleiſch“, auch auferſtehen müſſe, denn es gibt keine Individualität ohne das Fleiſch. Aber dieſe Folgerung war nur möglich für ein Dogma, das Wunder, die den Naturgeſetzen zuwider ſind, für möglich hielt und ein letztes Gericht nötig hatte beim Schalle der Poſaunen und dem Zuſammenſturz der Elemente. Dieſes Dogma iſt ſo einig in ſich, daß Sie es ganz zerſtören, wenn Sie ihm nur den kleinſten Teil nehmen, ſo wie das Samenkorn ſich zerſtört, wenn der Keim treibt. Man iſt im Frühling angekommen und trägt noch aus Gewohnheit einen Winterhut. Es gibt keine Wunder in der Natur, denn die Natur iſt natürlich: es gibt kein Wunder im Geiſt, denn der Geiſt iſt geiſtig. Es gibt nur *ein* Wunder: das iſt der Geiſt in der Natur, im Univerſum. Es iſt das Wunder des Daſeins, aber er macht keine Wunder, er offenbart immer das eine. Die Materie iſt unbewußterweiſe unſterblich; die Blume, die aus den Atomen eines Dichterhauptes entſpringt und ihre Wurzeln daraus nährt, hat keinen Geiſt. Dieſe Unſterblichkeit teilt der Menſch mit der Blume, die ihre Atome auch wieder andern Blumen oder andern Formen gibt. Die andere Unſterblichkeit iſt frei, iſt nicht notwendig, ebenſo wie der Geiſt ſich nicht notwendig in jedem Menſchen entwickelt. Der Geiſt alſo, der unſterblich ſein will, muß ſich unſterblich *machen*. Die leibliche Perſönlichkeit des Menſchen iſt unſterblich in ſeinen Kindern. Seine geiſtige Unſterblichkeit exiſtiert nur in den Kindern ſeines Geiſtes, die auch nicht er ſelbſt ſind, aber von ihm erzeugt und ihm ähnlich. Dieſe Kinder ſind ſeine Gedanken, die übergehn und ſich fortſetzen in anderen Menſchen, oder die Bilder der Erinnerung, die unſterblich in den liebenden und geliebten Herzen leben. Und glauben Sie, daß, wenn eine teure Hand mir einſt die Augen ſchließt, oder wenn ich in der letzten Stunde allein an die denken kann, die ich liebte oder die mich liebten, glauben Sie, daß ich, in Gegenwart all der Liebe, die ich gekannt habe, noch etwas für mich wünſchen würde?“

Der Bund unſerer Herzen wurde doppelt feſt und heilig während dieſer Verſtändigungen über die höchſten Angelegenheiten des menſchlichen Lebens, und ich verweigerte auch von meiner Seite nicht länger das Bekenntnis der tiefſten, heiligſten Liebe. Wir ſahen uns faſt nie ohne Zeugen, und nur Blicke und flüchtige Worte konnten von einem Herzen zum andern ſprechen. Aber der Briefwechſel dauerte ohne Unterbrechung fort, und jeder Zweifel, jeder Schmerz wie jede Freude, jeder neue Gedanke, jeder poetiſche Erguß wurde dem geliebten D u anvertraut, deſſen Antwort faſt immer das Echo des eigenen Herzens war. Wir erhielten ſo ſehr immer alles eins vom andern, daß wir kaum mehr wußten, wem der oder jener Gedanke zuerſt angehört hatte. Er ſchrieb mir einmal:

„Möge es ſo ſein, wie Du ſagſt; möge alles, was der Geiſt will, ſich in mir erfüllen; daß keine Blume, die mich erfreut, kein Glück, das mich entzückt, je mich trenne vom Dienſte der Menſchheit, der das Ziel, der Magnet geworden iſt, der mich anzieht und fortführt — ich weiß nicht wohin; ich fühle nur, daß es eine Strömung iſt, die zum Ideal leitet. Welche ſanfte Freude, Dir das ſagen zu können, es dem Herzen ſagen zu können, das mich verſteht, dem Herzen, deſſen Reinheit die Flamme geworden iſt, die meinen Geiſt erwärmt und mein Herz reinigt und veredelt! Nur Dir kann ich das alles anvertrauen, denn es gehört Dir alles ſo ſehr, daß ich nicht mehr weiß, ob etwas von dem allem mein iſt. Die ſanften Worte, mit denen Du mich ſo oft wie in einen ewigen Frühling hinaufgetragen haſt, das Vertrauen, das Du mir in das Herz pflanzteſt, die große, freie Liebe, die Du mir geſchenkt haſt — alles das iſt mein eigen geworden, und ich laſſe es ſelig über alles ſich verbreiten, was in meinem Herzen zum Leben und Licht drängt. Dann kehrt es von mir zu Dir zurück; du hörſt Deine eigenen Gedanken, und indem Du mich lobſt, erhebſt Du nur, was Dir gehört. Du empfängſt es von mir wieder, vermehrt durch meine Liebe. Und wenn es mir eines Tages gegeben iſt, andere Herzen durch meine Ideen zu erwärmen, wenn ich einen Funken in die Geiſter werfen kann,

einen kühnen Ton, der ihnen ſcheinen wird wie das Rauſchen des Windes im Wald vor der Morgenröte — alles wird ihnen von Dir kommen. Es wird Dein Geiſt ſein, der ihnen prophetiſch vom Reiche Gottes reden wird. Endlich, wenn in der Zukunft meine Worte in jungen Seelen wiedertönen, wenn ich dem Volke von den Apoſteln und den Helden des Geiſtes rede, ſo werde ich an Dich denken; ich werde Dich wiederſehen, ein reiner, glänzender Stern in der Nacht meiner Seele, und werde mir ſagen: es ſind Deine Strahlen, die durch mich ſich in den großen Strom der Welt verbreiten, mit der Hoffnung, ſie zu erlöſen."

So lebten wir ein Leben für uns, außerhalb der Welt, ein Leben der Schönheit, des geiſtigen Fortſchritts, der reinen vorwurfsloſen Liebe.

Der Frühling war gekommen; die Kleine und ich machten häufige Spaziergänge in der freundlichen Umgebung der kleinen Reſidenz, und der Bruder begleitete uns oft, denn niemand fand es unpaſſend, daß zwei junge Mädchen von einem jungen Mann begleitet wurden, der der Bruder der einen war. Wie Goethe aus ſeiner Jugend von der glücklichen Freiheit erzählt, die im Umgang junger Leute beiderlei Geſchlechts herrſchte, ſo war es damals auch noch in den kleineren deutſchen Städten, und dieſe Freiheit war ſicher ſittlicher und menſchlicher als die konventionellen Formen der modernen Geſellſchaft. Wir genoſſen alſo in Freiheit all des Glücks, das ein Trio, verbunden wie das unſere es war, finden mußte.

Eines Sonntagmorgens waren wir früh aufgebrochen, um einen der höchſten Gipfel der waldigen Berge in der Nähe der Stadt zu beſteigen. Dort erhob ſich ein Tempel, der der Unterbau eines hiſtoriſchen Monuments werden ſollte, des ſogenannten Hermann-Denkmals auf der Grotenburg im Teutoburger Wald; da wo Hermann-Arminius den Varus ſchlug. Von dem flachen Dache dieſes Tempels überſah man die bewaldeten Hügelwellen des Gebirgszugs und darüber hinaus eine weite Ebene, hier und da mit Dörfern beſtreut.

Am Horizont verlief ſich die Ausſicht in die unbeſtimmten Farbentöne einer jener großen Heiden, wie ſie im nördlichen Deutſchland häufig ſind und die eine gewiſſe wilde, melancholiſche Poeſie haben. Alles das glänzte im erſten Grün an einem ſchönen Maimorgen. Der Himmel hatte nicht ein Wölkchen aufzuweiſen, die ganze Natur atmete Jugend, Unſchuld und Glück.

Einige Bauern mit ihren Frauen waren auch oben, wohl um ſich des Sonntags zu freuen.

„Mir kommt ein Gedanke," ſagte ich zu Theodor; „möchten Sie nicht eine kleine Sonntagsrede halten vor dieſer kleinen Gemeinde hier?"

Die „Kleine" ſchloß ſich meiner Bitte mit Entzücken an und, wie um unſere Bitte zu unterſtützen, erſchollen in demſelben Augenblick die Glocken in den Dörfern unten, um die Menſchen zur Kirche zu laden. Wir erſahen an Theodors Lächeln, daß er auf unſere Bitte einging. Er entblößte ſein Haupt und ſagte den Bauern, daß er hier oben vom wahren Reiche Gottes, vom Reich des Friedens, der Brüderlichkeit und Liebe reden wolle. Dieſe ſahen ihn anfangs mit Erſtaunen an, dann aber entblößten auch ſie das Haupt und ſtellten ſich ſchweigend im Halbkreis auf, wohl beherrſcht von dem Zauber des edlen Antlitzes, das mir auch nie vergeiſtigter und liebenswerter erſchienen war. Er ſprach von dem, was den gewöhnlichen Gegenſtand unſerer Unterhaltungen bildete, von dem Reich der Liebe, das ſich auf der Erde verwirklichen müſſe und nicht erſt jenſeits des Grabes; jenes Reich, wo Herz und Geiſt den einzigen Adel verleihen, wo Pflichterfüllung und Arbeit die einzige Ehre des Menſchen ſein würden. Die tiefe, ſanfte Stimme des Redners, der Weihrauch, den das Frühlingsgrün ſpendete, der freudige Hymnus, den die Vögel in den Zweigen dem jungen Licht entgegenſangen, der blaue Dom des Himmels über uns — alles das war eine Szene, die auch die härteſten Herzen bewegen mußte. Die einfachen Landleute betrachteten ihn, als er geendet hatte, wie die Fiſcher am See von Genezareth Chriſtus

betrachten mochten, als er ihnen zuerſt vom Reiche Gottes ſprach, in dem man ſeinen Nächſten lieben müſſe wie ſich ſelbſt. Seine Schweſter ergriff ſeine eine Hand, ich die andere zum ſtummen Dank. Dann verließen wir, nach einem freundlichen Abſchied von den Landleuten, den Ort und ſtiegen auf friſchgrünen Waldpfaden ſchweigend hinab, denn unſere Herzen verſtanden ſich ohne Worte.

Während wir ſo die ſanften Freuden einer reinen Liebe genoſſen, ſammelten ſich Wolken über unſeren Häuptern. Die Natur des Gefühls, das uns vereinte, konnte unſeren beiderſeitigen Familien kein Geheimnis mehr ſein, obgleich weder Theodor noch ich davon auch nur mit einem Wort geſprochen hatten. Ein ſehr entſchiedenes Mißvergnügen zeigte ſich, ohne daß man es ausſprach. Die Familie meines Freundes hatte wohl hauptſächlich nur das entgegenzuſetzen, was ich ſelbſt anfangs gegen meine Liebe einzuwenden verſuchte, nämlich daß ich ſechs Jahre älter war als er, und die Freiheit ſeiner Zukunft, die er ſich ganz ſelbſt ſchaffen mußte, nicht in ſo frühe Feſſeln gelegt werden ſollte. Meine Familie ſah außer dieſen Schwierigkeiten noch eine andere, größere. Er war Demokrat, bekannte es frei und wurde es von Tag zu Tag mehr, je mehr ſein kritiſcher Blick den unermeßlichen Abſtand der exiſtierenden Zuſtände von ſeinem Ideale erſah. Die meiſten jungen Leute der Geſellſchaft, ſeine Schul- und Univerſitätskameraden, haßten ihn, wie ſein Vater es vorausgeſagt hatte, ſeiner Superiorität und des beſſeren Gebrauchs wegen, den er von ſeiner Zeit machte. Die Damen und jungen Mädchen mochten ihn nicht, weil er ſich nur mit wenigen unter ihnen beſchäftigte, wenn er in Geſellſchaft erſchien — mit denen nämlich, mit denen er über andere Dinge als Strickſtrumpf und Küche ſprechen konnte. Mein Schwager und auch mein Bruder waren ſehr aufgebracht gegen ihn, weil er einen Artikel geſchrieben hatte, worin er die großen Ausgaben für das Theater auf Koſten des armen Volks, das die Steuern zahlen müßte, tadelte. So weit ging der Abſolutismus damals in Deutſchland, daß in einem ſolchen Duodez-

ländchen, wie das, von dem ich hier spreche, kein freies Wort, kein gerechter Tadel über Angelegenheiten, die das allgemeine Wohl betrafen, ausgesprochen werden konnte, und daß ein Mensch verpönt wurde, der an den Nimbus dieser kleinen Majestäten zu rühren wagte. Mein Schwager grüßte Theodor kaum noch, sprach nie mit ihm und sah meine Beziehungen zu ihm mit entschiedener Mißbilligung. Diese Opposition in meiner Familie beunruhigte meine Mutter sehr. Sie kannte meine Natur nur zu gut, um nicht zu wissen, daß eine solche Liebe mächtige Wurzeln in meinem Herzen schlagen würde und daß, wenn sie Widerstand finden sollte, tiefe Schmerzen die Folge davon sein müßten.

Ich bemerkte das alles sehr wohl und war tief betrübt darüber. Das Gefühl, das ich für Theodor hatte, war die schönste und edelste Blüte meines Wesens. Aber je mehr meine Liebe mir heilig war, je mehr verschloß ich sie in die Tiefe meines Herzens. Ich glaube, daß diese tiefe, keusche Scham die Eigenschaft jedes großen reinen Gefühls ist. Wenn jedoch ein solches Gefühl ungerechterweise angegriffen wird, so findet es sogleich den Heldenmut, sich zu bekennen und zu verteidigen, und wäre es vor der ganzen Welt. Ich mußte also durch diesen zweiten Grad hindurchgehen. Zunächst fing ich an, mich von der Gesellschaft zurückzuziehn, von der er ausgeschlossen wurde. Wenn ich ihm aber auf der Ressource oder sonstwo begegnete, so sprach ich mehr mit ihm als mit jedem andern. Ich trotzte den mißbilligenden Blicken meines Schwagers und dem halb spöttischen, halb unwilligen Ausdruck auf den Gesichtern meiner Bekannten, die empört waren, daß ich ihnen einen „Demokraten" vorzog, der noch dazu ganz gleichgültig gegen ihre Nichtachtung schien. Schwerer zu tragen war mir das Mißvergnügen meiner Mutter, das anfing, sich in Vorwürfen und bitteren Bemerkungen Luft zu machen, die um so schmerzlicher für mich waren, als ich nicht von ihrer Seite daran gewöhnt gewesen war, und sie einst eine wahre Begeisterung für Theodor gehabt hatte. Eines Abends hatte ich die Meinen zu einem Ball auf der Ressource

begleitet, obgleich ich nicht mehr tanzte. Theodor war auch dort, und da er auch nie tanzte, ſo ſetzte er ſich zu mir und blieb da den größten Teil des Abends, in die ſchönſten Geſpräche vertieft. Als wir nach Haus zurückkehrten, ſah ich den Ausdruck der Verſtimmung auf dem Angeſicht meiner Mutter, und bald brach ſie in heftige Vorwürfe aus, daß ich mich ganz öffentlich ſo ausſchließlich mit dieſem Menſchen beſchäftigt und mich allen Bemerkungen preisgegeben habe. Anfangs antwortete ich ſanft und begütigend, dann aber übermannte mich das Gefühl, ſo ungerecht behandelt zu werden, und zum erſtenmal in meinem Leben wurden harte Worte zwiſchen mir und meiner Mutter ausgetauſcht. Ich litt unſäglich dabei; es war die erſte tiefe Wunde für meine Liebe zu der Familie, und ich fühlte, daß ich von nun an durch viele Kämpfe zu gehen haben würde.

Ungeachtet meiner Schüchternheit und Demut war ich doch auch ſehr ſtolz. Oft hatte ich ſchon früher zu meiner Schweſter geſagt, der Grundſatz meines Lebens ſolle ſein: „Von wenigen geliebt, von allen geachtet.“ Liebe ſchien mir ein zu hohes, heiliges Geſchenk, um es von vielen erlangen und ertragen zu können, denn rechte Liebe kann man auch nur wenigen geben; aber Achtung iſt die Frucht unſeres ſittlichen Verhaltens, und ſie müſſen wir auch ſelbſt dem Feinde einflößen. Dennoch empfand ich jetzt, daß die große Anerkennung, deren ich bisher genoſſen, anfing, ſich zu vermindern. Welches aber war die Schuld, die ich begangen hatte? Einen jungen Mann zu lieben, dem auch ſeine Feinde keinen ernſten Vorwurf machen konnten, und endlich die Ziele zu verſtehen, nach denen meine ganze Jugend ein unbewußtes Wandeln geweſen war? Es fiel abermals ein Schleier von meinen Augen. Ich ſah ein, daß ich nicht mehr das ſanfte, nachgiebige Geſchöpf war, das, um niemand zu verletzen, ſich allem unterwarf und den Weg, den alle gingen, mit ihnen ging aus Gehorſam und Gefälligkeit. Ich fühlte, daß ich eine Individualität wurde, mit Überzeugungen und mit der Energie, ſie zu bekennen. Ich begriff nun, daß dies mein

Verbrechen ſei. Die allgemeine Anerkennung fing an, ihren Wert für mich zu verlieren, und ich ſah ein, daß ich hinfort nur mein Gewiſſen zur Richtſchnur nehmen und nur tun würde, was es mir vorſchrieb.

Aber der Kampf wurde alle Tage ſchwerer. Mein Vater kam wieder während des Sommers, um uns zu ſehen. Ach! und auch mit dieſem geliebten Vater fühlte ich mich nicht mehr im Einklang über wichtige Lebensfragen. Die Politik hatte einen großen Platz in meinen Geſprächen mit Theodor eingenommen, und die Entwicklung meiner Gedanken zu demokratiſchen Anſichten war die natürliche Folge davon. Ich hatte oft in den Briefen an meinen Vater Fragen über politiſche Gegenſtände getan, um, wenn es möglich wäre, meine Ideen nach den ſeinigen zu bilden. Er hatte mich einmal an Guizot und ſeine Politik verwieſen, die ich beobachten ſollte, wenn ich mir richtige Ideen bilden wollte. Meiſt aber hatte er meine Fragen unbeantwortet gelaſſen, da er dieſe Dinge als außerhalb der weiblichen Sphäre liegend betrachtete. Doch erinnere ich mich des Augenblicks, wo ein tiefer Schmerz mein Herz durchzuckte, als eine ſeiner Äußerungen bei einem Geſpräch mir plötzlich hell die Kluft beleuchtete, die ſich zwiſchen ſeinen Anſichten und den meinen aufgetan. Er war von den Veränderungen unterrichtet worden, die man in meiner Art zu denken vorgehen ſah und die man nicht als logiſche Folge meiner geiſtigen Entwicklung, ſondern als einen beklagenswerten Einfluß der „unglücklichen Neigung" für einen Menſchen mit exzentriſchen und falſchen Anſichten betrachtete. Es iſt dies ein ſehr häufig vorkommender Irrtum der Orthodoxen in Religion und Politik: wenn ein Geiſt ſich von ihren Geſetzen befreit, ſo ſchieben ſie die Schuld dieſer Emanzipation auf irgend eine äußere Urſache, auf eine geiſtige Verführung, und denken nicht daran, daß es die innere Logik des tiefſten Weſens iſt, die nur durch die Umſtände an das Tageslicht gefördert wird.

Mein Vater ſprach mit mir nicht darüber; es war durchaus keine abſolute Notwendigkeit da, weder von der einen noch

der andern Seite, das Schweigen zu brechen, aber der innere Bruch fühlte ſich doch durch, und dieſes Gefühl war um ſo ſchmerzlicher, als wir uns deshalb nicht weniger liebten. Ich ſah Theodor faſt gar nicht. Man forderte ihn nicht auf zu kommen, ich wünſchte es ſelbſt nicht, weil ich wußte, daß ſeine Begegnung mit meinem Vater nicht ſo ſein würde, wie mein Herz es bedurfte. Ich ſah ihn nur, wenn ich von Zeit zu Zeit die „Kleine" beſuchte, aber auch das konnte ich nicht oft tun, da der größte Teil unſerer Zeit meinem Vater gewidmet war. Die Briefe meines Freundes waren mein einziger Troſt. Eines Tages fand ich aus, daß ich einen Brief nicht erhalten hatte, und erfuhr, daß er meiner Mutter gegeben worden war. Ich fragte ſie danach, ſie gab ihn mir zurück, — aber — geöffnet und geleſen. Das war ein ſchwerer Schlag für mein Herz. Ich hätte dieſen Brief der ganzen Welt zeigen können, und umſomehr meiner Mutter. Sie waren reicher und ſchöner als viele, die veröffentlicht worden ſind und die Bewunderung der Welt erregt haben. Aber ſie waren ſo ſehr m e i n, daß ich ſie mit niemand auf Erden teilen konnte. Die Liebe kam bei mir, wie einſt die Religion, aus den unergründlichen Tiefen der Seele und war ein zu innerliches Teil meiner ſelbſt, um diskutiert zu werden. Ich habe niemals das frivole, oberflächliche Gefühl begriffen, das allen Freundinnen und Bekannten mitzuteilen ein Bedürfnis iſt. Die tiefe ewige Liebe ſchien mir der Sonne ähnlich, die man an ihren wärmenden, wohltuenden Strahlen erkennt, in die man aber nicht hineinſehen kann, weil ihr Licht zu ſehr blendet. Die Begebenheit mit dem Briefe trug viel dazu bei, den Geiſt der Empörung in mir zu nähren. Das Gefühl, das ſich aller Augen entzogen hatte, um ſeine Heiligkeit nicht zu profanieren, ſtand nun in Waffen auf, um ſein legitimes Recht vor der Welt zu verteidigen.

Es ereignete ſich unter anderem einmal, daß, als wir in einem öffentlichen Garten, wo man Kaffee trank und Muſik anhörte, in einem Kreis von Bekannten ſaßen, Theodor vorüberging, grüßte, ſich uns aber nicht näherte, und noch mehrere

Mal in unſere Nähe kam, ohne mit mir zu reden. Nach Haus zurückgekehrt, ſchrieb ich ihm, um die Urſache dieſer Vernachläſſigung zu erfahren. Er antwortete mir ſcherzend, daß er mich nicht der Verlegenheit habe ausſetzen wollen, den verachteten Demokraten im Kreiſe meiner hochadeligen Bekannten anzuerkennen. Das nächſte Mal, als wir an dieſem Ort waren, ging ich auf Theodor zu, ſobald ich ihn erſpähte, und wandelte lange mit ihm auf und ab in den Alleen des Vergnügungsortes, vertieft wie immer in die ernſteſten Geſpräche. Ich wußte, daß man uns mit Erſtaunen betrachtete. Eine junge, ſtolze, ariſtokratiſche Schönheit, die mir immer viele Freundſchaft bezeigt hatte, begegnete uns am Arme ihres Bräutigams, eines Barons. Sie ſah mich erſtaunt, faſt erſchrocken an, als wollte ſie ſagen: „Iſt es möglich, daß du dich ſo herablaſſen kannſt? Haſt du die Bedeutung der kleinen Silbe vor deinem Familiennamen vergeſſen? Dieſen Demokraten, dieſen unmoraliſchen Menſchen, der die Kirche — der die Berechtigung des Adels leugnet, den konnteſt du erwählen?“

Das alles ſtand ſo klar auf ihrem Geſicht geſchrieben, daß ich im Begriff war zu lachen. Aber eine härtere Probe war es für mich, an meinen Eltern vorüberzugehen. Ich konnte nicht auf ſie zueilen und Theodor meinem Vater vorſtellen; das wäre wie eine Herausforderung ihrer öffentlichen Zuſtimmung geweſen. Ich wußte, daß ihnen das ſchmerzlich peinlich geweſen wäre, und auf der andern Seite wollte ich meinen Freund nicht einer kalten und gezwungenen Aufnahme ausſetzen. Ich fühlte mit Schmerz die Pein, die ich ihnen verurſachte, aber ich mußte dem Manne, den ich liebte, dieſen Beweis der Neigung geben, ich mußte eine edle Liebe durch ihr Bekenntnis verteidigen.

Der Widerſtand, den ich fand, wuchs noch nach der Abreiſe meines Vaters; aber mein Gefühl hatte ſchon die feſte Geſtalt gewonnen, die keine irdiſche Macht mehr zerſtören kann.

Im Herbſt wurde Theodor krank, und ich verbrachte angſtvolle Stunden, umſomehr, da er einen Ruf als Redakteur

einer Zeitung in einer großen norddeutſchen Stadt angenommen hatte, und uns demnächſt alſo Trennung bevorſtand. Ich verwünſchte in meinem Herzen die Vorurteile der Welt, die es mir unmöglich machten, hinzugehen und den Mann, dem meine heiligſten Gefühle gehörten, zu pflegen und zu tröſten, denn er litt ſehr. Als ich wußte, daß er beſſer war und in das Zimmer ſeiner Mutter herunterkam, ging ich hin, ihn zu ſehen. Es war am Vorabend von Weihnacht. Ich fand ihn mit ſeiner Mutter und der „Kleinen". Die Unterhaltung zog ſich hin bis zur Dämmerung. Da fingen die Glocken der nahen Kirche an zu läuten und verkündeten das Feſt des folgenden Tages. Wir ſchwiegen alle; dieſe Glockentöne, die den Weihnachtsabend verkündeten, riefen eine Welt von poetiſchen Erinnerungen zurück: die glücklichen Tage der Kindheit, wo die Mutterliebe ſchon Wochen voraus mit ſüßem Geheimnis die Vorbereitung der Geſchenke umgab und endlich mit unzähligen Lichtchen den Baum ſchmückte, der ſymboliſch das Licht darſtellte, das in dieſer heiligen Nacht ſich in die Welt ergoſſen hatte; dann die Mitternachtsfeier, wo man in der erleuchteten Kirche mit Geſang und Predigt die Botſchaft der Engel pries, daß nunmehr Frieden auf Erden und den Menſchen ein Wohlgefallen ſein ſolle; endlich die ganze rührende Legende von der Erlöſung der Menſchheit, Fleiſch geworden in dem Kinde der armen Tochter des Volks. Mit dieſen Tönen und dieſen Erinnerungen zog ein magnetiſcher Strom von einem Herzen zum andern, verſtändlich, wenngleich ohne Worte.

Man brachte Licht, und anderer Beſuch kam. Ich konnte in dieſem Augenblick kein gleichgültiges Geſchwätz ertragen, nahm Abſchied und ging in das Zimmer, wo ich Hut und Mantel gelaſſen hatte, um mich zum Fortgehen anzukleiden. Das Zimmer war nur durch den Mond erhellt, ich hatte die Tür offengelaſſen. Theodor, der aus demſelben Grund den Salon verlaſſen hatte, wie ich, trat herein. „Liebe Freundin, es war zu peinlich, ſich ſo wiederzuſehen," flüſterte er, umſchlang mich mit ſeinen Armen, und zum erſtenmal begegneten

ſich unſere Lippen. Dann eilte er in ſein Zimmer, und ich wandelte heim durch die helle Mondennacht, deren unzählige Sterne ſich in meinem Herzen ſpiegelten.

Seine Geneſung ging langſam vorwärts, und ich ſah ihn wenig; er kam nicht mehr gern zu uns, denn er fühlte, daß er nicht willkommen war. Ebenſo war auch ich nicht frei und glücklich in ſeinem elterlichen Hauſe. Ich blieb jetzt oft allein, denn ich ging faſt gar nicht mehr in die Geſellſchaften, wo ich ihn nicht fand, und wo man ihn, wie ich wußte, haßte und mich ſeinetwegen tadelte. In meiner Familie fühlte ich mich einſam und traurig; der Mangel an Übereinſtimmung, nicht ausgeſprochen, aber tief empfunden, lag ſchwer auf mir. Es war mir daher eine Wohltat, allein zu ſein und dem Strom der Gedanken folgen zu können, die ſich an die Geſpräche mit meinem Freund knüpften und die immer heller und beſtimmter in mir wurden.

Eines Abends, wenige Augenblicke vor Anfang des Theaters, kam er einmal, da er doch die Höflichkeit gegen die Meinen aufrecht erhielt. Ich hatte zufällig geſagt, daß ich nicht mitgehen würde, da man Robert den Teufel gab, eine Oper, die mir ſchon lange widerwärtig war wegen ihrer Effekthaſcherei und ihrer unwahren Muſik. Als Theodor hörte, daß ich zu Haus bliebe, bat er um die Erlaubnis, noch etwas bleiben zu dürfen nach der Abfahrt der andern. In dieſer Beziehung hatte von jeher in unſerer Familie eine Toleranz geherrſcht, die die, die ſie ausübten, ebenſoſehr ehrte, wie die, gegen die ſie ausgeübt wurde. Man konnte in dieſem Fall nicht wohl eine Ausnahme machen. Wir blieben alſo allein, beinah zum erſtenmal, ſeit wir uns kannten. Das Glück, uns endlich einmal ohne Zeugen alles ſagen zu können, was das Herz füllte, war ſo groß, daß es mir genügt hätte, aber Theodor begnügte ſich nicht damit, er umſchlang mich und drückte mich an ſein Herz. Wir blieben lange ſo, ſtumm, verſunken in jenes Wonnemeer, das ſchon ſo viele beſungen haben, und das doch einem jeden, der ſelig

darauf ſich wiegt, eine neue unſagbare, ſo noch nie von anderen empfundene Offenbarung iſt.

Endlich ſagte er: „Und dennoch frei!“

„Wie ſtolz!“ erwiderte ich lächelnd; „aber ich bin es nicht minder; ja, nie möge ein Glück uns teuer und heilig ſein, das nicht verträglich iſt mit der Freiheit.“

Kurz waren die ſchönen Augenblicke. Er verließ mich, die Meinen kehrten aus dem Theater zurück, ich war äußerlich ruhig wie immer, und in mir war ein tiefer, unergründlicher Friede.

Indes kam eine neue ſchwerere Prüfung als die vorhergehenden, die mich auch zu einem energiſcheren Schritt als die früheren nötigte. Meine Mutter beſchloß ihre große jährliche Geſellſchaft zu geben, zu der auch die jungen Prinzen und Prinzeſſinnen des fürſtlichen Hauſes eingeladen wurden. Früher hatten mir dieſe Feſtlichkeiten in unſerem Hauſe Freude gemacht. Es wurde meiſt getanzt, und ich tanzte gern mit den beiden älteſten Prinzen, von denen beſonders der zweite mir viele Sympathie einflößte. Jetzt wußte ich, daß man auf dem Schloß, wie überhaupt in der Geſellſchaft, ſehr verändert gegen mich war. Meine „demokratiſchen Geſinnungen“ mißfielen dieſen kleinen Herrſchern über einige Quadratmeilen Land. Diesmal ſollte nun unſer Feſt kein Ball ſein, ſondern eine Geſellſchaft, in der von Künſtlerhand lebende Bilder geſtellt werden ſollten. Alle derartigen Beluſtigungen intereſſierten mich kaum noch, doch gab ich mich bereitwillig wie immer zur Hilfe bei den Vorbereitungen her, als meine Mutter mir plötzlich ankündigte, daß es unmöglich ſei, Theodor einzuladen. Seine Familie würde natürlich gebeten werden, da ſein Vater zu den erſten Perſonen des kleinen Staates gehörte, aber mein Schwager habe erklärt, daß man den jungen Prinzen unmöglich die Beleidigung zufügen könne, ſie in denſelben Salon zu bitten mit einem Menſchen, der einen ſo tadelnden Artikel gegen die unſchuldigen Neigungen ihres Vaters geſchrieben habe, und daß er (mein Schwager) nicht kommen würde, wenn

jener käme. Meine Mutter hatte dieſen Rückſichten nachgegeben, wenngleich es ihr ſchwer wurde meinetwegen. Der bitterſte Haß hätte keinen ſchmerzlicheren Schlag erfinden können, und er kam mir von meiner Familie, von guten, liebenden, geliebten Weſen!

Meine Schweſtern waren ganz vertieft in die Vorbereitungen zu den lebenden Bildern, bei denen ihnen ein junger Künſtler beiſtand, der ſeit einiger Zeit in der kleinen Reſidenz lebte. Er war ſehr gern geſehen in unſerem Haus; ſanft, angenehm, mit einem hübſchen Talent begabt, ſtieß er nie an und hatte überhaupt keine „politiſche Meinung". Ich ſah es mit einem Gefühl von Bitterkeit, daß dieſer gute, aber unbedeutende Menſch ſo ganz in ihre Intimität aufgenommen wurde, daß ſie ihn vorzogen, daß er die Seele alles deſſen, was geſchah, war, während der geniale, edle Menſch verbannt, ja öffentlich beleidigt wurde, weil er gewagt hatte, zu ſchreiben, daß man mehr als erlaubt ſei in einem kleinen Zwergſtaat ausgebe, um der Neigung eines Fürſten zu genügen. Ich beſtand nicht darauf, daß er eingeladen würde; ich war zu ſtolz, um es als eine Gnade für ihn zu erbitten; aber ich erklärte, daß ich auch der Geſellſchaft nicht beiwohnen würde, wenn ich nicht das feierliche Verſprechen erhielte, unmittelbar nach der großen Geſellſchaft eine kleinere, aus den beſten Familien beſtehende, gegeben zu ſehen, zu der er eingeladen würde. Dies wurde angenommen. Meiner Mutter tat es leid, mich ſo zu verletzen, und ſie ergriff gern dies Mittel, den Schlag zu mildern. Auch wollte ſie vermeiden, daß die Sache zu bekannt würde durch meine Abweſenheit von der Geſellſchaft. Dennoch hatte ſich das Gerücht davon bereits verbreitet. Die Mutter Theodors war tief verletzt durch die ihrem geliebteſten Sohne, dem Stolz ihres Herzens, zugefügte Beleidigung. Die „Kleine" und der Vater lehnten die an ſie ergangene Einladung ab. Von der Familie erſchien nur die älteſte Schweſter mit ihrem Bräutigam.

Ich ſandte Theodor einen Strauß Veilchen, die erſten des

Jahres, und ſchrieb ihm ein paar Worte, die uns beide hoch über die Kleinlichkeit des menſchlichen Verkehrs erhoben. Dann ertrug ich mit feſter Haltung, durch eine innere Verachtung gegen die Torheit der Geſellſchaft unterſtützt, die Qual dieſes Abends. Es herrſchte eine allgemeine leiſe Verſtimmung, denn es war ganz natürlich, daß man Bemerkungen machte über die Abweſenheit einer der erſten Familien der Stadt und über eine Neigung meinerſeits, die meine Familie öffentlich verleugnete.

Den folgenden Morgen erhielt ich einige Zeilen von ihm, in denen er für die Veilchen und die Troſtesworte dankte, mit denen ich ihn und mich über die Klatſchereien und böſen Reden getröſtet hatte, die die Folge des Vorgefallenen ſein würden. Er ſchloß damit: „Ich leſe im Plato, um mich von dem Schmutz der modernen Welt zu reinigen.“

Einige Tage ſpäter erinnerte ich an die verſprochene kleinere Geſellſchaft, nicht als eine Freude, weder für ihn, noch für mich — denn welche Freude konnte uns eine Geſellſchaft geben, die nur ein ſpöttiſches Lächeln oder ein hochmütiges Mitleid für ein Gefühl hatte, das ſich über ihre Begriffe erhob? Ich verlangte das Verſprechen als eine Gerechtigkeit, die uns beiden gehörte, als ein Zeugnis, daß die Beleidigung nicht perſönlich geweſen war, ſondern eine Nachgiebigkeit gegen die kleinen Tyrannen. Die Geſellſchaft fand ſtatt. Die „Kleine“ kam mit ihrem Bruder. Alle die geladenen Perſonen bemühten ſich, freundlich und liebenswürdig zu ſein und jedes peinliche Gefühl zu verbannen. Meine Mutter gab das Beiſpiel. Mein Freund, obgleich ihm der Abend eher eine Marter als eine Befriedigung war, tat auch ſeinerſeits ſein Möglichſtes, geſellig liebenswürdig zu ſein, und er war zu reich begabt, um nicht auch dies zu können. Man bemerkte mit Erſtaunen, daß dieſer gefürchtete Demokrat, dieſer ſchlimme Kritiker, ein allſeitig gebildeter Menſch war, mit dem es ſich ganz menſchlich umgehen ließ. Man vermied natürlich von beiden Seiten die gefährlichen Klippen im Geſpräch, und ſo verlief der Abend ganz gut.

Die äußere Genugtuung war vollſtändig, aber der Pfeil war zu tief in mein Herz gedrungen, als daß man die Wunde wieder hätte heilen können. Ich hatte die Bedeutung aller dieſer Vorfälle zu wohl verſtanden; ich war hinfort im offenen Krieg mit der Welt, in der ich erzogen worden war, und es handelte ſich nicht länger mehr um ein perſönliches Gefühl, ſondern um die Freiheit meiner Überzeugungen. Ich hatte den Kampf der Freiheit gegen die abſolute Autorität begonnen.

Wir hatten aber doch noch manche ſchöne Stunde in dem Frühling, mein Freund und ich. Frei zwiſchen uns, der gegenſeitigen Neigung gewiß, genoſſen wir in reiner Harmonie jeden Augenblick des Glücks, den uns das Schickſal gönnte. Wir trafen uns oft bei der Erzieherin der Prinzeſſinnen, einer liebenswürdigen, vortrefflichen, geiſtvollen älteren Dame, die eine nahe Freundin der Familie Althaus war und ihn ſelbſt von Kindheit auf kannte. Sie war auch meine Freundin, und die Ungerechtigkeit, mit der die Welt uns behandelte, empörte ſie. Sehr oft, wenn die Sonne beim Untergehen die Wipfel der großen Bäume unter ihren Fenſtern vergoldete, oder wenn die Nachtigall in den Zweigen ſang, und die Gärten, die das fürſtliche Schloß umgaben, uns ihre Düfte zuſandten, ſaßen wir vier: ſie, Theodor, die „Kleine“ und ich am offenen Fenſter ihres traulichen Zimmers und laſen oder ſprachen zuſammen. Oft trieb uns Jüngere der Mutwille, unſere gute Freundin zu „gefährlichen Folgerungen“ mit fortzureißen, die ihre große Intelligenz als logiſch erkannte, die ſie aber aus traditioneller Ehrfurcht nicht eingeſtehen wollte. Sie las z. B. mit Stolz und Freude das Buch unſeres gemeinſamen Freundes, aber ſie verteidigte mit Inbrunſt den Gottesſohn. Sie war im Herzen demokratiſch, aber ſie hielt aus perſönlicher Anhänglichkeit an ihren Fürſtlichkeiten feſt. In beſonders heiteren Augenblicken brachten wir ſie ſogar dazu, die Marſeillaiſe mit uns zu ſingen, die wie eine Ironie in den Mauern des feudalen Schloſſes klang. Sie von ihrer Seite neckte uns auch,

und eines Tages ſagte ſie ſcherzend zu unſerem Freund, den ſie von Kindheit auf Du nannte: „Wart' nur, ich ſehe es doch noch kommen, daß du an der Stelle deines Vaters einſt bei den fürſtlichen Diners ſitzen und dich ſehr gut unterhalten wirſt."

„Dann ſei ſicher," erwiderte er, „daß du auch den Geiſt meiner Jugend hinter meinem Stuhle ſtehn ſehn wirſt, um mich zu verleugnen."

Wenn ich von dieſen freien und heiteren Vereinigungen zurückkehrte, mußte ich freilich dafür büßen, denn ich wurde im Kreiſe der Familie mit ſolcher Kälte empfangen, als ob ich etwas Strafwürdiges begangen hätte. O wie ſchlimm ſind die Vorurteile der Menſchen, die die kurzen Stunden des Glücks, die das Schickſal nur einmal gibt, vergiften und den bitteren Tropfen in den Kelch einer unſchuldigen und edlen Liebe gießen! Als ob das Glück überhaupt etwas anderes wäre als die flüchtigen Augenblicke, in denen ein erhabenes Gefühl uns über die Alltäglichkeit des Daſeins erhebt. Vergällt ſie keinem, dieſe Augenblicke! Selbſt wenn ſie im Schmerze endigen, ſo hat man in ihnen am Born der Ewigkeit getrunken und iſt gefeit gegen das Schickſal.

Der Sommer nahte, und es wurde beſchloſſen, daß wir in das ſüdliche Deutſchland zu meinem Vater gehen ſollten. Auch Theodor beſchloß, da aus ſeinem früheren Plan, die Redaktion einer Zeitung zu übernehmen, nichts geworden war, ſich in eine größere Stadt, ein literariſches Zentrum, zu begeben, wo ſich ihm ein weiteres Feld ſeiner nunmehr ausſchließlich literariſchen Tätigkeit eröffnen würde. Ein junger Bekannter von ihm, der aus jener Stadt kam, hatte ihn dafür entſchieden. Dieſer junge Mann machte Beſuch bei uns und ſagte, indem er von ihm ſprach: „Er wird ein zweiter Leſſing werden und hat eine große Zukunft."

Wir mußten uns alſo trennen. Es war mir wie ein Todesurteil. Aber nicht für einen Augenblick kam mir der Gedanke, ſeine Freiheit zu beſchränken, ein Verſprechen von ihm zu verlangen, ihn zurückzuhalten von den Kreiſen,

wo ſein Geiſt ſeine Schwingen mächtiger entfalten könnte. Im Gegenteil: als meine Mutter, von meinem ſtummen Leide gerührt, das gegenſeitige Schweigen brach und mir anbot, bei meinem Vater die Vermittlerin einer Liebe, von der mein Lebensglück abzuhängen ſchien, zu werden und durch des Vaters Einfluß Theodor eine Stellung zu verſchaffen, die unſere Vereinigung möglich machen könnte, dankte ich ihr herzlich für ihre Liebe, die über ihr Vorurteil ſiegte, wies das Anerbieten aber vollſtändig zurück. Der Gedanke an die geringſte Verpflichtung, an das mindeſte äußere Band bei einer Neigung, die auf allem, was heilig und ſchön in uns war, beruhte, war mir zuwider. Ich hatte lange gegen dieſes mächtige Gefühl angekämpft, als ich es entſtehen fühlte. Theodor ſelbſt hatte es entfeſſeln helfen, indem er mich zur Freiheit erzog. Jetzt waren Liebe und Freiheit ſo ſehr eins in mir geworden, daß mein Gefühl gegen ihn nur unbegrenztes Vertrauen war. Mehr als einmal hatte ich ihn zurückgehalten, wenn er ſchwören wollte, daß ſeine Neigung ewig ſein werde. Ich begriff es nicht, daß eine Liebe wie die unſere enden könne, und wenn ſie es konnte, wozu half dann ein Schwur? Wir hatten niemals von Ehe geſprochen, und ich hatte kaum daran gedacht. Wir mußten uns lieben, durch dieſe Liebe beſſer werden und den höchſten Zielen zuſtreben. Das war unſer Schickſal. Was die Zukunft uns ſonſt noch vorbehielt — wir mußten es in Ergebung erwarten.

Er reiſte einige Tage früher als wir. Den Tag vor ſeiner Abreiſe kam er nachmittags, um Abſchied zu nehmen. Die Meinigen, aus einem Gefühl der Schonung, für das ich ihnen Dank wußte, ließen uns allein. Das einzige Verſprechen, das ich von ihm verlangte, war das, mir alsbald zu ſchreiben, wenn ein neues Gefühl ſich ſeines Herzens bemächtige. Er ſagte lächelnd: „Als ob man auch deinesgleichen ſo viele in der Welt fände!“

Noch einmal entfaltete er vor mir den ganzen Reichtum ſeines Geiſtes, ſeiner Phantaſie. Noch einmal erhob er mich

mit ſich in die höchſten Regionen des Ideals, während ich, an ſeine Schulter gelehnt, ihm zuhörte, um in dieſer letzten Stunde noch eine Ewigkeit von Glück zuſammenzufaſſen.

Am folgenden Morgen erhielt ich dieſe Zeilen, die er im Augenblick der Abreiſe geſchrieben hatte: „Sei ſtark und vergiß nicht, was du dir erworben haſt. Dieſe Hoffnung iſt mein Troſt. Laß ihn mir, erhalt' ihn mir!"

So endete der Frühling meines Lebens!

Sechzehntes Kapitel

Kataſtrophe

Nach ſeiner Abreiſe war ich ungeduldig, auch zu gehen. Es war, als ob ein eiſiger Hauch die Blüten des Frühlings geſtreift hätte. Nur das Scheiden von der „Kleinen" wurde mir ſchwer. Unſere Freundſchaft war dieſelbe geblieben, dennoch hatte ich mich nie entſchließen können, auch ſelbſt mit ihr über das Gefühl zu ſprechen, das mich mit ihrem Bruder vereinte, wenngleich es ihr kein Geheimnis ſein konnte. Beim Abſchied gab ſie mir einen Strauß Roſen aus ihrem Garten, aus dem ſo manche mit ſeinen Briefen zu mir gewandert waren. Ich behielt den Strauß, bis wir den Rhein erreicht hatten. Da warf ich ihn in die Wellen, wie Polykrates den Ring, damit die Götter mir mein höchſtes Glück bewahren möchten.

Ich war übrigens weit davon entfernt, glücklich zu ſein; die Trennung lag ſchwer auf mir, und es ſchien mir oft, als könnte ich ſie nicht ertragen.

Mein Vater kam uns am Rhein entgegen. Ich liebte ihn immer gleich, mit unbeſchreiblicher Zärtlichkeit; aber ich fühlte, daß meine Intelligenz ſich für immer von der ſeinigen getrennt hatte und nie mehr in ſeine Richtung zurückkehren könnte. Doch trotz des Schmerzes, den mir dieſe Überzeugung verurſachte, hoffte ich, da ich ihn ſo geſund und jugendlich kräftig fand, daß es mir noch lange gegönnt ſein würde, ihm

meine Liebe zu zeigen, indem ich es vermied, mit ihm von Anſichten zu ſprechen, die ihn betrüben mußten.

Mein Vater hatte eine Sommerwohnung für uns in dem Badeort Homburg genommen, der, ſeit mehreren Jahren in raſchem Aufblühn, ein Sammelplatz des Vergnügens und der Mode geworden war und viel müßiges Volk verſammelte neben denen, die an ſeinen Heilquellen Stärkung ſuchten. Die Zeit war fern, wo ich die ſogenannte „große Welt" von einem Glanz umgeben ſah und glaubte, in ihr etwas für meine Vervollkommnung tun zu können. Alle ihre frivolen Freuden waren mir gleichgültig geworden. Ich hätte in der Einſamkeit einer großartigen Natur ſein mögen, die mit der feierlichen Trauer meines Herzens übereingeſtimmt und in der ich mich ungeſtört den Gedanken hätte überlaſſen können, die mich allein, fern von meinem Freunde, aufrecht hielten. Der einzige Ort, der mir gefiel, war der alte Schloßgarten; ein herrlicher Park mit hundertjährigen Bäumen, ſtillen Gewäſſern, tief ſchattigen, einſamen Plätzen, wohin ſich die Modewelt ſelten verirrte. Ich ging oft allein dahin, um zu leſen und mit beſonderer Vorliebe damals die Werke eines Dichters, der in Deutſchland wenig, im Ausland gar nicht bekannt iſt. Es waren die Werke Friedrich Hölderlins, die ich zuerſt mit Theodor zuſammen geleſen hatte und in denen wir eine Zeitlang ganz gelebt hatten. Der vom griechiſchen Altertum mit flammender Begeiſterung erfüllte Dichter konnte ſich aus dem Zauberreiche der Helena nicht in eine verſöhnende Wirklichkeit hineinflüchten. Zwar hatte er ſein Ideal, ſeine Diotima, gefunden, aber nur, um ſich in ſchmerzlicher Entſagung von ihr trennen zu müſſen und der Not und Gemeinheit des Lebens anheimzufallen. Die zu fein beſaitete Leier zerbrach, und die Nacht des Wahnſinns bedeckte den überſtrömenden Idealismus und den grellen Kontraſt der bitteren Entſagung. Er lebte lange der Vernunft beraubt. Erſchütternd ſind einige der Gedichte, in denen noch die Fülle der dichteriſchen Begabung des Ausdrucks, die Macht der poetiſchen Bilder waltet, aber ohne inneren Zuſammenhang,

ohne die Möglichkeit, die leitende Idee festzuhalten. Ebenso erschütternd soll es gewesen sein, wenn die Finger des Unglücklichen über die Tasten glitten und zuweilen noch wie ein fernes Echo die heiligen Harmonien, die seine Seele gefüllt hatten, hervorriefen. In dem damals noch kleinen Orte Homburg hatte er die letzte Zeit vor Anfang seiner Krankheit gelebt, und unter den alten Bäumen des erwähnten Schloßgartens hatte er oft gesessen, schon ein wehmutvoller Schatten des einst wunderbar Schönen, Begabten, Herrlichen, wie die Schatten seiner griechischen Ideale im Hades. Bettina von Arnim meint in ihren Briefen an die Günderode, er habe da Träume gehabt, die zu hoch waren für das Verständnis der Sterblichen. Aber so war es wohl nicht; das schöne Gefäß, in dem unsterbliche Träume gewohnt hatten, war zerstört. Was den Denker jedoch schwer bewegen mußte, war die traurige Tatsache, daß jener Fall kein vereinzelter war; daß an dem Schmerz des Dualismus zwischen Ideal und Wirklichkeit mehr als ein schönes Leben zerbrach; daß Lenau später demselben Schicksal verfiel wie Hölderlin, und daß dieses Schicksal, wie ein drohendes Gespenst, als Augenpunkt in der Horizontlinie so manches reich begabten, schöpferischen Jünglingsgemütes stand, so daß auch Theodor selbst, als wir die Werke Hölderlins zusammen lasen, mehrere Mal den Gedanken aussprach, daß ihm ein gleiches Schicksal bevorstehn könne. Worin lag die Unruhe dieser Erscheinung? War es, weil sich in dem Mysterium der Zeiten ein neues Ideal vorbereitete, dessen Nahen nur die auserwählten Naturen ahnten, dessen Erfüllung sie aber in der in Materialismus und Sinnlichkeit versunkenen Welt für unmöglich hielten? War es, weil die grob nüchterne Gegenwart ihnen ein unerträgliches Joch auf die zum höchsten Flug beschwingten Schultern legte? Glücklich sind diejenigen, die in solchen Augenblicken der Krisis im Leben der Menschheit, wie Columbus, eine materielle Welt zu entdecken finden! Sie halten ein positives Resultat in Händen, und ihr Sehnen

findet einen Boden, in welchem neue Zukunftsträume ſproſſen können.

Die Tage, an denen ich Briefe von Theodor empfing, waren meine Feſttage. Sie brachten mir Gedanken und den Hauch eines neuen Lebens. Er lebte in einem Kreis intelligenter Menſchen, arbeitete mit Erfolg, und die Melancholie, die mich häufig an ihm beunruhigt hatte, ſchien verſchwunden. Ich war zu glücklich für ihn über dies alles, um ihn zurückzuwünſchen; aber ich wünſchte mir Flügel, um auch in jene Sphäre der Freiheit zu entfliehn, deren ich bedurfte.

Die Ruhe unſeres Lebens wurde durch ein verhängnisvolles Ereignis unterbrochen, das uns alle ſchwer traf. Es kam von der Seite eines Weſens, an dem niemand unter uns jemals gezweifelt hatte. Um ein ſchmerzliches Geheimnis zu bewahren, hätte mein Vater eine Summe bezahlen müſſen, die das ihm zu Gebote Stehende bei weitem überſtieg. Wir mußten eilig nach Frankfurt zurückkehren, wo mein Vater ſeit einiger Zeit, gleich dem Fürſten, ein bleibendes Aſyl hatte. Eine tiefe Melancholie hatte ſich infolge dieſes Ereigniſſes meines Vaters bemächtigt, eine Melancholie, die um ſo betrübender war, als bis dahin das Alter die Heiterkeit ſeiner Natur noch nicht angegriffen hatte. Eines Tages nahte ich mich ihm, als er am Fenſter ſtand und traurig auf den Fluß hinausſah. Ich verſuchte einige Worte des Troſtes; er hörte mich ſchweigend an, ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Dieſer Schlag hat mich niedergeworfen, davon erhole ich mich nicht.“

Kurz darauf wurden wir nachts geweckt; er war plötzlich ſehr krank geworden. Ich fühlte vom erſten Augenblick an, daß ſeine Prophezeiung in Erfüllung gehen würde. Nach einigen angſtvollen Tagen erholte er ſich jedoch wieder inſoweit, um im Zimmer umhergehen zu können, meiſt auf eine von uns geſtützt. Aber es war erſichtlich, daß das Prinzip des Lebens in ihm gebrochen und daß er nur noch der Schatten ſeiner ſelbſt war. Mein einziger Troſt war der, bei ihm zu ſein; ich achtete mit Angſt auf jeden Blick, jedes Wort, um ſie im Herzen zu bewahren. Oft war ich allein mit ihm

und hütete ſorgfältig meine Worte, um ihn nicht an die Verſchiedenheit der Anſichten zwiſchen uns zu erinnern. Ich ſah, daß mein Daſein ſich über das ſeine hinaus verlängern würde, und daß ich ſpäter um meine Unabhängigkeit würde zu kämpfen haben. Aber vor ſeinem erlöſchenden Leben blieb nichts zwiſchen uns als das Band einer Liebe, die im Grund des Lebens ſelbſt wurzelte. Eines Morgens, als ich ganz allein mit ihm war, ging er längere Zeit, auf meinen Arm geſtützt, im Zimmer auf und ab, dann ſetzte er ſich an das offene Fenſter, durch das eine milde Oktoberſonne hereinſah. Er blickte lange, lange ſchweigend auf den Fluß und die jenſeits liegende Herbſtlandſchaft, die jene ſanften, melancholiſchen Färbungen angenommen hatte, in die die Natur ſich kleidet, wenn ſie ſich zum langen Schlafe vorbereitet. Ich ſchwieg auch und beobachtete ihn mit tiefer Rührung. Deutlich las ich ſeine Gedanken auf ſeinem Antlitz. Er nahm Abſchied von der Welt, in der ſein reines, tugendhaftes Leben verfloſſen war. Er war Freimaurer geweſen, hatte die höchſten Grade des Ordens erreicht, und ich glaube, daß ſeine Lebensanſchauungen eher human und ſittlich waren, als orthodox chriſtlich. Vor ſeiner Krankheit, als ich einmal mit ihm ſpazieren ging, fragte ich ihn, was er über die Gottheit Chriſti und die Bibel als Offenbarung dächte. Er antwortete, daß Chriſtus ihm mehr als Ideal menſchlicher Vollkommenheit, denn als Gottesſohn nahe ſei, und daß er die ſittlichen Vorſchriften der Bibel befolge, ob ſie Offenbarungen ſeien oder nicht. Ein anderes Mal, als ich ihn abends am Fenſter fand, in die ſternenhelle Nacht hinausſchauend, fragte ich ihn, an was er denke. Er erwiderte: „Ich bereite mich vor, eines Tages dieſe ſterbliche Hülle abzulegen.“

Einfache, kurze Worte wie dieſe bezeichneten ſein ganzes Weſen. Später, nach ſeinem Tod, fanden wir einen Anfang von Memoiren, die er leider nie beendet hatte. Er ſagte darin, daß der Wunſch ſeiner Jugend geweſen ſei, Landwirtſchaft zu ſtudieren und auf dem Lande zu leben. Ich

verſtand es, wie dieſe Beſtimmung ihm viel gemäßer geweſen wäre, als die bewegte Laufbahn des Politikers und Staatsmannes.

Dennoch, obgleich der Gedanke an das nahende Ende ihn ſichtlich beſchäftigte, ſprach er nicht davon, außer mit meinem älteſten Bruder, dem einzigen ſeiner Söhne, der anweſend war und dem er ſeine letzten Wünſche anvertraute.

Ach! was hätte ich nicht darum gegeben, daß er mir offenbart hätte, was in ſeiner Seele vorging; daß er mir erlaubt hätte, ihn auf dieſem feierlichen Gang zum Eintritt in das Unbekannte zu begleiten; an ſeiner inneren Vorbereitung für dieſe große Stunde teilzunehmen, und ihm zu zeigen, daß mein Herz Schritt vor Schritt mit ihm ging, und mit ihm bis auf den letzten Tropfen den bitteren Kelch hätte trinken mögen, um ihm die Hälfte ſeiner Bitterkeit zu nehmen! Aber die ſonderbare Schranke zwiſchen ihm und mir fiel ſelbſt in dieſen höchſten Augenblicken nicht, trotz der tiefſten Liebe von beiden Seiten. Ruhe hatte ich dennoch nur bei ihm, und oft verſteckte ich mich in eine Ecke des Zimmers, wenn er ſehr litt und, ſich allein glaubend, dem phyſiſchen Schmerze Ausdruck gab. Ich hielt den Atem zurück, um meine Gegenwart nicht zu verraten, aber es war mir ein Troſt, mit ihm im ſtillen zu leiden.

Die Weihnacht war herangekommen. Sein Leben war nur noch eine Frage von Tagen und Stunden. Durch eine ſonderbare Fügung war der alte Fürſt, deſſen Geſchicke er treu geteilt hatte, nach kurzer Krankheit geſtorben, und die letzte Frage des alten Herrn war die nach der Geſundheit des bewährten Freundes geweſen. Man hatte meinem Vater dieſes Ereignis verſchwiegen, da man dem Sterbenden den Schmerz erſparen wollte, aber er hatte es wie durch Intuition erraten. Vielleicht fühlte er den Schlag weniger, weil ſeinem Geiſte ſchon die ephemere Bedeutung der Erſcheinung klar geworden war, oder weil er von dem nahen Wiederſehen träumte.

Zum erſtenmal in unſerem Leben hatten wir kein Weih-

nachtsfeſt. Doch hatte die Mutter es nicht laſſen können, liebevoll, nach alter Sitte, einige Geſchenke für uns zu bereiten. Wir empfingen ſie innigſt gerührt, denn ihm konnten wir nichts mehr geben. Er lag ſtill in ſeinem Bett, meiſt im Halbſchlaf, und flüſterte von Zeit zu Zeit einige ſanfte Worte — ein Widerſchein der Bilder, die vor ſeiner Seele ſchwebten, wie die leichten roſa Abendwolken noch ein zarter Abglanz der ſchon hinabgeſunkenen Sonne ſind. Was ich ſchon beim Tod meiner älteſten Schweſter beobachtet hatte, bemerkte ich auch wieder hier, daß nämlich beim Herannahen des Todes, wenn alles, was künſtlich am Menſchen war, alles, was die Gewohnheiten des Lebens ihm aufgedrängt hatten, wenn die errungenen Eigenſchaften, ja die Intelligenz ſelbſt, ſich auflöſen und verſchwinden, daß dann der wahre Charakter, der Grundton des Individuums, ſo wie es aus den Händen der Natur hervorging, ganz und unverfälſcht wieder hervortritt. Der letzte Eindruck, der mir von dieſen zwei geliebten Weſen, die ich ſterben ſah, blieb, war der der reinen Güte und einer Unſchuld des Herzens, die keine Verderbtheit des Lebens hatte antaſten können.

Die Freunde, in deren Haus wir den zweiten Stock bewohnten, zwangen uns faſt, hinunterzukommen und ihrem Weihnachtsfeſt beizuwohnen. Sie taten alles Mögliche, um uns zu erheitern, mit jener falſchen Anſicht von Sympathie, die eine tiefe Traurigkeit durch oberflächliche Zerſtreuungen mildern will. Ich konnte aber den Lärm und das Lachen nicht länger als eine halbe Stunde ertragen. Ich ſchlich mich unbemerkt fort und ſtieg wieder zu dem matt erleuchteten Zimmer empor, in dem mein geliebter Vater, ſchon ohne mehr zu leiden, den ſanften Vorſchlummer des letzten Schlafes ſchlief. Da war mir ſchmerzlich wohl; ich ſetzte mich in eine Ecke und lauſchte der großen Symphonie des Todes, die die fröhlichen Töne unten disharmoniſch unterbrochen hatten. Für ihn war das Lebensrätſel gelöſt. Mein Leben war im Gegenteil von ſeiner Wurzel losgeriſſen, und ich fühlte mich hinausgeworfen auf den weiten Ozean, um

künftig mein Lebensſchiff allein zu ſteuern und dem einzigen Stern, der mir durch ſchwere Wolken ſchien, meiner Überzeugung zu folgen.

An dem Abend nahm ich meinen eigentlichen Abſchied von ihm. Er atmete noch drei Tage. Den vierten brachte ich ihm morgens eine Taſſe Kaffee, den der Arzt erlaubt hatte. Er öffnete die Augen, ſah mich lange an mit dem Blick des Reiſenden, der, ſchon auf den endloſen Ozean eingeſchifft, noch einmal nach den Ufern zurückſchaut, wo ihm die Lebensſonne geleuchtet, und mich erkennend, ſagte er: „Ah, du biſt es, mein Schätzchen!“ Ich brachte die Taſſe an ſeine Lippen: er trank zum letztenmal, dann ſchloß er die Augen und blieb ſtill. Ich ſetzte mich in ein anderes Zimmer, um an Theodor zu ſchreiben. Nach einer Stunde tiefer Stille öffnete man die Tür und winkte mir. Ich flog an ſein Bett. Alles war zu Ende, er hatte aufgehört zu leben.

Dieſes Mal fragte ich nicht mehr, und keine Stimme ſagte mir: „Du wirſt ihn wiederſehn.“

Nichts unterſcheidet, glaube ich, die Menſchen mehr, als ihre Art, den Schmerz zu tragen. Die Freude, das Glück öffnen gewöhnlich das Herz nach außen hin; ſie teilen ſich mit, und in ihren lauteren Tönen geht mancher Mißton unbemerkt vorüber. Aber der Schmerz macht eine Stille um uns, in der wir nur eine einzige, traurige und feierliche Melodie hören. So lange man dieſes Requiem der Seele nicht ſtört, hat ſelbſt der tiefſte Schmerz ſeine Schönheit. Aber wenn das alltägliche Geräuſch der äußeren Welt wieder anfängt, wird der Zauber gebrochen, und dann beginnt für gewiſſe Naturen das zerreißende, unerträgliche Leiden, während andere darin eine Erleichterung und Zerſtreuung finden. Ich befand mich in dem erſten Fall. Mein ganzes Weſen war noch in dem konzentriert, der nicht mehr war. Jedes Wort, das mich in dieſem Andenken ſtörte, war mir qualvoll. Ich umgab ihn mit Lorbeer und Myrten, und ich ſah ihn an, dieſen ſtillen Mann, dem meine Liebe nun nichts mehr ſein konnte, ohne mich von dem Anblick losreißen zu können. In

dieſen Augenblicken verſtand ich erſt ganz die Schönheit der Beſchreibung von Mignons Begräbnis in Wilhelm Meiſter. Ja, wir ſollten den Schluß der großen Lebenstragödie poetiſch, feierlich verklären und dann an unſere tägliche Aufgabe zurückkehren, von „dem Ernſt, dem heiligen, erfüllt, der allein das Leben zur Ewigkeit macht".

Während der Krankheit meines Vaters, die mein Denken und Fühlen faſt ausſchließlich in Anſpruch nahm, hatte ich doch auch andere Erlebniſſe gehabt, die mich nicht wenig bewegt hatten. Ich hatte unter anderen den jüngſten meiner Brüder wiedergeſehn, der gekommen war, den kranken Vater zu beſuchen. Er war ein Menſch von außerordentlichen Eigenſchaften, nahm einen hohen Staatspoſten ein und war, ſeinen Grundſätzen nach, ſtrenger Proteſtant und abſoluter Monarchiſt. Er hatte etwas von der Richtung vernommen, die ich eingeſchlagen, und er erriet noch mehr davon an dem Schweigen, das ich über alle bedenklichen Gegenſtände beobachtete. Er war darüber gereizt und erzürnt und ſuchte, wie die andern, die Urſache davon in der Neigung zu einem Menſchen „ohne Grundſätze"; denn wie wäre es ſonſt möglich geweſen, daß ein Mädchen meines Standes zu ſolchen Ideen gekommen wäre? Es war ſein Wunſch geweſen, mich an einen ſeiner Freunde zu verheiraten, und auch in dieſer Beziehung fand er ſich getäuſcht. Er ſuchte alſo die Gelegenheit, mit mir zu reden, und fand ſie. Zunächſt befragte er mich über meine religiöſen Ideen. Ich antwortete ihm mit gänzlicher Offenheit. Er verſuchte es, mich zu überzeugen, aber ſeine Argumente beſagten nichts anderes, als was ich in meinen Kämpfen mir tauſendmal ſelbſt geſagt hatte, und was nun, längſt als unhaltbar befunden, nicht wieder lebendig in mir werden konnte. Endlich ſchwieg er; er fühlte, daß ich zu weit gegangen ſei, als daß er mich noch retten könne. Nach wenigen Tagen eilte er zurück zu ſeiner jungen, von ihm angebeteten Frau, die auch ſchwer krank war. Sie folgte auch in wenigen Wochen meinem Vater in das Grab nach. Ich fühlte tief den Schmerz meines Bruders mit und ſchrieb

ihm einen Brief voll wahrer Liebe. Er antwortete mir nicht, ſchrieb aber meiner Schweſter, er fühle, daß, ſo lange ich in dieſer voltairianiſchen Geiſtesrichtung ſei, er mir nichts zu ſagen habe; er habe das auch einſt durchgemacht und hoffe, ich werde zurückkommen, wie er zurückgekommen ſei; bis dahin aber ſei es beſſer, unſere Mitteilungen zu unterbrechen. Ich nahm dies an, da ich fand, daß er recht hatte; zwiſchen zwei entgegengeſetzten Überzeugungen, ſtark und bewußt wie die unſeren, gab es kein Bindungsmittel. Aber ich fühlte auch, daß dieſe Trennung ewig ſein würde, denn meine Geiſtesrichtung war nicht voltairianiſch und vorübergehend; ſie war im Gegenteil die logiſche Konſequenz aller inneren Geiſteskämpfe meiner Jugend, die Verwirklichung jenes Verlangens nach Freiheit des Gedankens als Grundlage aller Sittlichkeit.

Ein anderes Ereignis, das meine Gedanken viel beſchäftigte, während der erſten Zeit der Krankheit meines Vaters, war der Sonderbundkrieg in der Schweiz, ein wahrer Prinzipienkrieg. Theodor ſchrieb mir darüber: „Dies iſt ein menſchlicher Krieg, von einem freien Volke für den Sieg der Freiheit geführt.“ Der Arzt, der meinen Vater behandelte, war ein freiſinniger Mann; er nahm warmen Anteil an dem Sieg der liberalen Partei. Mit ihm beſprach ich meine politiſchen Ideen offener, als ich es bisher noch getan.

Eine Oaſe blieb mir in dieſer ganzen Leidenszeit, auf der mich Frieden und reines Glück umgaben; das war meine Liebe zu Theodor und mein Vertrauen in die ſeine. Seine Briefe waren mein Troſt; außer ihnen ſandte er mir noch die Probeblätter, eines nach dem andern, eines neuen Buches, das er veröffentlichte. Er ſchrieb dabei: „Dir widme ich von neuem die erſten gedruckten Blätter dieſes Buches, das dir ſo vollſtändig angehört, daß ich kaum noch weiß, was darin von dir oder mir iſt.“

Ich fand wirklich darin auf jeder Seite die Spuren unſeres gemeinſamen Lebens, unſerer Unterhaltungen, des Austauſches von Gefühlen und Gedanken, von allem, was uns

ſo lange beglückt hatte. Zuerſt war es mir ſchmerzlich, eine ſolche edle Intimität mit dem Publikum teilen zu müſſen; aber ich bekämpfte dieſes egoiſtiſche Gefühl. Der Dichter lebt zwei Leben, eins für ſich, das andere für die Welt. Wehe der Frau, die das nicht verſteht und eiferſüchtig wird auf dieſe Teilung! Sie wird den Genius brechen oder ihr eigenes Herz!

Wenn ich dieſe Seiten oder ſeine Briefe las, ſagte ich oft unwillkürlich zu mir ſelbſt: „Laß mir dieſes einzige Glück, o Schickſal, und ich werde ſtark ſein in allen Prüfungen, die du mir auferlegſt.“

Siebzehntes Kapitel

1848

Am Neujahrstage laſen wir im kleinen Kreis der anweſenden Familie das Teſtament meines Vaters. Glücklicherweiſe herrſchte zwiſchen uns zu viel Liebe und edler Sinn, um dieſen Akt anders als mit all' der Ehrfurcht zu begehen, die wir dem Geſchiedenen ſchuldig waren. Nicht ein ſtörendes Wort wurde laut, und wir hatten nicht das häßliche Schauſpiel zu erleben, das leider ſo häufig in der Welt vorkommt, die Feier des Todes durch Erbſchaftsſtreitigkeiten entſtellt zu ſehn. Mich rührten und ergriffen beſonders die einfachen und würdigen Worte, mit denen das Teſtament anfing, und mit denen mein Vater ſeinen Glauben an die perſönliche Unſterblichkeit ausdrückte. In ihnen fand ich ſeine einfache, gute, wahre Natur wieder. Das übrige, der materielle Teil, ließ mich gleichgültig. Doch fand es ſich, daß das Vermögen meines Vaters viel geringer geweſen war, als wir vermutet hatten, und daß, da es in viele Teile ging, ein jeder Anteil nur klein ſein würde. Dazu war es noch ungewiß, ob meine Mutter eine Penſion, die ihr von ſeiten des verſtorbenen Fürſten zugeſichert war, erhalten würde; in dieſem Fall hätten wir natürlich mit ihr geteilt, aber dann hätten wir eben nur ein ſehr beſcheidenes Leben

führen können, bei weitem beſchränkter als das, an das wir gewöhnt waren. Zum erſtenmal ſtieg bei meiner Schweſter und mir der Gedanke auf, daß eine von uns gehen und ſelbſt ihr Brot erwerben müſſe. Einige der Brüder waren wohl in guten Stellungen, aber es fiel uns nicht ein, von ihnen abhängig werden zu wollen. Wir beſprachen ſchon dieſen Punkt, und eine jede von uns war bereit zu dem Opfer. Ich war feſt entſchloſſen, nicht nachzugeben und, wenn es ſein müßte, meinen Erbanteil ganz der Mutter zu überlaſſen und zu gehn. Ich fing ohnehin an zu fühlen, daß ich nicht lange mehr mit denen würde leben können, die meine heiligſten Überzeugungen für falſch hielten. Aber zu gleicher Zeit ſtand ich betroffen vor der Frage: „Was tun, um mir mein Brot ſelbſt zu erwerben?“

Ich hatte viel gedacht, mehr als die Mehrzahl der Mädchen in meinem Alter; ich hatte viel geleſen. Aber wußte ich eine Sache ſo gründlich, um darauf meine Unabhängigkeit zu ſtützen? Hatte ich eine Fachkenntnis irgendeiner Art? Ich fühlte das Ungenügende meiner Erziehung mit tiefer Pein. Seit ich die Malerei hatte aufgeben müſſen, hatte ich angefangen zu hoffen, daß ich eines Tages etwas würde ſchreiben können. Ich hatte einige ſchüchterne Verſuche gemacht, kleine Novellen und Aufſätze an Verleger zu ſchicken, ohne irgend jemand davon zu ſprechen. Mehreres wurde gedruckt, aber nicht bezahlt. Ich wußte nicht, wie man dabei verfahren müſſe, ich wagte nicht, bei meinen Familienmitgliedern um Rat zu fragen wegen Sachen, die ihnen mißfielen, und ſo ſah ich keine Hoffnung in dieſer Richtung.

Während ſo der Horizont meines Lebens düſter und verſchleiert war, fing derjenige der Völker an, ſich aufzuhellen. Die Zeitungen brachten die Nachricht von Bewegungen in Sizilien und Neapel. Der harte und verdummende Deſpotismus, der auf jenen ſchönen Ländern laſtete, ſchien plötzlich ſtill zu ſtehen, und ein neues Leben ſchien bereits aufzublühen. Mein Freund ſchrieb mir: „Zu denken, daß man in Neapel auf den öffentlichen Plätzen zum Volke von der

Freiheit und ſeinen Rechten redet, und genötigt zu ſein, in Deutſchland zu bleiben, iſt beinah mehr, als man ertragen kann."

Wie hätte ich gewünſcht, es ihm gewähren zu können, dorthin zu gehen, ihn in der Fülle des Lebens zu wiſſen, inmitten eines Volks, das ein unerträgliches Joch abwirft! Aber leider konnte ich nichts tun, als jene Ereigniſſe, wie er, aus der Ferne mit glühender Teilnahme verfolgen.

Eines Tages, als ich von einem einſamen Spaziergang heimkam, fand ich alles im Hauſe in größter Aufregung. Die Nachrichten von der Pariſer Revolution am 24. Februar waren angekommen! Mein Herz klopfte vor Freude. Die Monarchie geſtürzt, die Republik erklärt, ein proviſoriſches Gouvernement, das einen berühmten Dichter und einen einfachen Arbeiter zu Mitgliedern zählte — es ſchien ein himmliſcher Traum und war doch Wirklichkeit. Nur wenig Blut war für ſo hohen Preis vergoſſen worden, und die großen Loſungsworte: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! ſtanden wieder auf der Fahne der Bewegung.

Welche Todesqual, mein Glück nicht zeigen zu dürfen, meine Erregung in mein Herz verſchließen zu müſſen, es zu ſehen, daß man um mich her da, wo ich nur Hoffnungen ſah, großes Unglück erwartete! Welcher Schmerz, an Blicken und Bemerkungen zu begreifen, daß die Freude, die ich unwillkürlich zeigte, mir als ein ſchwerer Fehler angerechnet wurde!

Ich ſchwieg, ſo viel ich konnte, und gab meinen Gefühlen nur in Briefen an Theodor und die „Kleine" Ausdruck.

Der elektriſche Strom verbreitete ſich bald in allen Richtungen. Deutſchland, das ſo feſt eingeſchlafen ſchien, erbebte wie von einem unterirdiſchen Feuer. Die Nachrichten von Wien und Berlin folgten ſich raſch. Der Fürſt der politiſchen Finſternis, Metternich, war entflohn! Die Grundlagen des Deſpotismus ſchienen überall zu wanken. Die Stütze des Abſolutismus, die Militärmacht, ſchien unvermögend vor der Begeiſterung der Völker, die für ihre Rechte aufſtanden. Die drei glorreichen Märztage in Berlin bewieſen es. Ein jeder

Tag faſt wurde durch ein neues, wichtiges Ereignis bezeichnet. Aber wie verſchieden war die Auffaſſung dieſer Ereigniſſe je nach den verſchiedenen Anſchauungen! Eines Tages z. B. fand ich beim Eintreten in das Wohnzimmer meine Mutter mit der Zeitung in der Hand und ſie rief mir entgegen: „Nun wirſt du zufrieden ſein: der König von Preußen iſt mit der ſchwarz-rot-goldnen Fahne in der Hand durch die Straßen von Berlin geritten. Was kannſt du mehr wünſchen?“

Ich erwiderte, daß mir das gar keine Freude machte, und ich war auch eher traurig über die Maskerade; denn nur der Druck des Augenblicks hatte ſie gewaltſam hervorgebracht; ſie konnte nicht der Ausdruck der Geſinnung eines Monarchen ſein, der, wie allbekannt war, den romantiſchen Traum der Wiederherſtellung feudaler Zuſtände geträumt hatte. Was ich erſehnte, das waren nicht Gnadengeſchenke und königliche Zugeſtändniſſe an das Volk, das war vielmehr das ernſte selfgovernment des Volkes ſelbſt, vor dem die Fürſten ſich beugen oder verſchwinden mußten.

Die Nachricht, daß ein deutſches Vorparlament ſich in Frankfurt verſammeln werde, erfüllte mich mit namenloſer Freude. Die Stadt war in einer grenzenloſen Aufregung. In der Verſammlung der freien Gemeinde, die ich ſchon während des ganzen Winters ſtatt der proteſtantiſchen Kirche beſucht hatte, ſtieg der Redner nicht auf die Kanzel, um irgendeiner Betrachtung regelrecht zu folgen, ſondern er ſprach am Altar feurige Worte der Begeiſterung, indem er die Gemeinde aufforderte, bereit zu ſein, einen freudigen Kampf zu kämpfen um die heiligſten Rechte der Menſchheit. Draußen hörte man Waffengeklirr, denn die Bürger eilten in das nahe Zeughaus, um ſich zu bewaffnen. Mir war todesfreudig zu Mute. Ich hätte gewünſcht, daß der Feind draußen vor dem Tore der kleinen Kirche geſtanden hätte, und daß wir alle hinausgezogen wären, Luthers Choral ſingend, um für die Freiheit zu kämpfen oder zu ſterben. — Das Volk kam aus ſeinen Höhlen hervor mit dem neugierigen Blick

und dem naiven Erſtaunen eines Menſchen, den man lange Zeit im Dunkeln gehalten, und der den Tag wiederſieht. Ich miſchte mich unter die Volkshaufen, die fortwährend die Straßen füllten. Ich teilte ihre Freude, als man die dreifarbige Fahne auf dem Palais in der Eſchenheimer Gaſſe aufpflanzte, wo der deutſche Bund ſo lange nicht zum Heile, ſondern zum Unheile Deutſchlands, getagt hatte. Oft ſtand ich bei den Gruppen der Arbeiter, die ſich vor den Schaufenſtern der Bilderläden verſammelten, an denen die Porträts der Männer der proviſoriſchen Regierung in Paris, der erſten Liberalen Deutſchlands, der Häupter der großen franzöſiſchen Revolution uſw. ausgeſtellt waren. Ich ſuchte ihnen alles zu erklären, ihnen die Männer zu bezeichnen, in die ſie Vertrauen haben könnten, ihnen die Bedeutung der kommenden Tage klar zu machen. Ein neues Leben ſprang überall auf. Auch im Theater erſchienen die Schillerſchen Dramen wieder, die lange von den deutſchen Bühnen verbannt geweſen waren. Ich wohnte der erſten Aufführung von Don Carlos bei. Es war, als finge man jetzt erſt an, den edelſten der deutſchen Dichter zu begreifen, als ſpräche ſeine große Seele jetzt zum erſtenmal zu dem erwachenden Vaterland. In der Szene, wo Poſa für die unterdrückten Niederlande Freiheit erbittet und mit dem Zauber ſeiner ſchönen Seele ſogar des Deſpoten Herz bewegt, brach der Jubel in unbändiger Weiſe aus. Zu gleicher Zeit tönte Freudengeſchrei von der Straße her. Alles fragte nach der Urſache; die Antwort wurde laut von jemand aus dem Parterre verkündet; es zogen eben einige Männer des Vorparlaments in die Stadt ein, die jahrelang Märtyrer ihrer freien Anſichten geweſen waren. Das Volk hatte ihnen die Pferde abgeſpannt und zog ſie im Triumph durch die Straßen. Ein Rauſch des Entzückens war in aller Herzen.

Die Natur ſelbſt feierte dies Feſt der Wiedergeburt. Der Frühling war außerordentlich früh und ſchön. Ende März war ſchon alles grün und in Blüte, ſo daß es möglich geweſen war, die ganze Stadt in einen Garten zu verwandeln.

Die Häuſer waren mit Blumen und dreifarbigen Fahnen geſchmückt. Man wandelte in den Straßen wie in grünen Laubgängen. Die Eiſenbahnen, die Dampfſchiffe, mit Fahnen und Blumen geſchmückt, brachten unaufhörlich Scharen fröhlicher Pilger, die zum Jubiläum der Freiheit herbeieilten. Niemals vielleicht, ſelbſt in den Tagen des Ruhmes bei den Kaiſerwahlen, hatte die alte Reichsſtadt ſo viel Menſchen verſammelt geſehen.

Der letzte März kam. Eine glorreiche Sonne glänzte am wolkenloſen Himmel über der blumengeſchmückten Stadt und den Maſſen geſchmückter Menſchen. Eine junge Bekannte, die einzige Perſon in meinen Umgebungen, die meine Geſinnungen teilte, kam ganz früh am Morgen, um mich abzuholen und mit mir nach der Möglichkeit zu ſpähen, den Ereigniſſen des Tages in etwas beizuwohnen. Wir nahmen unſeren Weg nach dem Römerplatz, wo das ehrwürdige Gebäude ſteht, in dem einſt die deutſchen Kaiſer des heiligen römiſchen Reichs gewählt wurden. Der Platz war ringsum von den Reihen der Frankfurter Nationalgarde und der Turner umgeben, denn auch Vater Jahns Turnvereine, ſo lange als ſtaatsgefährlich verboten, waren wieder aufgelebt. Es war ein heiterer Anblick, dieſe friſche, fröhliche Jugend zu ſehen in einem nicht unmaleriſchen Anzug, leinenem Kittel, ſpitzem Hut mit breitem Rand und Feder, die Waffen in der Hand und das Geſicht von Begeiſterung leuchtend. Es war das Verſprechen einer Zukunft, wo man keine ſtehenden Heere mehr brauchen würde, ſondern wo jeder freie Mann, wohl in den Waffen geübt, bereit ſein würde, das Vaterland und den eigenen Herd, wenn es ſein müßte, mit aller Kraft zu verteidigen.

Wir drangen glücklich durch die Reihen durch und traten in eines der dem Römer zunächſtgelegenen Häuſer aufs Geratewohl ein, um die Einwohner zu bitten, uns ein Plätzchen an einem Fenſter zu gönnen. Die einfachen Bürgersleute fanden unſre Bitte ganz natürlich und führten uns in

ein Schlafzimmer, wo ein kleines Kind in der Wiege ſchlummerte, unbekümmert um das, was draußen vorging.

Der Platz war dichtgedrängt voll Menſchen und ſchien wie mit einem Moſaik von Köpfen bedeckt. Kaum daß eine Straße offen erhalten werden konnte, um die Abgeordneten des Volks zum Römer hineinzuführen. In dem alten Kaiſerſaale ſollte das Vorparlament ſich konſtituieren, ſeinen Präſidenten wählen und von da ſich in die Paulskirche, die in Eile für die Sitzungen zubereitet war, begeben. Endlich nahte der Zug der Abgeordneten, die, je zwei und zwei, auf dem offengehaltenen Pfad entblößten Hauptes und nach allen Seiten die jubelnde Menge grüßend zum Römer gingen. Vor allem wurden die Männer aus Baden mit freudigem Zuruf begrüßt, die ſchon lange als Vorkämpfer einer freieren Zukunft bekannt waren. Während nun im Römer beraten wurde, wogte ein reges Leben unter den Tauſenden auf dem Platze; Hoffnung, Erwartung, Staunen über das ſo plötzlich Errungene machten ſich in den lebhafteſten Äußerungen Luft. Wohl mochte auch die Furcht manches Herz bewegen, aber ſie ſchwieg vor der Freudenfülle des Tages, und die Bosheit ſtand im ſtillen lauernd, um ihr geheimes und gefährliches Spinnennetz zu weben, in dem die ſorglos Freudigen und die übereilt Sicheren zur beſtimmten Stunde wieder gefangen werden ſollten.

Endlich kündeten Kanonenſchüſſe und Glockenläuten an, daß das erſte deutſche Parlament ſich konſtituiert habe. Plötzlich wurde alles ſtill und am großen Fenſter des Römer, von wo einſt der erwählte Kaiſer dem Volk verkündet wurde, rief nun einer der Deputierten den Namen des Präſidenten des Vorparlaments aus. Es war ein Name, der allen, welche die Freiheit liebten, bekannt und lieb war.

Welches Auge wäre wohl trocken geblieben in dieſem Moment! Welches Herz hätte nicht in ſeliger Zuverſicht geſchlagen! Wer hätte nicht gehofft, daß das deutſche Volk, das Volk ernſter Denker, ſo unterrichtet, ſo ruhig beſonnen, mündig ſei und die Verantwortlichkeit für ſeine Zukunft ſelbſt

in die Hand nehmen könne? Wer hätte gezweifelt, daß die von der Liebe und dem Vertrauen des Volks erwählten Männer fähig seien, die Träume ihres ganzen Lebens endlich zu verwirklichen?

Ich zweifelte nicht, ich sah nur, „unverhofft ein ewig Glück auf goldnen Strahlen glänzend niedersteigen". Meine persönlichen Kämpfe traten in den Hintergrund vor dem Glück des Vaterlands. Niemals hatte ich Deutschland so heiß geliebt. Noch vor einigen Wochen hatte ich gewünscht, in dem sich erhebenden Italien zu sein. Jetzt hätte ich um keinen Preis von Deutschland weg gemocht; ich fühlte mich mit allmächtigen Liebesbanden daran geknüpft und war überzeugt, daß nirgends die Entwicklung so vollständig und schön sein würde.

Als ich nach Haus zurückkehrte und erzählte, wo ich gewesen sei, wunderte man sich über meine Kühnheit, aber man tadelte sie nicht, denn sie war gelungen, und der Erfolg meiner Ansichten hielt die Kritik etwas zurück. Meine einzige bittere Enttäuschung in diesen Tagen war, nicht in die Paulskirche zu können, die, weil zu wenig Raum war, nur dem männlichen Publikum geöffnet war. Was mich aber ein wenig tröstete, das war der Anblick des öffentlichen Lebens. Man sah da Szenen, von denen man bisher keine Ahnung gehabt hatte. Tribünen wurden in den Straßen, auf den öffentlichen Spaziergängen improvisiert, von denen herab die hervorragendsten Volksmänner, wie Hecker, Struve, Blum u. a. zu dem Volke sprachen. Die Jugend besonders drängte sich um diese Tribünen und gab, zumal durch die malerische Tracht der Turner, diesem Schauspiel auch einen äußeren Reiz. Die radikale, republikanische Partei wollte entscheidende Maßregeln: die Erklärung der Grundrechte des deutschen Volks, die unmittelbare Bewaffnung aller waffenfähigen Männer und die Permanenz des Vorparlaments, bis ein definitives Parlament vom Volke erwählt sei. Dies war ein revolutionäres Programm, die Erklärung der Souveränität des Volks. Die Gemäßigten, die Ängstlichen erschraken davor.

Die geheimen Feinde, die politiſchen und religiöſen Jeſuiten unterminierten den Boden und wühlten im ſtillen. Die Majorität war noch zu erſtaunt, zu überraſcht von all dem Geſchehenen, um ein klares Bewußtſein über die nötigſten Dinge des Augenblicks zu haben. Man unterhandelte mit der Vergangenheit; man nahm Vorſichtsmaßregeln; man wollte die Form retten; man wollte den Terrorismus verhüten; man verwarf die Vorſchläge der republikaniſchen Minorität und ergriff halbe Maßregeln, die immer ein Zeichen der Schwäche ſind. Es wurde ein Ausſchuß erwählt, um ſich mit dem alten Bund, in den man einige neue liberale Mitglieder hineinbrachte, zu verſtändigen. Man verſchob die Nationalbewaffnung bis zur Entſcheidung des wirklichen Parlaments und erklärte das Vorparlament für unberechtigt, über die Geſchicke der Nation zu entſcheiden.

Nach dieſen Beſchlüſſen verließen die radikalen Republikaner die Kirche, um ſich direkt an das Volk zu wenden. Es war der dritte Tag der Beratungen. Die Teilung in der Verſammlung, die regenerieren ſollte, lag am Tage. Die Beſtürzung, die Aufregung, die Befürchtungen und der Zorn von ein und der andern Seite waren ſchrecklich. Kundgebungen aller Art, heftige Beratungen in den verſchiedenen Sektionen dauerten die ganze Nacht durch. Am Abend des dritten Tages kam die obenerwähnte junge Dame voll Freude, um mir zu ſagen, daß ein Herr ihrer Bekanntſchaft ihr verſprochen habe, uns zwei am folgenden Tag in die Paulskirche zu bringen, an einen Platz, wo wir alles ſehen und hören würden, ohne bemerkt zu werden. Wer war glücklicher als ich? Am folgenden Morgen begaben wir uns früh zur Kirche und wurden von unſerem Beſchützer, der zu der die Kirche umgebenden Nationalgarde gehörte, auf die Kanzel geführt, die nach dem Innern der Kirche hin mit ſchwarz-rot-gelben Tüchern verhängt war, die ſich aber ein wenig auseinanderſchieben ließen, ſo daß wir die ganze Kirche überſehen und, da die Tribüne gerade unterhalb der Kanzel war, die Redner trefflich hören konnten. Mehrere Frauen von

Deputierten kamen ebenfalls in unſer Verſteck; ſie hatten die Freundlichkeit, uns alle die bedeutendſten Männer zu zeigen, und ſie beluſtigten uns durch den neckiſchen Streit, den die eine, eine Süddeutſche und feurige, radikale Republikanerin mit einer andern, der ſchönen, etwas ſtolzen Frau eines gelehrten Doktrinärs, führte, die ſie nur den „gemäßigten Fortſchritt“ nannte und der ſie lachend prophezeite, daß man mit dem nicht zum Ziele kommen werde.

Die Mitglieder der Linken, die nicht ausgetreten waren, verlangten zunächſt ſtürmiſch die Ausſöhnung mit den Radikalen, die tags zuvor die Verſammlung verlaſſen hatten. Man ſandte einen der badiſchen Abgeordneten an ſie ab, um ſie zurückzurufen. Es gelang ihm, und nach einiger Zeit kehrten die ſechzig Mitglieder, Friedrich Hecker an der Spitze, in die Kirche zurück. Sie wurden jubelnd empfangen, und Hecker ſprang auf die Tribüne, um das Opfer, das ſie der Einheit brachten, zu erklären und zur Energie nochmals aufzufordern. Hecker war ſehr ſchön, ein Chriſtuskopf mit langem, blondem Haar und mit ſchwärmeriſch begeiſtertem Ausdruck. Er war längſt in Deutſchland durch ſeine republikaniſchen Geſinnungen bekannt, und ich wußte durch Theodor, der ihn kannte, wie ſehr er im Privatleben die Grundſätze verwirklichte, für die er in der badiſchen Kammer ſeit Jahren kämpfte. Er ſprach mit einem Feuer und einer Beredſamkeit, die unwiderſtehlich fortriſſen. Ich bewunderte in dieſem Augenblick das Opfer, das er der Einheit brachte, und das Publikum belohnte es mit lautem Jubel. Dennoch war es ein gefährliches Opfer, und die geheimen Feinde, deren gar manche mit auf den Bänken der Abgeordneten ſaßen, mochten wohl kaum ein Lächeln zurückhalten können, als ſie die wiederholten Fehler derjenigen ſahen, die die Freiheit retten ſollten.

Nach dieſer Erklärung folgten nun noch Verhandlungen und Reden über das eigentliche Reſultat dieſer Verſammlung, das darin beſtand, daß für den erſten Mai ein definitives Parlament, aus allgemeinem Stimmrecht hervorgegangen, ſich in Frankfurt verſammeln ſolle, um über die Zukunft

Deutſchlands zu entſcheiden. Ein Freudenſchrei inner- und außerhalb der Paulskirche begrüßte dieſen Beſchluß, der augenblicklich draußen den die Kirche umgebenden Volksmaſſen bekannt gemacht wurde. Ich war wie von einem Schwindel des Glücks erfaßt; ich ſah meine Träume Wahrheit werden, eine reiche, freie, lebensvolle Zukunft ſich für Deutſchland öffnen. Um ſechs Uhr abends wurde das Vorparlament geſchloſſen. Die Abgeordneten verließen die Kirche wieder in Prozeſſion, während das jubelnde Volk ihnen Blumen auf den Weg ſtreute. Ich hatte es nicht bemerkt, daß ich den ganzen Tag nichts gegeſſen hatte, ich dachte nur an Deutſchland und an den erſten Mai. Ach, ich überlegte in meiner Freude nicht, daß jeder Verzug, in einem Augenblick der Entſcheidung, verderblich iſt, und daß um zu ſiegen, man dem Feind nie die Zeit laſſen muß, ſich zu ſammeln.

Als ich zurückkehrte, fand ich niemand zu Haus. Es war mir lieb, denn ich hatte nötig, allein zu ſein, um mich ungeſtört den Empfindungen hinzugeben, die mein Herz füllten. Ich ſetzte mich an das offene Fenſter, durch das der Frühlingswind mir Blütenduft zuwehte. Aus einem nahen öffentlichen Garten, wo das Abſchiedsfeſt der Abgeordneten ſtattfand, tönte mir die Marſeillaiſe, von einem Muſikkorps geſpielt, entgegen — dieſer ſchöne Geſang der Freiheit, der wie die Memnonsſäule erklingt, wenn die Sonne aufgeht. Ich war ſelig müde und genoß jene wunderbare, ſchöne Stimmung, wo das perſönliche Sein ſich aufgelöſt fühlt in ein großes univerſelles Empfinden. Ich hatte dem Gang der Geſchichte noch ſo wenig beigewohnt, um zu wiſſen, daß die Menſchheit nicht ſo plötzlich in neue Phaſen tritt; daß die Augenblicke, wo alles reine Hoffnung iſt, nur wie Blitze das Ziel erleuchten, nach dem die Maſſen auf langem, mühevollem Weg hinſtreben, der oft abgelenkt und unterbrochen wird durch die Unwiſſenheit und Schwäche, noch öfter aber durch das Vergeſſen der Maxime, die ſchon Chriſtus aufgeſtellt hat, „daß man den jungen Wein nicht in alte Schläuche füllen darf".

Einige Zeit nach den oben erzählten Begebenheiten wurde beſchloſſen, daß meine Mutter mit uns Töchtern in unſere kleine nordiſche Reſidenz zurückkehren ſollte, um ſich daſelbſt für immer niederzulaſſen, denn das Vermögen, das uns blieb, erlaubte uns nicht mehr wie früher zu reiſen, oder mit dem Aufenthaltsort zu wechſeln. Die Notwendigkeit, Frankfurt zu verlaſſen, war mir wie ein Todesurteil. In einigen Wochen ſollte dieſe Stadt das Zentrum der nationalen Entwicklung werden, alle großen Entſcheidungen ſollten da getroffen werden, die beſten deutſchen Männer ſollten ſich da verſammeln — und ich ſollte in einen kleinen Winkel zurückkehren, den der große Lebensſtrom nicht einmal berühren würde! Ich fühlte einen grenzenloſen, vernichtenden Schmerz. Ich wußte, daß ich eine große Kraft der Entſagung beſaß für alles, was die Menſchen gewöhnlich Glück nennen. Aber dem entſagen, was das geiſtige Leben fördert — ſich ausſchließen müſſen von den großen Ereigniſſen des Lebens der Menſchheit, von den Eindrücken, die uns über uns ſelbſt und die Kleinheit der Exiſtenz erheben — das war für mich ſtets der untragbarſte Schmerz und ſchien mir die wahre Sünde gegen den heiligen Geiſt. Das große Recht der Individualität an alles, was ihr nötig iſt, um alles zu werden, was ſie werden kann, ſtellte ſich mir in bitterer Klarheit dar. Daß es erlaubt ſei, jede Autorität zu brechen, um dieſes Recht zu erobern, war mir keinem Zweifel mehr unterworfen. Aber leider gehört zu der Erreichung dieſer moraliſchen auch die ökonomiſche Unabhängigkeit. Bis dahin hatte man die Unabhängigkeit der Frau nur zugeſtanden, wenn ſie Vermögen hatte. Aber die, die keins hatte, was ſollte ſie tun? Zum erſtenmal ſtellte ſich in meinen Gedanken die *Notwendigkeit* der ökonomiſchen Unabhängigkeit der Frau durch ihre eignen Anſtrengungen feſt. Für den Augenblick konnte ich jedoch nichts anderes tun, als mich in mein Schickſal fügen, denn ich hatte nicht den Mut, mich plötzlich von den Meinen zu trennen, und ich konnte es nicht, weil die Einkommenfrage meiner Mutter noch nicht entſchieden war. Aber ich

war feſt entſchloſſen, im Fall ſie das Ihre nicht bekäme, ihr meinen Teil der Erbſchaft zu laſſen und Erzieherin zu werden.

Wir verließen Frankfurt. Ich empfand das doppelte Weh, das Grab meines Vaters und die Geburtsſtadt von Deutſchlands Zukunft hinter mir zu laſſen. Als wir ſchieden, war es, als wollte mein Herz brechen, und als wir in das grüne enge Tal einfuhren, in dem unſere nunmehrige Heimat lag, war es mir, als ſchlöſſe ſich über mir das Grab und als gäbe es für mich hinfort weder Leben noch Zukunft mehr.

Während der Reiſe hatte ich noch ein paar frohe Augenblicke. Unſer Eiſenbahnzug war außerordentlich lang. Es befanden ſich darin eine Maſſe Freiwilliger, die nach Schleswig-Holſtein gingen, um ſich dort für die deutſche Nationalität zu ſchlagen. Die Waggons waren mit Fahnen und Blumen geſchmückt. Auf jeder Station glitt ich aus dem Wagen, um dieſe friſche, begeiſterte Jugend zu betrachten. Ich beneidete ſie um die Freiheit, ihren Teil Gefahr an dem allgemeinen Werke nehmen zu können, während ich nicht einmal von meinen Sympathien ſprechen durfte und dahin gehen mußte, wo nichts zu tun war. Auf einer der Stationen ſah ich einige Polen, die in ihre Heimat eilten, da ſie dort auf eine Erhebung hofften. Die jungen Freiwilligen ſprachen ihnen in heiteren Worten Mut ein und ſagten: „Wenn wir da unten (in Schleswig-Holſtein) fertig ſind, kommen wir euch zu helfen.“ Die Jugend in ihrer großmütigen Begeiſterung kannte den Zweifel nicht am Gelingen der Revolution und am Siege der Freiheit. Sie kannte noch die kleinlichen nationalen Eiferſüchteleien nicht, die ſich nur allzubald entwickelten und ebenſowohl von den Demokraten als von den Reaktionären genährt wurden, und die einen bekannten Demokraten ſagen ließen: „Wenn der Haß zwiſchen Slaven und Deutſchen noch nicht exiſtierte, ſo müßte man ihn ſchaffen.“ Traurige Worte, deren Reſultate nur den Tyrannen zugute kamen!

In ihrem großmütigen Eifer fanden die jungen Leute es ſehr natürlich, den Deutſchen zu helfen, Deutſche zu ſein,

und den Polen zu helfen, Polen zu ſein. Gewiß hätte keiner von ihnen angeſtanden, den Polen denjenigen Teil ihres Landes wieder herauszugeben, den Deutſchland, nach jener grauſamen Teilung, unrechtmäßig beſaß. Wie mein Herz dieſen großmütigen Worten Beifall zollte! Wie wenig es mir in den Sinn kam, daß dieſe friſchen Lippen, die jetzt ſo hoffnungsreich Worte des Mutes und der Begeiſterung ſprachen, in wenigen Wochen für immer ſtumm, daß dieſe leuchtenden Augen geſchloſſen ſein würden, um ſich nicht mehr zu öffnen, daß dieſes Blut umſonſt vergoſſen ſein würde.

Die große Bewegung hatte doch auch ein ſchwaches Zucken in unſerer kleinen, abgelegenen Reſidenz verurſacht. Revolutionäre Szenen hatten vor unſerer Ankunft ſtattgefunden. Man hatte ſich vor dem alten Schloß, in dem wir einſt die Marſeillaiſe geſungen hatten, verſammelt, um die Zuſammenberufung der Kammer zu fordern, die unter der Regierung dieſes Fürſten nie zuſammengetreten war. Der Fürſt hatte natürlich nachgeben müſſen, da die zwei Kanonen, die das Arſenal ausmachten, einer abſchlägigen Antwort wohl keinen Nachdruck hätten geben können. Es war vorauszuſehen, daß die Kammer, die aus einigen dreißig Deputierten beſtand, zunächſt das Budget nachſehn und die hohen Ausgaben für das Theater ſtreichen würde. Der Erbprinz, der, nach deutſcher Sitte, ſich im Militärdienſt eines großen Staates „würdig“ für ſeine dereinſtigen Regentenpflichten vorbereitete, war zur Zeit nicht anweſend, ſonſt würde er vielleicht verſucht haben, ſeinen Vater von ſolchen Konzeſſionen zurückzuhalten. Er war ſehr durchdrungen von den Vorzügen ſeiner Stellung von Gottes Gnaden und hatte gegen eine Dame, die in der Stadt lebte, wo er in Garniſon ſtand, in einem Geſpräch über die Pariſer Februarrevolution geäußert: „Wenn wir auf Paris marſchieren, ſo werden wir, glaube ich, Heinrich V. auf den Thron ſetzen und nicht die Orleans, denn die Legitimität muß konſequent ſein.“

Einige der höheren Angeſtellten, gegen die ſich der Zorn des Volkes mit Fenſtereinſchlagen, Auspfeifen in den Straßen

und andern mehr geräuſchvollen als gefährlichen Demonſtrationen kundgegeben hatte, gingen mit niedergeſchlagenen Augen, mit eingeſchüchtertem und gedemütigtem Ausſehn einher, während ſie früher durch eine gewiſſe Arroganz und durch Vornehmtun gegen Geringere bekannt geweſen waren. Ein junger Mann, den man früher als eifrigen Demokraten gemieden hatte, war jetzt der Löwe des Tages. Er ſtand an der Spitze der Bewegung, redete zu dem Volk, beruhigte den Aufſtand und empfing mit herablaſſendem Lächeln (denn er war kein ernſter Menſch) die Dankſagungen gedemütigter Vornehmen, die er durch ſeine Dazwiſchenkunft beſchützt hatte.

Alles das hatte etwas Kleinliches und Lächerliches, denn dieſe kleinen Bewegungen nahmen die Formen und Namen der großen Bewegung an und waren nur tragikomiſch. Man hätte in ihnen Stoff gefunden, um die Revolution beſſer zu verſpotten, als Goethe es mit der großen Revolution ſeiner Zeit getan. Dennoch war auch in dieſen kleinen Vorgängen eine ernſte Seite. Es war der Aufſchrei der Unterdrückten gegen die „kleinen“ wie die „großen“ Tyrannen.

Die „Kleine“ war nicht daheim, als ich zurückkam. Sie war zu Beſuch bei ihrem Großvater und einem der größten Mittelpunkte der Bewegung nahe. Sie wurde aber in Kürze mit ihrem Bruder zurückerwartet. Mit welcher tiefen inneren Seligkeit ſah ich dieſem doppelten Wiederſehn entgegen! Es war das Licht, das in meine Seele zurückkehren ſollte. Ich hatte es ſehr nötig. Die Briefe Theodors waren in den letzten Wochen immer kürzer und ſeltener geworden, ja hatten endlich ganz aufgehört. Es war eine ſchmerzvolle Entbehrung für mich, aber ich entſchuldigte ihn völlig wegen der ſich überſtürzenden Ereigniſſe, in denen er ganz und gar aufging. In meiner Seele ſtieg auch nicht der leiſeſte Zweifel auf; das Band, das uns vereinte, war heiliger als das, das der Prieſter ſegnet; es war das Band einer Liebe ohne Berechnung und eines Vertrauens ohne Grenzen.

Ich beſuchte ſehr häufig ſeine Mutter, mit der ſich eine neue Intimität, auf anderer Grundlage wie die frühere, ge-

bildet hatte. Sie war ihrem geliebten Sohn zum Teil in die Freiheit gefolgt. Sie ſelbſt blieb eifrige Chriſtin, aber ſie war entſchiedene Demokratin geworden und tolerant bis zu ſolchem Grade, daß ſie es verſtand, wie ihre Kinder und ich dem Ideal treu bleiben konnten, auch wenn wir uns von den chriſtlichen Dogmen losſagten. Bei ihr fand ich die Sympathie, die mir im eigenen Haus verſagt war, und wenn mein Herz zu voll war, ging ich, es bei ihr zu erleichtern. Eines Tages ſaßen wir auch in ihrem Wohnzimmer auf dem Sofa beieinander, und ſie las mir aus den Briefen ihres Sohnes vor, in denen er ihr die Schilderung der Ereigniſſe gab, an denen er teilgenommen hatte. Er ſchrieb, daß ſein ganzer Tag der Teilnahme an den öffentlichen Ereigniſſen gewidmet ſei, und „am Abend", fügte er hinzu, „eile ich in den kleinen Garten in die Laube; ich helfe die Wolle wickeln, während wir friedlich plaudern; das iſt meine Erholung".

Wenn ein vergifteter Pfeil urplötzlich inmitten eines friedlichen Feſtes das Herz trifft, kann die Wirkung nicht ſchrecklicher ſein, als die war, die das Leſen dieſer wenigen Zeilen bei mir hervorbrachte. Wem gehörte dieſer Garten, dieſe Laube? Wem leiſtete er die kleinen Dienſte? Welches waren dieſe Plaudereien, die ſeine Erholung ausmachten? Alles das ſchien ſeiner Mutter ſo wohl bekannt, daß ſie ohne ein Wort der Erklärung darüber wegging. Warum wußte ich allein nichts davon? Ich war zu ſtolz, um zu fragen, aber ich fühlte einen eiſigen Hauch über das wehen, was noch einige Augenblicke zuvor eine blühende Oaſis in der Wüſte meines Lebens geweſen war. Während ich ſcheinbar noch dem Reſt der Vorleſung zuhörte, mein Sinn aber wie verſteinert an dieſer einzigen Stelle haften blieb, öffnete ſich leiſe die Stubentür und der Kopf der „Kleinen" im Reiſehut ſchaute herein, hinter ihr der des Bruders. Sie hatten zu Haus eine Überraſchung machen wollen, die Zeit ihrer Ankunft nicht vorausgeſagt.

Das war denn das Wiederſehn, dem ich mit allem, was heilig und liebend in mir war, entgegengeſehen hatte!

Er reichte mir die Hand mit befangenem Weſen; ein flüchtiger Druck war der einzige Gruß nach dieſer langen, traurigen Trennung, nach den harten Verluſten, die ich erlebt, nach den unerwarteten Ereigniſſen, die unſere teuerſten, gemeinſamen Hoffnungen zu verwirklichen verſprachen. Die „Kleine" drückte mich mit Inbrunſt an ihr Herz und ſah mich wehmutsvoll an; meine Trauerkleider mochten die Spuren der Leiden, die ich durchgemacht hatte, noch mehr hervorheben, und ſie mochte in meinem Antlitz vielleicht den Ausdruck einer plötzlichen Offenbarung leſen, deren Urſache ſie kannte und deren Wirkung ſie fürchtete.

Ich verließ ſie bald, denn ich hatte es nötig, allein zu ſein, um dem Unglück, das, obgleich noch nichts geſagt war, drohend vor mir aufſtieg, in das Angeſicht zu ſehen.

Wer könnte die Trauer, die Qual der Wochen, die folgten, beſchreiben? Ich ſah ihn einigemal bei uns und an anderen Orten, aber es war nicht mehr wie ſonſt. Es kamen und gingen keine Briefe mehr; keine flüchtigen vertrauten Worte, keine beredten Blicke, die dem einen Herzen Botſchaft vom anderen brachten, wurden mehr gewechſelt. Er vermied es nicht gerade, allein mit mir zu ſein, aber unſere Unterhaltung betraf allgemeine Gegenſtände, als hätte es nie perſönliche Beziehungen zwiſchen uns gegeben. Die „Kleine" war noch zärtlicher gegen mich wie früher, aber ſie war offenbar verlegen und unſere Beziehungen waren peinlich. Ich kämpfte zugleich mit meinem Stolz, mit der Zärtlichkeit und der Unmöglichkeit zu glauben, daß eine Liebe wie die unſere ſterben könne. Ich fühlte den Stachel der Eiferſucht gegen ein unbekanntes Etwas, das mir ſeine Liebe entzogen hatte; was mich aber am bitterſten verletzte, das war eben dies, daß er nicht frei genug war, um mir alles zu ſagen, wie ich es ſo oft von ihm erbeten hatte. Wenn er mir frei bekannt hätte, was in ſeinem Herzen vorging, ſo hätte ich ſein Vertrauen mit der Ehrfurcht vor der Freiheit aufgenommen, die er ſelbſt

geholfen hatte zu entwickeln. Sein Schweigen aber und ſeine anſcheinende Gleichgültigkeit waren eine grauſame, abſcheuliche Beleidigung und ſeiner und meiner unwürdig. Nach einigen Wochen, in dieſer Qual verlebt, hörte ich, daß er nach Frankfurt ginge, um den Sitzungen des Parlaments beizuwohnen. Ich erwartete mit tödlicher Angſt einen Abſchied, der aufklären und gutmachen werde — ein einfaches und edles Geſtändnis, ſo wie er es der heiligen Freundſchaft, die unſere Liebe hätte überleben müſſen, ſchuldig geweſen wäre; nichts von alledem kam. Ein kurzer Abſchiedsbeſuch, bei dem meine Schweſtern zugegen waren, ein Händedruck wie einer einfachen Bekannten — das war alles.

So ging mir dieſer Stern unter, deſſen Licht allein die Nacht meines Daſeins erleuchtet hatte. So endete dieſe Liebe, die mich in allen Leiden aufrecht erhalten hatte und beinahe der Anker des Heils für meine Seele geworden war, der ich ſo viel geopfert hatte und noch mehr zu opfern bereit geweſen wäre!

Ich konnte noch nicht daran glauben, ich konnte den Gedanken nicht faſſen, daß ein Gefühl, das ſo tief, ſo unauslöſchlich in mir war, in ihm hätte ſterben können. Ich ſagte mir, daß dies nur eine vorübergehende Phaſe wäre, daß er zu dem Bund zurückkehren würde, den die Freiheit geſegnet hatte. Dennoch wollte ich Gewißheit haben: die unbeſtimmten Qualen waren nicht zu ertragen. Einige Tage nach ſeiner Abreiſe ging ich zu der „Kleinen" und bat ſie, mir die Wahrheit zu ſagen, ohne irgend etwas zu mildern oder zu verſtecken. Sie zögerte einige Augenblicke, es wurde ihr ſchwer, mir zu antworten; aber ſie blieb unſerer Freundſchaft würdig und ſagte mir einfach, daß ihr Bruder eine Neigung für die Frau ſeines beſten Freundes gefaßt habe, in der Stadt, wo er das letzte Jahr verbracht hatte; daß ſie die Neigung erwidere, obgleich ſie ihren Mann hoch verehre; daß beide mit dieſem letzteren darüber geſprochen hätten, der ſich höchſt edel benommen habe, und daß auf gemeinſamen Beſchluß Theodor die Stadt für längere Zeit verlaſſen hätte.

Ich konnte zuerſt kein Wort ſagen nach dieſem Bekenntnis. Im Zuſtande der Ungewißheit, des Zweifels, verlangt man heiß nur nach dem einen: Gewißheit; auch die ſchrecklichſte Wahrheit ſcheint beſſer als der Zweifel. Wenn aber das Urteil unwiderruflich gefällt, wenn die troſtloſe Wirklichkeit entſchleiert iſt, was gäbe man nicht, um wenigſtens für Augenblicke den Zweifel, die Möglichkeit, noch zu hoffen, zurückrufen zu können!

Endlich fragte ich: „Warum mir nicht davon ſprechen?“

Die „Kleine“ antwortete mir, daß ſie ihren Bruder auch dringend aufgefordert habe, mit mir darüber zu reden, daß er ſich aber nicht dazu habe entſchließen können, indem er ſelbſt überzeugt ſei, daß jene Neigung nur ein vorübergehendes Gefühl ſein werde, von dem er mir keine Rechenſchaft geben könne. Die „Kleine“ überhäufte mich mit Zärtlichkeit und Liebe, aber ich konnte auch ſelbſt ihr nicht den Abgrund von Schmerz zeigen, der ſich in mir geöffnet hatte. Es war die Öde und die Einſamkeit des Grabes.

Zu Haus verriet ich nicht mit einer Silbe mein trauriges Geheimnis. Ich wollte Theodor noch bewahren vor dem Haß, den die Meinigen gegen ihn gefühlt haben würden, hätten ſie die ganze Tiefe meines Schmerzes gekannt. Aber in der Nacht, als ich allein war, fing ein Kampf zwiſchen Tod und Leben in mir an. Mein Herz ſchlug, als wollte es ſeine Bande ſprengen, und der Tod wäre mir eine willkommene Erlöſung geweſen. Endlich aber hörte ich, (wie ſchon ſo oft in meinem Leben) eine Stimme aus der Tiefe meiner Leiden herauf, die mir ſagte: „Sterben wollen, um nicht mehr zu leiden, iſt Schwäche. Lebe für das Ideal, um das Gute in dir und um dich her zu vollbringen!“ Und als der Tag kam, hatte ich das Leben mit ſeinen harten Konſequenzen von neuem auf mich genommen, aber es ſchien mir, als wäre ich nicht mehr ich ſelbſt. In ſolchen Nächten wie die, die ich verbracht hatte, entſchieden ſich die Geſchicke der Menſchen. Wenn der Menſch ſiegreich daraus hervorgeht, ſo iſt es, um auf ewig ein Diener, ein Kämpfer der Idee zu ſein. Zufolge

der verſchiedenen Naturen wird dieſe Idee zum Fanatismus, der das Individuum verſchlingt und an die Stelle der perſönlichen Selbſtſucht die ſtarre Selbſtſucht eines Prinzips ſetzt, wie bei Ignatius von Loyola, oder ſie wird zur Flamme der weltumfaſſenden Liebe, die alle erlöſen möchte, wäre es auch mit dem Opfer des eignen Selbſt, wie bei Jeſus von Nazareth. Oder endlich, in Verhältniſſen, die weniger zur äußern Tat treiben, wird ſie der Schild der eigenen perſönlichen Würde, die unverſehrt aus jedem Kampf hervorgeht und über alle Enttäuſchungen ſiegt.

Ich verſenkte mich mehr als je in meine Studien, und beſonders ſuchte ich ſolche Lektüre, die auf die Ereigniſſe des Tages Beziehung hatte. Mehreremal die Woche ging ich zu der „Kleinen" und las mit ihr und ihrer Mutter. Beide hatten ihre Zärtlichkeit gegen mich verdoppelt, gleichſam wie um den Sohn und Bruder zu entſchuldigen, obgleich nie ein Wort mehr, ihn betreffend, zwiſchen uns gewechſelt wurde. Wir laſen unter anderem zuſammen Fichtes Reden an die deutſche Nation. Sie ſchienen für den Augenblick, in dem wir uns befanden, geſchrieben, und waren ein Beweis dafür, wie lange Zeit ein Volk braucht, um ſeine Propheten zu verſtehen. Die Ideen über die Volkserziehung intereſſierten uns am meiſten; wir beſprachen ſie mit Begeiſterung. Die Notwendigkeit, dieſe Erziehung auch auf die Frauen auszudehnen, wurde mir klar. Dieſer Gedanke beſchäftigte mich Tag und Nacht. Wie könnte ein Volk ſich ſelbſt regenerieren und frei werden, wenn ſeine eine Hälfte ausgeſchloſſen wäre von der ſorgfältigen, allſeitigen Vorbereitung, die die wahre Freiheit für ein Volk ebenſowohl wie für die Individuen verlangt? Wie könnte die Frau, in deren Händen die erſte Erziehung des künftigen Staatsbürgers liegt, ſein Herz und ſeinen Geiſt zur Erkenntnis ſeiner Pflichten heranbilden, wenn ſie ſelbſt ſie nicht kennt, wenn ſie kein Band zwiſchen ſich und dem Leben ihres Volkes fühlt? Wie könnte der Mann je in vollem Umfang ſeine Pflicht im öffentlichen Leben tun, wenn ihm daheim am häuslichen Herd nicht ein großes Frauenherz zur Seite ſtünde,

das teilnimmt an ſeinen großen Intereſſen und bereit iſt, ihnen, wenn es ſein muß, ſogar das perſönliche Glück zu opfern?

Inzwiſchen hatte ſich die Kammer unſeres kleinen Ländchens verſammelt, ebenſo wie die Kammern aller deutſchen Einzelſtaaten, ungeachtet des in Frankfurt tagenden Parlaments. Unter den Abgeordneten befanden ſich einige wenige aufrichtige Demokraten, zugleich gebildete und intereſſante Männer. Die „Kleine", die in dieſer Beziehung ebenſo mächtig in ihrem Hauſe war, wie ich ohnmächtig in dem meinigen, vermochte ihre Eltern leicht, dieſe Herren, zuſammen mit einigen anderen ausgezeichneten Demokraten der Stadt, öfter abends bei ſich zu vereinen. Unter den letzteren zeichnete ſich beſonders ein junger Mann aus, ein philoſophiſcher Geiſt, radikal in ſeinen Anſichten, ein edler Charakter und unerſchütterlich konſequent in Wort und Tat. Er war ein Univerſitätskamerad Theodors und, wie dieſer, Theolog geweſen, hatte ſich aber auch wie dieſer völlig von der Theologie losgeſagt. Er war mir von Anfang an beſonders intereſſant und bezeigte auch mir warme Sympathie. Wir beſprachen in dieſen Vereinigungen alle Lebensfragen der Zeit, beſonders die ſozialen, die uns allen weit wichtiger erſchienen, als die politiſchen. Ich begann die verſchiedenen ſozialen Syſteme zu ſtudieren; jener junge Mann (den ich vorzugsweiſe den „Demokraten" nennen will) gab mir die Bücher. Eine der Fragen, die am meiſten zwiſchen uns beſprochen wurde, war die Abſchaffung des Erbſchaftsrechts. Die Idee ergriff mich mächtig, ſie ſchien mir einen ganzen Kodex einer neuen Moral zu enthalten.

Das perſönliche Eigentum, die Frucht der Arbeit abzuſchaffen, ſchien mir ungerecht, wo nicht unmöglich. Daß aber das Eigentum mit dem Tode deſſen, der es erworben, aufhöre, fand ich vernünftig. Zunächſt würde das die ungeheure Macht des Kapitals beſchränken und die Eltern zwingen, ihren Kindern eine ſolche Erziehung zu geben, daß ſie durch eigene Anſtrengung ſelbſtändig werden könnten. Jedes In-

dividuum würde zur Arbeit greifen müſſen, um leben zu können, und damit würde vielen Laſtern vorgebeugt werden, die aus der Faulheit infolge angeerbter Reichtümer entſpringen. Je mehr ich dieſe Idee in mir durchdachte, deſto vernünftiger erſchien ſie mir.

Dieſe Vereinigungen und dieſe Studien gaben meinem Leben wieder einigen Reiz. Doch mußte ich immer ſchwer dafür büßen, denn ſie mißfielen meiner Familie im höchſten Grade. Unſer Arzt, der zugleich Freund des Hauſes und in der Stadt als einer der bedeutendſten Männer angeſehen war, fand eines Tages auf meinem Schreibtiſch die „Soziale Politik“ von Julius Fröbel aufgeſchlagen liegen. Er war empört darüber und ſagte meiner Mutter, daß er ſeiner Tochter niemals erlauben werde, ein ſolches Buch zu leſen. So groß waren noch die Vorurteile und die Beſchränktheit der Anſichten damals in den gebildetſten Kreiſen in Deutſchland! Meine Mutter wußte, daß ſie in meiner Lektüre keine Vorſchriften mehr geben konnte, denn dazu war ich nicht mehr jung genug, aber es war ihr äußerſt peinlich, und ſie zeigte es mir offen, wie ſehr ihr ſolche Studien mißfielen. Die anderen Mitglieder der Familie vermieden mich faſt und ſahen mich wie ein verlorenes Weſen an. Wenn ich abends von meinen Freunden heimkehrte, erwiderte man kaum meinen Gruß, ſetzte das Geſpräch mit doppeltem Eifer fort, um mir nicht die Zeit zum Sprechen zu laſſen, oder man ſchien ſo vertieft in die Arbeit, daß man meinen Eintritt nicht bemerkte. Ich ſetzte mich zu den Mahlzeiten und Familienzuſammenkünften mit dem bitteren Gefühl nieder, als eine Schuldige angeſehen zu werden für Überzeugungen, die allein mir das Leben noch erträglich machten und ihm einen Wert gaben. Ich kann nicht ſagen, was ich litt, und meine Leiden wurden noch vermehrt durch das Bewußtſein, anderen auch ſolche zu verurſachen, denn meine Mutter beſonders litt grauſam, eine von ihr ſo ſehr geliebte Tochter auf dem, ihrer Anſicht nach falſchen Wege zu ſehen und ſie ausgeſtoßen zu wiſſen aus der Geſellſchaft, in der ſie einſt ein

Liebling geweſen war. Meine früheren Bekannten vermieden mich jetzt wirklich ganz offen. In meiner Gegenwart wurde das Geſpräch gezwungen, man vermied ſeine Geſinnungen auszuſprechen, ich ſchwieg über die meinigen. Um das Anathem, unter dem ich lebte, zu vollenden, erhielten meine Mutter und meine Schweſtern eines Tages eine Einladung zu einem Diner am Hof, von der ich ausgeſchloſſen war. Das war der offene Krieg; ich gehörte zu den Feinden der Monarchie und die kleinen Götter unſeres Olymps rächten ſich an mir durch ihre Nichtachtung. Für meine Mutter war es ein ſchwerer Schlag; ihr Stolz empörte ſich, und ſie lehnte die Einladung ab; meine Schweſtern allein gingen hin.

Außerdem aber fühlte meine Mutter ſehr wohl, daß ich eine tödliche Wunde im Herzen trug. Sie haßte von nun an den Urheber meiner Leiden, um ſo mehr, da ſie noch immer glaubte, daß er allein an meinen Verirrungen ſchuld ſei; ich verriet jedoch nie mit einem Wort, was vorgegangen ſei. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, ihn angeklagt zu ſehen, und ich glaube, daß es für die wahre Liebe keinen bitterern Schmerz gibt, als die Schuld des Geliebten eingeſtehen zu müſſen. Man kann ſie ſich ſelbſt in Gedanken längſt eingeſtanden haben, aber ſie von andern verurteilen zu hören, iſt unerträglich. Auch konnte ich es nicht ertragen, bedauert zu werden, und ich glaube auch, daß jeder tiefe Schmerz dieſe ſtolze Scham hat.

Aber je weniger ich davon ſprach, deſto gewaltiger war mein Leiden. Ich hatte einige Zeit nach dem Bekenntnis der „Kleinen“ an den Bruder geſchrieben; ihm geſagt, daß ich alles wüßte; daß das einzige, woraus ich ihm einen Vorwurf mache, das ſei, nicht eine höhere Idee von mir gehabt und mir alles ſelbſt geſagt zu haben. Ich fügte hinzu, daß ich noch vollſtändig für ihn in dieſer unglücklichen Neigung fühlen könnte, und daß ich weiter nichts verlange, als unſere Freundſchaft fortzuſetzen, die Vertraute ſeines inneren Lebens zu bleiben. Es ſchien mir, als müßte dieſer Brief den Weg

zu ſeinem Herzen finden. Die uneigennützigſte Liebe, die über ſich ſelbſt geſiegt hat, hatte ihn diktiert.

Dennoch blieb er ohne Antwort! Ich begriff dies grauſame Schweigen nicht, das eine andere Saite in meinem Herzen zerriß. Aber die grenzenloſe Liebe, die ich für ihn gehabt hatte, wollte nicht ſterben.

Ach, wenn die Männer die Tiefe und Selbſtloſigkeit der wahren weiblichen Liebe kennten, ſie würden anders handeln. Wenn, durch eine jener ſeltſamen Strömungen, die ein Herz zum andern ziehen, eine zweite Liebe die Stelle der erſten einnimmt, ſo müßte der Mann immer den edlen Mut haben, dies zu bekennen und müßte ſo der Frau, die er geliebt hat, es möglich machen, ihm die Freundſchaft zu bewahren, die jeder Liebe folgen ſoll. Er würde dadurch dem Schmerz ſeinen bitterſten Stachel nehmen. Eine Liebe, die ebenſowohl die Vereinigung zweier Intelligenzen wie zweier Herzen war, müßte Freundſchaft bleiben, wenn ſie aufhört Liebe zu ſein, und die Befriedigung der Intelligenz würde die Leiden des Herzens mildern, bei einer Frau, deren Geiſt ebenſo entwickelt wäre, wie ihr Herz.

Die Verhandlungen des Frankfurter Parlaments dauerten fort, und auf der Rednerbühne daſelbſt ertönten herrliche Reden, in denen die edelſten Anſichten über die höchſten Fragen der Menſchheit entwickelt wurden. Man ſah es bei dieſer Gelegenheit recht, welch ein Volk von Denkern das deutſche Volk geweſen war, und wie ſchnell dem vorbereitenden Gedanken ſich nun die Worte, ja glänzende Rednergaben zur Verfügung ſtellten, wie andere Völker ſie erſt in langer parlamentariſcher Übung entwickeln. Noch war auch jedes Herz gläubig und zweifelte nicht, daß dieſer glänzenden Reife der Anſchauungen, dieſem hohen Flug der Gedanken das praktiſche Können zur Seite ſtehen werde. Die Grundrechte des deutſchen Volkes erſchienen, kurz, prägnant, alles umfaſſend, was ein Volk braucht, um glücklich und mächtig zu werden. Sie wurden, als Flugblätter gedruckt, durch ganz Deutſchland verbreitet, und es gab faſt keine Hütte, wo man ſie nicht

an die Wand angeſchlagen und voller Hoffnung geleſen hätte. Ich ſelbſt brachte mehr als eins dieſer Blätter in die Wohnungen der Armen, die ich noch eifriger beſuchte wie früher, denn ich konnte ihnen ja nun die gute Nachricht bringen und ihren Blick auf eine beſſere Zukunft lenken. Ich begriff jetzt, warum die Prieſter und ihresgleichen es ſo leicht haben, das Volk zu tröſten. Sie brauchen ihm nur das Paradies hinter den Wolken zu verſprechen, das es für ein Leben voll Elend entſchädigen ſoll, wobei ihre Verantwortlichkeit nicht in Gefahr kommt. Die Demokratie aber hatte eine ſchwerere Aufgabe übernommen. Sie wollte dem Volke die Erde geben, ihm die Möglichkeit ſchaffen, ein menſchenwürdiges Daſein hienieden zu führen. Es war unendlich ſchwerer, dies neue Evangelium zu predigen, denn hier mußte man ſeine Verſprechungen wahr machen. Doch fing das Volk an zu hoffen und zu begreifen, daß ein Tag kommen könne, wo der alte Fluch, den es allein geerbt hatte, gehoben werden könne. Ein armes Weib, das mit vielen Kindern in einer wahren Höhle lebte und von Krankheit, Hunger, Elend jeder Art zu einem Skelett geworden war, ſagte mir unter ſtrömenden Tränen: „Ja, wenn es ſo iſt — wenn meine Kinder ein beſſeres Leben erwartet, dann will ich gern gelitten haben.“

Die ſchönſte der Frankfurter Verhandlungen war die über den öffentlichen Unterricht. Was Fichte und andere Patrioten einſt verlangt hatten, war erfüllt, ja übertroffen. Ich vergoß Freudentränen, als ich dieſe Verhandlungen las. Ein Volk von vierzig Millionen Seelen hatte nicht nur durch die Grundrechte die Garantie alles deſſen, was zu einer menſchlichen Exiſtenz gehört, erlangt, durch die Annahme der Beſchlüſſe über den öffentlichen Unterricht erhielt es auch die Garantie eines geiſtigen Lebens durch das Mittel der Erziehung. Wiſſenſchaften und Künſte ſollten nicht mehr von den begünſtigten Klaſſen monopoliſiert werden; ihr tröſtendes Licht ſollte in die Hütte des Armen, wie in den Palaſt des Reichen, dringen. Der Unterricht war obligatoriſch. Bis

zu einem gewiſſen Alter durften die Kinder nicht zu einer andern Arbeit als der der Schule verwendet werden, damit ſie ſpäter, wenn auch die Arbeitszeit vernünftig beſchränkt ſei, am häuslichen Herd die Freude des geiſtigen Lebens, die ihnen der Unterricht eröffnet hatte, finden könnten — dieſen neuen Gaſt, der überall ſich im Kreiſe der Familien niederlaſſen und den Stall des Laſttiers in eine Wohnung menſchlicher Weſen verwandeln ſollte.

Im Herbſt kam Theodor von Frankfurt zurück. Aber nur auf wenige Tage. Er war zum erſten Redakteur einer der bedeutendſten demokratiſchen Zeitungen in Norddeutſchland ernannt. Es war dies für den Augenblick die beſte Tätigkeit für ihn, da die Preſſe nun frei war und ſo viel neue Ideen zu verbreiten waren, die der Entwicklung helfen ſollten. Außerdem war es auch pekuniär eine vortreffliche Stellung. Ein Jahr früher hätte dieſer Umſtand unſer beiderſeitiges Leben verändert, denn unſere Vereinigung wäre die unmittelbare Folge davon geweſen, jetzt wurde er ein Grund zu weiterer Trennung. Völlig von meiner Familie geſchieden, die ihn haßte, kam er nur zu einem kurzen Höflichkeitsbeſuch, und ich ſah ihn nur zwei- oder dreimal ganz flüchtig. Ich war mehreremal auf dem Punkt, zu ihm hinzugehen und zu ihm im Namen jener Freundſchaft zu ſprechen, die nur durch ſein grauſames Verſtummen einen anderen Charakter erhalten hatte. Es ſchien mir unmöglich, daß er mir anders als mit jener ſanften Freundesſtimme antworten könne, die ſo lange der Troſt meines Lebens geweſen war. Wenn er mir geſagt hätte: „Verzeihe mir! Ich war zu jung, um mein eigenes Herz zu kennen; bleibe meine Freundin“ — hätte ich ihn nicht verſtanden? Aber er hatte nicht den moraliſchen Mut, den Mut der wahren Freiheit, die ſich bedingt fühlt und es einzugeſtehen wagt. Eine Dame, die ihn auch ſehr lieb gehabt hatte und unſere Geſchichte kannte, ſagte mir einige Jahre ſpäter: „Seine Trennung von Ihnen iſt der einzige dunkle Fleck im Leben dieſes Menſchen.“ Ich kämpfte ſchmerzlich in mir gegen die Verſuchung, mit ihm zu reden,

aber der Stolz, der in ſeiner ganzen Stärke erwachte, ſowie das Zartgefühl hielten mich zurück; denn in dieſem Augenblick weniger wie in jedem andern wollte ich ihn daran erinnern, daß mein Herz heilige legitime Rechte hatte: die einer Liebe, die auf der Ehrfurcht für die Freiheit beruhte.

Er ſchied, um ſeine Tätigkeit zu beginnen. Ich hielt mir natürlich ſeine Zeitung. Sie trat mit glänzenden Leitartikeln auf, ſo wie nur er ſie ſchreiben konnte, in denen der unerbittliche Kritiker mit dem begeiſterten Poeten zuſammenging und nicht nur zerſtörte, ſondern auch herrlich ſchuf. Ich las ſie mit ſchmerzlichem Entzücken; hier war er noch immer der Menſch, den ich ganz und überzeugt geliebt hatte. Als ſein Geburtstag kam, konnte ich dem Wunſche nicht widerſtehen, ihm ein Zeichen der Erinnerung zu geben. Ich ſchrieb ihm einige Worte, die einfach meine Wünſche für ſein Glück ausdrückten. Dieſes Mal antwortete er mir auch — nur wenige, aber gute, ſanfte Worte, und fügte hinzu, indem er zum erſtenmal an die Vergangenheit rührte: „Wir lebten zu ausſchließlich einer im andern; es war natürlich, daß ein Bruch kam. Wenn Sie koketter geweſen wären, ſo hätten Sie die Poſition anders benutzt, und Sie hätten geſiegt. Es verſteht ſich, daß ich Ihr Lob ſinge, indem ich dieſes ſage."

Zum erſten Male ſah ich es hier, welche Macht die Koketterie ſelbſt über bedeutende Männer hat. Ich hatte von jeher dieſen weiblichen Fehler tief verabſcheut und hatte geglaubt, daß die Offenheit und Wahrheit eines Gefühls ſeine edelſte Zierde ſei. Nach dieſem Briefe ſagte ich mir mit ſchmerzlichem Erſtaunen, daß, wenn ich hätte rechnen können in meiner Liebe, wenn ich mein Seelenleiden hinter der Anziehung der Intelligenz, die immer ſtark iſt bei einem geiſtreichen Mann, hätte verbergen können, wahrſcheinlich alles anders gekommen ſein würde.

Wie viel Gelegenheit hatte ich noch ſpäter im Leben, die Schwäche bedeutender Männer koketten und kapriziöſen Frauen gegenüber zu bemerken! Dem Manne gefällt die immer zu erneuende Eroberung, die die kokette Frau ihm

auferlegt, während die einfache, wahre Frau in ihrer Hingebung nichts anderes verlangt, als das Gebäude des Lebens friedlich im Schatten ihrer Liebe aufzubauen.

Meine Stellung im Hause wurde täglich unerträglicher. Die Meinigen, trotzdem sie edel und gut waren, waren fast grausam gegen mich, nur weil ich andere Ansichten hatte als die ihren, und mit Menschen umging, die ihnen, ihrer Grundsätze wegen, nicht sympathisch waren. Es war die Tyrannei der Familie, die sich in diesem Fall noch auf den bedauernswerten Grundsatz stützte, daß die Frau nicht für sich selbst denken, sondern auf dem Platz, den ihr das Schicksal angewiesen hat, bleiben soll, einerlei ob ihre Individualität dabei untergeht oder nicht. Meine Schwester fragte mich eines Tages: „Gibt es denn wirklich etwas, was du mehr liebst als deine Familie?“ und als ich dies bejahte, schüttelte sie traurig den Kopf und sagte: „Ja, dann ist alles klar.“ Es war eben die alte Geschichte: man muß Vater, Mutter, Geschwister verlassen, um dem Messias zu folgen. Aber trotzdem ich mich in meinem Rechte fühlte, war ich nicht weniger traurig darüber, daß ich sie leiden machte und daß ich die Kluft sich erweitern sah, die unsere gegenseitige Liebe zu verschlingen drohte.

Die „Kleine“ und ihre Mutter taten alles Mögliche, um mich zu trösten, um die Traurigkeit, die mich verzehrte, zu mildern. Aber die Harmonie, die bei ihnen herrschte, ließ mich doppelt das Elend meiner Lage fühlen. Ich empfing daher mit Freude die Einladung einer jungen Berliner Dame, die ich während eines kurzen Aufenthaltes, den sie bei Verwandten in unsrer kleinen Residenz machte, näher kennen gelernt hatte und die mich nun aufforderte, für einige Zeit zu ihr zu kommen. Die „Kleine“ beschwor mich, zu gehen, um mich in etwas auszuruhen und zu sammeln. Ich selbst natürlich wünschte es dringend. Die preußische Kammer in Berlin war noch der einzige leuchtende Punkt, der von der Revolution übrig war; das Frankfurter Parlament ging zu Grunde seit der Wahl des Reichsverwesers, Johann von

Öſterreich. Die Freiheit der Entwicklung war von dieſem Augenblick an vorbei, und die Reaktion zog mit vollen Segeln, unter dem Schutz des öſterreichiſchen Abſolutismus und Jeſuitismus, wieder ein. In Berlin hielt die radikale Partei noch ſtand und kämpfte tapfer.

Ich war aber ſo niedergeſchlagen und matt, daß ich kaum den Mut hatte, die Einwilligung zu dieſer Reiſe zu verlangen. Ich fand jedoch keinen großen Widerſtand, da man jene junge Dame nicht für exzentriſch hielt, und ſo konnte ich gehen. Als ich auf der Reiſe war, fühlte ich mich wie einem Gefängnis entflohen. Dennoch war ich traurig und gebeugt und lebte erſt ein wenig auf nach dem herzlichen Empfang, den mir meine liebenswürdige Wirtin bereitete, und als die intereſſanten Szenen, denen ich beiwohnte, meine Gedanken in etwas von ihrem gewöhnlichen, traurigen Nachſinnen losriſſen. Ich hatte Berlin noch nie geſehen und war angenehm überraſcht von ſo manchem Großartigen, was mir hier entgegentrat. Ich fühlte mich befreit von der drückenden Enge der kleinen Verhältniſſe und begriff mehr als je, daß dem Menſchen Raum nötig iſt, Raum für den Gedanken, für die Tat, mit einem Wort: die Freiheit, nach ſeiner Überzeugung und dem innerſten Bedürfen ſeiner Natur zu leben. Ich ging natürlich oft in die Kammerſitzungen und wohnte Verhandlungen von höchſtem Intereſſe bei, wo der entſchiedenſte Radikalismus ſtets den Sieg behielt. Die Abſchaffung der Todesſtrafe und des Adels wurde mit großer Majorität beſchloſſen. Man ging viel gerader auf das Ziel los wie in Frankfurt.

Doch miſchten ſich in dieſe Erfolge ſchon die dunkelſten Befürchtungen. Die Reaktion erhob ſiegend ihr Haupt, und man ſah einen ſchrecklichen Kampf nahen, einen Kampf auf Leben und Tod. Ein Freund meiner Wirtin, Abgeordneter der Linken, kam, ſo oft er einen Augenblick Zeit hatte, uns zu ſehen und uns über die Lage der Dinge zu berichten. Schon war das Netz geſponnen und zum Zuſammenziehen fertig, in dem die Revolution gefangen und erſtickt werden

ſollte. Meine Freundin und ich waren in großer Aufregung. Wir gingen täglich aus und miſchten uns unter die Volksgruppen, die in den Straßen zuſammenſtanden und leidenſchaftlich diskutierten, ohne eigentlich klar zu wiſſen, was man zu fürchten habe und wie man handeln ſolle. Bei uns war alles bereit, um im Fall der Not jenen Freund, den Deputierten, aufzunehmen, zu verſtecken und ihm fortzuhelfen, denn man fürchtete einen Gewaltſtreich gegen die Abgeordneten. Daß man die Kammer auflöſen und Berlin in Belagerungszuſtand erklären werde, ſchien abgemacht, nach den Truppenmaſſen zu urteilen, die zuſammengezogen wurden. Die Aufregung unter den Arbeitern und den Studenten war ungeheuer. Wir hatten uns am Nachmittag auf den Platz begeben, wo die Kammer tagte, und ſtanden mit einer Menge Arbeiter, alles ernſte, entſchloſſene Menſchen, zuſammen, denen wir mitteilten, was wir durch den Deputierten wußten. Plötzlich ertönte militäriſcher Lärm, und zu gleicher Zeit rückte von mehreren Seiten her Kavallerie heran und fing an, den Platz zu beſetzen. Den Abgeordneten wurde befohlen, auseinanderzugehen, und ſie, nur der Gewalt weichend, zogen nun in geordneter Prozeſſion zum Hauſe hinaus über den Platz, um ſich dann zu verteilen. Es war ein trauriger Anblick, und uns allen, die wir daſtanden, kochte das Blut vor Empörung und Schmerz. Die letzte Hoffnung der Revolution war vorbei. Der Belagerungszuſtand wurde wirklich erklärt. Man fürchtete Widerſtand von ſeiten der Bevölkerung, es konnte zu einem Bombardement der Stadt kommen. Meine Freundin beſchwor mich zu gehen, um meiner Mutter willen, da ſie vor dieſer nicht die Verantwortung des Unglücks, das mir hätte widerfahren können, übernehmen wollte. Ich hätte nun im Gegenteil bleiben mögen, um die Gefahr mit der Freundin und dem Volk zu teilen, die Kindesliebe ſiegte jedoch und ich beſchloß zu gehen, nur um meine Mutter nicht zu tödlich zu ängſtigen, aber ich ging abermals mit ſchwerem Herzen und beneidete meine Freundin, die am Orte bleiben konnte, wo eine große Ent-

ſcheidung eintreten mußte. Noch einmal erlitt ich die ſchreckliche Qual, das Zentrum des großen Lebensſtromes, den Kampf, der den heiligſten Intereſſen galt, verlaſſen zu müſſen.

Meine Freundin begleitete mich an den Bahnhof. Wir fanden ihn ganz mit Militär beſetzt, das die Abfahrenden überwachte. Die Warteſäle waren gedrängt voll von Menſchen, die geradezu flohen, um dem Schickſal, das die Regierung über die Stadt verhängen zu wollen ſchien, zu entgehen. Es war völlig, als ob der Feind vor den Toren ſtände. Ganze Familien aus allen Schichten der Geſellſchaft drängten ſich da zuſammen. Die Ärmeren führten ihr Hab und Gut mit ſich, Vorräte, Betten, Kleidungsſtücke. Die Kinder weinten, die Frauen waren außer ſich, die Männer beſtürzt. Ich ſchloß meine Freundin mit heißem Schmerz in die Arme und ſtieg in den enorm langen Zug. Im Waggon, wo ich ſaß, wurden die finſterſten Möglichkeiten beſprochen. Plötzlich hielt der Zug an. In einem Nu waren alle Köpfe heraus, um zu ſehen, was es gäbe; man fragte, man ſchrie; ein großer Teil der Reiſenden ſprang heraus, obgleich zu beiden Seiten der Bahn tiefe Gräben waren. Endlich erfuhr man, daß das Volk in Potsdam die Schienen aufgeriſſen und man dem Zug das Signal gegeben habe, zu warten, bis es möglich ſei, weiter zu fahren. Die Geſpräche, die ſich nun entſpannen, zeigten, wie ſehr die Furcht ſich ſchon wieder der Gemüter bemächtigt habe. Der Geiſt, der die Märztage hervorgerufen hatte, war im Erlöſchen. Der Fall von Wien, der Belagerungszuſtand in Berlin hatten den Glauben an die Revolution erſchüttert. Die Reaktion ſiegte.

Wir kamen in Potsdam erſt in der Nacht an. Da war auch alles voll von Soldaten, und es war ein ſolches Gedränge, daß ich ratlos daſtand und nicht wußte, wie ich zu meinem Gepäck kommen ſollte. In meiner Verlegenheit war es mir eine angenehme Überraſchung, als ſich plötzlich ein junger Offizier mir nahte, ſich verbeugte, ſeinen Namen nannte und ſeine Dienſte anbot. Es war ein junger Mann, mit dem ich früher auf Bällen zuſammengekommen war; er hatte mich erkannt.

Ich nahm in dieſem Augenblick ſeinen Schutz willig an, obgleich er zu den Feinden des Volks gehörte und jeden Augenblick berufen werden konnte, es zu bekämpfen. Er begleitete mich bis zu dem Gartenhauſe des Großvaters der „Kleinen“, das außerhalb der Stadt lag und woſelbſt dieſer in Zurückgezogenheit vom öffentlichen Leben die Tage des Alters verbrachte. Ich wollte dort für die Nacht um Gaſtfreundſchaft bitten. Ich mußte lange und wiederholt an der Glocke ziehen, bevor man öffnete. Endlich fragte eine Stimme ſchüchtern, wer da ſei. Sobald ich meinen Namen genannt hatte, wurde ich eingelaſſen. Ich fand den ehrwürdigen Greis mit ſeinen beiden Töchtern, von denen die eine die geiſtvolle Tante Theodors war, noch im Salon vereinigt, obwohl es ſchon ſpät war. Sie empfingen mich auf die liebenswürdigſte Weiſe und entſchuldigten ſich, nicht früher haben öffnen zu laſſen. Sie hatten aber Furcht gehabt, es könne ein unwillkommener Beſuch ſein, da man in dieſen Tagen mehrere Exzeſſe gegen einige Würdenträger der Kirche begangen hatte. Sie baten mich freundlichſt, einige Tage zu bleiben, und ich nahm es dankbar an, da ich nur zu froh war, noch etwas in der Nähe von Berlin bleiben und die Entſcheidung abwarten zu können. Am folgenden Tage kam die erſchütternde Nachricht, daß Robert Blum in der Brigittenau bei Wien erſchoſſen worden ſei. Das erſte Opfer der wütenden Reaktion war alſo gefallen. Danach konnte man ſich nur auf die traurigſten Dinge gefaßt machen. Die Reaktion mußte ſich ſchon ſehr ſtark fühlen, da ſie es gewagt hatte, den geliebten Volksmann, einen der beſten Charaktere, eine der praktiſcheſten Intelligenzen der ganzen revolutionären Partei, zu töten. Von nun an konnte ſie alles wagen.

Mein Herz war ſchwer von düſtern Ahnungen, von Zorn und Schmerz. Ich zitterte noch für ein anderes Leben; für Julius Fröbel, der mit Blum zuſammen nach Wien geſchickt war und über deſſen Schickſal noch nichts verlautete. Ich kannte ihn nicht perſönlich, nur aus Theodors Schilderungen, der eng mit ihm befreundet war, und aus ſeinen Schriften.

Ich war aber ſeit einiger Zeit mit ihm in Korreſpondenz und nahm den innigſten Anteil an ihm. Der Gedanke, daß er Blums Schickſal wahrſcheinlich werde teilen müſſen, war mir entſetzlich. So verließ ich Potsdam in tiefen Seelenqualen am Abend, um heimzukehren. Außer mir waren im Waggon nur zwei Herren, die ich gleich für Mitglieder der äußerſten Rechten des aufgelöſten Parlaments erkannte. Ich hatte die Augen geſchloſſen, ſchlief aber die ganze Nacht nicht. Die Herren, die ſich mit einer Schlafenden allein glaubten, ſprachen ohne Rückhalt zuſammen. Sie kehrten nach Hauſe zurück, freuten ſich, daß „die Geſchichte" vorüber ſei, daß die Tage der Ordnung wiederkehren würden, und daß der Pöbel nun endlich haben werde, was er verdiene. Der eine, der ganz eingeweiht ſchien in das geheime Getriebe der „höhern Politik", erzählte mit Wohlbehagen, wie die Auflöſung der Kammer und der Belagerungszuſtand längſt vorbereitete Maßregeln geweſen ſeien und wie man nur die Rückkehr der Truppen aus Schleswig-Holſtein und „das Ende dieſer Geſchichte" abgewartet habe, um gegen die Revolution in der Hauptſtadt ſelbſt vorzugehen. Der Erzählende ahnte es nicht, daß ein Ohr ihn hörte, das den Sinn ſeiner Worte anders erfaßte als er. Ich erkannte in dem allem, wie ſtark die Reaktion ſei und wie ſie ſyſtematiſch die Netze ausgeſtellt habe, um die Revolutionäre zu fangen. Ach, es war deren eigne Schuld! Sie hatten die günſtigſten Augenblicke verſäumt und hatten nicht das Rechte zu treffen gewußt.

Mein Leben zu Hauſe wurde traurig, wie zuvor. Alles, was ich von meiner Reiſe erzählen konnte, brachte bei den Meinigen einen entgegengeſetzten Eindruck hervor, wie bei mir; jedes Ereignis, von dem die Zeitungen Nachricht brachten, wurde total anders beurteilt, als wie ich es beurteilte. Meine einzige Zuflucht waren wieder die „Kleine" und ihre Mutter.

Einmal die Woche kamen wir abends dort zuſammen, um gemeinſchaftlich mit dem „Demokraten" philoſophiſche Bücher zu leſen. Wir fingen mit Schleiermacher an, der den philo-

ſophiſchen Geiſt auf die Kanzel mitgenommen hatte, und, ohne den vollen Mut des Zweifels und der Kritik zu haben, es dennoch vorgefühlt hatte, daß die freie Prüfung die logiſche, unvermeidliche Folge des Proteſtantismus ſein müſſe. Zwei Jahre früher hätten mich die Gedanken Schleiermachers ganz befriedigt. Da teilte ich noch mit ihm dieſe Scheu des Herzens, an den letzten Grundlagen der Überlieferung zu rühren und die letzten Folgerungen des philoſophiſchen Gedankens zu ziehen. Jetzt ſah ich, daß ich über den religiöſen Liberalismus, der ſich ſelbſt täuſcht, hinaus war. Nachdem ich den bittern Kelch des erſten Skeptizismus, der die Einheit des Weſens ſchmerzlich ſtört, getrunken hatte, fühlte ich mich ſtark und bereit, jeder Tradition zu entſagen, die vor der Prüfung der Vernunft nicht beſtehen könne. Ich ſtimmte daher eifrig dem Vorſchlag des „Demokraten" bei, Schleiermacher ruhen zu laſſen und Feuerbach vorzunehmen. Bis jetzt war d e r mir geradezu verboten geweſen. Meine Mutter ſah in ihm den Ausdruck des vollendeten Atheismus, und ich hatte ſelbſt bisher noch eine Art Scheu gehabt, mich an die Freidenker zu wagen. Jetzt war dieſe Scheu verſchwunden und ich ſtimmte bei: „Das Weſen des Chriſtentums" von Feuerbach zu leſen. Gleich von den erſten Seiten an ſagte ich ſehr erſtaunt: „Aber das ſind ja Gedanken, die ich längſt kenne: meine eignen Folgerungen, die ich nur nicht zu geſtehen wagte." Alle die angſtvollen Stunden meiner Jugend mit bezug auf die Religion wurden mir nun klar und verſtändlich; ſie hatten ihren Grund gehabt in dem Ungeſtüm des Gedankens, der ſich auflehnte gegen ein Joch, in dem er gefangen gehalten werden ſollte. Feuerbach nannte, ſo ſchien es mir, zum erſtenmal die Dinge bei ihrem wahren Namen; er vernichtete für immer die Idee einer andern Offenbarung als derjenigen, die ſich in den großen Geiſtern und den großen Herzen macht. Sein Gedanke ſchien ſich in den letzten Worten ſeines Buchs zuſammenzufaſſen: „Heilig ſei uns das Brot, heilig der Wein, aber auch heilig das Waſſer." Alſo keine übernatürliche Verwandlung mehr, kein

prieſterlicher Exkluſivismus, ſondern das ganze Leben bis in ſeine kleinſten Äußerungen, die Ausübung einer reinen menſchlichen Moral.

Der philoſophiſche und befreiende Fortſchritt, der ſich ſo in mir vollzog, vollendete natürlich auch meine vereinzelte Stellung in der Geſellſchaft. Man ließ mich abſichtlich Bemerkungen wie die folgende hören, die bei dem Urteil über ein junges Mädchen gemacht wurde: „Welch ein liebenswürdiges Geſchöpf: ſie maßt ſich gar kein eignes Urteil an.“ Man wollte mir zeigen, wie weit man mich vom rechten Wege abgewichen fände. Aber weit davon entfernt, auf jenen Weg zurückzukommen, beſchäftigte ich mich im Gegenteil immer mehr mit den Gedanken an die Emanzipation der Frau, Emanzipation von den Vorurteilen, die ſie bisher gefeſſelt hielten, zur ungehemmten Entwicklung ihrer Fähigkeiten und zur freien Ausübung der Vernunft, wie ſie dem Manne ſeit lange geſtattet ſind. Trotzdem ich in ſo engen Verhältniſſen lebte, ſo hörte ich doch von mehr als einer weiblichen Individualität, die vom regenerierenden Hauch, der die Welt durchweht hatte, erwacht war und ſich von der dreifachen Tyrannei des Dogmas, der Konvention und der Familie befreien wollte, um nach ihren Überzeugungen und durch ihre eignen Anſtrengungen zu leben. Die deutſche Frau fing an, noch eine andere Beſtimmung in ſich zu fühlen, als die, bloß eine gute Hausfrau zu ſein — ein Titel, den man ihr ſtets, nicht ohne Beimiſchung von Geringſchätzung, beigelegt hatte, da es heißen ſollte, daß ſie außerdem nichts ſei. Ich fing an, mit der „Kleinen“ Pläne zu machen. Ich wollte mittels brieflichen Verkehrs, mich mit den Frauen oder Mädchen, die mit uns gleiche Sympathien hatten, in Verbindung ſetzen, ſie auffordern, andere Gleichgeſinnte in ihren Kreiſen aufzuſuchen und dieſe zu gleichem Tun zu vermögen. So wollten wir Deutſchland wie mit einem Netz einer großen Frauenverbindung überziehen, in der auch die Schwächeren, Zaghaften durch die Gemeinſamkeit Mut faſſen ſollten. Die beſſere

Erziehung der Frauen, die Erwerbung verſchiedenartiger Kenntniſſe zur Erlangung ökonomiſcher Unabhängigkeit, ein weiteres Feld edler Beſtrebungen — das ſollte die erſte Aufgabe ſein, um die Frauen zunächſt fähiger zu machen, die Erziehung der Jugend im patriotiſchen und humanen Sinn in die Hand zu nehmen und ſich an dem großen Werk der nationalen Erziehung, das ſo viele große Männer gepredigt hatten, zu beteiligen. Noch ſah ich *meinen* Weg nicht klar, wußte noch nicht, wie ich verwirklichen ſollte, was ſich in meinem Gedanken bewegte, aber ich fühlte, daß das Ziel meines Lebens hinfort ſein werde, an der Emanzipation der Frauen von den engen Grenzen, die die Geſellſchaft ihrer Entwicklung geſteckt hat, und von den Kleinigkeiten und der Unwiſſenheit, die die Folgen davon waren, arbeiten zu helfen.

Die Wunde der verratenen Liebe blutete noch immer fort im Grunde meines Herzens. Ich konnte dieſe Liebe nicht aus meinem Herzen reißen, und ich hätte es nicht gewollt, wenn ich es gekonnt hätte. Die Treue ſchien mir das Siegel der Würde eines großen Gefühls. Ich gab mich nicht ohnmächtigen Klagen und eitler Trauer hin, und es gelang mir, mein Leid zu verbergen und mein Unglück ſtolz zu tragen. Aber ich hätte für nichts auf der Welt die Neigung eines andern Mannes annehmen oder ein ernſtes Gefühl in ſeinem Herzen aufkommen laſſen können. Wahre Freundſchaft und ernſte Sympathie konnte ich teilen, wie dies z. B. mit dem „Demokraten" der Fall war, aber jene allmächtige Empfindung, wie ich ſie für Theodor gehabt hatte, konnte ich nie wieder einem andern Manne widmen.

Das Schickſal überhäufte mich mit Prüfungen aller Art. Zuerſt wurde ich ſehr krank und war kaum, gegen Weihnachten, etwas hergeſtellt, als die Mutter der „Kleinen" plötzlich ſtarb. Dies Ereignis erſchütterte mich tief, nicht nur weil ſie wie eine zweite Mutter für mich geweſen war, ſondern auch weil ich wußte, *wie* Theodor ſie liebte und welcher Schlag dies für ihn ſein würde. Mein erſter Ausgang war nun natürlich zu der „Kleinen". Wir weinten miteinander

vor der geliebten Leiche. Der Vater bat mich, am folgenden Tage wiederzukommen und während des Begräbniſſes bei der Tochter zu bleiben, denn in jenen Gegenden Deutſchlands war es nicht Sitte, daß Frauen mit zum Begräbnis gehen. Ich wußte, daß man Theodor dazu erwartete. Die Erregung, ihn wiederzuſehn, ſollte zu den anderen Erregungen hinzukommen, aber ich ſchwankte nicht und ging am andern Tag hin. Der Flur des Hauſes war mit Blumen beſtreut, in der Mitte ſtand der Sarg. Mein lieber Lehrer von einſt war in ſeinem prieſterlichen Talar, dem langen, faltenreichen, ſchwarzen Mantel, den die proteſtantiſchen Prediger in Deutſchland tragen und der etwas Ehrwürdiges hat. Ich trat in das Zimmer, wo die „Kleine" mit allen ihren Brüdern war. Theodor reichte mir die Hand, wir ſprachen kein Wort, aber er wußte, daß ich mit ihm litt. Draußen füllte ſich der Vorſaal mit Menſchen, die der Verſtorbenen das Geleit geben wollten, und ein Männerchor ſtimmte einen feierlichen Choral an beim Sarg. Wir im Zimmer lauſchten regungslos den Trauerklängen. Ein gewaltiger Schmerz lag dumpf auf mir, ich wußte, daß er mir gegenüberſtand an die Mauer gelehnt, und fühlte, daß ſein Blick auf mir ruhte, obgleich ich nicht aufſah. Dem ſchönen, ernſten Geſang entſtieg aber plötzlich eine Macht, die mich über mich ſelbſt erhob. Ich zerbrach die Feſſel des Schmerzes voll Stolz und Energie, ich erhob das Haupt und die Augen nach oben, denn Flügel trugen mich weit über Schickſal und Tod, in die Reihen freier Geiſter, würdig zu verſtehen und verſtanden zu werden, und bereit, vorwärts zu dringen, wäre es auch gegen die ganze Welt. Dieſe Bewegung war ganz ſpontan, ganz unbemerkt für die andern, nur einer hatte ſie geſehen und verſtanden. Er kam im ſelben Augenblick auf mich zu, reichte mir die Hand und drückte die meine mit Innigkeit. Dann ging er, um ſeinen Platz hinter dem Sarge einzunehmen.

Ich blieb mit der „Kleinen" allein während der zwei Stunden, die das Begräbnis dauerte. Dann kamen der Vater und die Söhne zurück. Erſterer ſchloß mich gerührt in ſeine Arme.

Ich nahm Abſchied, um ſie ſich ſelbſt zu laſſen, aber im Augenblick, als ich das Zimmer verließ, kam Theodor mir nach und ſagte, er werde mich begleiten. Wir ſprachen von ihr, die wir beide verloren. An meiner Haustür reichte er mir die Hand und ſagte mit bewegter Stimme: „Leben Sie wohl, liebe Freundin.“ Den folgenden Tag reiſte er zu ſeiner Arbeit zurück.

Das war der letzte Tag des Jahres 1848!

Achtzehntes Kapitel

Reaktion und Gefängnis

Die Jahrestage der Revolution von Paris, Berlin, Wien kehrten wieder. Es war ein Jahr, daß die fortgeſchrittenſten Völker Europas ſich wie von einer gemeinſamen Inſpiration bewegt erhoben hatten, um mit lauter Stimme jene Grundſätze zur Geltung zu rufen, die ſeit der großen franzöſiſchen Revolution — der Traum aller edlen Herzen und der Schrecken aller Tyrannen geweſen waren. Welches Jahr! Welche plötzliche Blüte und üppige Fülle! Freiheit, Selbſtregierung der Völker, Abſchaffung der Klaſſenunterſchiede, der Arme zu allen materiellen und geiſtigen Rechten der Menſchen gerufen! Und dies alles verhältnismäßig ohne zu große Opfer errungen! Zwölf Monate waren nun herum, und der Fall war vollſtändig. Das deutſche Parlament war nicht mehr. In ſeinem eignen Netz gefangen durch die Wahl des Öſterreichers an die Spitze der Reichsgewalt, fiel es durch ſeine Ohnmacht, und die letzten Trümmer, die nach Stuttgart gingen, retteten nichts als ihre perſönliche Ehre. Die Wahl eines radikalen Reichsverweſers kam, als kein Reich mehr da war. Die Revolution hatte ſich ſelbſt widerſprochen; ſie hatte nicht mehr die Macht, Geſetze zu diktieren.

Die Inſurrektion in Dresden, im Monat Mai, war das letzte Zucken der ſterbenden Revolution. Mit welcher tödlichen Angſt las ich die Berichte über jenen Kampf! Noch einmal

flackerte die Hoffnung auf, daß man aus andern Teilen Deutſchlands den Inſurgenten zu Hilfe ziehn und dann die wahre Revolution noch daraus entſpringen werde, nachdem man eingeſehen, was halbe Maßregeln taugten. Während dieſer Tage der Erwartung ging ich eines Morgens in das Haus meines verheirateten Bruders. Ich fand niemand von der Familie im Hauſe, außer dem kleinſten Kinde, das in der Wiege lag und ſchlief. Ich beugte mich über das unſchuldige Geſchöpf, und indem ich es anſah, faßte mich ein vernichtender Schmerz. Wie ſchrecklich war der Kontraſt! Auf der einen Seite dieſes ſchlafende Kind, das nichts wußte von dem furchtbaren Kampf, der auch vielleicht ſeine Zukunft beſtimmte: dem Kampf zwiſchen dem erwachten Bewußtſein, das nach Freiheit ſchreit, und der brutalen Gewalt, die ſie vernichtet. Auf der andern Seite das Volk, das mit ſeinem Blute dieſen Schrei bezahlte. Und ich dabei, ohnmächtig, ohne mit helfen, ohne wenigſtens mit ſterben zu können! Da ſtieg aus der Tiefe meines Herzens ein hehres, flammendes Verlangen: das Verlangen zu leben, um der gemordeten Freiheit in den Frauen Rächer zu erziehn dadurch, daß ſie fähig würden, eine Generation freier Menſchen zu bilden. Es war mehr wie je meine Gewohnheit geworden, jeder tiefen innern Erregung ſchriftlich Worte zu verleihen. Mein Herz blutete aus zu vielen Wunden, um noch, wie früher, im Rhythmus den geheimen Balſam der Poeſie zu finden. Aber ich ſchrieb zur Erinnerung an dieſe Stunde bei der Wiege eines Kindes, ehe mir der Ausgang des Dresdener Kampfes noch bekannt war, einen Aufſatz mit dem Titel: „Der Schwur einer Frau“ und ſchickte ihn dem „Demokraten“, der mir darauf ſchrieb: „Ihr Schwur wird manchen Kämpfer den ſeinen erneuern laſſen.“ Dann ließ er ihn in einem demokratiſchen Blatte drucken.

Das Schickſal des Dresdener Aufſtands entſchied ſich nur zu bald. Die Entmutigung hatte ſchon die Oberhand gewonnen; man fürchtete, den Aufſtändigen zu Hilfe zu kommen, man hatte keinen Glauben mehr an den Erfolg der Re-

volution. Die Maſſe der Geſellſchaft wollte wieder Ordnung um jeden Preis. Die preußiſchen Truppen kamen, um die ſächſiſche Monarchie zu retten; Dresden wurde bombardiert, und grauſame Dinge wurden verübt. Es wurde erſchoſſen, eingekerkert, verbannt. Dann wurde wieder alles ſtill; unten die Gräber und das erſtickte Seufzen; oben die neu befeſtigten Throne und die erhöhte Glorie des Soldatentums. Die Grundrechte des deutſchen Volks wurden den Blicken der Sterblichen wieder entrückt in die Tiefe eines verzauberten Berges, bis zu der Zeit, wo einmal wieder ein begnadigter Menſch das: „Seſam, Seſam, tu' dich auf!" ſprechen würde.

Ich war fortwährend krank, den ganzen Frühling durch; ein Leiden folgte dem andern, aber ich litt noch mehr moraliſch als phyſiſch. Immer unter dem Anathem meiner Familie und der Geſellſchaft, fand ich nur Troſt und Erholung in meinen Studien; in der Korreſpondenz mit einigen der bedeutendſten Männer der Revolution, die ich nie geſehn hatte, von denen ich aber Briefe bekam; bei meinen Armen, die ich noch eifriger beſuchte als zuvor und bei denen ich, die Tröſterin, getröſtet wurde; endlich in meinem Umgang mit der „Kleinen". Die letztere verließ ihren Vater nie abends, um ihn nicht zu ſehr den Verluſt der Gattin empfinden zu laſſen, aber bei ihr verſammelte ſich jetzt oft ein kleiner Kreis, in dem ich mich wohl fühlte. Ein gelehrter Aſtronom, der in der kleinen Stadt lebte, kam regelmäßig zweimal wöchentlich, um der „Kleinen" und mir Vorleſungen über Aſtronomie zu halten, und indem ſich mir das Univerſum erſchloß, kam es mir zuweilen vor, als ſeien die ephemeren Leiden dieſer Erde nicht der vielen Tränen wert, die um ſie fließen. Dennoch waren auch jetzt unſere Herzen voll Beſorgnis. Theodor hatte, gleich nach Aufhebung des Frankfurter Parlaments, einen Artikel geſchrieben, worin er offen dazu aufforderte, die Waffen zu ergreifen und eine neue radikalere Revolution zu machen als die erſte. Er war unmittelbar darauf des Hochverrats angeklagt und von der Redaktion ſuſpendiert worden, und wir erwarteten angſtvoll

den Ausgang ſeines Prozeſſes. Eines Abends, als unſer kleiner Kreis beiſammen war, erhielt die „Kleine" einen Brief von ihm. Als ſie einige Zeilen geleſen hatte, füllten ſich ihre Augen mit Tränen und ſie warf ſich in meine Arme. „Er iſt zu drei Jahren Feſtungshaft verurteilt," ſagte ſie; ſie wußte, daß es mein Herz ſo ſchwer traf wie das ihre. Sein Brief war mit großer Ruhe geſchrieben; er ſuchte die Seinigen zu tröſten und ſagte, er hätte gewußt, was ihm bevorſtände, als er den Artikel ſchrieb; es erſchrecke ihn auch nicht, um ſo mehr, da er nichts mehr zu ſagen hätte, nachdem ſein Aufruf vergeblich geblieben ſei.

Seine Tätigkeit, ſeine Zukunft waren alſo für drei Jahre paralyſiert! Drei der ſchönſten Jahre ſeines Lebens, der vollen Blüte jugendlicher Kraft! Im Augenblick, als alle Träume verflogen, als alle Hoffnungen eines traurigen Todes ſtarben, mußte er, der von Kindheit auf das Vorgefühl des Märtyrertums, zugleich aber auch den brennenden Durſt nach Leben, Tat und ernſtem Kampf gehabt hatte, ſich in die öde Einſamkeit des Kerkers begeben! Ich litt nicht bloß für ihn, auch aufs neue für mich, die ich ihm bei dieſer Gelegenheit wieder alle Fülle der Liebe hätte zeigen und durch tauſend liebevolle Erfindungen die Härte ſeines Schickſals hätte mildern mögen. Ich hatte feſt beſchloſſen, mich aus ſeinem Schickſal auszulöſchen, mich an den Gedanken zu gewöhnen, daß das Gefühl, das unſterblich in mir lebte, in ihm geſtorben ſei. Aber in dem Augenblick konnte ich nicht umhin, ihm mit ein paar Worten meine Sympathie zu zeigen. Jedes reine, tiefe Gefühl hat in ſich eine ſolche Unſchuld, daß der Gedanke nicht kommt, man könne es verkennen. Wenn meine Liebe egoiſtiſcher, oder wenn ich kokett geweſen wäre, ſo hätte ich ihm nie wieder geſchrieben, hätte den Menſchen, der mich ſo grauſam behandelt hatte, mit Stolz verlaſſen. Aber dieſe Liebe war die ſchönſte Blüte meines Lebens geweſen, in ihr hatte ſich alle Zärtlichkeit der Frau, der Mutter, der Schweſter und der Freundin vereinigt, und wenn die Frau ihren heiligen Schmerz ſtolz in die Tiefe des Herzens verſchloß, ſo

blieben die Mutter, Schweſter, Freundin, um dem Sohn, dem Bruder, dem Freund, deſſen Andenken ſich nicht verwiſchen konnte, helfend und tröſtend beiſtehn zu wollen. Er dankte mir mit herzlichen Worten und ſchrieb: „Ich wußte es, wie Sie bei dieſer Gelegenheit für mich fühlten.“

Ich ſchrieb ihm dann, meinem Vorſatz getreu, nicht wieder. Aber als Weihnachten kam, ließ ich durch die Güte eines Bekannten, der ſich in der Stadt, wo Theodors Gefängnis war, aufhielt, einen Weihnachtsbaum bereiten, mit einer Menge kleiner Gaben daran, und jener Bekannte erhielt die Erlaubnis, ihm den Baum zu ſchicken. Ich hatte die Freude, zu denken, daß ſein Gefängnis am Weihnachtsabend hell erleuchtet ſein würde von den Lichtchen am Baum, daß dieſer ihn wehmütig freundlich an ſeine Kindheit, an ſeine Mutter erinnern würde, und daß die Gewißheit einer unbekannten Sympathie, die ihm in die Einſamkeit des Gefängniſſes folge, ein Troſt für ihn ſein könnte. Er hat nie erfahren, wer ihm den Baum geſandt hatte.

Ich bin hier dem Gang der Ereigniſſe ein wenig vorangeeilt und kehre zum Frühling 1849 zurück. Die moraliſchen und phyſiſchen Leiden, von denen ich geſprochen habe, hatten mich ſo ſehr niedergeworfen, daß das Leben mir zur Qual geworden war. Ich fühlte, daß ich eine letzte energiſche Anſtrengung machen müſſe, um wenigſtens die Geſundheit zu ſtärken und dann zu ſehn, was ſich tun ließe. Ich erklärte zu Haus, daß ich ein Ende machen wolle mit den vielen mediziniſchen Mitteln, mit denen man mich gequält und nur ſchlimmer gemacht hatte, und daß ich Seebäder gebrauchen wolle. Ich hatte geſpart und konnte in ökonomiſcher Weiſe reiſen, ohne ein Opfer zu verlangen. Die „Kleine“ wollte auch mit, ebenſo die Berliner Freundin, Anna, die das Frühjahr bei der „Kleinen“ verlebte. Wie viel Gutes durfte ich mir von der Kur in ſo ſympathiſcher Geſellſchaft verſprechen! Die Meinigen waren erſtaunt und betroffen durch dieſe abermalige Extravaganz. Der Arzt zuckte die Achſeln

und meinte, man ſolle mich gehn laſſen, da ich ſo viel Vertrauen in die Sache habe.

Der Gedanke, ſchon für einige Zeit dem Druck meines häuslichen Lebens zu entfliehn und das Meer wiederzuſehn, richtete mich etwas auf. Es gibt Dinge in der Natur, deren Anblick beinahe auf uns wirkt, wie ein großes Ereignis — die uns befreien von der Laſt der perſönlichen Exiſtenz, indem ſie uns dem Unendlichen, dem univerſellen Daſein vereinen. So iſt das Meer. Ich kann nicht ſagen, wie oft es mir in meinen Träumen erſchienen war, ehe ich es zum erſtenmal ſah. Ich kannte nun nur das mittelländiſche Meer und verlangte heiß danach, den Ozean zu ſehen. Wir reiſten nach Oſtende. Im Eiſenbahnwagen fand ich mich neben einer jungen Frau, deren ſympathiſches Äußere mich ſehr anzog. Sie war in Geſellſchaft eines ältern Herrn und einer älteren Dame. Wir kamen bald in ein lebhaftes Geſpräch miteinander, und die Rede kam auf den Kampf, der damals noch in Ungarn geführt wurde. Die junge Dame ſchien freudig überraſcht, als ich meine Sympathien für Ungarn kundgab, indem ich ſagte, wie ſehr ich wünſchte, daß der öſterreichiſche Deſpotismus unterliegen möge. Sie fing von dem Augenblick an, vertrauter mit mir zu ſprechen, und da wir eine Menge gemeinſamer Beziehungen und Bekannter fanden, und unſere Anſichten völlig übereinſtimmten, ſo flüſterte ſie mir endlich ihren Namen in das Ohr, den eines bekannten ungariſchen Patrioten, Franz Pulszky, deſſen Frau ſie war. Sie ging nach England zu ihrem Mann, der von der republikaniſchen ungariſchen Regierung dorthin geſchickt worden war. Natürlich reiſte ſie mit einem falſchen Paß und erzählte mir die Geſchichte ihrer Abreiſe aus Ungarn durch die Reihen der öſterreichiſchen Armee, die die Grenze beſetzt hielt. Die alten Leute, die ſie begleiteten, hatten ſie zufällig in der Nähe der Grenze getroffen und, ohne ſie zu kennen, ihre Lage nur erratend, unter ihrem Schutz durch das feindliche Lager geführt, indem ſie ſie für ihre Tochter ausgaben; während der Reiſe aber hatten ſie eine große Zuneigung zu ihr

gefaßt und begleiteten ſie nun durch ganz Deutſchland und Belgien bis nach Oſtende, wo ſie ſich einſchiffen wollte. Dieſe Erzählungen intereſſierten mich ſo ſehr, daß ich für den Augenblick alles übrige vergaß. Sie hatte ihre jungen Kinder unter dem Schutz eines Freundes, inmitten des vom Bürgerkrieg zerriſſenen Landes zurücklaſſen müſſen; das jüngſte war in einer Bauernhütte geboren, während der Flucht der Mutter vor den öſterreichiſchen Soldaten. Man konnte kaum glauben, daß dieſe junge, zarte Frau ſchon ſo vielen Stürmen, ſo vielem Ungemach Trotz geboten hätte; aber ſie hatte eine ſtarke Seele, die ſich nachher, in den ſchweren Prüfungen des Exils, in ihrer ganzen Stärke zeigte.

In Oſtende angekommen, begleiteten wir ſie alle abends zum Schiff, das ſie nach England führen ſollte. Ihre alten Begleiter blieben noch einige Tage in Oſtende, in demſelben Gaſthof, wo wir wohnten, und wir wurden näher mit ihnen bekannt. Der alte Mann war ein deutſcher Sozialiſt, einer der frühen Apoſtel des Sozialismus, die, weil ſie noch zu allein ſtanden, hinüberflüchteten über den Ozean, um in der neuen Welt die Verwirklichung ihrer Theorien zu verſuchen. Er hatte ſein Vermögen dabei geopfert und war, nach dem Mißlingen ſeiner Unternehmung, nach Europa zurückgekehrt, woſelbſt ihn ein Ungar beredet hatte, nach Ungarn zu gehen, als dem geeignetſten Land, ſozialiſtiſche Ideen zu verwirklichen. Viele Jahre hatte er in Ungarn verbracht und nur dieſelben Enttäuſchungen erlebt wie in Amerika. Die Revolution und der Krieg hatten ſchließlich allen Träumen ein Ende gemacht, und er war im Begriff, mit ſeiner Frau nach Deutſchland zurückzukehren, als ſie die erwähnte junge Dame trafen, deren Beſchützer ſie wurden. Ich hatte lange Unterredungen mit ihm über theoretiſchen und praktiſchen Sozialismus. Als wir ſchieden, ſchrieb er mir in mein Reiſebuch: „Alle politiſchen Revolutionen werden zu nichts helfen, bis man das Mittel gefunden haben wird, den großen Unterdrücker der Menſchheit, den Hunger und alles Elend, das ſein Gefolge iſt, zu bekämpfen.“

Der Aufenthalt in Oſtende war für mich eine wirkliche phyſiſche und moraliſche Auferſtehung. Einige intereſſante Bekanntſchaften erhöhten noch die Wohltat, die dieſe Zeit an mir ausübte. Unter dieſen Bekanntſchaften war eine, die uns beſonders feſſelte. Wir hatten einen katholiſchen Prieſter bemerkt, der immer allein ſpazieren ging und gewöhnlich wie wir zu den Stunden, wo nicht viel Menſchen auf den Spaziergängen waren. Er war uns aufgefallen durch ſeine außergewöhnliche Schönheit. Eines Tages ſaßen wir alle drei am Abhang des Damms nahe am Meer, und Anna hielt ihren ſehr kleinen und zierlichen Fuß den Wellen entgegen, die ihn ſpielend mit Schaum beſpritzten. Wir waren heiter, ſcherzten und lachten miteinander, und ganz zufällig wandte ich den Kopf rückwärts und ſah den Prieſter hinter uns ſtehen, der mit feinem, aber wohlwollendem Lächeln uns zuſah. Ehe wir es uns verſahen, hatte er ſich zu uns geſetzt und, als ob wir uns längſt gekannt hätten, fing er ein Geſpräch an, das bald von beiden Seiten ſehr lebhaft wurde, auf religiöſe Gegenſtände überging und ſich beſonders auf den Zuſtand des Proteſtantismus in Deutſchland und auf die überall entſtehenden freien Gemeinden bezog. Dieſe letzteren, die, unter dem Namen des Deutſchkatholizismus, ſich von der beſtehenden Kirche losgeſagt hatten, ſchienen ihn ſehr zu beſchäftigen. Er ſah ſie natürlich als traurige Verirrungen an, da es für ihn nur e i n e wahre Kirche gab. Als ich ihm den Glauben an die Wunder entgegenhielt und ihn fragte, wie er den verteidigen wolle, erwiderte er, daß der nur ein Mittel ſei, die ſchwachen Seelen und die unwiſſenden Maſſen zu ſtärken; die aufgeklärten Diener der Kirche glaubten ſelbſt nicht daran und er ſei gar kein weſentlicher Beſtandteil der Dogmen. Er verwies uns an Boſſuet und ſagte, daß allein durch dieſen großen Mann wir den wahren Katholizismus verſtehen könnten.

Wir trennten uns, als ob wir alte Bekannte wären, und von nun an begegneten wir uns täglich, gingen ſtundenlang zuſammen und hatten die ernſteſten Diskuſſionen. Ich ſprach

am geläufigſten franzöſiſch von uns dreien, und ſo war ich es meiſt, die ihm erwiderte und tapfer das Feld behauptete. Er wandte alle Feinheiten der Dialektik, alle Argumente der Einbildungskraft und des Gefühls an, um uns zu überzeugen, aber er ſah, daß es vergebliche Mühe war. Endlich wurde er böſe, und eines Abends, als ich ihm geſagt hatte, ich glaube weder an die Gottheit Chriſti, noch an die Bibel als göttliche Offenbarung, noch an den beſchränkten perſönlichen Gott, den die Kirche lehre, da rief er zornig: „Alſo ſind Sie nicht einmal mehr Proteſtantin?“

„Nein,“ antwortete ich, „ich habe es Ihnen ja bewieſen, daß es etwas gibt, was über den Proteſtantismus hinausgeht: der freie Gedanke und das Recht, alles am Lichte der reinen Vernunft zu prüfen.“

„Sie ſind verloren und ich bedaure Sie,“ ſagte er, indem er kaum grüßte und uns eilig verließ. Die folgenden Tage ſahen wir ihn nur noch von fern; er vermied uns ſichtlich; dann verſchwand er ganz. Wir erfuhren nachher, daß er ein belgiſcher Jeſuit war, und konnten nicht umhin zu lächeln bei dem Gedanken, wie unangenehm es ihm geweſen ſein mochte, ſo viele Mühe umſonſt verſchwendet zu haben. Mir hinterließ dieſe Begegnung ein Gefühl der Befriedigung, denn es war das erſtemal, daß ich die Freiheit meiner religiöſen Überzeugungen ſo völlig ausgeſprochen und verteidigt hatte. Der Kampf für eine Idee macht ſie uns teuer und macht uns unſrer ſelbſt gewiſſer.

Unſere Abreiſe kam heran und zu gleicher Zeit die traurigen Nachrichten der Unterdrückung der badiſchen Revolution durch die preußiſche Armee und des Falls Ungarns durch Görgeis Verrat. Es war vorbei mit der Freiheit der Völker und mit meiner individuellen Freiheit. Alles mußte wieder unter das Joch. Auf der Reiſe führte uns der Zufall in denſelben Eiſenbahnwagen, in dem ein preußiſcher Offizier zweien Damen von den Heldentaten der Soldaten in Baden erzählte, von der Strafe, die man über dieſe „revolutionäre Kanaille“ verhängt uſw. — Wir waren außer uns vor Zorn,

dies ruhig mit anhören zu müſſen, und beeilten uns, auf der nächſten Station einen andern Wagen aufzuſuchen.

Der Winter, den ich nun zu Haus zubrachte, war noch trauriger als alle vorhergehenden. Meine Geſundheit war beſſer, aber meine Lage wurde immer ſchlimmer. Ich wurde ganz wie ein ſchuldiges Weſen behandelt, und jedes Vertrauen zwiſchen mir und meiner Familie hatte aufgehört. Mein Schwager richtete kaum noch das Wort an mich; ſelbſt meine Nichten, junge, unbefangene Mädchen, waren zurückhaltend und verlegen in meiner Gegenwart. Ich hatte durch die „Kleine" die Bekanntſchaft einer verheirateten Dame gemacht, zu der ich wöchentlich einmal abends ging, um mit ihr und einem jungen, ſehr geiſtvollen Arzt, der auch Demokrat war, die „Philoſophie der Geſchichte" von Hegel zu leſen. Auch dieſe Abende waren in meinem Hauſe nicht gern geſehen. Ich fühlte das Bedürfnis, die Kenntniſſe, die ich erwarb, auch für andere nützlich zu machen. Ich fing bei unſeren Dienſtmädchen an und ging von Zeit zu Zeit, um ihnen, während ſie nähten, klarere Begriffe beizubringen, z. B. über die Bewegung der Erde um die Sonne, den Wechſel der Jahreszeiten uſw. Sie waren entzückt darüber und ſagten: „Ach, Fräulein, wenn doch alle dächten wie Sie, daß wir armen Menſchen auch Freude daran haben, etwas zu lernen! Wie würde uns das die Arbeit leichter machen, dabei an ſo ſchöne Dinge zu denken." — In früheren Zeiten würde meine Mutter nicht nur nichts geſagt haben, ſie würde im Gegenteil froh geweſen ſein, mich ſo etwas tun zu ſehn. Jetzt glaubte ſie, ich wolle Propaganda machen für meine extravaganten Ideen, und machte mir Vorwürfe, daß ich den Mädchen die Zeit nützlicher Arbeit verderbe. Ich erwiderte, daß ich nichts wollte, als die Leere der Gedanken während der Handarbeit durch Beſchäftigung mit guten Kenntniſſen füllen. Sie, die ſonſt nie ſtreng war mit bezug auf Arbeit der Dienſtboten, antwortete mir in harter Weiſe; ich wurde auch böſe, durch ungerechte Vorwürfe verletzt, und ſagte ebenfalls harte Worte, die ich ſogleich bitter bereute,

die aber das unvermeidliche Resultat eines solchen Kampfes der Grundsätze und Ansichten, in einer Zeit harter Konflikte, waren.

Ich fühlte, daß unsere gegenseitige Liebe unter diesen ewigen täglichen Zusammenstößen und Aufregungen untergehn müsse, und daß es nur ein Mittel gäbe, sie zu retten: Trennung.

Zum erstenmal sagte ich es mir ganz klar, daß man sich von der Autorität der Familie befreien muß, so schmerzlich es auch sein mag, sobald sie zum Tod der Individualität führt und die Freiheit des Gedankens und Gewissens einer bestimmten Form der Überzeugung unterwerfen will. Freiheit der individuellen Überzeugungen und ein Leben diesen gemäß — ist das erste der Rechte und die erste der Pflichten eines Menschen. Bis dahin hatte man die Frauen von diesem heiligen Rechte und dieser ebenso heiligen Pflicht ausgeschlossen; nur die Kirche und die Ehe hatten das Mädchen berechtigt, den Platz in der Familie, den ihm die Natur angewiesen, zu verlassen. In der katholischen Kirche erlaubte man der Jungfrau, nicht nur die Familie für das Kloster zu vertauschen, sondern man machte ihr ein Verdienst daraus, und durch die Ehe verließ sie ebenfalls die Familie und folgte dem Gatten. Aber auf den anderen Gebieten der menschlichen Tätigkeit hatte man es den Frauen untersagt, eine Überzeugung zu haben und ihr gemäß zu handeln. Ich sah ein, daß es Zeit sei, dies Verbot aufzuheben, und ich sagte mir, daß ich mich selbst nicht mehr würde achten können, wenn ich nicht den Mut hätte, alles zu verlassen, um meine Überzeugungen durch die Tat zu rechtfertigen. Als mein Entschluß gereift war, dachte ich nur noch an die Ausführung. Ich sah nur ein Mittel vor mir: nach Amerika zu gehn — auf eine junge Erde, wo die Arbeit keine Schmach war wie in Europa, sondern ein Ehrentitel, durch den der Mensch seine Rechte in der Gesellschaft beurkundet. Für meine Existenz zu arbeiten wurde übrigens dann nicht bloß eine Konsequenz meiner Ansichten, sondern auch eine Not-

wendigkeit, denn mein kleines ererbtes Vermögen hätte höchſtens zur Reiſe und zur erſten Niederlaſſung dort ausgereicht. Irgendwo in Deutſchland als Erzieherin eintreten, wäre eine zu große Prüfung für meine Familie geweſen, und man hätte es mir nicht erlaubt. Außerdem hatte ich auch den Wunſch, dieſes alte Europa zu verlaſſen, wo jeder Verſuch, die Freiheit zu verwirklichen, mißlang; wo der Deſpotismus in Staat, Religion und Familie die Völker, die Gedanken und die Individuen unterdrückte. Ich wünſchte es auch endlich deshalb, um mich für immer von dem zu entfernen, deſſen Andenken nicht in mir erlöſchen wollte, um jenem vergeblichen Weh, daß ich ſein Gefängnis weder öffnen noch teilen konnte, ein Ziel zu ſetzen. Auf dem Boden der neuen Welt wollte ich das Leben neu nach meinen Grundſätzen beginnen.

Der gefaßte Entſchluß gab mir eine große innere Ruhe und machte mich weniger empfänglich für die äußeren Verſtimmungen. Ich wurde immer nachgiebiger und geduldiger in der Familie, im geheimen Gedanken, ſie auf immer zu verlaſſen. Dieſer Gedanke war mir tief ſchmerzlich, dennoch fühlte ich, daß in ihm die einzige Verſöhnung, die einzige Möglichkeit lag, das, was ewig in unſerem Verhältnis war, zu retten. Es verſteht ſich, daß ich nicht von dieſen Vorſätzen ſprach; man würde ſie für Tollheit erklärt und mich an der Ausführung gehindert haben. Nur der „Kleinen" ſprach ich davon und ſchrieb darüber an einen der edelſten Demokraten der Revolution, Julius Fröbel, der bereits ſeit einiger Zeit in Amerika war, um ihn um Rat zu fragen, da ich mit ihm in brieflichem Verkehr war und ihn hochſchätzte. Er antwortete mir: „Kommen Sie!" und ermutigte mich auf alle Weiſe.

So war ich denn feſt entſchloſſen. Das Leben, das mich umgab, löſte ſich innerlich von mir ab und ich atmete ſchon die Luft einer neuen Heimat. Jetzt galt es nur noch, das Mittel zu finden, um die Ausführung meines Vorhabens weniger hart für die Meinen zu machen und mir ſchmerzliche und unnütze Kämpfe zu erſparen.

Zu der Zeit hörte ich von mutigen und begeisterten Frauen, die, denselben Ideen huldigend, wie ich, in Hamburg eine Hochschule für das weibliche Geschlecht eröffnet hätten, an der den Mädchen dieselben vollständigen Mittel zu geistiger Entwicklung geboten werden sollten, wie dies auf den Universitäten für die jungen Männer der Fall ist. Ganz besonders sprach man mir von der Frau, die an der Spitze der Unternehmung stand und deren energischen edlen Charakter man mir in solcher Weise pries, daß ich große Lust bekam, ihre Bekanntschaft zu machen. Das Mittel des Übergangs schien mir gefunden; ich beschloß zunächst in diese Hochschule zu gehen und von da nach Amerika. Alles schien zusammenzutreffen, um mir diesen Weg zu zeigen. Der Professor, den man mit seiner Frau an die Spitze der Anstalt berufen hatte, war der Bruder des eben erwähnten Freundes, der mich in Amerika erwartete. Ich bewunderte innerlich die Verkettung von Ursache und Wirkung und die Notwendigkeit, mit der die Entwicklung unseres Charakters unser Schicksal wird. In dieser Logik der Dinge selbst erkannte ich die wirkliche Gottheit, die unser Leben regiert, und ich neigte mich demütig vor diesem Mysterium, das mir viel erschütternder erschien, als mir je die Mysterien des Christentums erschienen waren.

Ich nahm meinen Mut zusammen und sagte meiner Mutter, daß ich von diesem Kolleg hätte sprechen hören und mich entschlossen hätte, für drei Monate dorthin zu gehen. Ich fügte hinzu, daß sie wisse, welchen Durst zu lernen ich stets gehabt hätte, und daß ich wünschte, die Lücken meines Wissens soviel als möglich auszufüllen. Auch verhehlte ich ihr nicht, daß ich glaubte, eine Trennung auf einige Zeit werde uns gegenseitig gut tun, um die Gereiztheit zu beruhigen, die sich von der einen und der andern Seite entwickelt hatte, und um der alten Liebe zwischen uns wieder zu ihrem vollen Recht zu verhelfen. Ich war froh überrascht, weniger Widerstand zu finden, als ich gefürchtet hatte. Meine Mutter fühlte selbst, daß mein zweites Argument richtig war; sie hoffte auch

vielleicht im ſtillen, daß ein ſolcher Wechſel mich beruhigen und zu „gemäßigteren Anſichten" führen werde. Sie erklärte ſogar, mich an den Ort meiner Wahl hinbringen zu wollen, um ſich zu verſichern, ob die Anſtalt paſſend ſei. Ich bereitete alſo meine Effekten zur Reiſe, mit dem geheimen Gedanken, nicht zurückzukommen. Es ſchien mir, als mache ich mein Teſtament. Ich ſchloß ab mit der Jugend, den Träumen der Vergangenheit und ging entſchloſſen der Aufgabe des reiferen Alters, der Tat entgegen. Ich wollte meinen Platz im Leben als ein verantwortliches Weſen, das ſein Geſchick nach ſeinen Grundſätzen bildet, erobern. Die Ruhe, die jeder mutige Entſchluß gibt, der einer Idee entſproſſen iſt, die unſerem Leben zur Richtſchnur wird, kam über mich. Ich durchſtrich noch einmal all die Orte, wo die Seele des jungen Mädchens zuerſt ihre Schwingen entfaltet, wo eine reine Liebe ihr die Welt verklärt hatte. Ich nahm in Gedanken Abſchied von dem Gefängnis, wo der lebte, der mir eine Zukunft als Gattin und Mutter unmöglich gemacht hatte. Noch einmal lieben, wie ich ihn geliebt hatte, ſchien mir unmöglich, und ohne eine ſolche Liebe ſchien mir die Ehe eine Entweihung. Ich hatte andere Ziele gewählt; ich diente einer Idee, ich kämpfte für ein Prinzip.

Ich ſchrieb ihm nicht. Die Entſcheidung, die ich getroffen hatte, ſtärkte mich in dieſem Entſchluß. Ich liebte ihn noch tief und ſchmerzlich, aber ich konnte nicht umhin, in dieſer wunderbar ausgeſtatteten Natur eine Klippe zu ſehen, an der er vielleicht ſelbſt, jedenfalls aber noch manches andere Herz in bitterem Weh ſcheitern würde, und die ich nicht anders bezeichnen kann, als wie den Don-Juanismus des Ideals. So wie der ſinnliche Don Juan in jeder ſchönen Form Befriedigung der Sinne ſucht, ſo ſucht der andere Don Juan in jeder ſchönen Seele das Ideal, von dem ſeine Phantaſie erfüllt iſt. Er hält den Zug, der ihn zu dieſem oder jenem Weſen hinzieht, für die bleibende Liebe, und doch genügt ein Blick, eine Melodie, ein augenblickliches ſympathiſches Empfinden, um ſeine Phantaſie anderswo zu feſſeln. Er iſt

ſicher der Gefährlichere von den beiden, denn die Wunden, die er ſchlägt, treffen edle Herzen und ſind unheilbar, weil man auch in ihm das Ideal geliebt hat.

Ich wußte durch die „Kleine", daß ihr Bruder nach jener Frau, um derentwillen er mich verlaſſen hatte, noch mehreren edlen weiblichen Weſen nähergetreten war, ohne daß eine dieſer Neigungen ſein Leben ausgefüllt und ſein Geſchick beſtimmt hätte. Jetzt, im Gefängnis, ſchien ihn ein neues Gefühl einzig zu beherrſchen. In der erſten Zeit ſeiner Gefangenſchaft hatte er einen überraſchend ſchönen, geiſtvollen Brief von einer unbekannten Dame erhalten, die ihm die Sympathie, mit der ſie ſtets ſeine Artikel geleſen, und die Teilnahme, mit der ſein Geſchick ſie erfüllte, ausdrückte, die aber nur ihren Vornamen unterzeichnet hatte, da ſie ihm gleichſam eine mythiſche Perſon bleiben zu wollen ſchien. Betroffen von dem Geiſteszauber, der ihn aus dieſen Zeilen anwehte, hatte er nicht nachgelaſſen, bis er, durch Poſtſtempel uſw. geleitet, die Schreiberin ausfindig gemacht hatte. Von nun an hatte ſich ein regelmäßiger Briefwechſel zwiſchen ihnen gebildet, der das Gefängnis mit Reiz erfüllte. Die Schreiberin zeigte mehr und mehr einen Geiſt von ſolcher Fülle, Tiefe und Originalität, daß ihr Bild in des Gefangenen Phantaſie ſich mit allen Vorzügen ſchmückte und jede frühere Neigung davor erſtarb. Er träumte nur von einer Vereinigung mit ihr, nach Ablauf ſeiner Gefangenſchaft.

Ehe ich dies wußte, hatte ich mehreremal den Gedanken gehabt, ihm anonym zu ſchreiben und mich nicht eher zu offenbaren, als bis er gefühlt hätte, daß zwiſchen uns eine unſterbliche Gemeinſchaft ſei. Nun ich wußte, daß eine andere auf dieſe Art Beſitz von ſeiner Dichterphantaſie genommen hatte, fühlte ich, daß ich eine unüberſteigliche Scheidewand zwiſchen uns ziehen müſſe. Mein Troſt war, daß nicht ich die Treue, dieſes heilige, urdeutſche Gefühl, gebrochen hatte. Der Unterſchied unter uns war der: ich hatte ihn mit der großen weiblichen Liebe geliebt, die das ganze Leben umfaßt;

er mich mit der Liebe des Dichters, die nur eine Phaſe ſeines Lebens iſt.

Der Tag der Abreiſe kam; ich verbarg meine Bewegung, als ich Abſchied von meiner Familie nahm; ich glaubte, daß es für immer ſei. Die Trennung von der „Kleinen" war tief ſchmerzlich, denn wir wußten beide, was ſie zu bedeuten hatte, aber wir wußten auch, daß wir den gleichen Weg zum gleichen Ziele gingen, und das erhob uns über den Schmerz.

Ein großer Kummer war es mir, meine Armen zu verlaſſen. Ihnen gehörte meine letzte Fürſorge und Zärtlichkeit. Die letzte, zu der ich vor meiner Abreiſe ging, war ein Mädchen von fünfundzwanzig Jahren, die ganz allein ſtand in der Welt, beinah blind war und nichts mehr tun konnte als ſtricken, was ſie denn auch den ganzen Tag in einer kleinen, halbdunkeln Stube tat, wo ſie von dem geringen Beiſtand, den ihr die Gemeinde gab, lebte. Ich hatte oft ſtundenlang bei ihr geſeſſen, um die Grabes-Einförmigkeit ihres Lebens durch belehrende Geſpräche zu vermindern, die ihr Gegenſtände des Nachdenkens in ihrer Einſamkeit hinterließen. Als ich ſie verließ, in der Meinung, ſie nicht wiederzuſehn, ließ ich etwas Geld auf ihrem Tiſch zurück, als eine letzte Gabe. Doch fand ich vor der Abreiſe noch einen freien Augenblick, den ich benutzte, um ſie noch einmal zu beſuchen. Da ſagte ſie, ſie habe mir etwas zu geſtehen; ſie habe das Geld, das ſie auf ihrem Tiſch gefunden, einem armen Mädchen vom Lande gegeben, das, durch einen ſchlechten Menſchen verführt, dann von ihm verlaſſen, nun auch von den übrigen Menſchen zurückgeſtoßen, mit ihrem Kind im äußerſten Elend wäre. „Ich dachte," ſetzte ſie hinzu, „daß ſie des Geldes mehr bedürfte als ich; ich habe wenigſtens ſoviel, um nicht Hungers zu ſterben, und ich habe kein Kind."

Mir fiel der Pfennig der Witwe ein; ich beugte leiſe und gerührt mein Haupt, als die Halbblinde mich zum Abſchied ſegnete, und fühlte, daß mich dieſer Segen von der Gering-

ſchätzung rein wuſch, mit der mich meine Bekannten von ehedem behandelten, denen ich übrigens zum größten Teil gar keinen Abſchiedsbeſuch machte.

Neunzehntes Kapitel

Ein neues Leben

Ich hatte der Frau des Profeſſors Karl Fröbel, der der Hochſchule vorſtand, geſchrieben, um ſie wegen der Möglichkeit der Aufnahme uſw. zu fragen. Sie hatte mir geantwortet, ich ſolle ſo bald als möglich kommen. Meine Mutter und meine Schweſter begleiteten mich nach Hamburg, wo ſich das Inſtitut befand. Ich ließ ſie im Gaſthof und begab mich allein in die Anſtalt. Ein eignes, beinah feierliches Gefühl erfaßte mich, als ich die Schwelle des Hauſes, in dem ich ein neues Leben beginnen wollte, überſchritt. Ich war keine junge Schülerin mehr, die Belehrung ſuchte für das kommende Leben; ich war ein gereiftes Weſen, das aus den Konflikten des Daſeins zu der einzigen wahren Zuflucht flüchtete: zu einer edeln, fruchtbringenden Tätigkeit.

Der Profeſſor und ſeine Frau empfingen mich mit ſolcher Herzlichkeit, daß ich mich gleich wie zu Hauſe fühlte. Es wurden mir fünf oder ſechs junge Damen vorgeſtellt, alle längſt der Schule entwachſen, die von auswärts gekommen waren, um hier ihre Bildung zu vollenden und die im Hauſe wohnten. Am Abend machte ich auch die Bekanntſchaft der eigentlichen Begründerin der Anſtalt, von der ich ſchon ſo viel gehört hatte. Emilie Wüſtenfeld war eine von den mächtigen Perſönlichkeiten, die, zu ſcharf ausgeprägt, zunächſt durch einige eckige und gleichſam abſolute Seiten ihres Weſens auffallen, die aber durch nähere Bekanntſchaft immer mehr Achtung und Liebe einflößen und wahrhaft mit ihren höher ſteigenden Zwecken wachſen. — Sie empfing mich auf das herzlichſte, und indem ſie mir ihre Pläne auseinanderſetzte, erſah ich, daß meine Träume hier eine Form gewinnen würden. Die ökonomiſche Unabhängigkeit der Frau möglich

zu machen durch ihre Entwicklung zu einem Weſen, das zunächſt ſich ſelbſt Zweck iſt und ſich frei nach den Bedürfniſſen und Fähigkeiten ſeiner Natur entwickeln kann — das war das Prinzip, auf das die Anſtalt gegründet war. Man muß ſagen, daß hier, wie auch in anderen deutſchen Städten, der Gedanke der Emanzipation der Frau ſich infolge der freien Bewegung in der Kirche entwickelt hatte. Die freien Gemeinden, die ſich zuerſt von der katholiſchen, dann auch von der proteſtantiſchen Kirche, unter dem Namen Deutſch-Katholiken, Lichtfreunde uſw. trennten, hatten ſeit der Revolution von achtundvierzig einen mächtigen Aufſchwung genommen. Alle großen und viele kleine Städte Deutſchlands beſaßen ſolche. Die Reformatoren, die an der Spitze dieſer Gemeinden ſtanden, waren mehr oder weniger bedeutende Männer, aber ſie handelten alle ſo ziemlich in gleichem Sinne. Die Unabhängigkeit des Gemeindelebens vom Staat, die eigne Verwaltung in den religiöſen Angelegenheiten und denen des Unterrichts, die freie Wahl der Prediger und Schullehrer durch die Gemeinde ſelbſt, die Gleichheit der bürgerlichen Rechte für Männer und Frauen — das waren ſo ziemlich überall die Grundlagen. In einigen Gemeinden ſtrebte man ſogar auch in den äußeren Formen nach der Einfachheit der erſten chriſtlichen Zeit; man redete ſich allgemein mit Du an und feierte die Kommunion wie Liebesmahle der Brüderlichkeit. Andere hatten Abendmahl, Taufe und andere Zeremonien des Kultus ganz abgeſchafft, da ſie ihnen keine Ideen mehr vorſtellten. Sie tauften nur noch aus ziviler Notwendigkeit, um den Kindern ihre bürgerlichen Rechte zu ſichern. In Hamburg hatte die freie Gemeinde, durch Johannes Ronge in das Leben gerufen, zahlreiche warme Anhänger gefunden. Die Frauen, die die Hochſchule begründeten, hatten aber eingeſehen, daß es nicht genug wäre, den Frauen gleiche Rechte mit den Männern in der Gemeinde zuzugeſtehen, ſondern daß man ihnen auch die Mittel reichen müßte, würdig von dieſen Rechten Gebrauch zu machen. Nun gab es eben für die Frauen, wie für das Volk, nur ein Mittel, die Frei-

heit zum Segen zu gestalten: Bildung. Die gewöhnliche, bis dahin allgemein angenommene Ansicht, daß die Erziehung des jungen Mädchens aufhört, wenn sie die Schule verläßt, daß sie dann nichts zu tun hat, als in die Gesellschaft einzutreten, sich zu verheiraten und, im besten Fall, das häusliche Leben durch ihre Talente zu verschönern — diese Ansicht bedurfte einer gründlichen Reform. In der Hochschule wollte man also den Mädchen, die die Schule verlassen hatten, oder solchen, die, schon im reiferen Alter, noch das Bedürfnis fühlten, die Lücken in ihrer Bildung auszufüllen, die Gelegenheit geben, höhere Studien aller Art zu verfolgen, entweder zu dem Zweck, eine Spezialität zu ergreifen, oder nur aus sich selbst ein vollendeteres Wesen zu machen. Die Anstalt wurde von einer Anzahl Aktienbesitzer erhalten, deren größere Zahl verheiratete Frauen und Familienmütter waren, die in ihrer eigenen Erfahrung die Überzeugung geschöpft hatten, daß das Leben noch eine andere Grundlage haben muß, als die bloße Hingebung an ein anderes Wesen. Die Aktienbesitzer bildeten den großen Verwaltungsrat des Instituts; daneben bestand aber noch ein anderes Komitee, das über die inneren Fragen der Anstalt entschied, gebildet aus den Frauen, die den Grund zu der Anstalt gelegt hatten, und den Professoren, die darin Vorlesungen hielten. Die Überwachung des häuslichen Lebens war dem erwähnten Professor und seiner Frau anvertraut. Für die Vorlesungen waren die ersten Gelehrten der Stadt gewonnen worden. Im Anfang hatten diese Herren wenig Vertrauen in die Sache gehabt, weil sie an der Ausdauer und Energie der Frauen bei ernsten Studien zweifelten. Sie hatten den Versuch nur aus Achtung und Freundschaft für die edeln Unternehmerinnen, besonders für Emilie, gewagt. Aber schon als ich ankam, fand ich ihr Interesse sehr lebendig, und es steigerte sich immer mehr, je mehr sie den Eifer ihres Auditoriums und die Fähigkeiten, die sich überraschend kund taten, sahen. Als ich mich am ersten Abend in das mir bestimmte Zimmer zurückzog, fühlte ich, daß ich den wahren Übergang zu einem neuen Leben ge-

funden hatte. Am folgenden Tag führte ich meine Mutter und Schweſter in das Inſtitut und hatte die Befriedigung, ſie zufriedener damit zu ſehen, als ich zu hoffen gewagt hatte. Nach einigen Tagen ſchieden ſie und ich blieb allein — allein zum erſtenmal im Leben, entſchieden, mir meinen Weg zu bahnen ohne andern Führer als mein Gewiſſen, ohne andere Stütze als meine Arbeit, ohne andere Belohnung als die Achtung derer, die mich ſo achten wollten, wie ich war.

Ich machte die Bekanntſchaft der Profeſſoren, die die Vorleſungen hielten. Zunächſt wohnte ich allen Vorleſungen bei, um mir die auszuſuchen, die mich am meiſten intereſſieren würden. Ich war hocherfreut über den Ton, der dort herrſchte. Die Lehrer beſtanden darauf, daß man ſie durch Fragen und Bemerkungen unterbreche, um das Studium deſto anregender zu machen und ihnen die Gewißheit zu geben, daß es nicht bloß totes Hören bleibe. Unter den Zuhörerinnen waren viele Freiſchülerinnen, denn es war ein Hauptzweck der Anſtalt, dieſelbe Wohltat der Bildung ohne Unterſchied Reichen wie Armen zu gewähren. Dieſe Mädchen brauchten nur ein Examen zu beſtehen und zu beweiſen, daß ſie genug elementare Kenntniſſe beſäßen, um den Vorleſungen folgen zu können. Die Vorleſungen wurden außerdem von vielen Damen der Stadt beſucht, und es fand ſich mitunter, daß Großmutter, Tochter und Enkelin zu gleicher Zeit am Lehrtiſch ſaßen. Es wurde dem Wunſche der Profeſſoren Folge geleiſtet, und oft entſpannen ſich lebhafte Verhandlungen, ſo daß die Vorleſungen nie monoton oder ermüdend wurden.

Bei dem Inſtitut befand ſich ein Kindergarten und eine Elementarklaſſe, wo die jungen Mädchen, die Kindergärtnerinnen und Lehrerinnen werden wollten, praktiſche Übung fanden. Auch das Syſtem des Kindergartens, von dem genialen Friedrich Fröbel erfunden, hatte ſich in Deutſchland zugleich mit der politiſchen und religiöſen Bewegung raſch entwickelt. Ich hatte davon reden hören, ſah es aber hier zuerſt in der Praxis und war entzückt davon. Mit der Grundidee Fröbels, daß die Erziehung beinah vom erſten Lebens-

tage an beginnen muß, ſtimmte ich ganz überein. Jede Mutter ſoll daher mit dieſen Ideen bekannt ſein, um ſchon von Anfang an das Kind dafür vorzubereiten. Vom dritten bis zum ſechsten Jahr nimmt der Kindergarten die Kleinen auf und ſetzt das Werk der Mutter fort, bis die Elementarklaſſe beginnt. Daß den Kindergärten nur Mädchen und Frauen vorſtehen ſollten, daß Fröbel überhaupt die erſte Erziehung der Kinder nur weiblichen Händen anvertraut wiſſen wollte, war wieder für mich ein beglückender Gedanke. An unſerer Hochſchule war auch ein ſpezieller Kurſus für Kindergärtnerinnen, und dieſe reizende Beſtimmung ſchien mir ganz beſonders anziehend für junge weibliche Weſen zu ſein. Pſychologiſch tief und geiſtvoll fand ich alle die Grundſätze, die Fröbels Syſtem zu Grunde liegen und worin ſein eigentlicher Wert beſteht, den oberflächliche Beurteiler nur in den kleinen Beſchäftigungen und Äußerlichkeiten enthalten glauben: ſo vor allem die Tendenz, die Selbſttätigkeit und den Schöpfertrieb im Kinde zu wecken, indem man ihm nur Material in die Hände gibt, um ſelbſt zu geſtalten und zu ſchaffen, nicht aber Fertiges, das den Zerſtörungstrieb reizt, der ja in den meiſten Kindern im Keim vorhanden und oft nur allzu mächtig iſt. Ebenſo bedeutend fand ich die Wichtigkeit, die er den Bewegungsſpielen, durch Rhythmus und Muſik geleitet, beilegt, überhaupt alles, was er angeordnet hat mit der Abſicht, von klein auf das künſtleriſche Element im Menſchen wach zu rufen und zu nähren, da das allein der Boden wahrer Bildung ſein ſollte, in dem der Same des Wiſſens erſt die rechten Früchte hervorbringen kann. Meine erſte Bekanntſchaft mit dieſem Syſtem war eine wahrhaft beglückende. Später ſah ich es oft entſtellt in den Händen der Unwiſſenheit oder des böſen Willens, der den Angriffen gegen dasſelbe den Vorwand gab. Wo immer ich es aber in den rechten Händen und im rechten Geiſt geleitet ſah, da fand ich ſtets die ſchönſten Erfolge, und mehr als e i n Lehrer von Elementarklaſſen hat mir verſichert, daß der Unterſchied in der geiſtigen Empfänglichkeit und Schnellig-

keit der Auffaſſung zwiſchen den Kindern, die nicht im Kindergarten waren, und ſolchen, die dort waren, durchaus zum Vorteil der letzteren wäre.

Eine andere beglückende Überraſchung wurde mir zuteil, als man mich am Sonntag in die Verſammlung der freien Gemeinde führte, die von allen Mitgliedern der Hochſchule beſucht wurde. Ein großer Saal war einfach und würdig für dieſe Verſammlung eingerichtet; ein zahlreiches Auditorium füllte ihn und folgte mit geſpannter Aufmerkſamkeit der Rede eines jungen, einfach und beſcheiden ausſehenden Mannes, der von einer Tribüne herab zu ihm ſprach. Die Rede gehörte einer bereits vor meiner Ankunft begonnenen Reihe von Betrachtungen an, in denen der Redner mit der ſyſtematiſchen, wiſſenſchaftlichen Kritik der alten Dogmen die Entwicklung neuer Ideen auf allen Gebieten des menſchlichen Lebens, im Staat, in der Geſellſchaft, in der Familie verband. Jedes Wort, das er ſprach, fand ein freudiges Echo in meiner Bruſt. Das war das Anbeten im Geiſt und in der Wahrheit, nach dem ich mich geſehnt hatte; die Religion, aus den Schranken der Kirche befreit, wurde lebendiges, blühendes Daſein, Weſen, Inhalt, und nicht leere, ſtarre Form. Mit Entzücken ſah ich den Anteil, mit dem nicht bloß Leute der gebildeten Stände, ſondern Menſchen aus dem Volk, ſchlichte Arbeiter, der Rede folgten und ſich ſo mit jenen zu der wahren Gemeinde der geiſtigen Gleichheit vereinigten. Die Gleichheit im Reiche Gottes war ja bis dahin immer noch eine Lüge geweſen. Das Recht der Bildung und deſſen, was den Menſchen adelt: der Freiheit des Gedankens gehörte nur auf die eine Seite; ſo wie ſogar in der Kirche, wo man den Vater aller Menſchen verehrte, die begünſtigten Kinder in reichem Putz auf vornehmeren Sitzen ſaßen, während die Aſchenbrödel ſich in ihren Lumpen in die Ecken drängten und mit Angſt das ſo oft unerhörte Gebet murmelten: „Unſer täglich Brot gib uns heute.“ Hier in dieſer Gemeinde war die Religion zu der wahren Sozio-logie geworden, wo auf dem Grunde allgemeiner humaner

Lebensanſchauungen die bitteren Unterſchiede des Ranges, Reichtums und der vielſeitigeren Kenntniſſe ſich milderten und verſöhnten. Das Ideal war nicht mehr in der Vergangenheit als ein abſolutes ein für allemal feſtgeſtellt; es leuchtete in der Zukunft wie der Stern des Orients und zeigte den Weg.

Nach der Rede begab ſich der Redner Weigelt mit Namen in ein anſtoßendes Zimmer, wo ein jedes Gemeindemitglied zu ihm gehen, ihn über etwa zweifelhafte Punkte befragen und ſich überhaupt mit ihm beſprechen konnte. Dort entſpannen ſich oft noch lebhafte Verhandlungen, die nicht wenig dazu beitrugen, „das Wort" lebendig zu machen und die Gemeindemitglieder untereinander zu verbinden, da alle, Reiche und Arme, da gleichberechtigt waren. Als ich dem Redner vorgeſtellt wurde, ſagte ich ihm, daß ſeine Rede mir den Wunſch erweckt habe, Mitglied der Gemeinde zu werden; daß ich wohl wiſſe, daß für dieſe eine Perſon mehr oder weniger nichts bedeute, daß es mir aber ebenſowohl für Frauen wie für Männer eine Pflicht ſcheine, in Zeiten des Kampfes, wie die, in welchen wir lebten, die eigne Überzeugung rein auszuſprechen und ſich denen anzuſchließen, die ſie teilten. Er gab mir recht; nur riet er mir zu warten und die Sache näher zu prüfen, um nicht einen für meine ſoziale Stellung wichtigen Schritt übereilt zu tun. Ich folgte ſeinem Rat und fing damit an, ſeine Individualität zu ſtudieren. Wenn man ihn vor der Gemeinde ſprechen hörte, hätte man ihn für einen Menſchen unbeugſamer Energie und von feſtem, kühnem Charakter halten ſollen. Er war aber im Gegenteil von beinah weiblicher Sanftmut, wenig praktiſch im gewöhnlichen Leben, ſcheu und zurückhaltend in Geſellſchaft, liebenswürdig im näheren Umgang. In ſeinen Reden jedoch zog ihn die Logik des Denkens unwiderſtehlich fort; dann war er unerbittlich konſequent. Ich widmete ihm bald eine innige Freundſchaft, die ihre volle Kraft behalten hat bis auf dieſe Stunde, obgleich lange

Jahre der Trennung zwiſchen uns liegen und unſere Wege ſich wohl nie mehr kreuzen werden.

Nach einiger Zeit ließ ich mich als Mitglied in die freie Gemeinde aufnehmen. Es war dies einfach genug: Man wendete ſich an den Verwaltungsrat und wurde dann der Gemeinde vorgeſchlagen, die durch allgemeine Abſtimmung über die Zuläſſigkeit der Aufnahme entſchied. Danach wurde man in die Regiſter der Gemeinde eingeſchrieben und bezahlte einen äußerſt geringen jährlichen Beitrag zu den gemeinſamen Ausgaben.

Für mich war dieſer Schritt jedoch bedeutungsvoll genug. Er ſchied mich auf immer von meiner Vergangenheit; ich ſagte mich dadurch öffentlich von der proteſtantiſchen Kirche los und verband mich einer völlig demokratiſch-konſtituierten Gemeinſchaft. Bald mußte ich die erſten Folgen davon erfahren. Ich war noch ein ganz kleines Kind, als der Fürſt meines Geburtslandes einmal kam, meinen Vater zu beſuchen, und mich bei ihm fand. Ich weiß nicht, ob ich ihm gefallen hatte oder aus welch anderem Grunde, kurz, er ſchenkte mir an dem Tage die Anwartſchaft auf eine Stelle in dem erſten und reichſten adeligen Fräuleinſtifte des Landes, welche Stellen unverheirateten Damen eine angenehme Unabhängigkeit gewähren. Die Prätendentinnen rücken nach der Reihe vor, ſobald eine Stelle frei wird. Sonderbarerweiſe erhielt ich kurze Zeit nach der Aufnahme in die Gemeinde die Anzeige, daß die Reihe an mich gekommen ſei, Beſitz von meiner Stelle zu nehmen. Meine Mutter bat mich brieflich, nicht eine angenehme Unabhängigkeit durch meine Schuld zu verlieren. Ökonomiſche Unabhängigkeit war mein heißer Wunſch; ich bedachte ernſtlich, ob ich dann nicht eine Schule für das Volk gründen und nach meinen Anſichten organiſieren könne. Aber zunächſt hätte ich den Schritt rückgängig machen müſſen, den ich eben getan hatte, denn als Stiftsdame mußte ich auf das Evangelium ſchwören, daß ich der chriſtlichen Kirche angehöre. Hätte ich mich aber auch ſelbſt von der Gemeinde wieder trennen wollen,

ſo hätte ich doch nie wieder einer dogmatiſchen, orthodoxen Kirche angehören können, und es verſtand ſich von ſelbſt, daß ich die Vorteile jener Stellung nicht mit einer Lüge erkaufen wollte. Ich erwiderte alſo auf die Aufforderung, mich in Beſitz meiner Stelle zu ſetzen, daß ich aus Überzeugung der freien Gemeinde angehörte, daß ich aber, wenn man mich von jener Formalität entbinden könne, kommen würde, meine Stelle einzunehmen. Man würdigte mich nicht einmal einer Antwort.

Ich blieb bei meinem Vorſatz, nach Amerika zu gehen, und teilte ihn Emilien, dem Profeſſor und ſeiner Frau mit. Sie hätten mich gern davon abgebracht wegen der Zuneigung, die ſich ſchnell gegenſeitig zwiſchen uns entwickelt hatte, aber ſie verſtanden meine Gründe ſehr wohl und ſie waren zu frei, um einem Entſchluß, den ſie natürlich fanden, entgegenzuwirken. Das Schickſal ſchien meinen Wünſchen zu Hilfe zu kommen. Einige Zeit nach meiner Ankunft bei ihnen kam der Prediger einer freien Gemeinde mit ſeiner Familie und einigen Freunden dort an, in der Abſicht, ſich nach Amerika einzuſchiffen und drüben eine freie Gemeinde zu gründen. Die Familie war ſehr liebenswürdig, und ich beſchloß, mich ihnen anzuſchließen. Es ſchien mir, als habe ich zu gleicher Zeit Freunde, Heimat und Zweck gefunden, denn es mußte da viel zu tun geben, und vor allem würde man einer Schule bedürfen. Die Auswanderer erſchienen in einer Abendverſammlung unſerer Gemeinde. Man ſprach von der Zukunft der Menſchheit, von der Verbreitung der freien Gemeinden diesſeits und jenſeits des Ozeans, vom Sieg des freien Gedankens und freier Inſtitutionen. Man ſagte ſich, daß der Ozean jetzt keine Scheidelinie, ſondern ein Verbindungsweg ſein würde zwiſchen Brüdern, die in gleicher Weiſe an der großen Aufgabe arbeiten wollten, den menſchlichen Geiſt immer mehr vom Joch der Unwiſſenheit und des Aberglaubens zu befreien und die Menſchheit durch Arbeit, Wiſſenſchaft und Sittlichkeit zu vereinen. Wie ſchön waren dieſe Stunden! Welche großmütige Empfindungen beherrſchten alle Herzen! Ich war voll Freude: meine

Träume wurden Wahrheit. In dieſer Vereinigung von Menſchen aller Stände ſchätzte man ſich nicht mehr nach der zufälligen Stellung, die man in der Welt einnahm, ſondern nach dem perſönlichen Wert eines jeden. Dies erſchien mir die wahre, beglückende Frucht der Revolution, und ich freute mich an dem Gedanken, mit von den erſten dieſer wirklich edlen Demokratie zu ſein, die ſich auf beiden Hemiſphären bilden ſollte.

Ich mußte mich doch entſchließen, meine Mutter mit meinem Vorſatz bekannt zu machen, denn ich wollte nicht heimlich gehen. Ich ſchrieb ihr alſo, indem ich ihr meinen Plan auf die einfachſte und beruhigendſte Weiſe auseinanderſetzte. Ich ſprach ihr von dem unbekannten Freund, der mich in Amerika erwartete und an dem ich eine Stütze und einen Beſchützer fände, ſagte, daß ſie mich außerdem aber auch zu gut kenne, um nicht zu wiſſen, daß ich meinen Weg auch allein ruhig und würdevoll gehen werde. Ich flehte ſie an zu glauben, daß ich einer tiefen, aufrichtigen Überzeugung folgte, daß meine ganze innere Entwicklung zu dieſem Ziele hingedrängt hätte, daß ich nichts täte, als mein Schickſal erfüllen, und daß ich ſie bäte, mich zu lieben, ſo wie ich ſie bis zum letzten Augenblick meines Lebens lieben würde. Kurz, meine ganze Seele war in dieſem Brief, und ich erwartete die Antwort mit tiefer Bewegung, denn meine Freunde wollten bald fort, und alles mußte ſich raſch entſcheiden.

Die Antwort kam, traf mich vernichtend und erfüllte mich mit Staunen und Schmerz. Meine Mutter fand meinen Plan nicht nur tollkühn, ſondern ſchuldig. Sie fand es unweiblich, daß ich einem unbekannten Mann mit ſo viel Vertrauen entgegengehen, und unglaublich, daß ich mich ſo weit von der Familie entfernen wolle. Ihr Brief war ſo bitter ungerecht, ich fühlte mich ſo rein ihren Vorwürfen gegenüber, daß eine gewaltige Empörung mein Herz ergriff. Ich kämpfte einen furchtbaren Kampf mit mir ſelbſt durch und ſah mit Haß in jenen Abgrund, in den religiöſe und ſoziale Vorurteile die edelſten Naturen hinabziehn. Ich erkannte

mir vollkommen das Recht zu, dieſe Ketten zu brechen und meinen eigenen Weg zu gehen, ſollte ich auch keine andere Billigung finden als die meines Gewiſſens, und keinen andern Erfolg als den, meine perſönliche Verantwortlichkeit behauptet zu haben. Aber — es war meine Mutter, von der mir dieſer Schlag kam; von ihr, die mich ſo geliebt hatte, ehe der Konflikt der Anſichten uns trennte, und die mich noch liebte trotz allem. Das entſchied!

Ich antwortete ihr, daß ich ſtets fähig ſei, meine Wünſche ihrer Ruhe zu opfern, daß ich daher meinen Auswanderungsplan aufgebe, daß ich mir aber für ewig die Freiheit meiner Überzeugungen vorbehalte, daß keine Macht der Erde mich darin hindern können würde, und daß ich gerade deshalb geglaubt hätte, es würde ihr weniger peinlich ſein, mich in der Ferne nach ihnen lebend zu wiſſen, als in der Nähe unter ihren Augen.

Der Profeſſor ſchrieb zu gleicher Zeit meiner Schweſter: „Ihre Schweſter iſt eine Idealiſtin und will nach ihrem Ideale leben. Man kann ihr von dieſem oder jenem Schritt abraten, wenn man ihn unvorſichtig findet, aber man darf die Unabhängigkeit ihrer Handlungen nicht angreifen, und noch weniger die Reinheit ihrer Abſichten bezweifeln.“ Er zeigte mir den Brief und ſprach mir, ebenſo wie ſeine Frau und Emilie, die lebhafteſte Sympathie aus. Die letztere machte mir den Vorſchlag, im Inſtitut zu bleiben, ihm zuſammen mit der Frau des Profeſſors vorzuſtehen und ganz beſonders meinen Einfluß auf die jungen Mädchen, die die Vorleſungen beſuchten, geltend zu machen. Sie verſicherte mir, daß die Damen des Verwaltungsrats ſowie die Profeſſoren fänden, daß ich ein gutes Element in das Leben des Inſtituts gebracht hätte, daß die Penſionärinnen mir ſehr zugetan wären, endlich daß ſie ſelbſt fühle, in mir die Freundin gefunden zu haben, die ſie für ihr Leben und ihre Tätigkeit brauche. Ich hörte das alles voll Rührung. Zum erſtenmal kam mir das Bewußtſein, daß ich eine Individualität geworden war, die eine gewiſſe Macht ausübte, und dieſes

tröſtende Bewußtſein kam mir gerade in dem Augenblick, in dem ich ſo tief verletzt worden war, in dem mein Leben wieder dem Zufall anheimgegeben ſchien, da ich wirklich nicht wußte, was beginnen, weil die Rückkehr in meine Familie mir nun ganz unmöglich war. Ich nahm daher Emiliens Vorſchlag mit Dankbarkeit an. Eine Tätigkeit in Übereinſtimmung mit meinen Anſchauungen — das war es ja, was ich geſucht hatte. Ich hatte ſie mir freilich anders ſuchen wollen, auf einer freien Erde, fern von den ſchmerzlichen Erinnerungen der Heimat, und ich ſah meine auswandernden Freunde nicht ohne tiefe Wehmut ziehen. Aber ich nahm das Opfer an als Sühne für den Schmerz, den ich, ohne es zu wollen, meiner Mutter bereitet hatte.

Ich trat meine neue Aufgabe mit Eifer an und hatte bald die Freude, die jungen Mädchen ſich mit Liebe um mich ſcharen zu ſehen. Eine der erſten Maßregeln, die ich einzuführen verſuchte, war die Teilung der Arbeit, indem ich das Beiſpiel gab. Um der Anſtalt, die nicht reich war, die Ausgabe, viele Dienſtboten halten zu müſſen, zu erſparen, brachte ich jeden Morgen mein Zimmer ſelbſt in Ordnung, und bald taten die übrigen Bewohner dasſelbe. Nicht nur befand ſich die Ordnung des Hauſes dabei beſſer, ſondern ein jeder fühlte für ſich die geſunde Wirkung einer körperlichen Bewegung und Tätigkeit am Anfang des Tages, die nachher die Sammlung bei der geiſtigen Arbeit doppelt genießen ließ. Außerdem beſchloſſen wir Einwohnerinnen des Inſtituts, unſere feine Wäſche ſelbſt zu waſchen, um ſo wieder eine Ausgabe zu erſparen. Einmal die Woche ſtanden wir dann im Garten fröhlich um einen Waſchtrog, und während die Hände Wäſche rieben, beſprachen wir Gegenſtände aus den Vorleſungen, oder ſonſt irgendwelche wichtige Fragen, die durch letztere angeregt waren. Die ſchönſte Folge überhaupt dieſes Zuſammenlebens war das totale Verſchwinden aller kleinlichen Intereſſen, aller Klatſchereien und Eitelkeiten, die ſonſt nur zu oft das Zuſammenſein von Frauen bezeichnen und ihnen mit Recht vorgeworfen werden. Unſer Leben war

zu ſchön erfüllt, um der Frivolität noch Raum zu laſſen. Wir taten die gröbere Arbeit, weil es zum Vorteil der Anſtalt diente, die unſer aller höchſtes, geiſtiges Intereſſe war, und wir fühlten uns nicht dadurch gedemütigt, weil die niedrigſte Arbeit, wenn ſie eine Pflicht iſt, den Menſchen ehrt. Aber wir legten dieſer Arbeit auch nicht mehr Wichtigkeit bei, als ſie verdiente, denn wir hatten etwas Beſſeres in unſerem Leben, das uns neue Horizonte öffnete und uns in uns ſelbſt die Fähigkeit der Frau zeigte, eine neue, edlere Stellung im Leben einzunehmen. Ich ſah die ſchönſten Veränderungen in den Charakteren der Schülerinnen vor ſich gehen. Mehr als e i n e Mutter erkannte dankend an, wieviel harmoniſcher und edler ihre Töchter würden; viele der begabteſten Schülerinnen, denen bisher alle häusliche Beſchäftigung und Handarbeit ein Greuel geweſen war, ſuchten dieſe jetzt einfach mit der geiſtigen Arbeit zu vereinen; die Leichtſinnigen wurden ernſt, die Faulen fleißig; es war eine Strömung, die ſie alle zum Guten fortriß.

Die Lehrer, die anfangs ſo ungläubig geweſen waren, wurden immer begeiſterter für ihre Aufgabe. Sie fanden eine viel regere Aufmerkſamkeit und Empfänglichkeit unter dem weiblichen Auditorium, als ſie je unter dem männlichen gefunden hatten, und die Fragen, mit denen man ſie meiſt noch nach den Stunden beſtürmte, zeigten ihnen, daß ſie nicht ins Leere geſprochen hatten.

Das Leben des Inſtituts beſchränkte ſich indeß nicht bloß auf die Vorleſungen und das häusliche Zuſammenſein. Einmal in der Woche war auch eine geſellige abendliche Vereinigung. Auch hier herrſchte ein neuer, belebter Ton: Freiheit ohne Ausgelaſſenheit, Geiſt ohne Affektation. Die Jugend umgab das Alter, um zu lernen durch Fragen und Hören. Die Bedeutenden gaben ſich willig den Geſprächen hin, in denen man von ihnen mit Ehrfurcht das Beſte verlangte, was ſie zu geben hatten. Ausgezeichnete Fremde, die durch Hamburg kamen, ließen ſich an dieſen Abenden einführen, und es kam mehr als einmal vor, daß Literaten und

Dichter ihre geiſtigen Produkte da vorlaſen, ehe ſie noch dem größeren Publikum übergeben wurden. Beſonders ſchön waren die allgemeinen Beſprechungen, die von Zeit zu Zeit über wichtige ſoziale Fragen ſtattfanden. Jemand aus der Geſellſchaft ſtellte die Frage von ſeinem Geſichtspunkt aus hin, und nun entſpann ſich die Diskuſſion, an der ſich alle beteiligen konnten, und bei der ſich die Frauen und Mädchen, auch die ſchüchternſten, endlich gewöhnten, ihre Anſicht auszuſprechen, und ſich ſo von der falſchen Scham zu befreien, durch die ſo manches gute Wort oft ungeſagt oder mancher noch unklare Gedanke unentwickelt bleibt.

Trotzdem mein Leben im Inſtitut ſchon erfüllt genug war, ſo beſuchte ich doch auch regelmäßig die Vereinigungen der Gemeinde am Sonntagmorgen und einmal die Woche abends. Dieſe letzteren waren der Geſelligkeit und der Beſprechung der Gemeindeangelegenheiten gewidmet. Die Arbeiter und ärmeren Gemeindemitglieder kamen dahin mit ihren Frauen und Kindern und ſaßen an denſelben Tiſchen mit den Begüterten und ſozial höher Geſtellten. Man ſprach zuſammen wie unter Gleichgeſtellten über politiſche, religiöſe, wiſſenſchaftliche Dinge, und die Frauen nahmen lebhaften Anteil an allem. Derjenige Gegenſtand, der die Gemeinde damals am meiſten beſchäftigte, war die Gründung einer konfeſſionsloſen Gemeindeſchule. Es ſollte eine Kommiſſion, aus drei Männern und drei Frauen beſtehend, ernannt werden, um die Schule zu organiſieren. Die Wahl wurde durch allgemeines Stimmrecht der Männer wie der Frauen beſtimmt. Als die Zettel aus der Urne gezogen und die Namen verleſen wurden, kam der meine ſo oft vor, daß ich ganz beſchämt war, denn obgleich ich bereit war, alles zu tun, um nützlich zu ſein, hatte ich doch noch immer eine große Schüchternheit, ſobald es galt, irgendwie öffentlich aufzutreten. Als unſer lieber Prediger mir anzeigte, daß ich gewählt war, hätte ich es faſt lieber abgelehnt, da ich mir auch noch nicht genug praktiſche Kenntniſſe zutraute für die Organiſation eines ſolchen Werks. Aber das freundliche Zureden von allen Seiten beſtimmte

mich, ein Vertrauen anzunehmen, das ich bis jetzt noch durch nichts zu verdienen Gelegenheit gehabt hatte. Meine beiden weiblichen Kollegen waren Frauen von großem Verdienst und vieler Erfahrung. Der Prediger, ein anderes Gemeindemitglied und unser Professor vom Institut bildeten die andere Hälfte des Komitees. Diese neue Aufgabe ward mir sehr lieb, denn ich konnte dabei viele praktische Kenntnisse erwerben und noch andere Ansichten verwirklichen helfen als in der Hochschule. Die Schule sollte selbsterhaltend werden, aber es wurde einstimmig beschlossen, das Schulgeld nach den Mitteln der Eltern zu bestimmen, denn es schien uns gerecht, daß der Reiche mehr für die Erziehung seines Kindes zahle als der Arme, daß diesem aber dieselben Vorteile der Bildung zugute kämen wie jenem. Man überließ es der Unparteilichkeit der Kommission und der Ehrlichkeit der Eltern, über diesen Punkt bei der Annahme von Schülern zu bestimmen. Ein zweites wichtiges Prinzip, das uns zu langen Erörterungen und ernstlichen Erwägungen führte, war das des gemeinsamen Unterrichts für Knaben und Mädchen. Es wurde endlich entschieden, es nur in den Elementarklassen durchzuführen, die höheren Klassen aber zu trennen, den Mädchen jedoch genau denselben Unterricht zu erteilen wie den Knaben. Die Religion wurde völlig aus den Unterrichtsgegenständen ausgeschlossen, indem man es den Familien überließ, hierfür im Hause je nach persönlichen Ansichten zu sorgen. Die Schule sollte nur unterrichten und das sittliche Gefühl wecken durch wahre Bildung, durch humane Anschauungen und Vorführung edler Beispiele und durch die Hinweisung auf die Pflichten des Individuums in Familie, Gesellschaft und Staat.

Ich beteiligte mich endlich auch an dem großen Armenverein, der ebenfalls von den unermüdlichen Stifterinnen der Hochschule gegründet war und außerordentlich viel Gutes tat, indem er nicht bloß Almosen austeilte, sondern durch reichlich belohnte Arbeit das moralische Gefühl der Armen belebte und durch persönliche Teilnahme an ihren Schicksalen

ſie aus der Iſolierung des Elends heraushob. Ich bekam auch meine Anzahl armer Familien zu beſuchen. Welches namenloſe Elend ſah ich da in der reichen, üppigen Stadt — welche tiefe moraliſche Verſunkenheit! Eines Tages kam ich, ohne es vorher zu wiſſen, durch eine Straße, die faſt nur von Proſtituierten bewohnt iſt. Ich ſah deren mehrere an den offenen Fenſtern oder vor der Tür, in der entſetzlichſten Wahrheit des Tageslichts, wenn die Schminke und der verhüllende Flitter abgeſtreift ſind. Es war das erſte Mal, daß ich ſolche traurige Geſchöpfe ſah, und ein unnennbares Mitleid mit den Unglücklichen, die durch Armut und die Sitten der Geſellſchaft in den Abgrund ſtürzen, überflutete mein Herz. Wie empört aber wurde ich, als ich hörte, daß dieſe Unſeligen eine Taxe an die Stadt bezahlen müſſen, um ihre ſcheußliche Beſtimmung ausüben zu können. Alſo profitiert der Staat von der Erniedrigung der Frau, von dieſem ſchwarzen Flecken der Geſellſchaft, von dieſer Todſünde des öffentlichen Lebens! Mich ergriff ein glühender Wunſch, meine Anſtrengungen nach dieſer Seite hinzuwenden, und jenen Armen die neue Moral: daß die Arbeit den Menſchen ehrt, ſtatt ihn zu erniedrigen — zu predigen. Aber ich ſah ein, daß auch für dieſe Reform der Boden erſt bereitet werden mußte durch die Verwirklichung des Prinzips der ökonomiſchen Unabhängigkeit der Frau mittelſt einer beſſern Erziehung. Die Löſung der Frage konnte auch hier nur, wie überall, aus dem Grunde der Dinge ſelbſt hervorgehen. Wie ſollte man ſonſt eine moraliſche Revolution, die ſo tief in das Innerſte des menſchlichen Lebens eingriff, in Staaten hervorbringen, die die Unſittlichkeit beſchützen und alle Infamie auf die Opfer des Elends und der Sklaverei zurückwerfen, während die wahren Miſſetäter vielleicht mit unter denen ſitzen, die den Staat regieren und die Geſetze machen helfen.

So ausgefüllt, wie nun mein Leben war, blieb mir keine Zeit mehr zu vergeblichem Trauern und bitteren Betrachtungen. Ich lebte ein Leben in Übereinſtimmung mit meinen Grundſätzen, und meine praktiſchen Fähigkeiten wuchſen mit

deren freier Ausübung. Ein tiefer Friede war in meinem Herzen, und eines Abends, als ich, wie es meine Gewohnheit war, vor dem Schlafengehen am Fenster stand und, in die stille Nacht hinaussehend, mein Tagewerk und überhaupt mein vergangenes Leben prüfte, sagte ich mir selbst: Ich bin wieder glücklich.

Zu dieser Zeit brachte mir ein Brief der „Kleinen" die Nachricht, daß, auf die Bitten des Vaters und die Verwendung einflußreicher Personen, besonders aber auch aus ernsten Gesundheitsrücksichten, ihrem Bruder die Hälfte der Strafzeit erlassen wäre, und daß man ihn, nach anderthalb Jahren Gefängnis, zu Haus erwartete. Dann erfuhr ich, durch einen Brief meiner Schwester, daß er angekommen war, und daß die Familie außerdem den Besuch einer jungen Dame hätte, die, wie man sagte, den glücklich Befreiten heiraten werde. Ich wußte, wer es war: die Schreiberin der schönen Briefe an den Gefangenen. Ein Schatten glitt durch diese Nachrichten über die stille Klarheit in meinem Herzen. Aber ich hatte zu gleicher Zeit die Freude, der Anstalt eine neue Pensionärin anzeigen zu können. Meine Freundin Anna aus B. schrieb mir, daß alles, was ich vom Leben der Hochschule berichte, sie so sehr anzöge, daß sie, die ganz Unabhängige, beschlossen hätte, zu kommen und ihr Leben dort auch nützlich zu machen. Sie kam, nachdem sie bei der „Kleinen" zu Besuch gewesen war. Sie hatte Theodor dort kennen gelernt und war auch hingerissen von seinem edlen Wesen. Ich fragte nach der Heirat. Da erzählte sie, daß davon keine Rede mehr wäre, indem jenes Mädchen, so ausgezeichnet und bedeutend in ihren Briefen, doch in der persönlichen Erscheinung so wenig anziehend wäre, daß das Ideal, das sich Theodor im Gefängnis von ihr gemacht hätte, in argem Widerspruch mit der Wirklichkeit stände, und daß, wenn schon Freundschaft und Achtung im höchsten Grade blieben, die Liebe sich nicht hinzugesellt hätte. Nach ihrer Abreise war Theodor in ein Seebad gereist, da seine Gesundheit in bedenklicher Weise durch die lange Haft ange-

griffen war. Dieſe letzte Nachricht betrübte mich tief, aber die erſte gab mir eine gewiſſe Befriedigung. Nicht, daß ich geglaubt hätte, das zerriſſene Band könnte ſich je wieder knüpfen, aber — ſo ſchwach iſt das menſchliche Herz! — ich ſah es mit einer Art von Freude, deren ich nicht Herr werden konnte, daß keine der Neigungen, die er ſeit unſerer Trennung empfunden hatte, ſein Weſen ſo ganz in Beſitz genommen, ſo ausgefüllt hatte, wie es einſt mit der Liebe zu mir der Fall geweſen war.

Die Vorbereitungen für die Gemeindeſchulen waren ſo weit fertig, daß nunmehr zu der Wahl der Lehrer und Lehrerinnen geſchritten werden mußte. Es waren viele Bewerber beiderlei Geſchlechts da. Die Kommiſſion hatte ſie vorgeſchlagen, die Gemeinde hatte zu entſcheiden. Zu dem Zweck hatten die Bewerber vor der Gemeinde ihre Anſichten über die Schulen freier Gemeinden zu entwickeln und dann eine Probeſtunde in einer hierzu verſammelten Klaſſe zu geben. Wie groß war meine Überraſchung, als ich einen Brief von der „Kleinen" erhielt, worin ſie mir anzeigte, daß ihr Bruder den Wunſch habe, ſich um die erſte Lehrerſtelle für die oberen Klaſſen zu bewerben. Das Feld literariſcher Tätigkeit war ihm verſchloſſen, da das Wort nicht mehr frei war; der Staatsdienſt unter der Reaktion war unmöglich, ſo blieb ihm nur die Tätigkeit in den freien Gemeinden, denen er ja ſeinen Anſichten nach längſt angehörte. Es bewegte mich tief, daß er ſich, ſozuſagen, an mich wandte, um ſich eine neue Zukunft zu ſchaffen; aber ich war feſt entſchloſſen, ihn mit der Ruhe einer Seele zu empfangen, die durch ſich ſelbſt ihr Gleichgewicht wiedergefunden hat. Ich antwortete der „Kleinen", ihr Bruder möge zum Konkurs kommen, ich zweifle nicht, daß er den Sieg davontragen werde.

Meine Freundin Anna hatte ſich mehr und mehr an mich angeſchloſſen. Ich liebte ſie auch zärtlich, aber ich hatte zu viele Pflichten auf mich genommen, um mich ihr ſo ausſchließlich widmen zu können, wie ihre Natur es verlangte. So kam es, daß ſie ſich mit großer Zärtlichkeit einem jungen

Mädchen zuneigte, die ſeit kurzem in der Hochſchule war und die ſich mit leidenſchaftlicher Hingebung an ſie anſchloß. Charlotte, dies war ihr Name, wurde bald wie der Schatten von Anna, und man ſah nie eine ohne die andere. Anna war ſeit einigen Tagen leidend, und Charlotte wich nicht von ihrem Bett. Ich hatte am Nachmittag ausgehn müſſen, um meine Armen in entfernten Stadtteilen zu beſuchen, und kam erſt am Abend, müde und betrübt vom Anblick ſo vieler Leiden, zurück. Das Dienſtmädchen ſagte mir, es wäre ein fremder Herr oben bei Anna. Ich erriet ſogleich, wer es ſei, und konnte mich einer tiefen Erregung nicht erwehren. Aber ich faßte mich gewaltſam und trat mit Ruhe in das Zimmer. Im Halbdunkel des Krankenzimmers ſah ich jemand an Annas Bett ſitzen. Ich erkannte ihn nur zu wohl. Er erhob ſich, mich zu begrüßen. Ich hieß ihn ruhig willkommen, und wir ſprachen miteinander wie alte Bekannte. Aber je ruhiger ich äußerlich war, um ſo bewegter war ich im Innern. Ich hatte ihn ſeit dem Tage des Begräbniſſes ſeiner Mutter nicht wiedergeſehen, und zwiſchen dem Tag und dieſem Augenblick des Wiederſehens lag ſeine Gefangenſchaft, lag mein Scheiden aus der Familie, und wie viele bittere, traurige Kämpfe! Seine Gegenwart ließ mich fühlen, daß die Liebe zu ihm noch nicht erloſchen war, aber ich hatte wieder genug Macht über mich gewonnen, um gewiß zu ſein, daß er nie etwas anderes bei mir finden werde, als die anerkennende Freundſchaft, die ſeine herrlichen Eigenſchaften verdienten.

Er verband ſich ſchnell aufs wärmſte mit unſerem Prediger, der mit Freude erfuhr, daß er der Verfaſſer jenes Buchs gegen das kirchliche Chriſtentum war, das ich früher erwähnt habe und das er zu der Zeit unſerer innigſten Neigung geſchrieben hatte. Der Prediger ſagte, daß dieſes Buch einen großen Einfluß auf ihn gehabt hätte. Auch Emilie kannte es und war glücklich, den Autor kennen zu lernen.

Theodor war zunächſt nur auf einige Tage gekommen; er wollte erſt ſehen, ob unſer Leben ihm genug gefiele, um ſich

ihm anzuſchließen. Während dieſes kurzen Aufenthalts war er freundſchaftlich frei und aufmerkſam gegen mich. Die Welt ſchien mir aufs neue ſchöner, beleuchtet von den Strahlen ſeines Geiſtes, und es war mir, als ob die Gemeinſchaft mit dieſer reichen poetiſchen Natur das Leben anziehender machen würde, auch wenn ſein Herz nicht mehr mir gehöre.

Er ging zurück, ſeine Sachen zu ordnen, um ganz wiederzukommen. Während der Zeit bemühte ich mich auf das äußerſte, ſeine Wahl in der Gemeinde vorzubereiten, indem ich von ihm erzählte, von dem, was er ſchon für ſeine Überzeugungen gelitten, und von der glänzenden Begabung als Lehrer, die ich ihm zutraute. Als er zurückkam, war der Boden ſchon vorbereitet. Emilie, deren Haus ein paar Schritt weit vom Inſtitut lag, hatte ihn gaſtlich bei ſich aufgenommen. Er kam beinah jeden Tag zu uns, wohnte mehreren Vorleſungen bei und verbrachte meiſt die Abende im Kreiſe der Hochſchule. Der Prediger hatte ihn gebeten, ſich der Gemeinde vorzuſtellen, indem er Sonntags an ſeiner Statt zu ihr rede. Es war für mich ein wehmütig lieber Eindruck, ihn wieder vor einer Gemeinde reden zu ſehen, wie ich ihn einſt geſehen hatte in erſter Jugendbegeiſterung, als er und ich uns noch nicht von der Tradition losgeſagt hatten. Damals ſprach er zu einem chriſtlichen Auditorium, jetzt zu einer freien Gemeinde, und wir, die wir einer durch den andern Freidenker geworden waren, trafen uns, nach ſo langer, ſchmerzlicher Trennung, darin vereinigt zu einem gemeinſamen Werk.

Seine Rede war ſchön und machte einen großen Eindruck. In ihr empfand man nicht mehr die poetiſche Glut des jungen Apoſtels von ehedem, der ein entferntes Ideal in den Wolken ſah und von dem Reich Gottes auf Erden ſprach; es herrſchte vielmehr in ihr die Ruhe des geprüften Mannes, der die furchtbaren und praktiſchen Mächte kennt, mit denen der ideale Gedanke zu kämpfen hat, und bereit iſt zu der Arbeit der Entſagung, die nötig iſt bei dem langſamen Gang des wirklichen Fortſchritts.

Der Tag der Lehrerwahl kam. Die Unterlehrer und Lehrerinnen waren bereits gewählt; es blieb nur noch die Wahl des ersten Lehrers übrig, der zugleich Mitglied des administrativen Ausschusses, zu dem auch ich gehörte, werden sollte. Die Wahl geschah am Abend, und die Gemeinde hatte sich beinahe vollständig eingefunden. Auf der Tribüne, wo die Redner standen, saß auch unser Komitee, und vor uns stand die Urne, die die Stimmzettel empfangen sollte. Zwei andere Bewerber kamen zunächst, lasen ihre schriftlichen Arbeiten über die Bestimmung und Organisation einer freien Schule, und gaben ihre Probestunde mit einer zu diesem Zweck versammelten Kinderklasse. Sie wurden beide mit großem Beifall von der Gemeinde belohnt, so daß ich schon etwas Angst bekam, ob Theodor die Stimmenmehrheit haben würde. Nun kam er und las seinen Aufsatz, in dem die Frage über die Aufgabe der freien Schule vollkommen gelöst war, in idealer und in praktischer Weise zugleich. Solche Schulen, wie er sie beschrieb, würden, wenn einmal überall eingeführt, die wahre Revolution machen, d. h. die sittliche und geistige Umwälzung, die die Völker zur Selbstregierung und zu der Erfüllung ihrer Pflichten, die die wahre Grundlage der sozialen Existenz sind, führen würde. Wir alle empfanden, daß hier das Höchste gesagt war, was sich über den Gegenstand sagen ließ; der Prediger nickte mir mit freudigem Lächeln zu. Die Probestunde entsprach der Vorlesung. Die Kinder, die ihn nie gesehen hatten, waren ganz aufgeregt vor Freude und wollten gar nicht aufhören. Die Stimmzettel wurden nun in die Urne geworfen; der Prediger las und zählte sie. Ich sah das Resultat schon an seinem frohen Ausdruck. Er erklärte Theodor mit großer Majorität gewählt. Dieser selbst schien sehr glücklich; er hatte aufs neue eine Bestimmung, einen Beruf.

In derselben Woche wurde die Schule eröffnet. Es blieb jetzt nur übrig, für Theodor das Bürgerrecht zu erhalten, denn er wurde in dieser d e u t s c h e n Stadt, die aber ihre besondere Regierung hatte, wie ein Fremder angesehen.

Neben dieſen Erfolgen aber bereiteten ſich im intimen Leben der Hochſchule ſelbſt peinigende und bitter ſchmerzliche Verhältniſſe für mich. Anna und Charlotte führten mehr und mehr ein erkluſives Leben, das nicht ganz zu den eigentlichen Zwecken der Hochſchule ſtimmte. Sie zogen ſich faſt ganz auf Annas Zimmer zurück, und dahin kam nun auch Theodor jeden Abend, wo die beiden ihn mit allen Aufmerkſamkeiten umgaben, die die Verhältniſſe geſtatteten. Ich hatte von lange her die Gewohnheit, eine Stunde bei Anna zuzubringen, ehe wir uns zu den gemeinſchaftlichen Abendvereinigungen der Bewohner der Anſtalt begaben. Auch jetzt folgte ich dieſer Gewohnheit; ich traf dort Theodor und es wäre mir nun eine Freude geweſen, dem intimeren Geſpräch, das der Reiz ſeines Geiſtes beherrſchte, beizuwohnen, wenn von allen Seiten einfaches, unbefangenes Benehmen ſtattgefunden hätte, und wenn man nach dem Privatgeſpräch auch zur rechten Zeit der Pflicht gegen das gemeinſame Leben genügt und in den Salon zu den übrigen Hausbewohnern gekommen wäre. Dem war aber nicht ſo, und es gab mir eine bittere, traurige Empfindung, zu bemerken, daß Anna und Charlotte — ſie, die die Vergangenheit kannten — anſtatt liebevoll zu vermitteln und auf die noch immer im Grunde des Herzens unvernarbte Wunde den Balſam einer tröſtenden, freundſchaftlichen Gemeinſchaft zu legen, wie ich ſie angebahnt hatte, nun ſich ſo benahmen, daß meine Beſuche in Annas Zimmer wie etwas Beſonderes, ihm Geltendes ausſahen. Es entſtand dadurch bald ein Mißton in dieſem intimen Zuſammenſein, der mich tief verletzte, mich, die ich ſo viel ſchon vergeben hatte und gar keinen perſönlichen Anſpruch mehr machte. Ich unterließ fortan öfter meine Beſuche bei Anna, arbeitete allein auf meinem Zimmer oder vereinte mich früher mit den übrigen Hausbewohnern, die bereits anfingen Klage zu führen über den Koteriegeiſt, der von den zwei Freundinnen eingeführt wurde; aber es war ein neues ſchmerzliches Entbehren und eine harte Er-

fahrung in Beziehung auf Anna und Charlotte, die mir sogar Besuche, die sie Theodor machten, verheimlichten.

Der Schluß des Jahres war da. Wir hatten ein wahrhaft demokratisches Fest zur Feier des Silvesterabends veranstaltet. Mehrere Arbeiterfamilien, der Gemeinde zugehörend, waren dazu gebeten worden. Beim Abendessen saß ich neben einem Tischler, den ich schon länger kannte und hochschätzte. Er war ein charaktervoller, denkender, gebildeter Mann, hatte lange Zeit in Paris gearbeitet, war ein Freund Börnes gewesen, hatte dessen Vorlesungen an die deutschen Arbeiter beigewohnt und an seinem Sterbebette gestanden. Als Börne ihn fragte, ob er glaube, daß die deutschen Arbeiter ihn verstanden hätten, hatte er dem Sterbenden mit einem zuversichtlichen Ja geantwortet. Nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt, lebte er für die Propaganda der Freiheit und zeigte durch sein Beispiel, was der Arbeiter bei seinem Handwerk für seinen eigenen Fortschritt und den der andern leisten kann. Es war mir stets eine Freude, mich mit diesem Menschen von hellem Verstande und warmem Herzen zu unterhalten. Seine Frau, eine feurige Republikanerin, war seiner wert. Als man im Jahre 1848 ihren Mann aus politischen Gründen in das Gefängnis gesetzt hatte, war sie zu der obersten Behörde gegangen und hatte seine Freiheit verlangt, „nicht als eine Gnade, sondern als ein Recht, da er unschuldig ist", wie sie sagte. Solche Menschen gab es damals unter den deutschen Arbeitern.

Nach dem Abendessen las Theodor uns die „Albigenser" von Lenau vor. Diese schöne Dichtung, die ein großes Martyrtum erzählt, berührte dieselbe Saite in uns allen. Ich war aber doppelt davon ergriffen, da ich sie von jener melodischen Stimme vortragen hörte, die so oft mein Herz bewegt hatte, und das edle bleiche Antlitz dabei sah, das einem jener Märtyrer anzugehören schien, deren Geschichte er uns las. Als er geendet hatte, trat ich in das anstoßende leere Zimmer, um meiner Bewegung Herr zu werden. Ich hörte mir jemand folgen, und als ich mich umwandte, sah ich, daß

er es war. Wir ſahen uns einen Augenblick lang an, und in dieſem Blick lag die Anerkennung eines Bandes, das höher iſt als die Liebe, und das die Menſchen auf ewig, über Raum und Zeit hinaus, vereint: die Liebe zum Ideal. Worte waren da überflüſſig; andere Menſchen kamen hinzu; aber von dieſem Augenblick an war mir die Bitterkeit, die ſich in unſere Beziehungen eingeſchlichen hatte, verſchwunden, und es blieb nur ein ſtiller, wehmutsvoller Friede.

Einige Zeit nach Neujahr kam die Antwort auf Theodors Anfrage um das Recht, in Hamburg bleiben und ein bürgerliches Amt ausüben zu können. Sie lautete verneinend. Man gab vor, daß hohe politiſche Rückſichten einen längeren Aufenthalt und die Ausübung einer bürgerlichen Tätigkeit für einen Mann, der des Hochverrats angeklagt geweſen ſei, unmöglich machten. Der Befehl, das Gebiet der Stadt baldmöglichſt zu verlaſſen, war hinzugefügt. Wir waren alle ſchmerzlich betroffen. Die Gemeinde war in großer Aufregung. Es war dies das erſte Signal, daß die Gefahr herannahte; daß die Reaktion dieſe kleinen Zentren, in denen eine Freiheit herrſchte, die man nirgends mehr dulden wollte, mißgünſtig anſehe. Es war ſicher, daß die kleine, unbedeutende Regierung der freien Stadt Hamburg dieſe abſchlägige Antwort nicht erfunden hatte. Man hatte bei einem größeren Staat, dem, in dem Theodor ſein Verbrechen begangen hatte, angefragt und war dem von dort erhaltenen Gebot gefolgt. Die einflußreichſten Männer der Gemeinde taten alle möglichen Schritte, boten jedwede Garantie — umſonſt. Auch ich entſchloß mich zu einem verzweiflungsvollen Verſuch. Ich ließ bei dem damaligen Haupt des Freiſtaats um eine Audienz nachſuchen und erhielt ſie. Es war dies ein ſüßlich höflicher, kleiner Greis. Ich ſagte ihm, in welcher Angelegenheit ich komme, und daß ich mehr perſönliche Garantien geben könne, als alle andern, da ich die hochgeachtete Familie Theodors genau kenne, da ich beſtimmt wiſſe, wie fernab für jetzt jeder Gedanke an Beſchäftigung mit Politik von Theodors Seele liege, und daß er nur daran denke, ſich

dem Unterricht der Jugend zu widmen. Der kleine Greis erwiderte mir darauf mit einem ſchlauen Lächeln, daß dies jetzt vielleicht bedenklicher ſei, als alles andere, da man beim Unterricht erſt recht die Mittel habe, ſeine Ideen zu verbreiten. Dann nahm er eine Miene des Wohlwollens an und ſagte: „Ich verſichere Ihnen, daß die Schwierigkeiten nicht von uns herkommen. Man hat einmal von uns geſagt, daß wir kein väterliches, ſondern ein mütterliches Gouvernement ſind; wir würden nichts abgeſchlagen haben. Gewichtige Rückſichten beſtimmen uns, und ich muß Ihnen leider ſagen, daß gar keine Hoffnung iſt.“

So mußte ich denn dieſen mütterlichen Greis verlaſſen und tief traurig nach Hauſe gehen. Emilie hatte auch ihrerſeits alles Mögliche verſucht — ebenfalls umſonſt.

Theodor war ſchwer von dem Ereignis betroffen. Er ſprach wenig darüber, aber man ſah wohl an ſeinem bitteren Lächeln, an ſeiner tödlichen Bläſſe, daß er erſt jetzt ganz ſeine Lage begriff. Das Vaterland war ihm verſchloſſen, die letzte Tätigkeit ihm unmöglich gemacht. Was blieb? — das Exil. Mit ſeinen Fähigkeiten und in der Blüte des Lebens wäre das noch nicht das größte Unglück geweſen, aber dieſer unerwartete Schlag verriet plötzlich einen ſolchen Grad eines phyſiſchen Leidens, deſſen Keim ſich wohl im Gefängnis gezeigt hatte, das aber weder er ſelbſt noch ſeine Freunde ſchon ſo weit entwickelt geglaubt hatten, daß an Auswanderung vorerſt nicht zu denken war. Von Hamburg jedoch mußte er fort, denn alle Vorwände, die wir erfanden, um ihn noch bleiben zu machen, mußten doch ſchließlich ein Ende nehmen, und ſo erſchien es als das Nötigſte, zunächſt an ſeine Geſundheit zu denken und ihr eine längere Pflege zu widmen. Er entſchied ſich für eine Kaltwaſſerheilanſtalt im Norden, eine Tagereiſe weit von Hamburg, wo ein Charlotten bekannter Arzt war, der eines großen Rufs genoß. Theodor ſagte der Schule Lebewohl und hatte die Befriedigung, ſein Scheiden lebhaft von ſeinen Schülern beklagt zu ſehen; dann ging er, und ich fühlte aufs neue eine un-

ausfüllbare Lücke in meinem Leben. Als nach einiger Zeit gar keine Nachricht von ihm kam, entſchied ich mich, ihm zu ſchreiben, und ſagte ihm, daß er mir zu viel Achtung und Freundſchaft ſchuldig ſei, um in dieſem wahrhaft ſchuldvollen Schweigen zu beharren, und mir nicht von Zeit zu Zeit Nachricht über ſein Ergehen zu geben, da er wiſſe, welchen uneigennützigen Anteil ich für immer an ſeinem Schickſal nähme. Diesmal antwortete er, wie es ſein mußte, mit freier, offener Freundſchaft. Von da an war unſer Briefwechſel hergeſtellt, aber die Nachrichten, die er mir über ſeine Geſundheit gab, waren wenig befriedigend. Ich ſchrieb heimlich an den Arzt der Anſtalt und bat ihn, mir die volle Wahrheit ſeiner Anſicht über den Zuſtand des Kranken zu ſagen. Seine Antwort lautete: „Da Sie die Wahrheit zu wiſſen verlangen, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß ich Ihrem Freunde nicht einmal mehr Jahre des Lebens verbürgen kann. Es kann nur noch von der mehr oder minder raſchen Entwicklung des Übels zu dem unabweisbaren Ende die Rede ſein.“

Ich blieb lange Zeit mit dieſem Brief in der Hand, ohne daß ich wagte, die furchtbaren Worte noch einmal zu leſen. Endlich ging ich allein hinaus, einen einſamen Weg längs eines Baches, der unter friſchgrünen Büſchen und Bäumen dahinfloß. Der Frühling war in ſeiner vollen Pracht, Blumen blühten und dufteten, Vögel ſangen fröhliche Chöre in den Zweigen. Ich allein wandelte in dieſer lachenden Natur wie eine Verurteilte, mit unerträglichen Ketten Belaſtete. Die Zeit war auf immer vorbei, wo ich einen Troſt darin gefunden hatte, mich anderen anzuvertrauen. Ich hatte mich gewöhnt, allein mit dem Schickſal zu bleiben; nur die Natur, von früh auf meine intimſte Freundin, konnte ich auch jetzt fragen: „Iſt es ſein letzter Frühling?“ Und da die Hoffnung ſchwieg, ſo fielen ſtille Tränen in den Bach und wurden von ihm fortgetragen in die geheimnisvolle Ferne, in der ſich alles verliert: Jugend, Liebe, Hoffnungen, Leiden, und zuletzt — die Individualität ſelbſt.

Es mußte ein anderer Lehrer an Theodors Stelle gewählt

werden. Ich ſchlug dem Komitee den „Demokraten“ vor, jenen edlen Freund, mit dem ich ſtets in Briefwechſel geblieben war. Ich wußte, daß er keine Stelle hatte, da er ein zu entſchiedener Republikaner war, um unter der Reaktion zu dienen. Man ging auf den Vorſchlag ein; ich ſchrieb ihm; er nahm mit Freude an, kam, wurde erwählt, und da er nie öffentlich kompromittiert geweſen war, gab es keinen Vorwand, ihm die Erlaubnis zum Bleiben zu verweigern. So war denn wieder ein treuer Freund mehr in meiner Nähe, und bald hatte ich die große Freude, ihn ſich einem vortrefflichen, hochgebildeten Mädchen, die ſeit einiger Zeit in der Hochſchule war und mit mir dieſer vorſtand, zuneigen zu ſehn. Sie erwiderte ſeine Neigung, und gegen Ende des Sommers feierten wir mit innigem Anteil ihre Verlobung. Dieſer Sommer war überhaupt, abgeſehen von dem ſchmerzlichen Geheimnis, das ich im Herzen bewahrte, in geiſtiger Beziehung ſehr ſchön. Ein neuer Profeſſor war zu Vorleſungen an der Hochſchule gewonnen worden, ein ebenſo geiſtig bedeutender wie liebenswürdiger Mann. Er hielt uns Vorleſungen über Geologie und Chemie. Bei dem völligſten Poſitivismus in der Wiſſenſchaft war er doch eine tief poetiſche Natur, und wenn er uns von dem Kohlenſtoff-Atom erzählte, das durch die Ewigkeit der Materie wandert, um ſich bald zu dem Gehirn des Genius, der Unſterbliches ſchafft, bald zu dem Blütenkelch, der Duft ausſtrömt, mit anderen Stoffen zu verbinden, ſo ſchilderte er das in einer Weiſe, die uns alle zur Begeiſterung hinriß. Eine Welt neuer Gedanken öffnete ſich mir. Ich glaubte endlich die Löſung der Fragen nach dem Grund der Dinge zu erblicken. „Die Ewigkeit der Materie“, dieſes Wort erſchreckte mich nicht mehr — mich, die ich nicht mehr an die perſönliche Unſterblichkeit glaubte. Ein ewiges Prinzip ſchien mir nun geſichert, und die Materie, die durch die chriſtliche Anſchauung ſo tief gedemütigt war, erſtand aus ihrem verachteten Grabe und rief ſiegend: „Ich bin der ewige

Grund, und das Individuum ist nur eine vorübergehende Äußerung meiner Ewigkeit."

Ich schrieb weitläufige Berichte über diese Vorlesungen an Theodor, um ihn der Freude, die sie mir gaben, teilhaftig zu machen. Als aber die Herbstferien für Hochschule und Gemeindeschule kamen, fühlte ich mich sehr ermüdet und beschloß, etwas für meine Gesundheit zu tun. Ich war seit jenem Aufenthalt in Ostende vollständig der Hydrotherapie zugetan und hatte alle Medizin verbannt. Unser Arzt in Hamburg gehörte derselben Richtung an und verordnete mir eine Kur in jener Anstalt, in der sich Theodor befand. Ich ging mit Freude darauf ein, da ich, wissend, was ich wußte, eine tiefe Sehnsucht hatte, ihn noch einmal wiederzusehn. Anna und Charlotte rieten mir von dem Aufenthalt ab; ich hatte beschlossen, mein trauriges Geheimnis niemand zu sagen; auch hatte der Arzt mich um strenge Diskretion gebeten. Ich konnte ihnen also meinen geheimen Grund nicht erklären; aber, im Angesicht der ewigen Trennung, was lag mir denn auch an den müßigen Skrupeln, selbst der nächsten Freunde?

Ich reiste ab, nach jener Anstalt, die an einem kleinen See ländlich und hübsch gelegen ist. Ich kam um Mittagszeit, vor dem Essen, an. Der Arzt, der mich empfing, bestätigte mir, was er geschrieben. Im Eßsaal fand ich eine zahlreiche Gesellschaft; Theodor saß obenan am Tisch. Ich hatte ihm geschrieben, daß ich käme; er war also nicht überrascht. Er stand auf und kam mich zu begrüßen. Ich hatte Mühe, meine Wehmut zu verbergen, als ich ihn sah, so sehr hatte er sich verändert. Der Arzt schrieb mir eine strenge Kur vor, mit absolutem Nichtstun wegen meiner Augen und völliger Gemütsruhe. In diesem letzteren Punkt konnte ich leider nicht gehorchen. Mein Gefühl für den Freund ließ mir keine Ruhe, wenn ich ihn bleich, erschöpft dem zu frühen Tod entgegengehn sah, oder wenn ich ihn lange Stunden hindurch allein auf seinem Zimmer wußte, versenkt in sein Leiden und in den Kampf der Entsagung, die so schwer wird, wenn die Seele noch voll Jugend, Poesie und Zukunftsge-

danken iſt. Wie drängte es mich dann, ihm zu ſagen: „Erkenne mich doch für das, was ich bin, für dieſe Schweſterſeele, die du ſelbſt dir mit ſo feſten Banden verbunden haſt, daß ſie nicht mehr zu zerreißen ſind. Ich verlange nichts von dir, als jetzt wie eine Schweſter mit dir den dunklen Pfad zu gehn, den du durchmiſſeſt, denn es wäre ſolcher Weſen wie wir, nur würdig, dieſen Kelch miteinander mit vollem Bewußtſein zu trinken.“

Doch hielt ich mich zurück und ehrte ſelbſt ſeine Freiheit im Leiden. Ich begnügte mich damit, es ſtill mit ihm zu teilen. Zuweilen kam er und holte mich ab, an einen der hübſchen Plätze, die den See umgaben, und da las er mir verſchiedenes, was ihn gerade beſchäftigte, vor. Da waren Augenblicke voll ſanfter, wehmütiger Ruhe. Dann aber war er wieder finſter, unnahbar, und ſtieß jeden Verſuch, ihm wohlzutun, mit Härte ab. Eines Tages, während wir bei Tiſch ſaßen, überbrachte man mir einen Brief des unbekannten Freundes in Amerika. Der Brief enthielt auch einen an Theodor, deſſen Freund er ebenfalls war und den er noch in Hamburg vermutete. Nach dem Eſſen forderte ich Theodor auf, mit hinauszukommen, um die Briefe des gemeinſamen Freundes zu leſen, da ſie immer lang und von großem Intereſſe waren. Wir ſetzten uns an einen reizenden Platz, von Felſen umſchloſſen, die mit Moos bewachſen waren und aus denen eine klare Quelle ſprang. Jedes las zunächſt ſeinen Brief für ſich. Der meine war aus dem fernſten Weſten Amerikas datiert, wo der Freund eine Niederlaſſung zu gründen beabſichtigte, der er eine große Zukunft weisſagte. Der Boden und die Lage konnten daraus ein wichtiges internationales Zentrum machen. Der Freund kannte die Gründe, die mich früher abgehalten hatten, nach Amerika zu gehen. „Siegen Sie jetzt über alle dieſe Schwierigkeiten und Zweifel und kommen Sie,“ ſchrieb er. „Aber ich fühle, daß ich Sie nicht in eine ſo weite Ferne rufen kann, ohne Ihnen einen legitimen Schutz anzubieten. Kommen Sie, um meine Frau zu werden, indem wir uns gegenſeitig die Freiheit vorbe-

halten, je nach unſerem Herzen dieſem Band ſeinen wahren Charakter zu geben.“ Dann beſchrieb er mir genau die Reiſe, die ich zu machen haben würde, die notwendigen Dinge, die ich mitzubringen hätte uſw. Endlich fügte er hinzu: „Dieſer Brief ſcheint ſo materiell und von Kleinigkeiten erfüllt neben ſo großen Entſchlüſſen, und dennoch, wenn Sie wüßten, mit welcher Bangigkeit mein Herz Ihrer Entſcheidung entgegenſieht! Wenn Sie ſich entſcheiden zu kommen, bringen Sie uns noch andere Freunde mit. Ich meine hiermit zunächſt Theodor, der ſich hier von dem Übel, das ihm die alte Welt angetan hat, erholen wird.“

Ich fühlte, daß ich errötete vor innerer Bewegung, als ich dieſen Brief las. Welche ſonderbare Lage war dies auch! Der, den ich vordem hatte aufſuchen wollen als Beſchützer und Führer, um mit ſeiner Hilfe mein Ideal eines neuen Lebens zu beginnen, rief mich nun, um als ſeine Frau mit ihm den Grund zu einem neuen Kulturwerke zu legen. Aber dieſer Ruf kam in dem Augenblick, wo die alte Welt mich wieder mit jenen Banden an ſich gefeſſelt hatte, mit denen ein Sterbender das Herz, das ihn geliebt hat, an ſein Sterbelager bindet: die Hochſchule, die Gemeinde, deren immer bedrohte Exiſtenzen ein Teil meines Lebens geworden waren; dann der, der mir in dem Augenblick zur Seite ſaß und langſam auf dieſer alten Erde dahinſtarb — alles das ließ mich fühlen, daß ich nun nicht eher ſcheiden könnte, bis dieſe Schickſale entſchieden wären. Ich wendete mich zu Theodor; ſein Kopf war zurückgeworfen und ruhte auf dem Moos, das den Fels bedeckte, an dem wir ſaßen; ſeine Augen waren halb geſchloſſen und ſein totenblaſſes Geſicht drückte einen tiefen Schmerz aus. Er hielt mir ſeinen Brief hin, ohne ein Wort zu ſagen. Ich durchflog die Zeilen: der Freund drängte auch ihn zu kommen, mich zu begleiten, um gemeinſchaftlich den Grundſtein einer großen Zukunft zu legen, eines bedeutungsvollen Zentrums für die Entwicklung der Kulturgeſchichte.

„Zu ſpät!“ ſagte er endlich mit leiſer Stimme. Ein un-

ermeßliches Mitleid durchſtrömte mein Herz; ich legte für einen Moment meine Hand leiſe auf die ſeine und in meinem Herzen tönten die Worte von Novalis:

„Wenn alle untreu werden,
So bleib' doch ich dir treu,
Damit doch Treu auf Erden
Nicht ausgeſtorben ſei."

Ich ſagte ihm nichts von den Vorausſetzungen, unter denen unſer Freund mich hinrief, aber ich las ihm den ganzen übrigen Teil des Briefes. Er fragte mich, ob ich gehen würde. Ich ſagte ihm, daß es mir jetzt unmöglich ſchien, mich von den Beſchäftigungen und Pflichten, die ich übernommen hatte, loszuſagen, bevor ſie mir von außen unmöglich gemacht würden. Er gab mir recht. Ich ſchrieb dem fernen Freunde in dieſem Sinn und gab ihm alle Gründe meines Nichtkommens an. Theodor fügte einige Worte hinzu, in denen er ſagte: „Wie ſehnlich wünſchte ich kommen zu können und mich dir zu vereinen! Aber es iſt zu ſpät! Ich bin nur noch ein ſchwaches, kränkliches Weſen, ein Schatten von dem, der ich einſt war. Ich glaube nicht, daß ich noch werde geneſen und dir folgen können."

Man kann ſich denken, mit welcher Empfindung ich dies las! Der Kur müde, die ſeinen Zuſtand nicht beſſerte, entſchloß ſich Theodor, zu gehen, ohne noch recht zu wiſſen wohin. Meine Ferien waren auch zu Ende: ich wurde in der Hochſchule erwartet und ging noch vor ihm, mit der Hoffnung, ihn noch einmal zu ſehn, denn er wollte jedenfalls über Hamburg kommen, um ſeine dortigen Freunde zu begrüßen. In der Hochſchule wurde ich mit Freude empfangen. Anna und Charlotte, die auch eine Ferienreiſe gemacht hatten, waren noch nicht zurück. Unſer lieber Profeſſor, der Naturaliſt, kam von einer Reiſe in das ſüdliche Deutſchland zurück, wo er Gelegenheit gehabt hatte, den Umtrieben auf die Spur zu kommen, die die pietiſtiſche Partei, die eine ſtarke Organiſation in Hamburg hatte, gegen die Hochſchule ins Werk ſetzte. Er hatte ſogar bis in kleine Orte des Schwarzwalds

hinein bei Pfarrern gedruckte Pamphlete vorgefunden, die von einer pietiſtiſchen Druckerei in Hamburg herrührten, in denen die Hochſchule als ein Herd der Demagogie dargeſtellt wurde, wo, unter dem Mantel der Wiſſenſchaft, revolutionäre Pläne geſchmiedet würden, und in denen demnach Eltern davor gewarnt wurden, ihre Töchter dieſem Inſtitut anzuvertrauen. Man machte uns alſo einen offenen Krieg! Die Freunde der Unwiſſenheit und des Aberglaubens, die ſich von jeher der Religion bedient haben, um ihre Zwecke durchzuſetzen, hatten ſich gegen uns bewaffnet, weil wir die Frauen ihrem ſchmählichen Joch entziehen wollten. Die Gefahr machte mir die Hochſchule noch teurer und ich gelobte mir ſelbſt, ſie nicht zu verlaſſen und ihr Schickſal zu teilen. Die Gefahr nahte ſich auch mehr und mehr den Gemeinden; ſchon waren mehrere in verſchiedenen Gegenden Deutſchlands aufgelöſt worden. Inzwiſchen blühte unſere Gemeindeſchule, und unſer Prediger führte ſein Auditorium durch alle Konſequenzen der Kritik, bis er offen das Wort Atheismus ausſprach, indem er ihm auf der andern Seite einen idealen und praktiſchen Sozialismus darlegte, der die Stelle der alten Ordnung der Dinge, die, des lebendig machenden Geiſtes beraubt, nur noch ein gefährlicher Irrtum waren, einnehmen ſollte.

Kurze Zeit nach mir kam auch Theodor. — Emilie nahm ihn wieder bei ſich auf. Man brauchte nicht zu fürchten, daß das „mütterliche" Gouvernement von Hamburg ihm nicht einige Tage der Ruhe dort gönnen würde. Er war zufrieden, wieder da zu ſein, und war, wie früher, jeden Tag mehrere Stunden in der Hochſchule, häufig mit mir allein. Am Abend vereinigten wir uns meiſt bei Emilien mit dem Prediger oder dem einen oder andern der Profeſſoren und verbrachten herrliche Stunden in bedeutenden Geſprächen. Theodor fand zuweilen die ganze Stärke ſeines Geiſtes wieder und ſchien ſich nur ſchwer zum Gehn entſchließen zu können. Endlich beſtimmte er ſeine Abreiſe: er wollte zunächſt in die Heimat. Aber am Tag vorher fiel er in der Straße, und dieſer Fall erſchütterte ſeinen kranken Organismus ſo ſehr, daß er

mehrere Tage im Bett zubringen mußte, und der Doktor erklärte, er werde noch vor einigen Wochen nicht reiſen können. So ließ denn das Schickſal ſelbſt mir noch für einige Zeit ſeine Gegenwart, aber unter ſo traurigen Bedingungen, daß es mir das Herz zerriß. Ich hatte nun keine Skrupel mehr, ihn als wirkliche barmherzige Schweſter zu beſuchen. Ich ging jeden Morgen, nachdem ich meine Pflichten in der Hochſchule erfüllt hatte, auf eine Stunde zu ihm, um ihn durch Unterhaltung zu zerſtreuen, ihm Bücher zu bringen und darüber zu wachen, daß ihm nichts fehle. Er ließ mich gewähren; er hatte es endlich begriffen, daß in jeder großen weiblichen Liebe auch die Mutterliebe iſt, die nichts mehr fordert, aber gibt, hilft, tröſtet und verſöhnt. Als er das Zimmer verlaſſen durfte, forderte er mich auf, eine Spazierfahrt mit ihm zu machen. Es war ein ſchöner, milder Herbſttag. Eine ſanfte, melancholiſche Heiterkeit ging von der Natur in unſere Seelen über. Wir führten edle, wohltuende Geſpräche. Als wir nach Hauſe zurückkehrten, ſeufzte er und ſagte: „O Königin, das Leben iſt doch ſchön!“

Den Tag darauf ſchied er. Er hatte beſchloſſen, nach der kleinen Stadt Gotha zu gehen, wo ſich ein ausgezeichneter Arzt befand, den er um Rat fragen wollte. Vorher wollte er noch einige Tage zu den Seinen und nach B., um dort eine Dame zu ſehen, der er ſehr nah ſtand. Es war dies eine junge, reiche Witwe, die ihn liebte. Ich weiß nicht, warum er vordem gezögert hatte, ſich mit ihr zu verbinden; jetzt, wo er ſo krank war, konnte er natürlich nicht daran denken, aber er wollte ſie beſuchen. Ich erfuhr aber nach einiger Zeit, daß er ſeinen Entſchluß geändert hatte und nach ein paar bei ſeiner Familie verbrachten Tagen nach Gotha abgereiſt war. Auch dies war mir eine innere Befriedigung; er liebte alſo dieſe Frau nicht, ſonſt hätte er, ſelbſt an der Schwelle des Todes, noch einmal geſucht, ſie zu ſehen.

Anna und Charlotte kehrten endlich zurück. Die Vorleſungen der Hochſchule waren äußerſt beſucht, die Gemeindeſchule entwickelte ſich immer herrlicher; von dieſer Seite blieb mir

nichts zu wünſchen übrig. Unter den jungen Mädchen, die die Vorleſungen beſuchten, waren ausgezeichnete Perſönlichkeiten, große Intelligenzen; beſonders zeigten ſich überraſchende Fähigkeiten für die Mathematik. Alle dieſe Schülerinnen liebten mich, einige bis zum Fanatismus. Ich empfand oft eine tiefe Befriedigung, wenn ich dieſe Jugend um mich ſah und an ihr meine Hoffnungen für die geiſtige Entwicklung der Frauen beſtätigt fand. Aber ich war noch nicht am Ende der Prüfungen, die mir von der Seite kamen, von der überhaupt die größten Schmerzen meines Lebens gekommen waren. Ich erhielt einen Brief von zu Haus, in dem man mir unter anderem erzählte, daß Theodors Vater, nachdem er einige Wochen ohne Nachricht vom Sohn geweſen ſei, von der Stadt Gotha aus benachrichtigt worden war, daß dieſer gleich nach ſeiner Ankunft ſchwer krank geworden und ins Hoſpital gebracht worden wäre, ohne daß man ſeinen Namen und Wohnort gewußt hätte. Jetzt erſt, da es ihm ein wenig beſſer gehe, habe er die Anweiſung geben können, ſeine Familie zu benachrichtigen. Der Vater wäre hierauf alsbald nach Gotha gereiſt, hätte ihn außer Bett, aber ſo ſchwach gefunden, daß er ihn im Hoſpital hätte laſſen müſſen, wo er übrigens auch ſehr gut gepflegt würde.

Ich allein wußte vielleicht genau, was dieſe Krankheit bedeutete, und war ſchwer betroffen von der Nachricht. Der Gedanke an den ſehr Kranken im Hoſpital einer kleinen Stadt, ohne Freunde in der Nähe, verließ mich nicht mehr, weder Tag noch Nacht. Ich ſchrieb ihm und hatte bald den Troſt, einige Zeilen Antwort zu bekommen, die von einer großen überſtandenen Gefahr und einer leiſen Hoffnung ſprachen. Ich konnte dieſe letzte Täuſchung nicht mehr teilen, aber ich ſchrieb ihm Dinge, die ihn intereſſieren und zerſtreuen konnten. Ich hatte nur wenig Geld, nichts als meine ſehr kleine Rente, deren Hälfte noch für die Armen, die Gemeinde uſw. dahin ging; nun gab ich aber nichts mehr für mich aus, *flickte* meine Kleider, anſtatt mir neue zu kaufen, und verwandte das Wenige, was mir blieb, darauf, dem,

der fern von den Seinigen und den Freunden einſam ſein Leben aushauchte, alles zu verſchaffen, was ihn erheitern und ihm angenehm ſein konnte. Der Augenblick war gekommen, ſeine Leiden durch jene kleinen Aufmerkſamkeiten zu erleichtern, die ich ſtets gegen den Geſunden, als einer großen Liebe unwürdig, verſchmäht hatte, obgleich ſo manche Frauen ſich dadurch gerade den Männern unentbehrlich zu machen ſuchen. Dem Kranken aber durfte man auch ſogar manchen Leckerbiſſen ſenden, den das Hoſpital ihm nicht gewähren, und der ihm doch eine momentane Befriedigung geben konnte. Jede Woche ging ein Päckchen ab, das alles enthielt, was ich nur irgend ausdenken konnte. Es war ja wenig, aber hätte er gewußt, wie ich mir dafür gewiſſenhaft alles verſagte, um ihm alles geben zu können, es hätte ihm doch viel geſchienen. Er fühlte auch den Sinn der Gaben, denn ſeine kurzen Briefe waren immer gut und ſeelenvoll; er ſprach vom Frühjahr, wo er hoffe, Gotha verlaſſen zu können. Ich las das mit tiefer Herzensqual, und doch hoffte ich auch noch manchmal, daß die Jugend über den Tod werde triumphieren können.

So kam ein anderes Weihnachtsfeſt herbei. Wir feierten es wieder in unſerem Kreis, aber in mein Herz kam diesmal keine Freude. Die letzten Nachrichten von ihm waren aufs neue ſchlechter geweſen. Das neue Jahr nahte heran, meine Angſt um den armen Kranken, den niemand zu tröſten ging, wuchs bis zu ſolch einem Grade, daß ich beſchloß, nach Gotha zu gehen, um ſelbſt zu ſehen, wie es um ihn ſtünde. Ich vertraute nur Emilien und dem „Demokraten" das wahre Ziel meiner Reiſe; beide ſagten mir, ich täte recht. An einem kalten Wintertag machte ich mich auf die Reiſe und kam erſt bei einbrechender Nacht in Gotha an. Kaum im Gaſthof abgeſtiegen, ließ ich mich zum Hoſpital führen. Es lag ziemlich weit außerhalb der Stadt. Ich mußte durch ſtille, einſame Straßen, dann durch eine lange Allee ſchreiten, zu deren beiden Seiten ſich weite mit Schnee bedeckte Felder ausbreiteten, die beim blaſſen Licht der Sterne wie ein un-

endliches Leichentuch aussahen. In mir war eine tiefe, feierliche Ruhe; es schien mir, als gehörte ich nicht mehr dieser Erde an und als ginge ich, den geliebten Schatten im Hades aufzusuchen. Ich hatte keine Furcht irgendeiner Art, denn ich gehorchte einem innern Gebot, das nichts mehr zu tun hatte mit irdischen Rücksichten. Endlich sah ich ein einsames Haus, in dem oben zwei Fenster erleuchtet waren. Als ich eintrat, fand ich eine alte Frau, die, als ich nach Theodor fragte, sich mir als seine Pflegerin zu erkennen gab und hocherfreut schien, daß jemand komme, um ihn zu sehen. Ich schrieb zwei Worte auf ein Stück Papier, um ihm zu sagen, daß ich da wäre. Er ließ mich bitten, gleich herauf zu kommen. Ich fand ihn auf dem Sofa liegend, er schien tief gerührt, mich zu sehen. Ich war bis in das Innerste erschüttert von seinem Anblick und dachte, daß das nicht die einzigen Helden sind, die auf dem Schlachtfeld für die Freiheit sterben. Er starb ja auch, ein Kämpfer, an den Folgen des Kampfes. Sein Zimmer war groß und luftig, aber es war doch das Zimmer eines Hospitals, und er war allein da, fern von allen, die er liebte. Er war noch nicht dreißig Jahre, aber er schien mindestens vierzig; ein langer schwarzer Bart hob seine Blässe und Magerkeit noch mehr hervor, und wenn ein Lächeln auf seine Lippen kam, so war es traurig zum Weinen. Ich sagte ihm, daß ich den Gedanken nicht habe aushalten können, ihn an diesen Festtagen allein zu wissen, und es schien ihm schmerzlich, daß niemand der Seinigen gekommen war, ihn zu sehen. Ehe ich ihn verließ, bat er mich, den folgenden Vormittag bis zur Essenszeit und den Nachmittag bis zum Abend zu kommen. Ich ging in den Gasthof zurück, traurig und doch glücklich; denn wenn es etwas gibt in der menschlichen Natur, was sie über das Vergängliche erhebt, so ist es die Charitas, das endlose Mitleid, in dem alles Persönliche untergeht, das das Leiden, die Schwäche, die Hinfälligkeit umfaßt, um zu trösten, zu retten, um den Tod noch zu verschönen. Selbst die größte Intelligenz hat ihre Grenzen, irrt zuweilen, läßt sich verblenden. Die große Liebe allein, die

zugleich Mitleid, Erbarmen, Vergeſſen aller Selbſtſucht iſt, die allein iſt unfehlbar, ſtrömt aus einer unbekannten ewigen Quelle und macht das Herz zu einem Tempel, wo ſich die Myſterien der einzigen wahren Religion feiern: der Religion, die rettet und vergibt.

Am folgenden Morgen ging ich um zehn Uhr hin. Er hatte ſein Zimmer ſchön aufräumen laſſen und ſeine Krankentoilette etwas ſorgfältiger gemacht. Ich hatte mir eine Handarbeit mitgebracht, ſetzte mich ihm gegenüber an den Tiſch und nähte. Wir ſprachen von tauſenderlei Dingen und er wurde immer heiterer. Viel Leſen und Schreiben war ihm unmöglich, weil es ſeinen Kopf zu ſehr anſtrengte; es blieb ihm alſo nur das Geſpräch. Wenn ich ſah, daß auch dies ihn ermüdete, ſchwieg ich; er lehnte den Kopf zurück auf das Kiſſen und ſchloß oft die Augen, ich arbeitete fort, bis er ſelbſt das Geſpräch wieder anfing. Am Nachmittag war es ebenſo; er warf mir ſogar vor, ſpät gekommen zu ſein. Unſer Geſpräch war ſehr belebt. Am folgenden Tag war Silveſter. Er lud mich ein, am Abend zu bleiben und ſein Abendeſſen zu teilen. Ich hatte einige Kleinigkeiten mitgebracht, die er, wie ich wußte, liebte, um ein kleines Feſt zu bereiten; die gute Krankenwärterin, die mich ſchnell liebgewonnen hatte, half mir alles ordnen. Theodor war heiter; ich gab mir Mühe, es zu ſcheinen und ihn nicht durch das leiſeſte Wort daran zu erinnern, daß in unſerer Vergangenheit ein Abgrund von Schmerzen lag, deren Urheber er war. Er konnte ſich mit ſeiner Mutter glauben. Auch ſprachen wir ſehr viel von ihr und unſere Herzen fanden ſich in ihrem Angedenken. Mit der Neigung, die die Sterbenden haben, auf die Ereigniſſe der Vergangenheit zurückzukommen, da ſich die Zukunft ihnen verſchließt, erzählte er auch von Begebenheiten ſeiner Kindheit, von ſeiner erſten Liebe zu einem kleinen Mädchen, dann kam er auf ſeine Beziehungen zu ſeiner ſchönen Tante zu ſprechen und gedachte mit gerechtem Lob ihres Geiſtes und ihrer Talente. Er rezitierte ein Gedicht von ihr, das wirklich ſehr ſchön war. „Aber ſie hatte nicht

das wahre weibliche Herz," ſetzte er hinzu, „ſie konnte nicht vergeben". Er hielt an und zögerte, in ſeinen Erinnerungen fortzufahren. Ich forderte ihn nicht auf, ſondern wartete, was er ſagen würde. Plötzlich fragte er mich, ob ſein Bruder mir mitgeteilt habe, was er ihm eines Tages geſagt hätte mit der Bitte, es mir zu ſagen. Ich verneinte; darauf ſagte er, er hätte ihm von dem Gefühl, das den Beziehungen zu ſeiner Tante gefolgt ſei, wie von dem beſten Gefühl ſeines Lebens und der edelſten Blüte ſeiner Jugend geſprochen.

Mit dieſen Worten endete das Jahr für mich. Als ich einige Stunden, nachdem ich ihn verlaſſen hatte, Mitternacht ſchlagen hörte, fühlte ich brennende Tränen mein Kopfkiſſen netzen. Ich wußte, daß es das letzte Mal war, daß ein neues Jahr für ihn anfing, und daß, noch ehe es zu Ende ging, er nur noch eine Erinnerung ſein würde.

Am Neujahrsmorgen ging ich früh aus, um zu ſehen, ob ich Blumen kaufen könne. Er liebte ſie ſo ſehr und hatte mir einſt ſo viele gegeben, daß ich ihm gern dieſe Überraſchung machen wollte. Aber die kleine Stadt kannte ſolchen Luxus nicht: Blumen im Winter! Endlich ſagte man mir, daß der Gärtner eines fürſtlichen Luſtſchloſſes, das eine gute Strecke weit außerhalb der Stadt lag, vielleicht welche habe. Ich ging hin, und wie groß war meine Freude, einen Topf mit einer blühenden Hyazinthe und einen andern mit Tulpen zu finden. Der Gärtner wollte ſie mir zuerſt nicht geben, aber ich bezahlte ſie gut und erhielt ſie. Nun trug ich ſie ſelbſt den weiten Weg zurück. Ein eiſiger Wind wehte über die ſchneebedeckten Felder; ich fürchtete für meine Blumen und hielt ſchützend meinen Mantel um ſie, wie um zwei liebe Kinder, während der Wind mir den Schleier wegriß und die ſcharfe Luft mein Geſicht zerſchnitt. Ich wurde durch Theodors Lächeln belohnt, als ich die Blumen auf ſeinen Tiſch ſetzte; durch die Freude, mit der er die ſüßen Düfte einzog, die ihm ſo viel köſtliche Empfindungen zurückriefen, ihm, der die

Natur ebenſo leidenſchaftlich liebte, wie ich. Zwei Tage vor meiner Abreiſe war er ſehr ſchwach; er konnte kaum ſprechen und eine fieberhafte Unruhe trieb ihn, im Zimmer umherzugehen, oder ſich bald hier, bald dort, erſchöpft hinzuſetzen. Er hatte nur ein Sofa und gewöhnliche harte Stühle im Zimmer. Ich ſann auf Mittel, ihm etwas größere Bequemlichkeit zu ſchaffen, indem ich ihm einen Lehnſtuhl fände, und lief durch die Stadt, einen zu mieten. Zu vermieten waren aber keine da, wohl aber zu verkaufen. Ich zögerte ein wenig; ich hatte nur gerade genug Geld, um meine Wirtshausrechnung und meine Rückreiſe zu bezahlen. Aber ich ſagte mir, ich würde in der dritten Klaſſe fahren. Er hatte den Lehnſtuhl nötig, ich kaufte ihn. Ich ließ ihn in ſein Zimmer tragen und ging, den letzten Abend bei ihm zu verbringen. Er war ſehr gerührt, und als er mir die Hand zum Abſchied reichte, ſagte er mit bewegter Stimme: „Man hat behaupten wollen, daß die demokratiſchen Frauen kein Herz hätten; es iſt an mir, dem zu widerſprechen.“ Das waren die letzten Worte, die ich von ihm hörte. Ich konnte ihm nichts ſagen. Mein Blick war von Tränen verſchleiert; ich wußte, es war der ewige Abſchied.

Am folgenden Morgen ſchied ich vor Tagesanbruch. Die Abfahrt des Zuges erwartend, ging ich auf der Plattform der Station hin und her. Es war friſche aber ruhige Winterluft; über mir glänzten noch unzählige Sterne, aber im Oſten zeigte ein dunkelroter Streif an, daß die Sonne wieder erſcheinen werde, um dieſe Welt der flüchtigen Erſcheinungen zu beleuchten. Mein Herz war ſo ſchwer, daß mir ſelbſt die Tränen ihren Dienſt verſagten. Ich ſtarrte auf den purpurnen Streifen am Horizont und fragte voll Verzweiflung: „Was bleibt noch übrig auf der Welt?“ — „Gut zu ſein,“ antwortete es in mir. Ich klammerte mich an dieſen einzigen Anker, und während der Dampf mich fern und ferner zog, betrachtete ich den Sonnenaufgang, und in meinem Herzen tönte es wie ein Hymnus an dieſes glorreiche Schauſpiel: „Gut zu ſein, gut zu ſein!“ —

Zwanzigstes Kapitel

Lösungen

Die gewohnte Tätigkeit nahm wieder ihren Gang. Trotz der tiefen Nebenbeschäftigung meiner Gedanken widmete ich mich mit Eifer meinen Pflichten, und besonders waren es die Vorlesungen und die Gespräche mit meinem liebsten Professor, dem Naturalisten, die für mich von der größten Bedeutung wurden. Sie ließen mich immer mehr begreifen, welche Veränderungen in der menschlichen Gesellschaft vorgehen werden, wenn man einmal die positiven Bedingungen festgestellt haben wird, nach denen das Leben der Völker sich gebildet hat, nach denen die Staaten, die gesellschaftlichen Beziehungen, die religiösen Ideen, der Handel, die Industrie, die Wissenschaften und Künste sich entwickelt haben; wenn vor allem die Physiologie, indem sie die Bedingungen der Existenz des menschlichen Organismus aufklärt, unfehlbare Grundlagen für eine neue und vernunftgemäße Psychologie gegeben haben wird. Ich erkannte immer deutlicher, aus allen Verhältnissen heraus, die Kette von Ursache und Wirkung, die das ganze Dasein ausmacht und durch die sich endlich die lange Antinomie von Geist und Natur, von freiem Willen und der von innerer oder äußerer Notwendigkeit bedingten Handlung löst. Ich sah zugleich, daß, wenn die absolute Freiheit hierdurch verneint wird, doch die moralische Verantwortlichkeit des Menschen nicht dadurch aufgehoben wird, denn wenn jede Tat die Folge vorhergehender Ursachen ist, so wird sie zugleich Ursache einer Kette von Wirkungen und verbindet den Menschen mit diesem großen Gewebe der Existenz, dessen Faden niemals abreißt. Einmal den Satz festgestellt, daß eine jede Handlung sich notwendig nach den überwiegenden Motiven bestimmt, so legt uns dies die doppelte Pflicht auf, die Motive zu fliehen, die uns zum Bösen bestimmen können, und diejenigen in uns zu stärken, die bestimmende Ursache des Guten werden, sei es für uns selbst oder für die, die wir erziehen.

Denn wenn es keine Freiheit des Willens gibt, ſo gibt es auch andererſeits keinen unmittelbaren Gehorſam gegen die beſtimmenden Motive, ſondern dieſer bereitet ſich meiſtenteils ſehr allmählich vor. Der bewußte Menſch iſt alſo verantwortlich für diejenigen Motive, durch die er oder die, die er zu leiten hat, beſtimmt werden. Dieſe Verantwortlichkeit iſt es, die wir ſeine Freiheit nennen, oder mit anderen Worten: ſeine Fähigkeit, in ſeinem Leben die Motive überwiegend zu machen, die ihn zum Guten beſtimmen. In dieſem Sinn iſt auch die Geſellſchaft verantwortlich dafür, daß ſie in ihrem Schoße die Motive geltend macht, die zum Guten führen. Eine aufgeklärte Juſtiz ſollte daher immer erſt fragen, inwieweit die Geſellſchaft vielleicht ſelbſt an dem begangnen Verbrechen Schuld hat, inwieweit nämlich ſie es unterließ, den Schuldigen mit den Motiven zu umgeben, die zum Guten reizen und ſo das Verbrechen verhüten. Erſt danach ſollte ſie richten, entſchuldigen oder ſtrafen.

Es fingen ſchwere Sorgen an auf uns zu liegen, wegen des materiellen Beſtands der Hochſchule. Es war klar, daß man uns, durch allerlei Machinationen, die Subſidien von außen abſchnitt. Ein Teil der Geber in der Stadt wurde nach und nach kälter gegen das Inſtitut; das waren die ſchwachen Charaktere, die vor Drohungen erſchraken oder Einflüſterungen Gehör gaben. Die intime Verbindung der Hochſchule mit der freien Gemeinde gab den Pfaffen (die wütend waren, weil ihre Kirchen leer blieben, während der Gemeindeſaal die Zahl der Zuhörer nicht faſſen konnte) einen Vorwand, um die Anſtalt anzugreifen und ihr die Sympathien derer, die nicht offen mit Gott brechen wollten, abwendig zu machen. Emilie und ich hatten lange, traurige Beratungen miteinander. Man warf uns vor, zu radikal geweſen zu ſein, unſere Grundſätze zu offen bekannt zu haben; aber wir bedauerten es nicht, klar ausgeſprochen zu haben, was wir wollten. Wenn die Zeit noch nicht reif war für die Verwirklichung unſerer Ideen, ſo war es beſſer, ihre Erfüllung der Zukunft zu überlaſſen, als ein Kompromiß mit

der alten Welt zu machen. Es gibt Naturen, die am Fortſchritt der Geſellſchaft arbeiten können, indem ſie alle Vorurteile ſchonen, die Sachen nur halb beim Namen nennen, und ein wenig nachgeben, um ein wenig zu erlangen. Dieſe übrigens ganz ehrlichen Naturen tun ihre Arbeit, und ſie hat ihren Nutzen. Aber es gibt andere, die von der unwiderſtehlichen Logik der Grundſätze vorwärts getrieben, ſich beſtimmt ausſprechen müſſen. Wenn es ihnen auch nicht gelingt, ihr Ideal zu verwirklichen, ſo erringen ſie doch für dieſes die energiſchen Sympathien, und zum wenigſten ſind ſie ſelbſt ein lebender Proteſt gegen die verſteinerten Formen, die den lebendigen Geiſt nicht mehr enthalten. Unſere ausgezeichnetſten Lehrer ſtimmten mit uns überein, obgleich auch ſie mit unendlicher Trauer an die Notwendigkeit dachten, das Inſtitut ſchließen zu müſſen.

Eines Abends ging ich allein am Rand des großen seeähnlichen Baſſins ſpazieren, das der Fluß bei Hamburg bildet. Es war in den erſten Tagen des April; der Frühling war kaum erſchienen; die Luft hatte jenes Gemiſch von ſanfter Lieblichkeit und erfriſchender Schärfe, die das Charakteriſtiſche nordiſcher Frühlinge iſt; das erſte Grün war kaum heraus und man atmete den Geruch der feuchten, friſchen Erde, die ſich erſt vom letzten Schnee befreit hatte. Die Sonne war untergegangen und der Himmel von einem blaſſen, durchſichtigen Blau, bedeckte ſich mit zarten, roſa Wolkenſtreifen, ferner Abglanz eines großen, verſchwundenen Lichts. Mein Herz, von jeher den Einflüſſen der Natur unterworfen, war es an dem Abend mehr als gewöhnlich. Alles, was auf meinem Leben laſtete, alle traurigen Enttäuſchungen, die meiner noch warten mochten, zogen an meinem Geiſt vorüber. Der Gedanke an den Sterbenden lag beſonders ſchwer auf mir. Ich wußte, daß jetzt auch keine Hoffnung mehr war, daß er wenigſtens das Hoſpital werde verlaſſen können, und er wußte es ſelbſt. In einem ſeiner Briefe hatte er mir geſchrieben, daß er abermals einige ſchwere Leidenstage durchgemacht habe, und hatte hinzuge-

fügt: „Einziger Troſt, daß niemand von denen, die mich lieben, dabei war, um mit mir zu leiden.“ Ich hatte ihm darauf einen Vorwurf gemacht über dieſe Art, die Sache anzuſehen, und hatte ihn ſogar gebeten, ſeine reiche Freundin zu ſich zu rufen, die unabhängig war zu tun, was ſie wollte, und keine Pflicht zu verſäumen hatte. Ihr Name war nie zwiſchen uns genannt worden, obgleich ich ſehr wohl wußte, welche nahe Beziehungen zwiſchen ihnen beſtanden. Jetzt, wo das Mitleid auch die letzte Spur von Egoismus in mir getötet hatte, wünſchte ich ſelbſt ſehnlich, daß ſie zu ihm gehen möge, damit ein liebendes Weſen ihm nahe ſei. Ich ſchrieb ihm nun auch offen von der Möglichkeit des Todes und erinnerte ihn an alles, was er für ſich und andere geweſen, an den Reichtum von innerem Leben, den die Natur ihm gegönnt, das Doppelte von dem, was ſie anderen gewährt. Er dankte mir in ſeiner Antwort dafür, daß ich ihn daran erinnert hätte, was er anderen einſt geweſen, „denn“, fügte er hinzu, „ich bin nur noch ein Schatten davon, und bald werde ich auch aufhören, das zu ſein.“

Auf jenem Spaziergang nun, von dem ich ſprach, nahm ich mir vor, daß, wenn die Hochſchule geſchloſſen werden müßte, ich nach Gotha überſiedeln und da entweder eine kleine Schule eröffnen oder Privatſtunden geben wolle, um, ſo lange Theodor lebe, in ſeiner Nähe zu ſein und ihm nützlich ſein zu können. Ich war ſo verſenkt geweſen in meine Gedanken, daß die Nacht mich überraſchte und daß ich Anna über mein Ausbleiben beunruhigt fand. Die alte Freundſchaft zwiſchen uns hatte ſich ganz wieder hergeſtellt. Sie hatte begriffen, daß eine Liebe wie die meine erhaben iſt über jeden Zweifel, über jede falſche Deutung, und ſie billigte jetzt alles, was ich tat. Ich teilte ihr meinen Plan mit, ſie fand ihn natürlich und recht.

Am folgenden Morgen war Prüfung in der Gemeindeſchule. Ich fand mich zu rechter Zeit dazu ein, und alle dazu Gehörigen waren verſammelt, nur der erſte Lehrer, der „Demokrat“, fehlte, er, der ſonſt die Pünktlichkeit ſelbſt war.

Endlich kam er, aber ich ſah an ſeinem gewöhnlich ruhigen, ernſten Geſicht, daß ihn etwas Beſonderes betroffen haben müſſe. Das Intereſſe, das ich an der Schule nahm, zog jedoch meine Aufmerkſamkeit nach dieſer Seite hin ab, und ich war voll Freude über die ſchönen Erfolge, die die Prüfung uns ſehen ließ.

In einer Pauſe bat der „Demokrat" mich, mit ihm in ſein Arbeitszimmer zu kommen, da er mir etwas mitzuteilen habe. Als wir allein waren, wandte er ſich zu mir mit ſichtlicher Bewegung und ſagte zögernd: „Ich habe heute morgen einen Brief von meinem Bruder erhalten" — — (ich wußte, daß ſein Bruder ſeit einiger Zeit in Gotha war und Theodor zuweilen beſuchte). — „Tot?" unterbrach ich ihn, da ich ſogleich die Wahrheit erriet. Er bejahte ſtumm. Wir ſchwiegen beide. Er hatte Tränen in den Augen. Ich weinte nicht. Das Nichts war um mich her; das abſolute Schweigen, die Öde ohne Ende. Dann wollte er mir Einzelheiten berichten. „Heute abend!" ſagte ich und reichte ihm die Hand. Ich nahm gewohnheitsmäßig den Weg nach Hauſe; bei der Hochſchule begegnete ich Emilien und ſagte ihr leiſe: „Theodor iſt tot." Sie war beſtürzt, ſie hatte ihn ſehr lieb gehabt. Ich konnte aber auch mit ihr nicht ſprechen; ich ging in mein Zimmer, um zu warten, bis das Gefühl des Lebens und der Pflicht mir zurückkehren würde. Am Abend erfuhr ich durch den „Demokraten", daß bis zum Tag des Todes kein beſonderes Anzeichen eines nahen Endes dageweſen ſei, daß aber am Morgen dieſes Tages Theodor geſagt hätte: „Wenn der Arzt mir heute nicht hilft, ſo iſt dies mein letzter Tag." Der Arzt war gekommen, hatte aber gar keinen Grund zu unmittelbarer Beſorgnis gefunden. Zur Zeit des Sonnenuntergangs hatte er die alte Wärterin gebeten, ihm zu helfen, ſich in den Lehnſtuhl zu ſetzen, den ich ihm geſchenkt hatte, und ihn dem Fenſter zuzuwenden. Er hatte unverwandt in das ſterbende Tageslicht geſchaut und war mit ihm dahingegangen, ſanft ohne Kampf. Die gute Alte hatte ihm die Augen zugedrückt und ihn wie einen Sohn

beweint. „Er iſt ein ſo gerechter Menſch," hatte ſie mir von ihm geſagt, als ich in Gotha war. Am folgenden Tag erhielt ich vom Inſpektor des Hoſpitals, dem ich meine Adreſſe gelaſſen hatte, die Anzeige. Äußerlich ertrug ich den Schlag mit Faſſung, aber im Innern war mir alles verändert, trotzdem ich ſo vollſtändig vorbereitet geweſen war. Jetzt erſt ſtand ich der vollendeten Tatſache gegenüber. Die ſchöne Individualität, begabt mit allem, was Menſchen unwiderſtehlich anziehend macht, fähig, das Größte, das Schönſte zu vollbringen, war dahin; die Augen, deren Licht mir einſt die Welt verklärt hatte, waren geſchloſſen für ewig. Der brennendſte Schmerz war der, nicht bei ihm geweſen zu ſein in der letzten Stunde; ihn nicht begleitet zu haben bis an die geheimnisvolle Schwelle, nicht ſeinen letzten Gedanken, ſeinen letzten Seufzer, als ewiges Vermächtnis empfangen zu haben. Ich warf es mir vor, nicht wieder hingegangen zu ſein, wie das erſte Mal, denn er, der niemand Zeuge ſeiner Leiden ſein laſſen wollte, hatte niemand gerufen. Nun war es zu ſpät; es war vorbei, vorbei!

Ich war wie tot für jeden perſönlichen Anſpruch. Ich lebte nur noch für die Arbeit. Noch mehr als früher verband ich mich mit der arbeitenden Klaſſe. Es ſchien mir immer klarer, daß die Zukunft in ihr ruhe; die bloß *politiſche* Revolution war mir gleichgültig geworden. Ich hatte mich überzeugt, daß ſie ſtets mißglücken werde, ſo lange das Volk Sklave des Kapitals und der Unwiſſenheit bleibe. Ich verſammelte öfter eine Anzahl der gebildetſten Arbeiter, dem Tiſchler ähnlich, von dem ich früher geſprochen habe, bei mir. Wir beſprachen die eben angedeuteten Ideen und waren darüber ganz einverſtanden. Die Handwerkervereine, die ſich ſeit dem Jahre Achtundvierzig raſch in Deutſchland entwickelt hatten, lieferten einen Beweis, wie viel ſich mit geringen Mitteln durch freie Aſſoziation geiſtig und moraliſch Gutes ſchaffen ließe. Der Verein in Hamburg hatte nicht nur ein ſchönes Lokal, eine bedeutende Bibliothek, eine Hilfskaſſe, wo auch der reiſende Handwerker im Notfall eine

Unterſtützung fand, ſondern es wurde daſelbſt, durch wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Unterricht, ein ſolcher Grad der Bildung angebahnt, daß man ſich mit Freude bei den Feſten fand, die zuweilen dort gegeben und zu denen Geſinnungsgenoſſen eingeladen wurden. Die Statiſtik dieſer Vereine bewies, wie ſehr die Moralität durch die Bildung befördert worden. Die Kneipen blieben leer, und die Arbeiter zogen es vor, ihre Abende für ihre Belehrung zu verwenden, anſtatt ihren Lohn zu vertrinken. Wer hätte es glauben ſollen? — gegen dieſe wohltätigen Vereine, aus dem Bedürfnis des Volks ſelbſt hervorgegangen, die vom Staat keine Hilfe verlangten, die ihn nicht anderswie berührten, als daß ſie ihm gebildetere und ſittlichere Untertanen gaben — gegen dieſe gerade wandte ſich die Reaktion mit bitterer Verfolgung. Der erſte Miniſter des erſten deutſchen Staats hatte von ihnen geſagt, daß ſie „die Eiterbeulen" der Geſellſchaft ſeien. Man fing an, ſie überall aufzulöſen. In Hamburg unter der „mütterlichen" Regierung exiſtierte der Verein noch, aber er durfte ſich auch der baldigen Auflöſung gewärtigen. Wir beſchloſſen alſo in unſeren Verhandlungen mit den Arbeitern, im geheimen an dem Bund der Arbeit und des gemeinſamen Intereſſes fortzuarbeiten, wenn man es öffentlich nicht mehr könne. Es war dabei keine Rede von politiſcher Revolution. Es handelte ſich nur darum, das Volk durch die Gemeinſamkeit der Intereſſen, durch gegenſeitige Hilfe uſw. ſo zu verbinden, daß es gegen das Elend geſchützt und vorbereitet ſein würde, beſſeren Tagen würdig entgegen zu gehen.

Inzwiſchen machten ſich auch die Wirkungen der geheimen Umtriebe gegen die Hochſchule immer fühlbarer. Wir ſahen ein, daß es unmöglich werden würde, ſie zu erhalten. Wir wollten keine Konzeſſionen machen, nicht um Hilfe betteln, denn wir hätten lügen müſſen, um ſie zu bekommen. Wir beſchloſſen alſo, freiwillig zu enden, in der höchſten Blüte unſerer moraliſchen Erfolge — um zu beweiſen, daß die

Schließung der Schule nicht die Folge eines falſchen Prinzips, ſondern der ungenügenden materiellen Mittel ſei.

Die Erfahrung war jedenfalls gemacht, das Reſultat war vollkommen. Jetzt bedurfte es der Zeit, um den Samen zu reifen. Der Gedanke, die Frau zur völligen Freiheit der geiſtigen Entwicklung, zur ökonomiſchen Unabhängigkeit und zum Beſitz aller bürgerlichen Rechte zu führen, war in die Bahn zur Verwirklichung getreten; dieſer Gedanke konnte nicht wieder ſterben. Wir zweifelten nicht, daß viele von denen, die ſeine erſte Inkarnation in unſerer Hochſchule geſehen hatten, noch ſeinen völligen Triumph ſehen würden, wenn nicht in Europa, ſo doch in der neuen Welt.

Ungefähr dieſelben Ideen wurden in den Reden ausgeſprochen, die unſere Profeſſoren bei der großen feierlichen Abendverſammlung hielten, die wir zum Abſchied veranſtaltet hatten, um als Sieger, nicht als Beſiegte zu ſcheiden. Die Redner waren ſo gerührt, daß ſie kaum ihre Tränen zurückhalten konnten; ich fühlte die meinen fließen, während ſie ſprachen. In Theodors Grab, in das der Hochſchule, begrub auch ich die Jugend, die Hoffnung, den freudigen Mut, der noch an eine Erfüllung in der Zukunft glaubt. Die Illuſionen des Lebens erloſchen für immer. Ich nahm das Leben noch auf mich als eine Aufgabe, aber ich war tief müde. Die Frage ſtieg wieder vor mir auf: Was tun? In meine Familie zurückkehren war unmöglich, um derſelben Urſachen willen, um derentwillen ich ſie verlaſſen hatte. Wenn noch ein Wunſch in mir war, ſo war es der, nach England zu gehen, wo eine große Anzahl politiſcher Flüchtlinge lebte, unter denen ich Freunde hatte, die mich dorthin riefen. Aber bei der geringſten Andeutung eines ſolchen Wunſches in meinen Briefen war meine Mutter aufs neue ſo unglücklich, daß ich ſogleich darauf verzichtete, und diesmal ohne großen Kampf. Ich fühlte mich ſo gebrochen, geiſtig wie körperlich, daß ich glaubte, nicht mehr lange leben zu können, und ich war zufrieden, mich mit in das große Grab zu verſenken, in das man alle großmütigen Beſtrebungen, die

Freiheit der Individuen und des Vaterlandes, erbarmungslos hinabwarf. Ich konnte auch nicht in Hamburg bleiben, obgleich meine jungen Freundinnen aus der Hochschule mich beschworen, da zu bleiben und sie auch ferner zu leiten. Aber da ich nicht genug Vermögen hatte, um unabhängig zu leben, so hätte ich hart arbeiten müssen, und ich fühlte in dem Augenblick, daß mir dazu die Kräfte fehlten. Anna bot mir an, mit ihr nach Berlin zu gehen, mich einstweilen für ein kleines Kostgeld bei ihr auszuruhen und dann über die Zukunft zu entscheiden. Ich nahm dies an; denn trotz der Verschiedenheit unserer Naturen war sie mir doch unendlich lieb, und nach Theodors Tod hatte sie sich so liebevoll gegen mich gezeigt, daß die Vergangenheit jetzt ein Band mehr zwischen uns war. Bei ihr, das wußte ich, würde keine schmerzende Saite berührt werden, und ich beschloß, nur für ernste Studien und in tiefster Zurückgezogenheit zu leben.

Der Abschied von Hamburg war unaussprechlich traurig. Am Morgen unserer Abreise fanden sich Emilie, der „Demokrat", der Prediger, viele unserer Schülerinnen auf der Station ein, um uns Lebewohl zu sagen, und heiße Herzenstränen flossen von allen Seiten, nicht bloß dem persönlichen Trennungsleid, auch den gemeinsam zerstörten Hoffnungen, dem wieder geknechteten Vaterland.

In Berlin angekommen, richtete ich mich in einem stillen Zimmer bei Anna ein, und da, von einer vortrefflichen Bibliothek umgeben, wollte ich warten, bis mir die Kraft zur Arbeit zurückkäme. Um mich zu erholen, fing ich an, die griechischen Tragödien wieder zu lesen. Besonders die Antigone las ich mit immer neuem Entzücken. Ich fand in ihr das unleugbare Zeugnis, daß, wenn die Griechen im täglichen Leben der Frau eine untergeordnete Stellung anwiesen, die Dichter wenigstens das allerhöchste Ideal von ihr hatten. Welch edleres Wesen kann man sich vorstellen als Antigone, die allen Gefahren Trotz bietet, um die ideale Pflicht zu erfüllen; die Pflicht, die die innere Stimme den auserwählten Naturen gebietet, und die nur zu oft mit dem

abſoluten Geſetz im Widerſpruch ſteht! Der Unterſchied zwiſchen dem idealen Menſchen, der illegal handelt, iſt nirgends erhabener dargeſtellt, als in Antigone und Kreon. Das iſt eine der ewigen Schöpfungen, die einen Konflikt darſtellen, der ſich ſo lange wiederholen wird, als die Geſchichte der Menſchen dauert. In den Antworten Antigones liegt alles, was den Menſchen adelt und ihn unter die Sterne verſetzt. Was könnte der moderne Menſch, der für ſein Prinzip ſtirbt, Höheres der Tyrannei, die ſich hinter das Geſetz verſteckt, erwidern? Daß der Dichter eine Frauengeſtalt wählte, um dieſen Kontraſt hinzuſtellen, iſt doch gewiß ein Beweis, daß in den kunſtgeweihten Seelen der Griechen das ſchönſte Ideal der Frau leben mußte. Außerdem braucht man übrigens nur an die Minerva zu denken, in deren Antlitz ſich die höchſte Majeſtät des Gedankens und des Charakters mit der edeln Schönheit der Form verbindet, um zu begreifen, daß nicht nur die Dichter, ſondern auch die Künſtler Griechenlands die Frau darſtellten, wenn ſie der höchſten Vereinigung menſchlicher Eigenſchaften Ausdruck geben wollten.

Ich ſchrieb darüber einen Aufſatz und ſchickte ihn an ein demokratiſches Blatt. Der Redakteur des Blattes kam mich zu beſuchen, mit ihm zwei andere Demokraten, für die ich Briefe aus Hamburg mitgebracht hatte. Wir ſprachen über Prinzipien und über die Notwendigkeit, die Solidarität der arbeitenden Klaſſen durch Bildung und den Begriff der Gemeinſamkeit der Intereſſen aufrecht zu erhalten und zu befeſtigen. Dies waren die einzigen Perſonen, die ich außer meinen Hausgenoſſen ſah, und auch das nur äußerſt ſelten. Außerdem hatte ich meine Korreſpondenzen mit den Freunden in Hamburg, in England und Amerika. In den Unterredungen jedoch wie in den Briefen war es nur noch ein Austauſch von Gedanken und Anſichten ohne den mindeſten Hintergedanken einer revolutionären Tat. Was hätte man auch beginnen können in einem Zuſtand der Dinge, wo man ſogar gegen die Kindergärten einzuſchreiten für nötig hielt, unter dem Vorwand, daß man im Miniſterium Dokumente

beſitze, die deutlich darlegten, wie die Pädagogen ſchon in die kleinen Kinder den Keim der Freiheit und der Unabhängigkeit legen wollten! Dies wurde in meiner Gegenwart wörtlich von einem im Miniſterium beſchäftigten Herrn, mit dem ich zufällig einmal zuſammen kam, geſagt.

Eines Tages erhielt ich einen Beſuch, der mich ſchmerzlich aufregte. Der jüngſte meiner Brüder war als Geſandter der deutſchen Regierung, in deren Dienſten er ſich befand, nach Berlin gekommen. Er war, wie ſchon früher geſagt, ein Menſch von großem Verſtand, von großen Talenten, aber zugleich abſoluter Ariſtokrat und Monarchiſt, ſowie ſtrenger Proteſtant. Wir waren einſt ſehr intim geweſen, und doch hatte ſein Weſen mir ſtets einen gewiſſen Zwang eingeflößt; ich hatte mich nie ganz frei ihm gegenüber gefühlt, und ſeit unſeren letzten Geſprächen über Religion während der Krankheit meines Vaters hatte jede Verbindung zwiſchen uns aufgehört. Ich wußte durch meine Schweſtern, daß er mir ſchwer zürnte ſeit meinem Aufenthalt in Hamburg und meinem Anſchluß an die freie Gemeinde. Dennoch kam er nach ſeiner Ankunft in Berlin mich zu beſuchen. Ich wußte ihm Dank dafür, daß ſeine Liebe über ſeine Vorurteile geſiegt hatte, und empfing ihn voll Zärtlichkeit. Er fing das Geſpräch damit an, daß er gekommen wäre, um mir zu ſagen, wie tief es ihn ſchmerze und kränke, eine Schweſter, die er einſt ſehr geliebt, nicht nur in einer falſchen, ſondern in einer verderblichen und ſchuldvollen Richtung zu ſehen. Er ſprach von einem Brief unſerer Mutter, worin dieſe ihm ihren tiefen Kummer mitgeteilt habe über meine Idee, nach England zu gehen, zu Menſchen, die des Hochverrats angeklagt wären. Er beſchwor mich, dies nicht zu tun, da es den geehrten Namen unſeres Vaters noch im Grab beſchimpfen würde. Ich ſagte ihm, daß ich dieſem Wunſch ſchon aus Liebe zur Mutter, der ich meine Wünſche ſtets zu opfern bereit ſei, wenn ſie unabhängig von meinen Überzeugungen wären, entſagt hätte. Darauf fing er an, mir zu beweiſen, wie dies gerade mein Grundirrtum ſei, mir über-

zeugungen auf einem Gebiet anmaßen zu wollen, wo die Frau nicht hingehöre.

„Die wahre Beſtimmung der Frau," ſagte er, „iſt die, an dem Platze zu bleiben, den ihr Gott angewieſen hat; deine Pflicht findet ſich bei deiner Mutter, bei den Deinen. Was haben die, zu deren Gefährtin du dich gemacht haſt, der Menſchheit Gutes getan? Sie haben alle Fragen der Gerechtigkeit und der Moral gefälſcht, weil ſie die einzige wahre Baſis verlaſſen haben: die Geſetze Gottes, die er uns durch ſeinen Sohn offenbart hat. Nur auf der granitnen Unterlage der Vergangenheit ruhen die Monumente der Gegenwart, erheben ſich die der Zukunft. Die Männer, denen Gott die Führung der andern Menſchen anvertraut hat, arbeiten ſeit lange an dem ſchweren Werk und halten die Fäden in der Hand, die das Gewebe der Geſchicke der Völker bilden. Die nur können dies Werk verſtehen und es leiten. Es iſt eine unnütze und verderbliche Eitelkeit von ſeiten der Frauen, ſich darein miſchen zu wollen; ſie treten damit aus dem Gebiet heraus, das ihnen Gott und die weibliche Demut anweiſen. Glaube mir, meine Schweſter," fuhr er mit vieler Bewegung fort, „es gibt nur e i n Mittel für dich, den rechten Weg wiederzufinden: wirf dich auf deine Knie und flehe deinen Heiland an; er, der für dich geſtorben iſt, wird ſich deiner erbarmen. Ich verſichere dir, daß auch ich jeden Tag für dich bete, wenn ich, allein in meinem Zimmer, mich im Gebet mit der vereine, die jetzt bei ihm für dich und mich fleht."

Er meinte ſeine verſtorbene Frau, die er heiß geliebt hatte und deren Andenken er einen ſolchen Kultus weihte, daß er ſich nicht wieder verheiraten wollte.

Er fuhr noch lange in dieſem Ton fort. Ich wollte anfangs eingehend mit ihm reden, ihn ruhig widerlegen, aber ich ſah bald, daß es unnütz war. Seine Überzeugungen waren ebenſo unerſchütterlich wie die meinen, und keine Vernunftgründe konnten ſie wankend machen. Er war auch einſt durch den Kampf des freien Gedankens mit der Tradition ge-

gangen, war aber zum Glauben an die Offenbarung zurückgekehrt, und nun, mit einem ſtolzen und feſten Charakter wie der ſeine, war nichts mehr zu machen. In dem, was er ſagte, war einiges, was mich empörte, denn ich ſah hinter den demütigen Worten die ſtolze Anmaßung des Abſolutiſten. Aber er ſprach bei alledem mit tiefer Bewegung, und es kam aus ſeinem Herzen. Um ihn erhoben ſich vor meiner Seele der Schatten meines Vaters, das Bild der Mutter, das Leben der Familie, alle teuren Erinnerungen der Jugend, der Schmerz um dieſe Vergangenheit, die nie zurückkehren konnte, um die jüngſt erlebten Verluſte, um dieſe Verkehrtheit der Menſchen, die ſich befeinden wegen verſchiedener Anſichten, während die Herzen ſich lieben möchten — alles erfaßte mich mit ſolcher Gewalt, daß ich in heiße Tränen ausbrach. Mein Bruder war beinah erſchrocken und ſagte: „Du biſt krank, und das erklärt vielleicht deine Verirrungen.“

„Nein,“ ſagte ich ihm endlich, „ich bin nicht krank; aber ich weine, weil ich euch alle innig liebe und weil ich ſehe, daß ihr unfähig ſeid, die Toleranz zu üben, die allein uns in der alten Liebe über dem Abgrund vereinen könnte, den unſere Anſichten zwiſchen uns gegraben haben. Denn wiſſe es: mein Glück kann ich euch opfern und meine perſönlichen Wünſche, aber nichts wird meine Überzeugungen ändern. Ich erkenne mir das Recht zu, ſolche zu haben, und ſelbſt wenn ich ſie ändern wollte, würde ich es nicht können, denn ich kann meine Vernunft nicht zwingen, falſch zu finden, was ſie für recht erkennt.“ Ich erneuerte ihm jedoch meine Verſicherung, nicht nach England gehen zu wollen — der Umſtand, den er am meiſten zu fürchten ſchien — und dankte ihm ſchließlich, daß er gekommen wäre, da ich doch darin trotz aller harten Dinge, die er geſagt, einen Beweis ſeiner Liebe zu mir fände.

Er war gerührt und erzürnt zugleich. Im Fortgehen ſagte er mir, daß, wenn ich ſeiner bedürfe, ich nun wiſſe, wo er zu finden ſei, und daß, wenn mir etwas mangele, ich mich ſtets an ihn wenden ſolle. Ich antwortete nichts auf dieſe

Anerbietungen, aber ich gelobte mir im Herzen, nie zu dieſer Hilfe meine Zuflucht zu nehmen und lieber von meiner Hände Arbeit zu leben. Ich wollte ihm wenigſtens Achtung vor dieſen Prinzipien, die er verdammte, abzwingen und ihm zeigen, daß, wenn die Religion das Betteln und auf anderer Koſten leben kanoniſiert hatte, die Demokratie im Gegenteil als erſten Grundſatz aufſtellte, daß der Menſch arbeiten ſoll, und daß ſeine Würde es erheiſcht, daß er ſich ſeine Unabhängigkeit durch eigene Anſtrengung erwerbe.

Anna, die uns nicht hatte ſtören wollen, die aber lebhaftes Geſpräch und Weinen gehört hatte, trat ein, ſobald mein Bruder fort war. Sie nahm liebevollſten Teil an meiner Trauer und ſuchte mich zu tröſten. Ich griff abermals zu meinem alten Mittel, zu einem einſamen Spaziergang. Aus den geräuſchvollen Straßen der großen Hauptſtadt fort eilte ich einem Ort außerhalb der Tore zu, den ich allen anderen Spaziergängen der Stadt vorzog. Es war ein kleiner Hügel, auf dem ſich eine gartenähnliche Anlage befand, die die Gräber der 1848 im Kampfe gegen die Soldaten gefallenen Kämpfer für die Freiheit enthielt. Die Demokratie hatte ihnen zur Zeit ihrer Macht, gleich nach dem Kampf dieſes Aſyl geweiht, wo ſie allein, unter wohlgepflegten Blumen und einfachen Denkmälern ſchlummerten. Ich ſetzte mich an einem Grabe nieder, das von Fabrikarbeitern den gefallenen Brüdern errichtet war und deſſen Inſchrift lautete:

„Im Kampfe für des Volkes Freiheit ſterben,
Das iſt das Teſtament, nach dem wir erben."

Zu meinen Füßen breitete ſich die ſtolze Hauptſtadt mit ihren Paläſten, ihrem Luxus, ihrem geiſtigen Leben und ihren triumphierenden Soldaten in der weiten Ebene aus. Alles war übergoſſen von den Strahlen der untergehenden Sonne, die in den Nebeln und Dünſten, die der nordiſchen Atmoſphäre eigen ſind, mannigfaltige glänzende Farbenſpiele hervorrief. Fernher tönte das Geräuſch der volkreichen Stadt, wie das Rauſchen des Meeres. Um mich her aber, im ſtillen

Garten des Todes, war ein tiefer Friede. Der Geſang der Nachtigall, das Wehen des Abendwinds, der mit den Düften der Gräberblumen ſpielte, unterbrachen allein die Stille. Ich glaubte mich ganz allein unter dieſen Gräbern und betrachtete das Bild vor mir, indem ich die ſchmerzlichen Betrachtungen weiter verfolgte, die die ſoeben erlebte Szene hervorgerufen hatte. Dieſe Toten, die da um mich ruhten, hatten ſie den Preis des vergoſſenen Blutes erhalten? Hatten ſie die Rechtfertigung des Erfolgs gehabt? Und ich, hatte ich die großmütigen Beſtrebungen, für die mein Herz glühte, verwirklichen können? Hatte ich durch Vernunft und Liebe über den Widerſtand, den ich antraf, geſiegt? — Sie lagen da unter der Erde, ſtumm und unmächtig, und ihre überlebenden Brüder waren mehr wie je unter dem Joch, und mußten ihr Laſttierleben weiterführen. — Ich war allein, geſchieden von den Meinen, meine höchſten Neigungen galten Toten, meine Arbeit war vernichtet. — Hatten ſie denn Unvernünftiges verlangt? Wollten ſie ſich durch den Ruin anderer erheben? Nein, ſie hatten nur die Arbeit von dem Fluch befreien wollen, den die Tradition auf ihr ruhen läßt, ſeit er an der Pforte des verlorenen Paradieſes ausgeſprochen war. Sie hatten freie Inſtitutionen verlangt, um ein freies, ſtarkes, glückliches Volk zu werden. — Und ich, hatte ich jemals geſagt, daß die Familienbande nicht heilig ſind, daß die Frau ſich emanzipieren ſoll, indem ſie die beſonderen Pflichten ihres Geſchlechts von ſich wirft und von dem Manne annimmt, was auch bei ihm ſehr oft häßlich iſt? Ich hatte ja im Gegenteil die Frauen würdiger machen wollen, Frauen und Mütter zu ſein, durch die Entwicklung ihrer geiſtigen Fähigkeiten, durch die ſie nicht nur die leiblichen Erzeugerinnen, ſondern auch die wahren Erzieherinnen und geiſtigen Bildnerinnen der Jugend werden könnten. Ich hatte gewollt, daß die Frau, anſtatt des Mannes Brutalität nachzuahmen, ſo ſehr ihm ebenbürtig werden ſollte für die Kulturaufgabe der Menſchheit, daß ſie auch ihm helfen ſollte, ſich von allem Schlechten zu befreien.

Weshalb waren wir denn alſo ſcheinbar im Unrecht, die Toten und ich? Die Schuld war gewiß nicht unſer, ſondern unſeres gemeinſamen Feindes, des Deſpotismus im Staate und in der Familie. Ich ſah klarer denn je, daß die beiden Deſpotinnen ein und dieſelbe Sache ſind und aus derſelben Quelle fließen. Es iſt die ewige Bevormundung der Individuen wie der Völker: verordneter Glaube, verordnete Pflichten, verordnete Liebe. Statt deſſen ſollte man dem Individuum ſagen: „Wähle dir nach deiner Einſicht deinen Glauben, deine Verpflichtungen, deine Neigung; wir ehren deine Freiheit; iſt deine Wahl unwürdig, trage die Folgen; bleibſt du ein ſittliches Weſen, ſo werden wir dich lieben trotz der Verſchiedenheit unſerer Anſichten.“ — Und den Völkern: „Sprecht frei über eure Klagen, eure Bedürfniſſe; beraten wir uns, ihnen abzuhelfen! wir ſind nur da, um allen gerecht zu werden, um den vernünftigen Willen aller zu verwirklichen.“ — Iſt es denn ſo ſchwer zu begreifen, daß die Freiheit das ſtärkſte Geſetz iſt? Die Kinder dazu erziehen, die Völker daran gewöhnen, dies zu begreifen — damit wäre eigentlich die ganze Aufgabe der Ziviliſation erfüllt. Die Familie und der Staat würden dadurch ihre wahre beglückende Form finden, während die gewaltſame Autorität ewig die Empörung an ihrer Türe finden wird.

Während ich dieſen Gedanken nachhing, war die Sonne untergegangen, und tiefe Abendſchatten bedeckten die Stadt, auf dem Hügel der Toten aber herrſchte noch eine leuchtende Klarheit. „Das Licht unſerer Anſichten wird einſt noch leuchten, wenn aller Deſpotismus mit den Schatten ewiger Vergangenheit bedeckt ſein wird,“ ſagte ich mir, indem ich meine Blicke zu den Gräbern wandte, wie um auch die zu tröſten, die darin ſchlummerten. Da bemerkte ich, daß ich nicht allein war. In einer kleinen Entfernung ſtanden ein junger Arbeiter und ein junges blondes Mädchen, das ſich auf ſeinen Arm ſtützte. Beide betrachteten mich mit dem Ausdruck tiefer Aufmerkſamkeit und Ehrfurcht. Ich ſtand auf, ſie wollten ſich entfernen, aber ich ging zu ihnen hin.

Der junge Mann ſagte: „Entſchuldigen Sie, wenn wir Ihre Betrachtungen geſtört haben; wir haben Sie lange angeſehen; als Sie da ſo traurig und gedankenvoll ſaßen, ſagte ich meiner Braut: Das iſt ſicher eine der Unſeren.“

Ich verſicherte ihnen, daß ich allerdings eine der Ihrigen wäre, und ließ mich in ein Geſpräch mit ihnen ein. Sie erzählten mir, daß ſie noch zu arm wären, um zu heiraten, daß ſie fern voneinander wohnten, ſich nur ſelten ſehen könnten, da er in einer Fabrik, ſie als Dienſtmädchen, ſehr beſchäftigt wären, daß ſie aber, wenn ſie einmal eine Stunde Zeit hätten, ſich meiſt an dieſem Ort zuſammenfänden, wo ſo viele ihrer Freunde ruhten und wo ſie ſich die heiligen Hoffnungen in das Gedächtnis riefen, für die jene geſtorben wären.

Ich erzählte ihnen dagegen, welche Gedanken mich eben beſchäftigt hätten und wie, trotz allem, was die Gegenwart Trauriges hätte, wir überzeugt ſein dürften, daß dieſes Blut nicht umſonſt gefloſſen wäre; daß die großmütigen Opfer niemals unfruchtbar wären; und daß die Zeit wiederkehren würde, wo der Samen der Freiheit aufgehen und Früchte bringen müßte; daß ſie, noch ſo jung, dieſe Zeit vielleicht noch ſehen würden. Dann ſprachen wir von dem Handwerkerverein, der eben von der Regierung aufgelöſt worden war, und der junge Mann ſprach über den veredelnden Einfluß, den dieſer ausgeübt hätte. „Indem man uns verbietet, unſere Erholung in der Belehrung und im Leſen zu ſuchen, zwingt man uns förmlich, ſie wieder in der Schenke zu ſuchen; und das nennt man die wirklichen Intereſſen des Volks wahren und die Revolution erſticken,“ ſetzte er mit bitterem Lächeln hinzu.

Ich verließ ſie endlich mit einem herzlichen Händedruck. Dieſe Stunde der Betrachtung und das Geſpräch mit den armen jungen Leuten, die während der kurzen Augenblicke, wo ſie ſich ihrer Liebe freuen konnten, das Aſyl der Toten ſuchten, um ſich in ihren Grundſätzen zu befeſtigen, hatten mir wohlgetan und mir wieder Ruhe gegeben.

An demſelben Abend kam Charlotte von England zurück, wo ſie einige Wochen bei einer Freundin zugebracht hatte. Sie erheiterte unſere Einſamkeit durch Erzählungen aus dem bewegten Leben der Weltſtadt und beſonders aus dem Kreiſe der Emigration. Zuweilen erweckten ihre Erzählungen einen großen Wunſch in mir, dieſe Reiſe zu machen, um zu verſuchen, mich gewaltſam durch eine neue Tätigkeit, durch die Macht neuer Eindrücke aus meiner tödlichen Traurigkeit zu reißen. Aber ich hatte mein Wort gegeben, nicht zu gehen, und ich wollte es halten, aus Liebe zu meiner Mutter. Das Leben war mir zur Laſt, ich wünſchte aufrichtig, zu ſterben, auch wurde meine Geſundheit von Tag zu Tag ſchwächer. Anna zwang mich förmlich, endlich einen Arzt zu fragen, der mir eine ſtärkende Kur verordnete.

Am Tag, wo ich dieſe beginnen wollte, dachte ich früh morgens beim Erwachen, daß es vorſichtiger ſein würde, noch an demſelben Tag meine Papiere in Ordnung zu bringen und die Briefe meiner demokratiſchen Freunde, eigne Aufzeichnungen meiner Anſichten uſw., obgleich alles an ſich unverfängliche Dinge, doch lieber an einem ſicheren Ort zu verbergen. Die Reaktion wurde immer finſterer, immer mißtrauiſcher, und wir hielten es nicht für unmöglich, daß man einmal eine Hausſuchung bei mir vornehmen könne, um ſo mehr, da das Dienſtmädchen uns erzählt hatte, daß ſchon mehreremal Männer in bürgerlicher Kleidung, die ſie für Polizeidiener erkannt hätte, ſie angeredet und gefragt hätten, was ich in dem Hauſe mache, welche Beſuche ich empfinge uſw. — Mehrere Damen, demokratiſcher Geſinnung verdächtig, waren ſchon in dieſer Weiſe heimgeſucht worden. Dieſelbe Sache konnte mir alſo auch begegnen, obgleich es mir zu abſurd erſchien, um daran zu glauben. Aber wie es häufig zu gehen pflegt, daß man eine Sache als möglich vorausſieht, daß man Zeit hat, den Folgen vorzubeugen, und dies doch, aus einer Art von blindem Vertrauen in das Schickſal, unterläßt, ſo unterließ auch ich es, noch an dem Morgen meine Papiere zu ordnen, beſchloß aber bei mir, zunächſt

für nichts als für die Herſtellung meiner Geſundheit zu leben, um bei wiedererlangten Kräften alsbald eine theoretiſche Arbeit über Erziehung zu beginnen.

Anna hatte eben an dem Tag eine ſtarke Migräne und lag zu Bett. Charlotte war bei ihr, ſie zu pflegen. Ich hatte mich in Annas kleinen Salon geſetzt und ſchrieb einen Brief an meinen Freund in Amerika, als das Mädchen eintrat und einen Herrn meldete, der mich zu ſprechen wünſche. Ich dachte, es wäre einer der demokratiſchen Herren, die, wie ich geſagt habe, zuweilen kamen, und ließ ihn eintreten, war aber ſehr erſtaunt, einen mir völlig fremden Menſchen zu ſehen. Er verbeugte ſich ſehr höflich, und auf meine Frage, was ihn zu mir führe, erklärte er mir, nicht ohne große Verlegenheit, daß es ein ſehr unangenehmer Auftrag ſei, indem ihn der Chef der Polizeibehörde beauftragt habe, meine Papiere zu durchſuchen und mich vor das Polizeiamt zu laden. Ich blieb äußerlich ſo ruhig als möglich und fragte kalt nach der Urſache einer ſolchen Maßregel. Er entſchuldigte ſich, indem er ſagte, er führe eben nur erhaltene Befehle aus, aber er glaube gehört zu haben, daß ich mit einem gewiſſen Weigelt in Briefwechſel ſtehe — dies war, wie ich ſchon früher erwähnte, der Name unſeres Predigers in Hamburg. — Ich lächelte und ſagte, da müſſe man viel zu tun haben, wenn man die Papiere all der Menſchen unterſuchen wollte, die mit dieſem liebenswürdigen, ſanften Manne, der ſich gar nicht um Politik bekümmere, korreſpondierten. Er fragte, ob das Zimmer, in dem wir uns befänden, das meinige ſei. Ich verneinte es. „Aber Sie ſchrieben doch, als ich eintrat?“ ſagte er und ging auf den Tiſch zu, auf dem meine Schreibmappe mit dem angefangenen Brief lag. Er bemächtigte ſich dieſer Dinge, indem er ſich, wie zur Entſchuldigung, gegen mich verbeugte. Der Zorn wallte heftig in mir auf, als ich dieſe gemeine Hand die Blätter ergreifen ſah, auf denen ich Gedanken und Gefühlen Ausdruck gegeben hatte, die man nur der Freundſchaft anvertraut. Welche Ziviliſation war das, wo ſolche Barbarei verübt werden konnte! Ich würde

die orientaliſche Sitte vorziehn, wo man dem Menſchen, gegen den man Verdacht hegt, freimütig den Strick zuſchickt, ohne das Heiligſte, was der Menſch hat: die Intimität ſeiner Gedanken und Gefühle, im Namen der Gerechtigkeit und des Geſetzes zu verletzen.

Der Beamte verlangte mein Zimmer zu ſehen. Der äußere Eingang zu dieſem war von innen verriegelt, und ſo konnte man nur durch Annas Schlafzimmer hinein. Da der Beamte mir andeutete, ich dürfe mich nicht aus ſeiner Gegenwart entfernen, ſo mußte ich Charlotte rufen, um ſie zu bitten, meine Tür von innen zu entriegeln. Sie war natürlich beſtürzt über den unerwarteten Beſuch, und hatte deshalb wohl leider nicht die Geiſtesgegenwart, raſch aus meinem Zimmer wenigſtens Theodors Briefe zu entfernen und dieſe teuren Andenken vor der Entweihung, die ihrer wartete, zu retten, während ich mit dem Beamten den Umweg über den Gang machte, um zum äußeren Eingang meines Zimmers zu gelangen. Ich ſah mit Empörung und Ironie, daß ein bewaffneter Soldat im Vorzimmer ſtand, dem der Beamte meine Schreibmappe übergab. Hatte man denn geglaubt, daß ich die friedlichen Boten der öffentlichen Ordnung mit dem Revolver in der Hand empfangen würde? War das die Art, wie die Polizei die Emanzipation der Frau verſtand? Es war wohl dieſes Irrtums wegen, daß der Polizeibeamte ſo beſchämt, ſo verlegen war. In meinem Zimmer ging er gerade auf meinen Schreibtiſch los und nahm alle darin befindlichen Papiere zuſammen, indem er flüchtige Blicke hineinwarf. Unter dieſen Papieren befand ſich ein Päckchen einzelner Blätter, die Notizen enthielten, die ich während der Vorleſungen in Hamburg zu ſchreiben pflegte. Ich wußte, daß dabei ein einziges Blatt lag, das einer argwöhniſchen Polizei als corpus delicti hätte dienen können, obgleich es nichts enthielt, was die Sicherheit des Staats gefährden konnte. Es war einfach eine Liſte der mit den Freunden in Hamburg verabredeten Ausdrücke und Benennungen, durch die wir uns ungenierter Mitteilungen machen konnten, da es

bekannt war, daß in den Zeiten, in denen wir lebten, die Wahrung des Briefgeheimniſſes für die Beamten ein großes Vergehen geweſen wäre. Ich nahm das Päckchen loſer Blätter in die Hand, blätterte ſie vor den Augen des Beamten durch und ſagte: „Sie ſehen, das ſind wiſſenſchaftliche Notizen, die mit der Politik nichts zu tun haben.“ Er warf einen flüchtigen Blick hin und fuhr fort, die Tiſchſchublade zu leeren. In dem Augenblick ſchob ich, von ihm unbemerkt, das bewußte Papier in meine Taſche und reichte ihm dann das Päckchen, das er zu den übrigen Sachen tat. Ich war ſelbſt mit meiner Geiſtesgegenwart in dieſen peinlichen Augenblicken zufrieden. Ich glaube auch, der mutigſte Menſch kann ſeiner ſelbſt nicht ſicher ſein, ehe er ſich nicht in irgendeiner Gefahr bewährt hat. Nur die Prahler ſind unfehlbar vor der Prüfung.

Trotz dieſer Befriedigung ſah ich aber doch mit tiefem Schmerz alle dieſe Blätter und Briefe zuſammenpacken, die teuren Andenken glücklicher und unglücklicher, aber gleich heiliger Stunden. Es gelang mir aber, äußerlich ruhig zu bleiben. Nachdem alles zuſammengepackt war, verlangte der Beamte ein beſonderes Geſpräch mit Charlotte zu haben, während deſſen ich in meinem Zimmer bleiben mußte. Dann mußte man ihn ſogar in das Schlafzimmer der armen Anna führen, deren Kopfweh durch die Aufregung natürlich verdoppelt war. Als er ſah, daß ſie wirklich krank zu Bette lag, ſtammelte er eine Entſchuldigung und zog ſich zurück. Ehe er ging, wiederholte er mir den Befehl, binnen einer Stunde auf dem Polizeiamte zu erſcheinen, verbeugte ſich tief und ſagte mit einiger Bewegung: „Ich bitte Sie als Menſch um Verzeihung für das, was ich als Beamter habe tun müſſen.“

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen,“ erwiderte ich, „im Gegenteil: ich bedaure Sie. Es muß traurig ſein, wenn die Pflichten des Beamten und die des Menſchen unter ſich in ſo großem Widerſpruch ſtehen.“

Als er fort war, fand ich Anna in Tränen, die Verwandten, mit denen ſie zuſammenlebte, in tiefſter Beſtürzung.

Ich war die ruhigſte von allen, denn ich hatte meine Geiſtesgegenwart nötig für das, was mir noch bevorſtand. Alle zitterten für mich, dachten an Gefängnis und alle möglichen Schrecken; doch mußte ich gehen.

Ich ging allein und zu Fuß; ich wollte niemand kompromittieren und ſo einfach als möglich in dieſer ganzen Sache bleiben. Am Polizeiamt angekommen, fragte ich nach dem Beamten, der mir als derjenige genannt worden war, mit dem ich zu verhandeln haben würde. Man ſah mich mißtrauiſch an und öffnete mir in ziemlich grober Weiſe eine Tür. Ich befand mich nun in einem Saal, wo eine Menge Beamte an Schreibtiſchen arbeiteten. Alle ſahen mich an, lächelten und flüſterten. Ich fragte noch einmal ſtolz und verachtungsvoll nach dem bezeichneten Namen. Man wies auf eine andere Tür. In dieſer Weiſe mußte ich noch mehrere Gemächer durchſchreiten, bis ich mich endlich im Kabinett des bezeichneten Polizeichefs befand. Er empfing mich höflich, bat mich, auf dem Sofa Platz zu nehmen, und ſetzte ſich daneben auf einen Stuhl, ſo daß das volle Licht auf mein Geſicht fiel, wenn ich mich zu ihm wandte, während er im Schatten ſaß — wahrſcheinlich eine ſchlaue polizeiliche Maßregel, um die Anzeichen der Schuld beſſer im Geſichte der Beſchuldigten leſen zu können. Er fing damit an, mir zu ſagen, wie unangenehm es für die Regierung ſei, eine ſolche Maßregel gegen eine Dame nehmen zu müſſen, die einer allgemein geachteten Familie angehöre und deren eigner Bruder ſich in einer hervorragenden Stellung in Berlin ſelbſt befände. Er fragte mich, wie es nur habe kommen können, daß ich mich ſo von den Anſichten meiner Familie entfernt hätte, und daß ich einen Weg verfolgte, der mich auf ewig von der Geſellſchaft, in der ich geboren und erzogen worden wäre, trennte. Ich fragte ihn dagegen, ob er nicht glaube, daß Frauen auch Überzeugungen und die Energie haben könnten, ihnen zu folgen. Anſtatt der Antwort zuckte er die Schultern und begann dann ein förmliches Verhör. Die ſchlaue und doch dumme Art, mit der er ſich be-

nahm, flößte mir eine außerordentliche Geringschätzung ein. Ich gab ihm nur ganz kurze Antworten. Die einfachen und aufrichtigen Zugeständnisse, die ich ihm machte, schienen ihn zu beschämen und zu verwirren. Er fragte, ob ich mit der Emigration in London in Verbindung stehe; ich bejahte ruhig und sagte, ich hätte da Freunde, mit denen ich in Briefwechsel wäre. Besonders schien er wissen zu wollen, wen ich in Berlin selbst kannte und sähe, und nannte mir den oben erwähnten Redakteur. Ich sagte, daß ich ihn kennen gelernt hätte auf Veranlassung eines ihm zugesandten Artikels. Dann sprach er von „gewissen anderen Leuten", die auch gekommen sein müßten, mich zu sehen. Hier verneinte ich. Die Gespräche mit jenen Herren hatten keinen andern Zweck gehabt, als für die Arbeiter unter der damaligen Reaktion möglich zu machen, was sie nun glücklicherweise am Licht des Tages tun dürfen: sich verbinden zu Zwecken der Bildung, der gegenseitigen Unterstützung, der wahren Solidarität — nicht als eine Klasse der Opposition um jeden Preis, sondern als eine wohlberechtigte Klasse der Gesellschaft, ja zum Teil als deren wahre Grundlage, die ihre Rechte haben muß, damit sie ihre Pflichten üben kann. Ich wollte diesen Plan, der einen Keim der Zukunft für die Arbeiter enthielt, nicht den Mißverständnissen der Polizei ausliefern und beschloß deshalb, die Bekanntschaft mit jenen Herren zu verleugnen, um sie nicht in die Unannehmlichkeiten zu verwickeln, die mir vielleicht bevorständen.

Als der Beamte sah, daß er kein Geständnis irgendeiner Schuld erhielt, daß ich ruhig und fest blieb und nicht das kleinste Zugeständnis machte, änderte er plötzlich den Ton, wurde zutraulich und freundschaftlich, und bat mich, zu glauben, daß dies alles zu meinem Besten geschähe, daß man einer hochstehenden Familie einen Dienst leisten und mich auf den Weg zurückführen wolle, den ich meiner Erziehung und meinem Rang nach gehen müsse. Ich dankte ihm ironisch für diese Vorsorge, bedauerte aber, ihm sagen zu müssen, daß ich keinen andern Weg gehen könne, als den, den mein Ge-

wiſſen mir vorſchreibe. Als er ſah, daß auch dieſe Saite nicht anſchlug, verſuchte er noch etwas anderes und deutete an, daß ich vielleicht unrecht habe, mich auf die zu verlaſſen, die ich meine Freunde nannte; daß Charlotte in dem Geſpräch, das der Unterbeamte mit ihr gehabt, ſich nicht allzu zärtlich für mich gezeigt hätte. Das war der erſte Streich, mit dem er wirklich mein Herz traf. Alle Verluſte und Gefahren, die mir vielleicht bevorſtanden, hatten mich noch nicht erſchüttern können, aber daß eine von denen, die meine Einſamkeit teilten und meinen Charakter und meine Schickſale kannten, mich hätte verraten können, das traf. Dennoch antwortete ich ihm kurz, daß ich es nicht glaube.

Endlich, als er ſah, daß auch dies nichts half, ſagte er: „Ich ſehe, daß ich nichts mit Ihnen machen kann. Ich muß mir zuvor neue Inſtruktionen holen und Ihre Papiere leſen. Übermorgen um dieſelbe Stunde müſſen Sie ſich wieder hier einfinden. Übrigens," fügte er mit ſchlauem Lächeln hinzu, „habe ich wohl nicht nötig, Ihnen anzudeuten, daß Sie den Verlauf Ihrer Aufenthaltskarte hier nicht abzuwarten brauchen."

(Ich hatte, gleich nach meiner Ankunft eine Aufenthaltskarte auf der Polizei geholt.)

Sollte das ein Wink ſein, den man mir gab, um mich zu entfernen, damit man der Unannehmlichkeit überhoben ſei, ferner gegen mich vorzugehen?

Ich antwortete ihm: „Sie wollen ſagen, daß ich Berlin verlaſſen ſoll? Das tue ich gern, denn der Aufenthalt hier gefällt mir wenig."

„Ja, nicht wahr, die dicke, bureaukratiſche Luft hier iſt erſtickend?" fragte er mit ſchlauem Lächeln und rieb ſich die Hände vor Vergnügen.

Ich ſah ihm feſt in die Augen und erwiderte: „Das iſt ein Ausdruck, den ich vor kurzem in einem wohl verſiegelten Brief an einen Freund in Hamburg gebraucht habe."

Er blieb etwas verwirrt ſtehen, denn er hatte mir klar bewieſen, daß meine Briefe erbrochen und geleſen würden. Ich

grüßte ihn kalt und ging. Als ich das Polizeigebäude verließ, fühlte ich meine Kräfte ſchwinden. Ich warf mich in einen Wagen und fuhr nach Haus, wo ich alle in unausſprechlicher Aufregung fand. Anna umarmte mich mit Tränen; ſie hatte geglaubt, ſie würde mich nicht wiederſehn, man würde mich in das Gefängnis führen. In meiner Seele war nur ein ſchmerzender Punkt, der Zweifel wegen Charlotten, den jener Menſch hineingeworfen. Das war im Augenblick die Empfindung, die alles andere beherrſchte. Ich begriff es da, daß der ſchmerzlichſte Moment im Leiden Chriſti d e r ſein mußte, von einem Freund verraten worden zu ſein. Ich nahm Charlotte beiſeite und ſagte ihr offen, was jener gegen ſie vorgebracht. Es wurde ihr nicht ſchwer, mich zu überzeugen, daß der Beamte frech gelogen hatte. Alle im Hauſe waren der Anſicht, daß ich ſogleich fort müſſe, ohne das zweite Verhör abzuwarten, und ehe der Weg der Freiheit mir vielleicht verſperrt würde. Ich war auf dieſen Entſchluß noch nicht vorbereitet: ich wollte noch bleiben, um meine Unſchuld zu beweiſen und meine Papiere, deren Verluſt mir unerträglich weh tat, wiederzuerlangen. Aber Anna beſchwor mich, meine Freiheit nicht auf das Spiel zu ſetzen. Sie bewies mir mit Recht, daß man aus meinen Papieren hundert Vorwände nehmen könnte, um mich wenigſtens einer Unterſuchungshaft zu unterwerfen, die nicht nur für meine ſchwache Geſundheit vernichtend, ſondern auch für meine Familie tauſendmal ſchmerzlicher ſein würde als eine völlige Entfernung. Ich hielt noch an dem meinem Bruder gegebenen Verſprechen feſt, aber ſie wies mich darauf hin, daß dies Verſprechen, für ein freiwilliges Scheiden gegeben, nicht für ein gezwungenes gültig ſei. „Die Zeit des freiwilligen, unvermeidlichen Märtyrertums, ſo wie ſie damals war, als Theodor den Artikel ſchrieb, der zu ſeiner Verurteilung führte, iſt vorüber. Jetzt gilt es, ſich gehäſſigen Verfolgungen zu entziehen und die edeln Kräfte für eine beſſere Zukunft zu retten. Das Schickſal, das ſich diesmal in die Polizei der Reaktion inkarniert hat, kommt Dir ſelbſt zur Hilfe. Benutze den Wink,

den es Dir gibt: geh', um frei in einem freien Lande nach Deinen Grundſätzen zu leben. Kehr' wieder, wenn der Tag der Auferſtehung kommt; wenn nicht — Du kannſt arbeiten und Du willſt es, Du wirſt Dir Deine Stellung ſchaffen. Sehen wir uns nicht wieder — nun, ſo ſind wir doch eine der andern ſicher, und wir leben gemeinſam in den Ideen der Zukunft."

Ich gab ihr recht und beſchloß zu gehen. Anna und Charlotte baten mich, ein wenig zu ruhen, nach der furchtbaren Aufregung des Morgens, während ſie die Vorbereitungen für mich trafen. Ich warf mich auf das Bett und wollte ſchlafen, aber es war mir unmöglich. Mein Herz ſchlug mit ſolcher Heftigkeit wie in der Nacht, nachdem ich erfahren hatte, daß Theodor eine andere Frau liebe. Das waren in der Tat die zwei entſcheidenden Momente meines Lebens. Es war die lange wunderſame Kette von Urſachen und Wirkungen, die in dieſen Momenten am ſchlagendſten hervortrat und obgleich aus meinem Charakter ſelbſt hervorgegangen, zum Schickſal wurde, das meinen Weg beſtimmte. Ich erhob mich endlich; ich fühlte, daß ich nicht überlegen, ſondern handeln müſſe. Zum Glück beſaß ich durch mein äußerſt ſparſames Leben eine kleine Summe, die für die Reiſe nach England auszureichen verſprach. Ich nahm zunächſt nur einen Reiſeſack mit den unentbehrlichſten Dingen mit; Anna übernahm es, mir meine übrigen Sachen nachzuſchicken. Als die Dämmerung kam, brach ich auf. Alle umarmten mich weinend und gaben mir heiße Segenswünſche mit. Annas Vetter, ein junger Menſch von achtzehn Jahren, gab mir den Arm, und wir gingen ruhig zum Hauſe hinaus, wie um einen Spaziergang zu machen, denn wir wußten, daß das Haus bewacht wurde. Auf der beliebteſten Promenade der Stadt miſchten wir uns in die dichteſten Haufen der Spaziergänger, um, wenn uns etwa gefolgt würde, die Beobachtung irre zu leiten. Endlich, in ziemlicher Entfernung, bogen wir in eine menſchenleere Seitenſtraße ein, wo wir uns überzeugten, daß wir nicht verfolgt würden. Wir wandten uns dann einem

neuen, noch unbelebten Stadtteil zu, wo ein junges Ehepaar wohnte, das ich in Oſtende gekannt und ſeit meiner Anweſenheit in Berlin einige Male beſucht hatte. Es waren liebenswürdige, gebildete, demokratiſch geſinnte Menſchen, aber durchaus nicht kompromittiert. Bei ihnen wollte ich die Nacht zubringen, um am frühen Morgen wegzufahren, was bei Anna nicht unbemerkt hätte geſchehen können. Die jungen Leute waren glücklicherweiſe allein zu Hauſe und nicht wenig betrübt, als ſie die Urſache meines Beſuchs erfuhren. Sie boten mir in der liebenswürdigſten Art ihre Hilfe an. Mein junger Begleiter verließ mich, um mich am folgenden Morgen, in erſter Frühe, mit dem Wagen abzuholen. Meine lieben Wirte taten alles Mögliche, um mich zu tröſten und zu ermutigen. Der junge Mann ging in ſpäter Nachtſtunde, um einen ſeiner Freunde (einen bewährten Demokraten, der im Jahre Achtundvierzig für das Volk gekämpft hatte) zu bitten, mich am Morgen zu begleiten, da er es für ratſamer hielt, mir einen erfahrenen männlichen Begleiter mitzugeben. Während ſeiner mehrſtündigen Abweſenheit blieben die junge Frau und ich zuſammen ſitzen, in Geſpräche über die höchſten Probleme des Lebens vertieft, denn keine von uns hatte Luſt zu ſchlafen. Meine ganze Energie war mir zurückgekehrt, und ich fühlte mich wieder ſtark, mit dem Schickſal zu ringen. Gegen Morgen kamen die zwei Herren. Ich dankte dem mir Unbekannten voll Rührung, daß er eine immerhin mißliche Begleitung der Art übernehmen wolle. Er verſicherte mir, das ſei nur eine einfache Pflicht der Solidarität der Anſichten, und ich erkannte, daß dies ein edlerer Ritterorden wäre als alle früheren.

Als der Tag anbrach, kam Annas Vetter mit einem offenen Wagen wie zu einer Spazierfahrt. Wir hatten gedacht, es ſei beſſer, bis zu der nächſten Station im Wagen zu fahren, da man mich möglicherweiſe an den Stationen in Berlin am Fortgehen hätte verhindern können. Ich umarmte meine lieben Wirte mit innigſtem Dankgefühl und ſtieg dann mit meinen zwei Begleitern in den Wagen. Es war gegen Ende Mai

und ein ungewöhnlich warmer Frühling. Selbſt um dieſe frühe Stunde war es ſchon drückend warm, und am Himmel ſtand ein Gewitter. Die Fahrt wurde angenehm verkürzt durch die intereſſanten Mitteilungen meines großmütigen Begleiters. An der Station angelangt, frühſtückten wir zuſammen in einer Laube, während das Gewitter anfing ſich zu entladen. Wir waren beinahe luſtig und ich ſagte ſcherzend: „Wem gelten dieſe Donnerſchläge — mir oder meinen Feinden?“ Als ich im Eiſenbahnwagen ſaß und das Zeichen zur Abfahrt ertönte, da reichte ich meinen Begleitern zum letztenmal die Hand und ſagte: „Es galt jenen; ich gehe in die Freiheit.“

Während der Fahrt nach Hamburg empfand ich vollſtändig das abſcheuliche Gefühl der Furcht, das deſpotiſche, unreine, argwöhniſche Regierungen einflößen, denen gegenüber die Unſchuld kein Schutz iſt. Ich dachte mit Grauen an alle die edlen Opfer, die in ihre Hände gefallen und durch die Martern durchgegangen waren, die ſie zu verhängen wiſſen; an alle, die ich in den Gefängniſſen meines Vaterlands, in dem mörderiſchen Klima von Cayenne und den anderen traurigen Orten zurückließ, in denen die brutale Gewalt die Intelligenz, die Tugend und den Patriotismus gefangen hielt. Ich ſah mißtrauiſch auf jeden neu in den Wagen Eintretenden und drückte mich auf den Stationen in die Ecke, um nicht geſehen zu werden.

Endlich kam ich ohne Hindernis an, ging ſogleich zu Emilien, die anfangs beſtürzt, dann aber über die Wendung meines Schickſals erfreut war. Auch der „Demokrat“, den wir rufen ließen, war Emiliens Anſicht. Die Freunde beſorgten ſchnell alles zur Abreiſe. Ein engliſches Schiff fuhr am folgenden Morgen ab, mein Platz wurde darauf genommen. Meine letzte Sorge war, meiner Schweſter zu ſchreiben, um ihr zu ſagen, daß, wenn das Gerücht meiner Abreiſe ſich verbreiten würde, ich ſchon auf den Wogen des Meeres in Sicherheit ſei; ich bat ſie, meine Mutter zu tröſten und ihr zu ſagen, daß ich nicht freiwillig meinem Verſprechen untreu geworden wäre.

Um zehn Uhr abends begleiteten mich der „Demokrat“ und der brave Tiſchler, von dem ich früher geſprochen, und den man gleich das Vorgefallene hatte wiſſen laſſen, an Bord des Schiffes, wo ich ſchlafen wollte, da es bei Tagesanbruch abging. Die beiden blieben bei mir auf dem Deck bis Mitternacht. Über uns ſchimmerten unzählige Sterne, aber auf der Erde herrſchte tiefe Finſternis, wie in dem Geſchick des Volkes und des Vaterlandes, das wir liebten. Wir ſtanden da zuſammen: der eine ein Mann des Gedankens — der andere ein Mann des Volkes, aber beide tapfere und unerſchütterliche Kämpfer, auf der gefangenen Erde zurückbleibend, um ihr Los zu teilen — und ich, eine ſchwache Frau, hinausziehend in das Exil, einem ungewiſſen Schickſal entgegen, einzig aufrecht erhalten von der Kraft, die reine Überzeugungen und das Bewußtſein, ihnen treu geweſen zu ſein, geben. Endlich ſchlug es Mitternacht, und ſie mußten das Schiff verlaſſen. Wir reichten uns die Hände. „Wir werden uns nur wiederſehn, wenn das Vaterland frei iſt, ſonſt ſterb' ich fern von ihm,“ ſagte ich ihnen. Sie antworteten nicht, ſie waren zu bewegt. Aber ich wußte, daß ich in ihren Herzen leben würde.

Zweiter Teil

Erſtes Kapitel

Das Exil

So ſchwamm ich denn auf den Meereswogen, allein, flüchtig und tiefbetrübt. Ich dachte daran, wie oft der Menſch in ſeinem Wahn das Schickſal aufhält, um es nachher ſich in bitterer, beleidigenderer Weiſe erfüllen zu ſehen. Hätte mich damals nicht die Rückſicht auf meine Mutter zurückgehalten, nach Amerika zu gehen, auf jene freie Erde, wo ich meinen Überzeugungen gemäß hätte leben können, ohne mit der Geſellſchaft, in der ich geboren war, in Widerſpruch zu geraten, ohne die Sympathien meiner Familie zu verletzen, ſo hätte ich mir wahrſcheinlich zu der Zeit ſchon irgendeine friedliche Exiſtenz jenſeits des Ozeans zu gründen vermocht, und die Meinigen hätten meiner mit Bedauern, ja mit Schmerz gedacht, aber ohne jede Bitterkeit, die ihnen die Art meiner Abreiſe notwendig zurücklaſſen mußte. Und doch war ich dabei ſchuldlos, es war ja alles nur die Folge des Zuſammenſtoßes des Charakters mit den äußeren Verhältniſſen, der mit unerbittlicher Logik niemals weder in der einen noch der anderen Richtung führt, ſondern zwiſchen beiden in einer Diagonale, zu einem Punkt, an den wir ſelbſt niemals gedacht hatten. Eines Tages hatte ich freiwillig das Vaterland verlaſſen wollen, in dem das Ideal, das ich geträumt hatte, ſich nicht verwirklichte; aber jetzt, als ich die deutſche Küſte hinter mir verſinken ſah, und nur die grüne Welle und der bleigraue Himmel ſich noch meinen Blicken darboten, da fühlte ich, daß es hart iſt, aus der Heimat in das Exil fliehen zu müſſen.

Am Morgen der Abreiſe hielt ich mich in der Kajüte, wie mir meine Freunde geraten hatten, bis der Inſpektionsbeſuch der Behörde, der auf jedem abfahrenden Schiffe ſtattfindet, vorüber war. Als wir abfuhren, ging ich auf das Deck und glaubte daſelbſt bleiben zu können, wurde aber bald inne,

daß dem nicht ſo ſei und daß ich dem Meere meinen Tribut zu zahlen haben würde. Ich verließ die Kajüte während der Überfahrt, die zwei Tage und zwei Nächte dauerte, nicht mehr und machte keinerlei Bekanntſchaft, woran mir auch nichts gelegen war. Als ich hörte, daß wir die Mündung der Themſe erreicht hätten, ſtand ich auf und begab mich auf das Deck. Hier ſah ich nun, unter einem nebligen Himmel, eine neue, reiche, mächtige Welt ſich vor mir auftun. Große Schiffe lagen vor Anker, Dampfer und Boote von allen Größen ſchoſſen auf dem breiten Strome hin und her, Städte und Dörfer winkten von den Ufern, an denen buntes Gewimmel Zeugnis gab von der Lebendigkeit des Verkehrs, und alles das ſteigerte und mehrte ſich, je näher wir der großen Welthauptſtadt kamen. Ich war angezogen, intereſſiert und zu gleicher Zeit bedrückt, denn ich kam allein an, von niemand erwartet, kaum wiſſend, wohin ich meine Schritte richten ſollte und, obgleich ich die Sprache vollkommen kannte, doch kaum verſtehend, was die Kehllaute meinten, als ich ſie zum erſtenmal aus dem Munde des Volkes hörte. Endlich hielt unſer Schiff in den großen Sankt-Katharinen-Docks, und ich verließ es gleich den anderen Paſſagieren, um mich auf das daſelbſt befindliche Zollamt zu begeben. Die Durchſicht des einzigen Reiſeſacks, den ich bei mir hatte, war bald gemacht. Es überkam mich aber ein angenehmes Gefühl der Freiheit, als man mir keinen Paß abforderte. Sich auf einer gaſtfreien Erde zu fühlen, ohne das beleidigende Verhör von „w e r ? w o h e r ? w o h i n ?“ durchmachen zu müſſen, das war wohltuend und ein Sachverhältnis, würdig eines großen Volkes, das ſich ſicher fühlt unter dem Schutz ſeiner Geſetze und den Fremdling daher von vornherein mit Vertrauen aufnimmt. Zeigt er ſich deſſen unwert — nun, ſo wird er die Folgen derſelben Geſetze fühlen, die da ſind, um die Geſellſchaft zu beſchützen, nicht um ſie zu bedrücken. Ich konnte alſo gehen, wohin ich wollte, und bat einen der Beamten, mir die Weiſe anzuzeigen, wie ich Sankt-Johns-Wood, einen Teil Londons, wo die Flücht-

lingsfreunde wohnten, an die ich mich zu wenden dachte, erreichen könne. Er zeigte mir ziemlich bereitwillig einen großen Omnibus, der mich dorthin bringen würde. Ich vertraute dem Führer meinen Reiſeſack, nannte ihm die Adreſſe, die ich ſuchte, und übergab mich meinem Schickſal. Ich hatte geglaubt, glücklich eine Reiſe vollendet zu haben, merkte aber bald, daß ich eine neue angetreten hatte, denn wir fuhren durch Straßen und über Plätze, über Plätze und durch Straßen ohne Zahl und ohne Ende. Die dunklen, hohen Häuſer, der graue Himmel, der Lärm der ſich unaufhörlich folgenden Wagen, die Maſſen der Fußgänger, die ſich auf den Trottoirs in fieberhafter Haſt drängten, als ob das Leben davon abhinge, einer dem andern zuvorzukommen — alles das verwirrte und betäubte mich. Mein Nachbar im Omnibus erklärte mir, daß dies die „City" ſei, der Mittelpunkt des Handels- und Arbeitslebens von London.

Danach kamen wir in ſchönere, breitere Straßen mit palaſtähnlichen Häuſern, mit dem unverkennbaren Charakter eines Daſeins voll Pracht und Macht, aber immer ebenſo von dem Schleier des grauen, bleifarbenen Himmels umzogen; das war das „Weſtend", der Aufenthalt der Ariſtokratie.

Endlich, nach einer Fahrt, die mir eine Ewigkeit ſchien, erreichten wir einen Teil der Rieſenſtadt, wo alles einen freundlicheren, vertrauteren Anſtrich annahm. Hübſche, kleine, neue Häuſer, in bunteſtem Bauſtil durcheinander gebaut, von zierlichen Gärten umgeben, machten einen verſöhnenden Eindruck nach den dunklen Steinmaſſen, die wir bis jetzt durchfahren; ebenſo die breiten, ungepflaſterten Straßen, auf denen das Wagengeraſſel weniger empfindlich war, und die Fußgänger, die ſtill auf den Trottoirs einherſchritten, ſtatt ſich in ängſtlicher Haſt zu jagen. Man fühlte hier, daß man auch irgendwo in dieſem Ungeheuer von Stadt ruhig leben und atmen könne, und ich ward angenehm überraſcht, als unſer Omnibus anhielt und der Kondukteur mir erklärte, daß wir am Ziel ſeien und ich nun bloß zu Fuß die Straße, an deren Ecke wir hielten, weiter zu verfolgen habe,

um an das bezeichnete Haus zu gelangen. Er reichte mir meinen Reiſeſack, ich hielt ihm eine Hand voll kleiner, engliſcher Münze hin und ließ ihn, was er wollte, nehmen, da ich ſie noch nicht gut kannte. Dann verfolgte er ſeinen Weg nach einer anderen Seite und ließ mich an der Straßenecke allein. Ich faßte meinen Sack und ſchritt, nicht ohne eine tiefe innere Erregung, dem Hauſe zu, in dem ich die bekannten und doch unbekannten Freunde finden ſollte, die mein einziger Anhaltspunkt waren.

Um dies zu erklären, muß ich ein wenig zurückgreifen und berichten, was ich, um den einheitlichen Gang der Erzählung nicht zu ſtören, im Anfange ausgelaſſen habe. Schon ehe ich nach Hamburg ging, hatte ich, aus meiner Einſamkeit heraus, eine Korreſpondenz mit einer Frau angefangen, deren Genie und deren Unglück mich gleich anzogen. Dieſe Frau war keine andere als Johanna Kinkel. Ich hatte zuerſt von ihr reden hören durch Theodor, der ein Schüler ihres Mannes auf der Bonner Univerſität geweſen war und mir oft mit Begeiſterung von dem von der akademiſchen Jugend vergötterten Lehrer erzählt hatte, ſowie von deſſen hochbegabter, ſehr eigentümlicher Frau und ihrem reizenden häuslichen Leben.

Im Frühjahr des Jahres 1849, als Kinkel, der einzige unter ſeinen akademiſchen Kollegen, die Waffen ergriff, um als gemeiner Soldat im badiſchen Revolutionsheere ſeine Überzeugungen mit ſeinem Leben zu vertreten, hatte ſich mein Intereſſe für ihn bis zur Begeiſterung geſteigert, und mit tiefem Anteil hatte ich den Verlauf ſeines Prozeſſes, ſeiner Verurteilung zum Tode, ſeiner Begnadigung zu lebenslänglichem Zellengefängnis verfolgt. Als ich ſpäter den Bericht über ſein Kölner Verhör und die von ihm bei dieſer Gelegenheit gehaltene Rede las, lief ich in leidenſchaftlichem Schmerz im Zimmer auf und ab, zerknitterte die Zeitung in meinen Händen und verwünſchte meine Ohnmacht. Das Bild des Gefangenen, deſſen ſchönheitsdurſtige Augen jetzt auf nackten Zellenwänden ruhten, der, anſtatt daß er in jungen

Seelen durch ſeinen Vortrag Begeiſterung weckte oder ſeiner Seele Träume in Liedern ausſtrömte, Wolle ſpinnen mußte, aus der ihm von nun an ſeine grobe Kleidung gefertigt werden ſollte — dieſes ſchmerzensvolle Bild kam mir Tag und Nacht nicht aus dem Sinn. Auch war bei allen Redlichen in Deutſchland nur e i n Schrei des Schmerzes und der Empörung über dieſes Schickſal. Nur die Pietiſten frohlockten, denn ihnen ſchien jetzt dieſe Seele, die ihnen vordem aus der Theologie in die Freiheit entflohen war, eine ſichere Beute, auf die ſie ſich in der grauenvollen Einſamkeit der Zelle mit Traktätchen und Bibeln niederlaſſen konnten, um ſie in ihren Krallen in den pietiſtiſchen Himmel zu entführen. Mit ebenſoviel Sympathie als an ihn dachte ich aber auch an ſeine hochherzige Frau, die, nachdem ſie alles vergebens zu ſeiner Rettung verſucht hatte, nun, wie ich wußte, außer dem ungeheuren Schmerz auch noch die Sorge um den Unterhalt ihrer Familie zu tragen hatte, den ſie als treffliche Muſikerin durch Stundengeben zu beſtreiten ſuchte. Zu ihr mit liebevoller Teilnahme zu dringen war nicht ſo unmöglich wie zu ihrem Gatten. Ich entſchloß mich ihr zu ſchreiben, und wohl mußte mein Brief das Gepräge der tiefen Mitleidenſchaft getragen haben, denn ich erhielt die allerherzlichſte Antwort und die Aufforderung, mehr von mir ſelbſt zu ſagen, damit wir uns nicht fremd blieben, uns perſönlich vertraut würden. Ich ließ mir das nicht zweimal ſagen, und es kam damit ein neues, hohes, erwärmendes Intereſſe in mein damals ſo armes Leben. Bald kannte ich ihre Geſchichte, ihr vergangenes Glück, ihr jetziges Leiden, die Charaktere und Anlagen ihrer Kinder; ſie dagegen wußte in kurzem mein ganzes Leben, den Dualismus, in dem ich mich befand, die Leiden, die ich für meine Überzeugungen duldete. Sie billigte ganz und gar meinen Entſchluß, nach Amerika zu gehen; ſie ſchrieb mir darüber: „Was iſt Ihr Leben hier? Eine Quelle ewigen Schmerzes für Sie und die Ihren. Was kann Ihr Leben dort ſein? Eine belebende Sonne für Ihre dortigen Freunde.“ Als ich in Hamburg war, ſchrieb ſie mir, um mich zu fragen,

ob ich ihr nicht Briefpapier mit Vignetten ſchicken könne. Sie durfte ihrem Manne nur einmal im Monat ſchreiben; ihre Briefe wurden vom Direktor des Gefängniſſes geleſen und mußten ſich auf Familiennachrichten beſchränken. So hatte ſie ſich ausgedacht, auf Bogen mit Vignette zu ſchreiben, um die Öde des Gefängniſſes dadurch etwas zu erheitern. In Bonn und Köln hatte ſie alles erſchöpft, was ſich von illuſtrierten Briefbogen finden ließ, und ſie wandte ſich nun an mich, um zu ſehn, ob ich ihr etwas Neues ſchicken könne. Ich kam auf den Einfall, ſelbſt kleine Zeichnungen, Kopien von ſchönen Architekturen oder von Landſchaften auf Briefbogen zu verfertigen und ihr dieſe zu ſchicken, und ſo ſuchte ich noch einmal mein altes Talent hervor, um einem edlen Unglück zu dienen. Einmal, auf die Aufforderung ſeiner Frau, ſchrieb ich dem Gefangenen, natürlich einen offenen Brief, der nur literariſche Fragen enthielt. Ich bekam auch eine ſehr ſchöne, Leben, ja Heiterkeit atmende Antwort. Später wurden mir Mitteilungen gemacht über einen Plan, der entworfen war, um Kinkel zur Flucht zu verhelfen, und wie groß war mein Glück, als eines Abends in der Hochſchule, als Theodor den Prometheus von Äſchylus vorgeleſen hatte, nach dem letzten Wort Jakob Venedey in den Saal trat und mit lauter, freudig bewegter Stimme ausrief: „Meine Herren und Damen, ich bringe eine frohe Nachricht: Kinkel iſt aus Spandau entflohen!“

Seitdem bewohnte die glücklich wieder vereinigte Familie London, und ſchon mehr als einmal war von dort aus die Aufforderung an mich ergangen, auch nach London zu kommen, und mir dort gleich ihnen eine neue Heimat der Arbeit zu gründen. Nun trieb mich das Schickſal ſelbſt, der Aufforderung Genüge zu leiſten, und zu ihnen, zu Kinkels war es, daß ich jetzt, ein einſamer Flüchtling, meine Schritte lenkte. An dem kleinen „cottage“, das, wie faſt alle Häuſer jenes Teils von London, an der Tür des ſie umgebenden, mehr oder minder großen Gartens einen beſondern Namen, außer der Hausnummer, angeſchrieben hatte, ſtand ich einen

Augenblick ſtill, um das gewaltige Pochen meines Herzens zu beſchwichtigen. Über dieſer Tür ſtand ſicher nicht geſchrieben: „Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate!“ Im Gegenteil: wenn es auf Erden noch etwas zu hoffen für mich gab, ſo lag der Anfang davon hinter dieſer Tür; gab es aber überhaupt noch etwas für mich zu hoffen auf dieſer Welt? War der Kampf um das nackte Daſein es noch wert, ihn aufs neue zu beginnen? — Da indes in ſolchen Augenblicken das Schickſal uns gewöhnlich keine Antwort gibt, ſondern uns ſtumm den Verſuch wagen läßt, ſo entſchloß ich mich endlich, die Klingel zu ziehen und das darauf erſcheinende Mädchen zu fragen, ob Frau Kinkel zu Hauſe ſei. Sie ließ mich in ein Zimmer ebener Erde eintreten und verließ mich, kehrte aber bald darauf mit einem Blättchen Papier und einem Bleiſtift in der Hand zurück und bat mich, meinen Namen aufzuſchreiben. Ich ſchrieb bloß meinen Vornamen, und ſie verließ mich abermals, um den Zettel in die obere Etage zu bringen. Gleich darauf hörte ich ein freudiges Aufſchreien mehrerer Stimmen, eilige Schritte flogen die Treppe herunter, die Tür ward aufgeſtoßen, und ehe ich irgend etwas unterſcheiden konnte, fand ich mich von großen und kleinen Armen umfangen und mit Jubel begrüßt. Mit Rührung empfand ich es, was die Vergütung ſei für den bittern Kelch des Exils, nämlich: daß die, die ſich vordem nie geſehen, ſich augenblicklich als Kinder derſelben idealen Heimat erkannten und ſich als einander angehörig fühlten, ohne alle die Zeremonien durchmachen zu müſſen, die die alte Geſellſchaft, deren Hauptzweck es war, den Menſchen vor dem Menſchen zu verſtecken, für erforderlich hielt.

Nachdem der erſte Sturm des Fragens und Antwortens ſich gelegt, nachdem ſich ihr Erſtaunen und ihre Entrüſtung über das mir Widerfahrene, das die Urſache meiner Flucht geworden war, ausgeſprochen hatte, kam ich dazu, mir den erſten Eindruck klar zu machen, den ich von meinen neuen Freunden empfing. Johanna Kinkel hatte nichts in ihrem Äußern von dem, was man gewöhnlich bei Frauen ſchön

oder anmutig nennt; ihre Züge waren ſtark, faſt männlich, ihr Teint auffallend dunkel, ihre Geſtalt maſſiv, aber über dem allem thronten ein paar wunderbare dunkle Augen, die von einer Welt von Geiſt und Empfindung zeugten, und in den reichen Modulationen ihrer tiefen, vollen Stimme tönte eine Fülle des Gefühls, ſo daß man unmöglich beim erſten Eindruck ſagen konnte: „Wie häßlich iſt dieſe Frau!“ ſondern ſagen mußte: „Welch eine bedeutende Frau! und welches Glück wird es ſein, ſie näher kennen zu lernen!“ — Kinkel dagegen war, trotz aller überſtandenen Leiden, in der vollen Kraft ſeiner männlichen Schönheit; ſein Benehmen hatte etwas Sanftes, Feines, ja Zierliches, das man Johannens ſchrofferem Weſen gegenüber weiblich nennen konnte; er war höflich bis zur Galanterie, äußerſt angeregt in der Unterhaltung und voller Witz, dem er zuweilen abſichtlich den Anſchein der Frivolität geben wollte, weshalb ich ihm ſpäter, als wir herzlich gute Freunde waren, einmal lachend ſagte: „Ach geben Sie ſich doch nicht ſo viel Mühe, frivol zu ſcheinen, es gelingt Ihnen ja doch nicht.“ Er kam mir mit der freundlichſten Offenheit entgegen, dennoch fühlte ich beſtimmt vom erſten Eindruck an, daß er, trotz ſo vieler glänzender Vorzüge, mir nie ſo viel werden würde wie Johanna, wohl aber, daß ein feſtes Vertrauen in ſeinen Charakter, der durch die mannigfach ſchillernden Äußerlichkeiten und einen Anflug von ſelbſtgefälligem Weſen, in echt deutſcher Treue, Redlichkeit und Männlichkeit durchſchaute, in mir die Grundlage zu einer dauernden Freundſchaft werden könnte, die ſich denn auch durch die Jahre und den Wechſel der Geſchicke hindurch bewährt hat. Die vier Kinder waren noch zu klein, um etwas anderes von ihnen zu ſagen, als daß ihr munteres, zutrauliches Weſen und ihre geiſtige Lebendigkeit den wohltuendſten Eindruck machte.

Beide Gatten gingen ſogleich mit wahrhaft rührender Sorglichkeit zur Beratung der praktiſchen Lebensfragen für mich über. Ihre angebotene Gaſtfreundſchaft wollte ich unter keiner Bedingung länger als für den erſten Tag in Anſpruch

nehmen. Ich wußte, wie beſchränkt ihre Mittel waren und wie hart ſie kämpfen mußten, um ſich in dieſem Land, wo die Arbeit beſſer bezahlt wird als irgendwo, wo aber auch das Leben im Verhältnis teurer iſt, mit der Familie eine Exiſtenz zu gründen. Johanna, die zum Glück an dieſem Tage keine dringende Arbeit hatte, ging mit mir, und der Zufall fügte es ſo gut, daß wir ganz nahe bei ihnen eine kleine Wohnung fanden. Nachdem ich bei ihnen gegeſſen und den Abend traulich wie unter den Meinigen verbracht hatte, geleitete Kinkel mich in dieſes neue Aſyl und verließ mich mit ermunternden Worten und Wünſchen.

Kaum fand ich mich aber in meinem engen unſchönen Zimmerchen, in dem ein koloſſales Bett, wie ſie in England üblich, faſt den ganzen Raum einnahm, allein, als das volle Gefühl meiner Lage mit Allgewalt über mich kam. Zum erſtenmal im Leben war ich ganz allein, fern von allen, die ich bis dahin geliebt hatte, auf einer fremden Erde, mit dürftigen Mitteln, vor einer Zukunft, die ſtumm, düſter und verheißungslos vor mir aufſtieg. Die Aufnahme, die ich bei Kinkels gefunden hatte, war ſo liebevoll als möglich geweſen und hatte mir innig wohlgetan, aber rechnen durfte ich doch nicht auf ſie, denn ſie mußten, wie geſagt, ſelbſt den ſchweren Kampf um das Daſein in dieſem ſtürmiſchen Ozean von Leben, der London heißt, kämpfen, und ſie hatten bei aller Freundſchaft nicht einmal Zeit für mich, da die Zeit in London alles iſt, das große Kapital, das ein jeder ſo hoch als möglich zu verzinſen ſtrebt. Die Ausſicht, die ſich vor mir auftat, war, Stunden zu geben und ſo auch in die peinliche Lage zu kommen, den Freunden, den Bekannten Konkurrenz machen zu müſſen. Noch ſtärker als die Sorge um die Zukunft quälten mich aber die Gedanken an die Vergangenheit; die Furcht, wie meine Mutter die Nachricht meiner Flucht aufgenommen haben würde, was meine Freunde in Berlin vielleicht noch zu leiden gehabt haben würden nach meiner Abreiſe, das Weh über das, was auf ewig verſunken und verloren war — alle dieſe Sorgen und

Schmerzen umſtanden wie bleiche Geſpenſter mein Lager, als ich mich endlich, bis zum Tode erſchöpft, niederlegte, und verſcheuchten für lange Zeit die Ruhe, deren ich ſo dringend bedurfte.

Als ich am Morgen erwachte, kehrte mit dem Tageslicht auch mir etwas Mut zum Leben zurück, und ich begann damit, mich in meiner neuen Häuslichkeit umzuſehen. Ich wohnte zu ebener Erde in einem Hauſe, das zwei Fenſter in der Front und drei obere Stockwerke hatte, während die Küche und das Schlafzimmer der Hauswirtin ſich im Souterrain befanden. Jedes Stockwerk hatte zwei Zimmer, eins nach vorn und ein Schlafzimmer dahinter; die zu ebner Erde waren kleiner, weil die Haustüre und der Gang davon abgeſchnitten waren. Das vordere Zimmer ebner Erde heißt in England immer „the parlour“ (das Sprechzimmer) und dient meiſt, wenn nur e i n e Familie das Haus bewohnt, als Eßzimmer. Wenn mehrere Mietsleute im Hauſe ſind, ſo iſt es öfter die Hauswirtin, die ſich dieſes Zimmer vorbehält und den Nießbrauch davon dem Mieter, der das hintere Schlafzimmer bewohnt, überläßt. Dieſe Einrichtung hatte auch ich getroffen: ich hatte nur die kleine hintere Schlafſtube gemietet, durfte mich aber am Tage mit meiner Arbeit in dem parlour aufhalten, indem ich dabei freilich jeden Augenblick einer Unterbrechung durch die Hauswirtin, die auch ihre Beſuche hierher führen konnte, gewärtig ſein mußte. Aber es blieb mir keine Wahl, denn das Schlafzimmer enthielt außer einem, wie ſchon geſagt, enorm großen Bett, einer Kommode, dem Waſchtiſch und zwei Stühlen nur gerade noch ſo viel Raum, um meinen zu erwartenden Koffer hinzuſtellen; zudem ging es in einen düſtern kleinen Hof und hatte alſo weder Raum noch Licht zur Arbeit; eines der oberen Stockwerke zu mieten, hatte ich aber keine Mittel. Vor dem Hauſe befand ſich ein kleiner viereckiger Raum mit ein paar dürftigen, von Straßenſtaub bedeckten Sträuchern und einem winzig kleinen Raſenplätzchen, das gegen die Straße mit einem Gitter und einer Tür abgeſchloſſen war, durch die

man zu dem Hauſe einging. Dieſe Beſchreibung paßte auf ſämtliche Häuſer der Straße, die ſich ſo durchaus ähnlich ſahen, daß man ſein Haus nur an der Nummer erkennen konnte, und ſie paßte nicht allein auf die Häuſer dieſer Straße, ſondern auf die meiſten Londoner Häuſer, nur daß in den reicheren, vornehmeren die Dimenſionen andere waren und ein Haus alsdann nur von einer Familie bewohnt wurde. Meine Hauswirtin war nicht die Eigentümerin des Hauſes, ſie hatte es nur auf eine Reihe von Jahren gemietet, es möbliert, und vermietete es nun wieder. Es iſt auch dieſes etwas ſehr Allgemeines in England und bildet die Erwerbsquelle einer ganzen Klaſſe von Menſchen, freilich auch zuweilen ihren Ruin.

Ich ſuchte mich zunächſt mit meiner Hauswirtin bekannt zu machen. Sie war Witwe und hatte kürzlich ihren einzigen Sohn verloren. Bei unſerer erſten Unterredung erzählte ſie mir gleich alle dieſe Umſtände und ſchilderte ihren ſehr natürlichen Schmerz mit einem ſo komiſchen, prahleriſchen Pathos, daß mein Mitgefühl dadurch etwas beeinträchtigt wurde. Auch hatte der Kummer offenbar ihrer Geſundheit nicht geſchadet, denn ſie war rund und fett und kupferrot im Geſicht, welche blühende Farbe, wie ich bald merkte, die Folge des häufigen Genuſſes von „gin“ und „brandy“ war, denen ſie, wie viele Engländerinnen ihres Standes, einen allzu eifrigen Kultus widmete. Dieſe anderen Götter, die ſie neben dem Gotte ihrer anglikaniſchen Kirche verehrte, hätten ſie mir ſicher ſehr antipathiſch gemacht, wenn ſie nicht dabei eine ſehr komiſche Seite gehabt hätte und ein ſo volkstümlicher Typus geweſen wäre, daß es mich unterhielt, ſie zu ſtudieren. Sie war die leibhaftige Mrs. Quickly aus Shakeſpeares Heinrich V., es fehlte nur Falſtaff, um die Szene zu vervollſtändigen. Dabei trug ſie ſich auch ganz abenteuerlich; ich ſah ſie nie anders, als im Haus, als mit einem kurzen, ſchäbigen, alten Sammetmäntelchen und auf dem Kopf einen ebenfalls alten, verbogenen, ſchwarzen Hut mit vergilbten Trauerblumen. Ich merkte bald, daß dies ihr gewöhnlicher

Anzug ſei, und als ich mehr von London geſehen hatte, begriff ich den Grund. In London macht nämlich keine Frau aus dem Volke, keine Magd einen Schritt aus dem Hauſe, ohne einen Hut auf dem Kopf, und es iſt das eines der häßlichſten engliſchen Vorurteile. Während das reinliche weiße Häubchen der franzöſiſchen Dienſtmagd hübſch und anſtändig ausſieht, iſt dieſer meiſt ſchmutzige, verbogene, mit verblichenen Blumen oder Bändern geſchmückte Hut der Engländerin, der ſie „respectable“ macht, abſcheulich. Zur Aufwartung im Hauſe hatte Mrs. Quickly nur ein einziges vierzehnjähriges Mädchen, ein kleines, mageres, ſchwärzliches, ſchmutziges Geſchöpf, deſſen Glück ſie zu machen behauptete, indem ſie ihm eine tüchtige praktiſche Erziehung gäbe. Dieſe Erziehung beſtand darin, daß ihr alle grobe Arbeit des Hauſes aufgebürdet wurde, daß ſie laufen und arbeiten mußte, vom Morgen bis zum Abend, ſo daß ſie oft vor Müdigkeit umfiel, und daß ſie tüchtige Ohrfeigen und Püffe bekam, wenn ſie nach Mrs. Quicklys Anſicht nicht genug gearbeitet hatte oder wenn der Gin Mrs. Quicklys Sinne derart umnebelt hatte, daß ihr kein Schatten von Vernunft mehr blieb. Oft hielt ſie aber auch noch in ſolchen Momenten dem Mädchen lange Reden voll hochtönender Phraſen, die aber nie über einen gewiſſen Anfang hinauskamen. Ich mußte ihrer in ſpäteren Jahren öfter gedenken, als ich den trefflichen Komiker Robſon in einer ſeiner beliebteſten Rollen ſah, wo er ſich im betrunkenen Zuſtande bemühte, die Definition eines vollkommenen Menſchen zuſtande zu bringen, aber nie über die drei erſten Worte hinauskam. Kurz, Mrs. Quickly war mir eine der erſten typiſchen Erſcheinungen des engliſchen Lebens, wie ſie in Charles Dickens' Romanen mit photographiſcher Treue geſchildert ſind. Ich wollte jedoch durchaus mit ihr in gutem Einvernehmen bleiben und hörte im Anfang mit unerſchütterlicher Geduld den Erzählungen zu, die ſich alle um das einzige Thema, ihren verſtorbenen Sohn, drehten und mit bombaſtiſchen Reden ſeine unvergleichlichen Tugenden prieſen. Doch wollte ich auch dem armen, dienenden Weſen nicht ſo

viel Mühe machen und, ſchon ſeit lange gewöhnt, jeder Dienſtleiſtung anderer für meine Perſon zu entbehren, nahm ich die Kleine in dieſer Beziehung gar nicht in Anſpruch. Einen der erſten Tage ſtieg ich, ein Muſſelinkleid auf dem Arm, zur Küche hinab, um mir ein Eiſen zu erbitten und das Kleid dort zu bügeln. Die Küche war das wahre Königreich von Mrs. Quickly; hier herrſchte ſie allein am Herd, und das Mädchen durfte den Kaſſerollen auch nicht von ferne nahen. Mrs. Quickly ſah mich mit unverhohlenem Erſtaunen an, als ich eintrat, aber als ich meine Bitte vortrug, verwandelte ſich ihr Erſtaunen in Zorn: „Wie?“ ſchrie ſie, „Eine ‚lady‘ will in der Küche bügeln? Das iſt unmöglich!“ Und mit der Miene beleidigter Majeſtät entriß ſie mir das Kleid, befahl der Kleinen, einen Stahl ins Feuer zu legen und das Kleid zu beſorgen; dann wandte ſie ſich wieder zu mir und ſagte mit tragiſchem Ausdruck: „Sie ſind eine Fremde, Sie kennen unſere engliſchen Gewohnheiten nicht; wir halten es aber für ſehr unladylike, wenn eine Dame in die Küche kommt, und nun gar, wenn ſie ihr Kleid ſelbſt ausbügeln will. No Ma'am, please to ring the bell, wenn Sie etwas nötig haben, Sie verderben mir ſonſt meine Diener!“ Sehr beſchämt über meine Unwiſſenheit in Beziehung auf dieſe hohe Moral engliſcher Sitten, ſchlich ich mich in mein „parlour“ zurück und mußte herzlich lachen, indem ich dies ziemlich ſchmutzige, erbärmlich möblierte Zimmerchen anſah und dachte, welchen Abgrund die Beſchränktheit des Vorurteils zwiſchen dieſer Stube zu ebener Erde und der Küche im Souterrain gegraben hat. Dann aber wurde ich traurig, denn ich ſah, daß ich, die ich durch ſo viele ſchmerzensvolle Kämpfe gegangen war, um mich von Vorurteilen unabhängig zu machen, in dieſem Lande noch dümmeren Vorurteilen zu begegnen haben würde, ohne die Möglichkeit, ihnen entgegen zu treten, weil ich, um mir eine Exiſtenz zu gründen, von einer Geſellſchaft abhängig werden mußte, die ſo eiferſüchtig auf ihr „savoir vivre“ iſt, daß ſie jede Abweichung davon wie eine Todſünde anſieht. Ich fand mich angeſichts eines

der greulichſten ſozialen Probleme, die es gibt, nämlich: Heuchler ſein und ſich erniedrigen zu müſſen, um des täglichen Brotes willen. Bittere Betrachtungen belagerten meine Seele und erhöhten die Melancholie, die ohnehin von mir Beſitz genommen hatte. Ich hatte die Elaſtizität der erſten Jugend nicht mehr, nicht mehr den ungemeſſenen Glauben an die Zukunft, der über die Abgründe hinwegträgt; meine Wunden waren noch zu friſch und öffneten ſich alle wieder vor einer Gegenwart, die auch nicht einen heilenden Balſam hatte. In den erſten Tagen ging ich nicht aus; ich erwartete Briefe von Anna, von meiner Familie; ich fühlte mich unfähig, die neue Welt, die mich umgab, in Augenſchein zu nehmen. Meine neuen Freunde kamen ein paar flüchtige Augenblicke, mich zu ſehen, aber ſie hatten nicht lange Zeit. So kam der Pfingſtſonntag heran. Früh am Morgen erſchienen die lieblichen kleinen Kinkelſchen Mädchen und brachten mir ein Billet vom Vater, welcher ſchrieb: „Werte Freundin! Wollen Sie heute mit uns nach Hampton-Court, um Woolſey-Palaſt, den von Wild belebten Park, Raffaels Kartons, Holbeins Bilder, Mantegnas Triumph Cäſars und den baumgrünſten Fluß Europas, die obere Themſe, zu ſehen? Schütteln Sie Krankheit und Heimweh von ſich, auch jeden tieferen Schmerz, und raſten Sie in großer verſchönter Waldnatur einmal aus.

Um neun Uhr müſſen wir in den Omnibus, ſonſt haben wir längſt nicht Zeit genug, da man dort ohnehin nicht fertig wird. Ich hole Sie zu dieſer Stunde ab. Wir gehen entweder per Eiſenbahn oder Dampfboot.

Geben Sie den Kleinen zwei Zeilen Antwort. Herzlich

Ihr Freund

Kinkel."

Ich nahm die freundliche Einladung an, und nachdem uns ein Omnibus an das Ufer der Themſe gebracht hatte, beſtiegen wir eines der unzähligen Dampfboote, die beſonders an Feſttagen den Fluß hinauffahren, um Richmond, dem reizenden, ſtromaufwärts an der Themſe gelegenen Städtchen,

dem Sommeraufenthalt der Geld- und Ahnen-Ariſtokratie zuzueilen. Kinkel hatte recht: die Themſe iſt der grünufrigſte Fluß in Europa. Bäume von einer Schönheit und Fülle, wie man ſie ſelten trifft, neigen ihre gewaltigen Äſte bis zur Erde und oft bis ins Waſſer hinab und bilden undurchdringliche Laubdächer, deren friſches Grün ſich im Fluſſe ſpiegelt; Landhäuſer, halb von hinüberrankendem Efeu verſteckt, ſchauen freundlich von herrlichen Raſenplätzen herab, die den Fremden überraſchen, der noch nicht weiß, daß der Raſen in England durch beſondere Pflege eine friſche und ſammetartige Schönheit erhält, wie nirgends anderswo. Der ungewöhnlich helle, ſonnige Tag, das fröhliche Leben der großen und kleinen Schiffe auf dem Strom, die Scharen feſtlich geputzter Menſchen am Ufer, die liebenswürdige Unterhaltung meiner Freunde endlich, die mir mit begeiſterten Worten das Land der Freiheit, das ihre neue Heimat geworden war, prieſen, — alles das zog mich von meinen trüben Gedanken ab, und ich überließ mich den Eindrücken der neuen Welt, die ſich um mich ausbreitete. Nach eingenommenem Mittagsmahl in Richmond beſtiegen wir eine jener „hackney-coaches“ (Art von Poſtwagen), wie ſie früher in England üblich waren, ehe Eiſenbahnen das Land in allen Richtungen durchzogen und die in den engliſchen Romanen oft eine Rolle ſpielen. Ich ſah mit Vergnügen, daß meine Freunde ſich unabhängig von engliſchen Vorurteilen erhielten, ſobald es außerhalb der Verpflichtungen, die ihnen ihr Beruf auferlegte, möglich war, denn ſie luden mich ein, mit ihnen die „Impériale“ des Poſtwagens zu beſteigen, um das ſchöne Land beſſer zu ſehen. So fuhren wir fröhlich nach Hamptoncourt, einem königlichen Schloſſe, einſtens Reſidenz des Kardinals Woolſey. Man kommt dahin durch eine lange Kaſtanienallee, die in voller Blüte war und einen prächtigen Anblick bot. In dem großen Park zu beiden Seiten weideten friedlich Rudel von Rehen und Hirſchen. Ich war ganz überraſcht von der Pracht, mit der die Kunſt hier die Natur unterſtützt und eine Landſchaft herſtellt, die zugleich ziviliſiert

und wild iſt und ihresgleichen in andern Ländern ſucht. Wir beſuchten das Schloß, ſeiner Bildergalerie und beſonders den Kartons von Raffael zu Liebe. Hier ſah ich zum erſtenmal Originalwerke dieſes Meiſters, deſſen Name ſchon in meine Kindheit herüber getönt hatte und der in meiner Vorſtellung mit einer wahren Verklärung der Erſcheinung umgeben war. Als wir am Abend heimkehrten, war der Zweck meiner Freunde erfüllt worden. Ich hatte für einen Tag mein tiefes Weh vergeſſen und mich beinah zu Hauſe gefühlt in dieſer neuen Welt, in der die Freundſchaft mir von vornherein ihren Troſt entgegenbrachte. Freilich, als ich mich wieder allein fand in meinem häßlichen kleinen Schlafzimmer, da fiel die alte Zentnerlaſt mir wieder auf die Bruſt; aber eins war doch gewonnen: ich hatte beſchloſſen, in England zu bleiben, daſelbſt zu arbeiten wie die anderen, um mir eine Exiſtenz zu gründen, und nicht noch weiter auf das Ungewiſſe hin nach Amerika zu gehen. Dies war das Reſultat dieſes Tages und der verſtändigen Vorſtellung meiner Freunde, und die Gewißheit, gefunden zu haben, wie man handeln ſoll, gibt immer eine gewiſſe Ruhe im tiefſten Schmerz.

Zweites Kapitel

Nachklänge aus der Heimat
und
Bekanntſchaft mit dem engliſchen Leben

Ich bekam endlich Briefe aus Deutſchland, zunächſt einen erfreulichen von meiner liebſten Schülerin aus Hamburg, einem hochbegabten, erſt ſiebzehnjährigen Mädchen, die mich mit Leidenſchaft liebte. Er lautete: „Geliebteſte Malwida! ‚Das Verhängte muß geſchehen, das Gefürchtete muß nahn.‘ „Das fuhr mir durch die Seele, als ich hörte, was Dir widerfahren! O es iſt wahr, keiner entgeht ſeinem Schickſale. Wie oft ſagten wir's Dir im Scherze voraus! Kaum dämmerte in uns die Ahnung, daß das, was wir leichtſinnig

und lachend heraufbeſchworen, ſich erfüllen würde. Es hat mich ſehr erſchüttert. Doch als ich es näher bedachte, fand ich es nicht ſo ganz ſchrecklich. Das tragiſche Unglück, ſo vernichtend es im erſten Augenblick ſcheint, erhebt uns unendlich; und ich kann wohl ſagen, daß ich Dich ein wenig beneidet habe um das Bewußtſein, das Du haben mußt: auch ich half mit, das große Kreuz der Menſchheit tragen, und mein Wirken bringt die Freiheit vielleicht um einige Tage früher zur Reife! Denn wenn ein jeder nur für einen Tag ſorgte, wir ſparten manch Jahrhundert. Das Märtyrertum für die Freiheit iſt gewiß ſo heilig wie das für einen blinden Glauben, und wer leidet, tut oft mehr, als wer handelt. Die Menſchheit hatte immer einen großen Gedanken, den ſie verfolgte: das Chriſtentum, die Kreuzzüge, die Entdeckung der Neuen Welt, die Reformation; endlich die Idee der Freiheit. Dieſe aber, als diejenige, die alles andere in ſich ſchließt, erregt am meiſten Widerwillen bei den Leuten, die ihre Zeit nicht begreifen, und glauben, eine Zeit, die vor Alter zuſammenſchrumpft, ſei noch nicht ausgewachſen. Nun müſſen immer die Gerechten büßen für die Ungerechten. Ich denke mir nämlich: es kann gar keinen Menſchen geben, der ſein Haupt ewig knechtiſch beugen möchte. Denn wie die Menſchen nur ſittlich ſind, weil ſie es abſolut ſein müſſen (dieſe Idee liegt ſo tief in uns, daß wir bei jeder, noch ſo unſinnigen Religion immer finden, daß ein Sittengeſetz vorhanden, deſſen Befolgung Lohn, der Ungehorſam dagegen Strafe bringt), ſo glaube ich, daß die Luſt zur Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit mit unſerem Weſen durchaus verwachſen iſt. Ebenſo aber iſt das Vergnügen zu herrſchen in uns. Nun überwiegt immer eine dieſer Neigungen die andere. Im beſſeren Menſchen hat die Gerechtigkeit und Sittlichkeit, bei einer unedlen Natur die Herrſchſucht das Übergewicht, und der Ungerechte ſucht die Freiheit nur für ſich, um an anderen Herrſchaft auszuüben; der Gerechte aber will ſie für alle. So mußt Du nun ſühnen, was die andern verſchuldet haben."

Dann kamen traurige Briefe von meinen Schweſtern, die

mir den ſchrecklichen Eindruck ſchilderten, welchen meine, durch die Zeitungen bekannt gemachte Ausweiſung und meine darauf erfolgte Abreiſe auf die Meinigen, beſonders auf meine Mutter, gemacht hatten. Ihr Stolz war ſehr begreiflicherweiſe tief gekränkt, noch mehr aber waren ihre liebevollen Herzen ergriffen von der Sorge um mein Schickſal, und auch die tröſtenden Zeilen, die ich ihnen über meine glückliche Ankunft und den freundlichen Empfang bei Kinkels geſchrieben, hatten nicht vermocht, das herbe Weh des Eindrucks zu lindern. Tief und ſchmerzlich tönte ihr Leid in mir wieder, und ich gelobte mir ſelbſt, daß, wie ſich auch mein Los geſtalten möge, welche Prüfungen und Entbehrungen ich durchzumachen haben würde, ihnen die dunkle Seite meines Daſeins möglichſt verborgen bleiben und, ſo weit es in meiner Macht läge, nur Milderndes und Beruhigendes über mich zu ihnen hingelangen ſolle.

Bald darauf kamen auch Briefe von Anna. Sie war nach meiner Abreiſe noch ſehr durch die Polizei gequält worden. Man war gekommen, ſich nach mir zu erkundigen, und da man mich nicht fand, hatte man ſie auf die Polizei vorgeladen, und ſie hatte demſelben widerwärtigen Menſchen, der auch mich verhört hatte, Rede und Antwort ſtehen müſſen. Endlich, da man ſich hatte überzeugen müſſen, daß ſie nichts von den gefährlichen Verſchwörungen und Majeſtätsverbrechen, deren man mich für ſchuldig hielt, wußte, war ſie in Ruhe gelaſſen worden, aber ſie hatte natürlich ſehr unter dieſen Quälereien gelitten.

Dieſe Nachrichten drückten mich tief darnieder. Eine große Bitterkeit erfüllte mein Herz und zum erſtenmal fühlte ich, daß mein Idealismus, mein Glaube an etwas erreichbar Beſſeres als die brutale Gewalt, die uns überall umgibt, anfing zu wanken. Eine tiefe Melancholie kam über mich, und die meiſten äußeren Eindrücke waren bis dahin nicht der Art geweſen, dagegen einzuwirken.

Ich wohnte nahe bei dem großen Regents-Platz, einer jener grünen Tröſtungen, die man zwiſchen die ungeheuren

Steinmaſſen dieſes Kompleres von Plätzen und Straßen, der London heißt, eingeſchoben hat. Dorthin richtete ich täglich meinen einſamen Spaziergang und bewunderte die Kunſt, die durch grüne Wieſen, ſchöne Baumgruppen, friſche Waſſerpartien, durch Herden von Schafen und alle Arten von Waſſervögeln ein wohltätiges Abbild des Landlebens geſchaffen hat für die Tauſende von Kindern, die in den dunklen, geſchwärzten Häuſern, den engen Straßen, der dicken mit Kohlendampf geſchwängerten Atmoſphäre leben — für die Bürgerfamilien, deren Vermögen nicht hinreicht, um im Sommer die Stadt zu verlaſſen — ja ſelbſt für die Proletarier, von denen mehr als einer unter den Bäumen dieſes Parks ſogar ſein Nachtlager findet. Aber wenn ich dann den beinah immer grauen Himmel anſah, der all dieſe grünen Bilder wie mit einem bleiernen Dach überwölbt, dann fühlte ich doppelt, daß, ſo wie ihnen das belebende freundliche Sonnenlicht und das heitere Himmelsblau fehlten, auch in meinem Leben ſchwere undurchdringliche Nebel die klaren Geſtirne verdeckten, die allein Mut und Ausdauer geben für die Arbeit des Tages. Dabei drängte ſich mir täglich mehr das Bedürfnis auf zu arbeiten, um Geld zu verdienen, denn die geringe Barſchaft, die ich mitgebracht hatte und die ich noch dazu zum größten Teil der Güte eines, freilich ſehr vermögenden Freundes aus Hamburg verdankte, ohne deſſen Hilfe ich die Reiſe nach England gar nicht hätte machen können, ſchmolz bedeutend zuſammen, und trotz meiner ſparſamen Lebensweiſe ſah ich ihr Ende mit raſchen Schritten herannahen. Von meinen kleinen Revenüen hatte ich noch gar nichts in nächſter Zeit zu erwarten, und ſie waren wie Null im Vergleich zu den ſelbſt beſcheidenſten Anſprüchen an eine Exiſtenz in London. Von den Meinigen aber niemals Unterſtützung zu erbitten, hatte ich mir heilig gelobt, nicht weil ich an ihrer Bereitwilligkeit mir zu helfen gezweifelt hätte, ſondern weil ich es als eine ernſte Pflicht anſah, den ſelbſtgewählten Weg auch ſelbſtändig zu gehen und ſeine Mühen und Sorgen für mich zu tragen, ohne ſie denen auf-

zubürden, die nicht mit ihm übereinſtimmten. Es hat mir immer ſo geſchienen, als dürfe man materielle Opfer nur von denen annehmen, mit denen man ſich in vollſtändiger Übereinſtimmung des Denkens und Handelns befindet, doch niemals von der Liebe derer, denen wir, um unſerer Überzeugungen willen, bitteres Leid zufügen mußten. Ich fing demzufolge an, mich nach allen Seiten hin um Arbeit umzuſehen, beſonders auch nach Stellen als Erzieherin, da ich ſah, daß ſchon gar zu viele Perſonen mit bloßem Stundengeben beſchäftigt waren. Es iſt wahr, daß der Gedanke, in einem engliſchen Hauſe Erzieherin zu werden, für mich etwas Entſetzliches hatte. Ich wußte, daß die Erzieherinnen in England Weſen ſind, die eine beſondere Klaſſe der menſchlichen Geſellſchaft bilden, ein Etwas zwiſchen Herrſchaft und Dienſtboten, das einen ſtreng begrenzten Anteil an geſellſchaftlichen Rückſichten, einen engſten Horizont von Freuden und Erholungen, und eine unmäßig lange Liſte von Verpflichtungen und Aufgaben zugemeſſen bekommt. Aber das war bei weitem nicht alles, was mich erſchreckte. Zunächſt hatte ich ſtarke Zweifel, ob meine Geſundheit die Anſtrengungen eines ſolchen Lebens, nur nach den Bedürfniſſen anderer und nie nach den eigenen eingerichtet, würde ertragen können; ferner, und dies war die Hauptſache, hatte ich ein Grauen vor der Heuchelei, die ich notwendig würde ausüben müſſen. Gleich in den erſten Tagen nach meiner Ankunft in London hatte mich ein junges Mädchen beſucht, die in unſerer Hochſchule als Schülerin geweſen war und nun in England eine Stelle als Erzieherin bekleidete. Sie erzählte mir von ihren Erfahrungen, und daß es eine der erſten Verpflichtungen einer ſolchen Stellung ſei, die Schülerinnen Sonntags zur Kirche zu begleiten — in liberalen Häuſern, wie das, in dem ſie ſich befand, einmal, in orthodoxeren zweimal. Schon wenn man eine Erzieherin engagiere, ſei die erſte Frage nach der Religion. Manchmal kämen Einwände vor gegen die eine oder die andere Kirche; die eine Familie wolle keine Katholikin, die andere keine Proteſtantin, aber eine Perſon, die gar

keiner Kirche angehöre, wolle niemand, und es würde völlig unmöglich für eine ſolche ſein, überhaupt eine Stellung zu finden. Meine junge Bekannte, die in Hamburg jeden Sonntag die Vorträge unſerer freien Gemeinde beſuchte, hatte ſich als Proteſtantin angegeben und mußte regelmäßig mit ihrer Schülerin zur Kirche; da ſie aber eine luſtige, praktiſche Natur war, ſo kam ſie auf allerlei Hilfsmittel, um der Langeweile des einförmigen, endlos langen Rituells der anglikaniſchen Kirche auszuweichen und nahm ſtatt des Gebetbuchs (the prayerbook), das in den engliſchen Familien und den engliſchen Buchhandlungen eine ſo große Rolle ſpielt, irgend ein anderes Buch mit, das jenem äußerlich ähnlich ſah, „Emilia Galotti“ z. B. oder ſonſt ein klaſſiſches Werk, um es während der Litanei zu leſen.

Die Predigt benutzte ſie wie eine Stunde in der engliſchen Sprache, da es angenommen iſt, daß die Prediger das reinſte und beſte Engliſch ſprechen. Der Gedanke, eine ſolche Komödie ſpielen zu müſſen, widerte mich aber aufs höchſte an, und ich war faſt erfreut, als mir, durch Vermittlung einer deutſchen in England wohnhaften Dame, die ich in Hamburg bei einem Beſuch in der Hochſchule kennen gelernt und an die ich mich ſchriftlich gewendet hatte, eine Stelle als Erzieherin in einer jüdiſchen Familie angeboten wurde. Es war eine von den jüdiſchen Familien, die durch ihren koloſſalen Reichtum den Widerſtand der chriſtlichen Geſellſchaft beſiegt und ihre verfolgte Raſſe gerächt haben, indem ſie die Verfolger zwingen, ſich vor der Allmacht des Geldes zu beugen. Sie war jedoch auch durch perſönliche, wahre Verdienſte bekannt. Mehrere ihrer männlichen Mitglieder waren zu öffentlichen Ehrenämtern zugelaſſen, die Frauen waren ausgezeichnet durch Liebenswürdigkeit und Bildung und die ganze Familie wurde mit Recht, wegen ihrer großmütigen, unermüdlichen Anſtrengungen zum Beſten ihres Volkes, geprieſen. Eine dieſer Damen bedurfte nun einer Erzieherin für ihre Töchter, und zu ihr begab ich mich. Ich wurde in das parlour geführt, denn nur da empfängt man in England

die geſchäftlichen Beſuche; in das drawing-room kommen nur die ebenbürtigen Viſiten. Sie empfing mich in einer viel wohlwollenderen und weniger ſtolz zurückhaltenden Weiſe als die andern engliſchen Damen, die ich bisher geſehen hatte. Die erſte Frage war jedoch wieder ſelbſtverſtändlich: „Welcher Religion gehören Sie an? Sind Sie Katholikin?“ — „Nein.“ — „Ach, das iſt gut, dann ſind Sie Proteſtantin — übrigens kommt die Religion bei der Erziehung meiner Töchter nicht in Betracht, die Religionsſtunden gibt der Rabbi, aber ich habe andere Einwendungen gegen die Katholiken.“ (Ich verſtand ſpäter, warum ſie recht hatte.) Sie verweilte nicht länger bei dieſem Gegenſtand und erſparte mir ſomit die peinliche Antwort. Darauf fragte ſie mich, ob ich ſchon die Erziehung eines oder mehrerer Kinder geleitet hätte. Ich ſagte ganz ehrlich: „Nein!“ fügte aber hinzu, daß mich ſeit mehreren Jahren die Gedanken über Erziehung ausſchließlich beſchäftigt hätten, und daß ich es mir zutraue, ein Werk der Erziehung übernehmen zu können. Sie wurde nachdenklich, fragte noch Verſchiedenes und entließ mich dann, indem ſie mir verſprach, mich ihren Entſchluß am folgenden Tage wiſſen zu laſſen. Ich erhielt auch am folgenden Tage wirklich ein Billet, in dem ſie ſehr höflich ihr Bedauern ausſprach, mich, trotz des perſönlichen vorteilhaften Eindrucks, nicht engagieren zu können, da mir die „Routine“ abgehe. Ich fühlte mich innerlich erleichtert, daß das Joch noch einmal an mir vorübergegangen war, und machte es wie der Vogel Strauß, der ſeinen Kopf in den Sand vergräbt, als ob der ungeſehene Tod ihm nicht doch ebenſo ſicher nahe. Dann ſchrieb ich an die deutſche Dame, die mich empfohlen, teilte ihr den Erfolg ihrer Bemühungen mit und ließ mich unwillkürlich in eine längere Auseinanderſetzung meiner Erziehungstheorien ein, die ich für vorzüglicher halten zu müſſen glaubte, als die „Routine“ der „gouvernantes de métier“. Sie antwortete mir ganz entzückt, ſagte, daß alles, was ich geſchrieben, mit ihren Anſichten übereinſtimme, daß ſie ſich längſt nach einem Weſen geſehnt habe, das dieſe Anſichten

teile, und lud mich ein, zwei oder drei Wochen bei ihr auf ihrem Landſitz zu verbringen, wo ſie ſich augenblicklich mit ihrer Familie befinde, damit wir uns näher kennen lernen und unſere Gedanken austauſchen könnten. Sie fügte mit vieler Zartheit hinzu, daß ſie ſich denke, die Ausgabe für die Reiſe könnte mir im Augenblick beſchwerlich fallen und daß ſie das nicht auf ihr Gewiſſen nehmen könnte, um ſich eine Freude zu bereiten, daß ſie daher ihrem Geſchäftsführer in London aufgetragen habe, zu mir zu gehen, und alles Nötige zu beſorgen.

Der Geſchäftsführer, ein freundlicher, engliſcher Gentleman, erſchien auch, führte mich zur Eiſenbahn in einen Waggon erſter Klaſſe, ohne daß ich mich um das Wie zu bekümmern hatte, wünſchte mir glückliche Reiſe und — fort brauſte der Zug. Ich hatte einen großen Teil von Alt-England zu durchfahren, denn das Ziel meiner Reiſe lag im Norden von Wales. Der einförmige Charakter der Landſchaft im mittleren England, die nur aus großen Wieſenflächen, ſchönen Baumgruppen, üppig grünen Hecken und Feldern beſteht, wechſelte, als wir uns Wales näherten, und wurde von immer maleriſcherer Schönheit, als die Eiſenbahn zwiſchen dem Meeresufer und den kühn und kühner ſich erhebenden Felſen und Bergen der Gebirgskette ſich hinzog. Wir hielten endlich in Bangor, einer kleinen freundlichen Stadt an den ſogenannten Menay Straits, der Meerenge, die die Inſel Angleſey von dem Feſtlande von Wales trennt und über die der Unternehmungsgeiſt der Engländer außer einer ſehr ſchönen Hängebrücke für Wagen und Fußgänger auch die berühmte, einen doppelten eiſernen Tunnel enthaltende Eiſenbahnbrücke (Tubular Bridge) gebaut hat, die die große Verbindungsſtraße mit Irland iſt, indem nun die Eiſenbahn nach Angleſey hinüberfährt, wo ſich die Schiffe anſchließen, die nach Irland gehen. In Bangor wurde ich von einer engliſchen Dame angeredet, die ſich mir als eine Abgeſandte von Madame S . . . zu erkennen gab, und mit deren Wagen auf mich wartete, um mich nach Angle-

ſey, wo das Landgut der Familie lag, hinüberzuführen. Am Portal des ſchönen Landhauſes empfing mich meine Wirtin mit ausnehmender Herzlichkeit. Ich hatte ſie nur einmal flüchtig in der Hochſchule geſehen, aber es ſtrahlte ein ſolch aufrichtiges Wohlwollen, eine ſo unmittelbare Herzensgüte von ihr aus, daß man ſich ſogleich voll Vertrauen zu ihr hingezogen fühlte. Ich befand mich nun zum erſtenmal ganz inmitten eines engliſchen Haushalts, obwohl meine Wirte deutſcher Abkunft waren. Niemand unterwirft ſich ſo leicht den Gewohnheiten eines fremden Landes, nimmt ſo leicht fremde Sitten und eine fremde Sprache an und identifiziert ſich ſo ſtark und vollſtändig mit den Eingeborenen, als wie die Deutſchen. Faſt alle deutſchen Familien, beſonders die reicheren, die in England ſind, haben ſich ihr Leben ganz nach engliſcher Weiſe eingerichtet, und zwar bis zu ſolch einem Grade, daß ihre Kinder die Mutterſprache vergeſſen und ſich mit Stolz Engländer nennen. Auch das Haus von Madame S . . . war völlig nach engliſcher Sitte eingerichtet. Der Reichtum trat an die Stelle adeliger Herkunft, um den ganzen Kontingent eines ariſtokratiſchen Haushalts zu liefern. Der „buttler“, eine Art Hausmeiſter, Haupt der Dienerſchaft, in ſchwarzem Frack und weißer Halsbinde, die übrigen Diener, Kutſcher uſw. in Livreen, die „housekeeper“ oder Haushälterin, die Kammerjungfern und die „housemaids“ oder Stubenmädchen, die „grooms“ oder Stalljungen, dieſe ganze Hierarchie des engliſchen Bedienungsweſens mit ihren Rangunterſchieden, die ebenſo heilig gehalten werden wie die in der hochgeborenen Geſellſchaft, fand ich auch im Hauſe von Madame S . . . vor. Für die zahlreichen Kinder war ein deutſcher Hauslehrer, eine franzöſiſche Erzieherin und die gehörige Anzahl „upper and unders nurses“ da, und das architektoniſche Ganze gipfelte in einer engliſchen Dame, Miß B . . ., derſelben, die mich in Bangor empfangen hatte, die die genaueſte Kenntnis des engliſchen Koder vom savoir-vivre hatte. Sie herrſchte beim Mittagstiſch und kannte keine Gnade für den kleinſten Verſtoß gegen die Sitten, die von

der öffentlichen Meinung als einzig gentleman- und lady-like anerkannt ſind. Ihr wachſames Auge entdeckte z. B. gleich, ob am andern Ende des langen Tiſches Maſter James oder Maſter Henry das erforderliche Stück Brot in der linken Hand hätten, das beim Eſſen des Fiſches unumgänglich nötig iſt und das Meſſer erſetzt, das den Fiſch niemals berühren darf. Sah ſie ſolch einen Verſtoß gegen die Sitte, ſo rief ein Zeichen des Kopfes einen der Diener an ihre Seite, ſie legte ihm ein kleines, zierlich geſchnittenes Stückchen Brot auf den ſilbernen Präſentierteller, indem ſie ſagte: Maſter James oder Maſter Henry! worauf dann die ſo Zurechtgewieſenen auf den Pfad der Sittlichkeit zurückkehrten. Aber auch in weiteren Verhältniſſen war Miß B . . . eine organiſierende und praktiſche Natur. So ſchrieb ſie unter anderem für Madame S . . . die unzähligen Billets und Briefe, die den Vormittag engliſcher Damen allgemein in Anſpruch nehmen, und die in den großen Städten der ungeheuren Entfernungen und der dadurch bedingten Zeitverſchwendung wegen, allerdings notwendig geworden ſind. Außerdem hatte Madame S . . . aber eben auch eine ganz beſondere Leidenſchaft für das Briefſchreiben und eine unglaubliche Menge von Korreſpondenzen, denen ſie allein gar nicht genügen konnte. Ihre bekannte Güte zog ihr eine Unzahl von Bittſtellern und Anliegen aller Art zu, die Gaſtfreundſchaft und die zahlreichen Verbindungen des Hauſes erforderten, unaufhörlich Einladungen zu geben und zu empfangen; dann kamen die Briefe an Kaufleute, Lieferanten, Schneiderinnen, Verwalter der Häuſer in der Stadt oder der Güter auf dem Lande uſw., endlich die vielfachen Beziehungen, die Madame S . . . in den meiſten Ländern Europas mit zum Teil bedeutenden und hervorragenden Perſönlichkeiten aller Klaſſen der Geſellſchaft unterhielt. Das Arbeitskabinett dieſer Dame glich dem Bureau eines Miniſters, wo ſie an dem mit Papieren aller Art bedeckten Schreibtiſch anordnete, diktierte, und Miß B . . ., mit der Geſchicklichkeit und Gewandtheit eines Kabinettsrats ausführte, ſchrieb und expedierte, indem

ſie mit weiſer Mäßigung die zu ausführlichen Ergießungen ihres Chefs beſchnitt und abkürzte. Mit allen Einzelheiten des Lebens dieſer Familie vertraut, weihte Miß B . . . ſich ihr mit einer unvergleichlichen Treue und Hingebung und lebte für deren Intereſſen, als wären es ihre eigenen. Natürlich hielt ſie dabei ihren Standpunkt feſt; denn ſie hatte zwei Ideale, zu denen ſie wenigſtens die junge Generation der Familie hätte hinführen mögen: die Ariſtokratie und die engliſche Hochkirche. Sie träumte ariſtokratiſche Verbindungen für die jungen Leute und Rückkehr in den Schoß der für ſie allein ſeligmachenden Kirche, denn die Eltern S . . . gehörten zu den Unitariern und erzogen ihre Kinder in ihren Anſichten.

Am Morgen nach meiner Ankunft erſchreckte mich der dröhnende Schall eines Inſtruments, das ich bis jetzt nur im Theater und zwar in der Oper Norma gehört hatte, wenn die Prieſterin mit einer Keule an ein ehernes Schild ſchlägt, um das Volk zuſammenzurufen. Ich glaubte, dies ſei das Signal zum Frühſtück und beeilte mich, dem erſchütternden Rufe zu folgen. Ein Diener öffnete mir eine Tür, und ich befand mich in einem Bibliothekzimmer, in deſſen Mitte ein Pult ſtand, auf dem eine große Bibel aufgeſchlagen lag und vor dem Herr S . . . ſaß. Alle Bewohner des Hauſes, bis auf den letzten Dienſtboten, ſaßen in feierlichem Schweigen im Halbkreis umher; man bot mir ſchweigend einen Sitz, und Herr S . . . begann alsbald nach einem einleitenden Gebet, ein Kapitel aus der Bibel und dann eine Predigt von Channing, dem Haupt und Ideal der Unitarier, vorzuleſen. Zum Schluß wurde das Vaterunſer gebetet und dann kniete ein jeder auf die Erde, das Geſicht ſeinem Stuhle zugewendet und in beide Hände vergraben, um ſtill für ſich zu beten. Hiermit war die Hausandacht beendet, und alle kehrten zu ihren Tagesaufgaben zurück, die Herrſchaft zum Befehlen, die Diener zum Bedienen, und ſo war die irdiſche Ordnung wieder hergeſtellt, die einen Augenblick lang von der unſichtbaren Gegenwart Gottes unterbrochen worden

war. Ich war bei alledem ſehr angenehm berührt durch dieſe Art, den Tag zu beginnen, die in den meiſten engliſchen Familien, beſonders auf dem Lande, dieſelbe iſt. Dieſe Stunde gemeinſchaftlicher Sammlung und ernſter Stimmung beim Beginn des Tages hätte ſicher immer eine ſittliche Wirkung, ſobald man damit keinerlei Zwang verbände, wodurch man Heuchler macht, weshalb diejenigen, die in den religiöſen Formen ihre Befriedigung nicht mehr finden, einen anderen Gegenſtand gemeinſchaftlicher Betrachtung wählen ſollten. In England aber, dem Lande der hochmütigen Rangunterſchiede par excellence, hatte dieſe Sitte etwas doppelt Patriarchaliſches und Rührendes, weil da wenigſtens für eine Stunde jene Unterſchiede in einem gemeinſamen Gefühle ſchwanden. Ich hielt es jedoch für meine Pflicht, Madame S... zu ſagen, daß ich nicht mehr bei dieſen Morgenandachten erſcheinen würde, da die religiöſen Formen keine Bedeutung mehr für mich hätten. Sie hatte in ihrer großen, menſchlichen Güte den wahren Geiſt der Toleranz gefunden, bat mich, ganz zu tun, wie ich für gut fände, und ließ auch die Freundlichkeit und Teilnahme, die ſie mir gezeigt hatte, nicht einen Augenblick darunter leiden. Dagegen bemerkte ich wohl, daß die übrigen Mitglieder des Hauſes, beſonders Miß B..., mich ſeitdem nicht mehr mit ſo günſtigen Augen anſahen, wenn auch namentlich letztere es nie an der ſtreng konventionellen Höflichkeit fehlen ließ. Außer Madame S... hatte ich aber noch ein Mitglied des Hauſes, und zwar deſſen Haupt, für mich, Herrn S... nämlich, einen Mann, der mir große Achtung einflößte. Er gehörte jenem Teil der Bourgeoiſie an, die, durch eigene Anſtrengung zu koloſſalem Reichtum gelangt, in England mehr wie irgendwo anders eine mächtige, kompakte, tätige Partei des aufgeklärten Liberalismus, des praktiſchen Fortſchritts und der großartigſten Freigebigkeit bildet. Die Namen von Richard Cobden, John Bright und anderen haben ſie verherrlicht, und S... war ein Freund aller dieſer Männer und ſtets bereit zu helfen, wo es ein großes öffentliches Unternehmen zu

fördern oder persönliches Elend zu mildern galt. Für die Arbeiter seiner Fabriken hatte er ein wahrhaft väterliches Interesse und sorgte für ihr materielles und geistiges Wohl; daneben hatte er aber auch die kleine Eitelkeit des parvenu und fühlte sich geschmeichelt durch den Umgang mit dem Adel. Ein sehr praktischer Geschäftsmann, liebte er gleichwohl auch die schönen Künste und war ihr eifriger Beschützer. Besonders liebte er die Musik, spielte selbst recht gut Klavier, und hier war es, wo wir uns begegneten. Er begleitete mich jeden Abend zum Gesang, wo wir dann die Liederschätze deutscher Musik durchnahmen, was mich sehr bei ihm in Gunst setzte.

Das große und prächtige Haus war fast fortwährend voll von Besuchern, die sich mehr oder minder lange aufhielten. Hier lernte ich die schönste Seite des englischen Lebens kennen, das Landleben nämlich auf den großen Besitzungen des begüterten Teils der englischen Gesellschaft. Es ist wahr, es ist gerade hier, wo der auf die Spitze getriebene, genußsüchtige Egoismus sich am breitesten entwickelt hat. Der ungeheure Grundbesitz der einzelnen, die unabsehbaren Parks mit ihren Waldesschatten, die nur für den Genuß des Besitzenden da sind, scheinen eine Sünde gegen die Nationalökonomie wie gegen die Humanität, wenn man daneben die Hunderttausende bedenkt, die in den Fabriken, an der Maschine, in elenden, von Dampf geschwärzten Häusern, oder noch schlimmer ohne Obdach, unter dem vom Kohlenrauch geschwängerten, bleigrauen Himmel der großen Städte Englands leben und von dem Despotismus des Kapitals abhängig sind, während der Boden, der allen Brot zusammen mit gesünderer Arbeit geben könnte, brach liegt, damit eine begünstigte Gesellschaft in elegantem Müßiggang dort ihre Tage verschwelgen kann, oder junge, reiche „Dandies“ die Untätigkeit ihres Daseins mit dem Lärm und der scheinbaren Geschäftigkeit der Jagdpartien bemänteln. Wenn man aber diesen schwarzen Hintergrund des Gemäldes etwas aus den Augen verliert — und man kann es eben dort am ersten,

weil auf dem Lande auch das Leben der unteren Klaſſen eine freundlichere, das menſchliche Gefühl weniger verletzende Geſtalt hat —, ſo muß man geſtehen, daß die großartige Gaſtfreundſchaft, die völlige Zwangloſigkeit und edle Freiheit des Verkehrs, die mit allen Mitteln zu genußreichem Daſein ausgeſtatteten Lokalitäten, die einem hier geboten werden, etwas dem äſthetiſchen Bedürfnis hoch Zuſagendes haben und daß ſich wohl kaum in irgendeinem andern Lande etwas dem zu Vergleichendes findet.

Unter den zahlreichen Beſuchern, die ſich während meines Aufenthaltes dort einfanden, kamen mehrere Perſönlichkeiten vor, die ganz und gar zu jenen ſcharf ausgeprägten Typen gehörten, die man vorzugsweiſe in England antrifft. Es ſind dies Typen, die ſo ſtark in ihrer Einſeitigkeit ſind, daß ſie in ihr beinahe die Vollkommenheit erreichen, während ſie nach anderen Seiten ſich als beſchränkt und mittelmäßig zeigen. Zu dieſen gehörte unter andern ein alter Mann aus Mancheſter, der mich ungemein intereſſierte. Er war früher ſelbſt Arbeiter geweſen, hatte ſich dann eine beſcheidene Unabhängigkeit gemacht und lebte nun für die Verbeſſerung des Loſes der Arbeiter und namentlich für die Verbeſſerung des Strafkoder und der Einrichtung der Gefängniſſe. Er war beſonders in letzterer Angelegenheit ſchon mehrere Male vor dem Parlament mit Reformplänen erſchienen und dieſe waren nicht unberückſichtigt geblieben. Man hatte ihm das Recht gegeben, alle Gefängniſſe Großbritanniens frei beſuchen zu können und ſich von den dort herrſchenden Zuſtänden zu überzeugen. Er war der Freund, Tröſter, Ermahner und Sittenprediger der Gefangenen geworden und hatte mehr als einen Verurteilten zu der Richtſtätte begleitet und ſeinen Mut bis zum letzten Augenblick aufrecht erhalten. Ich betrachtete den einfachen ſchlichten Greis, mit dem Antlitz voll Güte, Milde und Energie, mit dem ſchneeweißen Haar, dem ſtets untadelhaften, ſchwarzen Anzug und der weißen Halsbinde, voll Ehrfurcht und Sympathie, und ſuchte ſeine Unterhaltung, wo ich nur konnte. Da er mein lebhaftes Intereſſe für die Fragen,

die ihn beſchäftigten, gewahrte, ſchlug er mir eines Tages vor, ihn in das Gefängnis des, dem S...ſchen Gute zunächſt gelegenen kleinen Ortes, das er zu beſichtigen wünſchte, zu begleiten. Ich nahm das mit Freuden an, und ſo wanderten wir eines Morgens inmitten der herrlichen Landgüter voll lachender, friſcher, üppiger Vegetation, die die Straße in ununterbrochener Reihe begrenzen, unſerem Ziele zu. Mein ehrwürdiger Gefährte war wirklich religiös, gehörte ebenfalls der Unitarierkirche an, war aber durchaus, wie ich es ſpäter in England noch öfter und beſonders bei Geiſtlichen fand, für die Notwendigkeit der Todesſtrafe, die er ſogar mit noch mehr düſterer Majeſtät umkleidet wünſchte, als dies in England der Fall iſt, weil er glaubte, der dadurch erregte Schrecken und das unwillkürlich eintretende Grauen vor dem Tode könnten erfolgreich für die Verminderung der Verbrechen werden. Vergeblich beſtritt ich ihm die Moralität eines ſolchen Mittels und ſuchte vergebens zu beweiſen, daß es unmöglich logiſch ſein könne, wenn die Geſellſchaft auf legalem Wege dasſelbe tue, wofür ſie ſtrafe, nämlich: morde. Seine einſeitige Vortrefflichkeit war dieſen Argumenten unzugänglich, und er berief ſich auf die himmliſche Gerechtigkeit, um die irdiſche Ungerechtigkeit verſöhnend zu erklären.

Die Pforten des Gefängniſſes taten ſich bei Nennung ſeines Namens auf, und wir traten bei den zwei einzigen Gefangenen, die ſich augenblicklich, zum Ruhme der Moralität des kleinen Ortes, dort befanden, ein. Das Gefängnis beſtand aus einem reinlichen, weiß getünchten, ziemlich geräumigen Zimmer mit vergitterten Fenſtern, hölzerner Bank und eben ſolchem Tiſch und zwei hölzernen Betten mit Matratze. Der eine der Gefangenen war ein ſanfter, ſtill ausſehender Menſch, der mit Rührung den guten Worten zuhörte, welche mein Begleiter an ihn richtete, und von einer tröſtenden Hoffnung belebt ſchien, als jener dem wahrhaft Reuigen nach vollbrachter irdiſcher Gerechtigkeit die Vergebung jenſeits des Grabes verhieß. Der andere, ein wüſt ausſehender Irländer, hörte ihm in finſterem Schweigen zu, und als der Greis ge-

endet hatte, ſchüttelte er den Kopf und ſagte trotzig: „Wozu dient mir das, dermaleinſt auf ein gutes Leben zu hoffen, wenn ich hier Elend und Hunger habe tragen müſſen? Nein, das ſagt mir gar nichts. Führt mich aus dem Gefängnis, gebt mir genug zu eſſen und zu trinken; denn wenn ich draußen bin, fange ich doch wieder an zu trinken, um mein Elend zu vergeſſen, und dann ſchlage ich meine Frau wieder und ſchlage ſie vielleicht tot und komme an den Galgen. Übrigens iſt auch das noch beſſer, als ſo wie ein Hund leben."

Mein frommer Gefährte wollte ihm antworten, der Gefangene aber zuckte verächtlich die Achſeln, drehte ihm mit einem Ausruf der Ungeduld den Rücken, ſtützte die beiden Ellenbogen auf den Tiſch, verbarg ſein Geſicht in den Händen und gab kein weiteres Zeichen der Teilnahme mehr bei allem, was der alte Mann ihm noch ſagte, grüßte auch nicht, als wir Abſchied nahmen und gingen. Mein Gefährte war betrübt über den Mißerfolg ſeiner liebevollen Ermahnungen, aber ſo ſehr ich ſeine Abſicht und ſein wahrhaft humanes Handeln ehrte, ſo konnte ich doch nicht umhin, im ſtillen dem Gefangenen recht zu geben. Kann den, der trotz ſaurer Laſttierarbeit Weib und Kind in Hunger und Elend verkommen ſieht, der aus Mangel an Erziehung und edlerer Gewöhnung immer in ſich die brutalen Triebe ſiegen fühlt, kann den, ſage ich, die unbeſtimmte Ausſicht auf ein fernes, erſatzvolles Jenſeits verſöhnen, und lehren, die wilde Empörung der ewig gereizten angebornen Roheit zu dämpfen?

Noch einen andern merkwürdigen Typus, ganz vom andern Ende der Geſellſchaft, lernte ich eines Tages kennen, als ein großes Gaſtmahl, das das ganze Haus in Aufruhr brachte, ſtattfand. Der nächſte Gutsnachbar von Herrn S . . . war ein Baronet, deſſen Frau die Tochter eines alten Lord Amhurſt war, der ſich zu der Zeit, als ich im S . . . ſchen Haus weilte, bei ſeinem Schwiegerſohn aufhielt. Auf dem Lande konnte der reiche Fabrikherr, der ſich durch ſein Geld, ſeinen Fleiß und ſeine Redlichkeit einen Namen und eine Stellung erworben hatte, mit den adeligen Gutsnachbarn

wie mit ſeinesgleichen umgehen, und ſchon waren mehrere Beſuche und Gegenbeſuche ausgetauſcht worden.

Die Gegenwart des Lords gab Veranlaſſung, mehr zu verlangen; es wurde eine Einladung zum Mittageſſen gegeben und angenommen. Die Vorbereitungen dazu waren der Art, als gälte es einem welthiſtoriſchen Ereignis, und hier war es, wo ſich Miß B . . . s Organiſationsgeiſt in vollem Glanze zeigte. Sie entwarf ihren Schlachtplan und hielt an unſichtbaren Fäden die ganze Armee der Unterbeamten, die noch bedeutend durch in Livreen geſteckte Gärtnerburſchen uſw. vermehrt wurde, in Ordnung, und erſt als alles auf das glänzendſte bereit war, zog ſie ſich ſelbſt zurück, um Toilette zu machen. Endlich ſchlug die feierliche Stunde, und die Wagen der adeligen Nachbarn fuhren am großen Eingang des Hauſes vor. Weißbehandſchuhte Bediente ſtanden bereit, den Arm hinzuhalten, damit die Damen ſich beim Ausſteigen darauf ſtützen könnten, denn auch dies iſt engliſche Etikette, daß ein Diener bei ſolcher Gelegenheit nie anders behilflich ſein darf, als indem er den gebogenen Arm oder gar einen ſchönen Stock als Stütze vorhält, da ſeine Hand die Hand der Lady nicht berühren darf. Madame S . . . empfing ihre Gäſte im Salon, und wenige Augenblicke darauf trat auch Herr S . . . in ſchwarzem Frack und weißer Halsbinde ein. Ich erſtaunte über den Ausdruck von Verlegenheit und Unterwürfigkeit, der ſich in Geſicht und Benehmen dieſes wirklich verdienſtvollen Mannes den Abkömmlingen langer Ahnenreihen gegenüber zeigte, die vielleicht weniger ausgezeichnete Eigenſchaften hatten wie er und ſicher weder Rang noch Reichtum durch Anſtrengung und Arbeit gewonnen hatten. Was hatte es denn für eine Bewandtnis mit dieſem freien Lande, wo ich auf Schritt und Tritt dem ungeheuren Anſehn der Geburt, dem ſtrengſten Formalismus in allen Lebensverhältniſſen und dem tief eingewurzelten Kaſtengeiſt begegnete! War dies alles Folge des Geſetzes, das eine freie Geſellſchaft ſich ſelbſt auferlegt und ein Zeugnis ihrer Moralität, oder war es nur eine andere

Form derſelben Widerſprüche der Sitte und einer edleren Lebensanſchauung, die ich hinter mir gelaſſen hatte, und die auch hier bekämpft werden mußten, wenn ſchon mit andern Waffen?

Unter den Gäſten intereſſierte mich am meiſten der alte Lord Amhurſt, der der wahre Typus des feinen ariſtokratiſchen Weltmanns im beſten Sinne des Wortes war; ein Typus, der heutzutage faſt ſchon der Tradition angehört und in unſerer modernen, mit Bourgeoiſie und Geldadel durchflochtenen Geſellſchaft nicht mehr vorkommt. Er war bereits über achtzig Jahre alt, erfreute ſich aber einer trefflichen Geſundheit und war von jugendlicher Lebendigkeit, beſaß im höchſten Grade das, was der Franzoſe „eſprit" nennt, dazu ein außerordentliches Gedächtnis, das ihm einen reichen Vorrat intereſſanter Mitteilungen zu Gebote ſtellte — ihm, dem Zeitgenoſſen der großen franzöſiſchen Revolution und ihrer beiden Baſtarde von 1830 und 1848; ihm, der nicht nur beinah alle europäiſchen Höfe und Länder kannte, ſondern auch längere Zeit in China als engliſcher Geſandter gelebt und alle nur irgendwie hervorragenden Perſönlichkeiten am Ende des vorigen und in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts gekannt hatte. Als ich ihm vorgeſtellt wurde, redete er mich ſogleich im beſten Deutſch an und ſagte mir, er habe einen ausgezeichneten Staatsmann meines Namens gekannt, in dem ich nach wenigen bezeichnenden Worten meinen Vater erkannte. Nach dem Mittageſſen zogen die Damen nach engliſcher Sitte ſich zurück, und ich hatte nun auch Gelegenheit, die Tochter zu beobachten, die nichts von den liebenswürdigen, wahrhaft hinreißenden Eigenſchaften des Vaters geerbt zu haben ſchien, ſondern ganz jene abſtoßende, kalte, trockne Weiſe hatte, der man in England ſo häufig begegnet und deren Verſchloſſenheit nicht etwa verborgne Schätze, ſondern ein inhaltleeres Weſen verbirgt. Als die Herren ſich wieder eingefunden hatten, wurde muſiziert. Ich mußte, von Herrn S . . . begleitet, ſingen, und dann ſchlug Lord Amhurſt, der in der heiterſten Laune war, ſeiner Tochter

vor, eines ihrer alten Duette zu ſingen, denn er war ein leidenſchaftlicher Freund der Muſik und war ſelbſt ein berühmter Dilettant geweſen. Das Duett des achtzigjährigen Vaters und der halbhundertjährigen Tochter war ſehr ergötzlich — es war ein komiſches Duett aus der älteren italieniſchen Muſik — und die Art, wie es vorgetragen wurde, zeigte noch die treffliche Schule und Künſtlerſchaft der beiden Sänger.

Außer den täglichen Spaziergängen in der herrlichen Beſitzung ſelbſt machte ich auch mehrere größere Landpartieen mit. Man zog gewöhnlich in mehreren Wagen aus, während ein Teil der Geſellſchaft, Herren ſowohl wie Damen, zu Pferd folgten. An irgend einem beſonders ſchönen Punkt der Umgegend, am Fuße des Snowdon, des höchſten Gipfels der Walliſer Berge, oder im Schatten hundertjähriger Eichen in den herrlichen Parks, fanden wir von geſchäftigen Dienern ein köſtliches Frühſtück ſerviert, oder es wurde an einem beſtimmten Punkte Halt gemacht, um zu Fuß in die wilderen, den Wagen unzugänglichen Gebirgsgegenden vorzudringen, unter anderen einmal in die ungeheuren Schieferbrüche, die zu der, Angleſey gegenüberliegenden, wundervollen Beſitzung Pennant-Caſtle gehören und ihrem Beſitzer allein über hunderttauſend Pfund Sterling jährlich einbringen. Mir fiel bei dieſen maleriſchen, in wilden Zacken aufſteigenden, dunkelbläulichen Maſſen die Gebirgsſzene aus dem zweiten Teil des Fauſt ein, und ich wiederholte mir leiſe: „Gebirgesmaſſe bleibt mir edel ſtumm.“ Der Eindruck, den die großen geologiſchen Urformen, die gewaltigen Konturen der primitiven Zuſtände unſerer Erdrinde auf uns machen, beſchäftigt unſer Auge, unſere Einbildungskraft, unſer wiſſenſchaftliches Intereſſe; ſie treten uns aber niemals ſo nahe, reden nicht ſo lebendig und vertraut zu uns, wie die Erſcheinungen der organiſchen Welt, und wir fühlen uns kaum verſucht, ihnen das geheimnisvolle Wort der alten vediſchen Weisheit: „Das biſt du“, zuzuflüſtern.

Die Naturſchönheiten des herrlichen Landes übten mehr

als die Geſellſchaft einen wohltätigen, verſöhnenden Einfluß auf mein Gemüt, und ich ſah mit Angſt der Rückkehr nach London und in die ſchwüle Atmoſphäre des Flüchtlingslebens entgegen, von dem ich zwar noch nicht viel geſehen, deſto mehr Unerquickliches aber gehört hatte. Mir kam aufs neue die Luſt, nach Amerika zu gehen, in friſche, noch vom Kampf der Ziviliſation nicht berührte Zuſtände, und in dieſer Stimmung ſchrieb ich an Kinkels. Ich erhielt bald darauf von beiden Gatten die freundlichſten Antworten, in welchen ſie mich aber entſchieden wegen meiner Furcht vor der Rückkehr in das Londoner Leben bekämpften. Er ſchrieb: „Ich danke Ihnen herzlich für den freundlichen Brief und den Hauch von Naturglück, der aus ihm mir herüber weht. Ich teile aber Ihre Anſicht über Emigration und Erfriſchung der Menſchheit durch Natur nicht. Wie friedlich ſieht Ihr Angleſey Sie an! Und doch grünen ſeine Bäume von eingeſognem Blut. Dort verſammelte ein chriſtlicher König Englands die Druiden wie zu einer Ratsverſammlung und ermordete ſie alle, alle. Es wäre aus ihrem Naturleben und Naturkultus keine moderne Menſchheit, keine Geſchichte, kein England und Wales von heute geworden. Die ſogenannte Natur verbeſſert den Menſchen nicht. Es gibt zwei Klaſſen von Menſchen, ehrliche und unehrliche, mit matten Mittelgliedern, Schattierungen, dazwiſchen. Die Geſellſchaft kann den Charakter der letzteren etwas raſcher, etwas freundlicher entwickeln, aber zum Beſſern verändern wird ihn keine Natur. Die Elemente, die Ihnen London momentan widerlich machen, ſind überall, und jeder kann ſich an jedem Ort von ihnen ſcheiden. So werde ich jetzt tun, klar, ſcharf und rein, wie einſt, Anno 1841, von den Feinden in Bonn. Aber ins Weite fliehen, frommt zu gar nichts; man muß wie der am Pfahl angebundene Bär ehrlich um ſich beißen, bis man Ruhe hat. Nur die ernſte Arbeit der Geſchichte fördert, und die Geſchichte iſt Kampf. Fallen Sie nicht auf Rouſſeaus Standpunkt zurück!“

Noch entſchiedner ſchrieb Johanna: „Von Herzen freue ich

mich, daß die Eindrücke des ſchönen Landes Dich ſo ſehr beglücken. Wie es Dir mit der Natur dort, ſo iſt es mir mit den Menſchen ergangen, die ich hier kennen und achten lernte. England wird mir täglich heimatlicher, und der große Sinn ſeiner Bewohner läßt mich verſchmerzen, was unſere Landsleute verſchulden. Menſchen, die aus dem Kleinlichen ihrer Perſönlichkeit nicht herauszureißen ſind, muß man eben ihrem Schickſal überlaſſen. Aber daß Du aus Verdruß über die Londoner Umgebungen nach Amerika flüchten willſt, iſt unpraktiſch und gleicht Deiner verſtändigen Weiſe nicht. Eine Atmoſphäre des Klatſches und der Intrigue wird es in Amerika ſo gut geben wie an jedem Ort der Welt. Wer den Willen hat, einem ſolchen Kreiſe ſich in London zu entziehen, der kann es ja in jedem Augenblick. Wir haben es ſogar in einer kleinen deutſchen Stadt ehedem gekonnt, indem wir konſequent alle Brücken abbrachen, die aus dem Poppelsdorfer Schloß in die Bonner Geſellſchaft führten, indem wir uns von den angenehmſten Bekannten löſten, wenn ſie uns einen Hauch aus der verdorbenen Luft in unſer gereinigtes Haus brachten. So haben wir mehr bewirkt, indem wir die gleichartigen Elemente an uns heranzogen, als wenn unſer Lebensfunke in jenem Dunſtkreiſe erſtickt worden wäre.

„Ich war dieſen Winter ſehr in Gefahr, der Schwäche nachzugeben, aus Mangel, einer andern — einer herabziehenden Geſellſchaft zur Beute zu werden. Ich war krank, unfähig, meine entfernt wohnenden Freunde aufzuſuchen — die Abende waren oft ſehr hart. Aber es hat ſich mir belohnt, daß ich eine oft bittre und freudloſe Einſamkeit einem Schwanken im Prinzip vorzog. Ich habe keine Schlinge um den Fuß, und wo ich jetzt in ſelbſtgewählte Kreiſe trete, da umweht mich eine klare, durch nichts getrübte Luft. Bald ſind die letzten Fäden durchgeriſſen, die noch aus vermoderten Verhältniſſen in unſre neue, ſchöne reine Welt hineinreichen, und dann entfalten wir wieder die alten breiten Schwingen und ſind wieder ganz wir ſelber."

Ich fühlte, daß ſie recht hatten, und beſchloß nach London

zurückzukehren, da ich doch auch nicht länger von der Gastfreundschaft der mir noch so wenig bekannten Familie S . . . Gebrauch machen wollte. Madame S . . . gab mir beim Abschied die Versicherung ihres wärmsten Interesses und sprach von Plänen für die Zukunft. Ich schied von ihr mit inniger Dankbarkeit und Freundschaft im Herzen. Herr S . . . fuhr mich selbst nach Bangor hinüber zur Eisenbahnstation. Als er mir mein Billet genommen hatte, frug er mich, ob es mir Freude machen würde, mit Lord und Lady Palmerston zu fahren. Ich bejahte, und er führte mich zu einem Waggon, in dem, außer den Genannten, weiter niemand saß. Herr S . . . nahm in deutscher Sprache von mir Abschied und reichte mir ein Körbchen mit herrlichen Weintrauben aus seinen Treibhäusern zur Erquickung auf der Reise. Es war mir nicht schwer, Lord Palmerston zu erkennen, dessen Äußeres mir durch die vortrefflichen Karrikaturen in dem englischen Witzblatt „Punch" genügend bekannt war. Er las ein englisches Journal, und als er es beendet hatte, bot er es mir mit ein paar höflichen, in gebrochenem Deutsch gesprochenen Worten an und entschuldigte sich dabei, daß er so schlecht Deutsch spreche. Ich antwortete ihm auf Englisch; er setzte die Unterhaltung sogleich in dieser Sprache fort und machte mich sogleich auf zwei Artikel in dem Journal aufmerksam, die er als die wichtigsten bezeichnete. Der eine beschrieb die Rückkehr des jungen österreichischen Kaisers von seiner offiziellen Rundreise durch seine Staaten, auch durch das von russischen Waffen unterworfne und vom Henker beruhigte Ungarn, sowie die Freudenbezeugungen, das Glockenläuten, Blumenstreuen und Vivatrufen, womit er in Wien empfangen worden war. Der zweite gab einen Bericht von der Abfahrt des ersten großen Dampfschiffs, das den regelmäßigen Dienst zwischen England und Australien machen und die Reise in drei Monaten zurücklegen sollte, und beschrieb den freudigen Enthusiasmus, mit dem die freiwillig herbeigeeilten Tausende von Zuschauern diese Abfahrt begrüßt hatten. Nachdem ich beide Artikel gelesen hatte, gab ich Lord

Palmerſton das Journal zurück und ſagte ihm, daß der Enthuſiasmus, von dem man im zweiten Artikel ſpräche, eine weit größere Bedeutung habe, als der im erſten beſchriebene, da er einem Ereignis gälte, das einen neuen Fortſchritt der Ziviliſation und der die Erde erobernden Kultur bezeichne und von einem freien Volke, ungeheuchelt, einer Tat des Friedens dargebracht worden ſei, während der Enthuſiasmus der Wiener mir als eine ſchamvolle Tat über den friſchen Gräbern ihrer gemordeten Brüder und ihrer zertretenen Freiheit erſcheine, daß ich aber auch an dieſen letzteren nicht glaube und ihn für einen polizeilich befohlenen und bezahlten halte. Er ſchien erſtaunt, daß eine ſehr einfach ausſehende Reiſende ihm ſolche Anſichten vortrug und dabei die Kühnheit hatte, ihm und „her ladyship" Weintrauben aus ihrem Körbchen anzubieten, die die letztere ſtolz und kalt ablehnte, die er hingegen freundlich dankend annahm. Das Geſpräch ſchien ihn aber zu intereſſieren, und er fragte mich, ob, was ich eben geſagt, ſich auf eigne Beobachtungen gründe und ob ich die Stimmung in Deutſchland kenne. Ich bejahte, fing an, ihm von den Zuſtänden, die ich erſt ſeit ſo kurzem verlaſſen hatte, zu erzählen, und ſprach meine Überzeugung aus, daß die Reaktion, die jetzt mit all ihren Schrecken hereingebrochen ſei, nicht allzu lange dauern könne und daß, trotzdem der Schein dagegen ſei, die Zeit unaufhaltſam zur Bekämpfung jedes Despotismus vorwärts ſchreite. Er hörte mir höflich und aufmerkſam zu. Vielleicht regte ſich etwas wie ein Vorwurf in ſeinem Gewiſſen, als ich, mit abſichtlicher Wärme, von dem heldenmütigen Ungarn ſprach, das Englands Intervention von der Unterjochung durch ruſſiſche Waffen hätte retten können. Freilich war er gerade einer jener Staatsmänner, deren Gewiſſen den Figuren aus Kautſchuk gleicht, die nach dem jeweiligen Druck irgend eine beliebige Form annehmen und, nachdem der Druck aufhört, in ihre frühere Form zurückſpringen; denn ſonſt hätte er nicht immer wieder, in den verſchiedenartigſten politiſchen Kombinationen, Miniſter werden, hätte nicht der Freund des

Kaiſers Nikolaus (im geheimen ſogar von ihm beſoldet, wie das Gerücht ſagte) ſein und zugleich mit jedem Liberalismus kokettieren können. Sehr zu meinem Leidweſen ſtiegen, gerade im lebhafteſten Gang unſerer Unterhaltung, andere Perſonen in den Waggon ein, beſetzten die Plätze zwiſchen uns und machten ſo dem Geſpräch ein Ende. In London angelangt, wartete er, der zuerſt ausſtieg, auf mich, die ich die letzte war, und während ſeine Frau mit dem Bedienten, der ſie an der Station erwartet hatte, dem ihrer harrenden Wagen zuſchritt, bot er mir die Hand zum Ausſteigen und nahm einen höflichen Abſchied. So war ich denn wieder in dieſem Rieſenſtrom des Londoner Lebens, kehrte in mein kleines Stübchen bei Mrs. Quickly zurück und fragte mich nun: „What next?“

Meine Freunde Kinkel entſchieden die Frage, indem ſie mir ankündigten, daß ſie deutſche Sprachſtunden für mich gefunden hätten. Freilich waren es nur zwei Stunden die Woche, und die Stunde trug nur zwei und einen halben Schilling ein; aber es war doch ein Anfang, und dieſe fünf Schillinge jede Woche füllten ſchon einen Teil der Öde aus, die ſich in meiner Kaſſe zu zeigen anfing. Und dann — Stundengeben war wenigſtens individuelle Freiheit und Unabhängigkeit nach der Arbeit. Die Gewißheit, mich nach den Stunden in einer eigenen, wenn noch ſo beſcheidenen Häuslichkeit zu finden, zog ich tauſendmal dem Luxus vor, der mich vielleicht als Gouvernante in einem reichen Hauſe umgeben hätte, den ich aber mit fortwährender Unterwerfung unter einen fremden Willen und mit der Heuchelei eines Glaubens, den ich nicht mehr hatte, hätte erkaufen müſſen. Ich war alſo hocherfreut über dieſen beſcheidenen Anfang und betrat, doch nicht ohne ſeltſame Empfindung, die Laufbahn derjenigen, die ihr Brot verdienen. Zum Glück war dieſe erſte Erfahrung keine harte. Meine zwei kleinen Schülerinnen waren allerliebſte Mädchen, Töchter eines Arztes, deſſen Frau mich gleich bei der erſten Zuſammenkunft durch ihr freundliches Entgegenkommen und ihre ſympathiſche Schön-

heit einnahm. Sie war durch Kinkels, mit denen ſie befreundet war, vorteilhaft für mich geſtimmt und behandelte mich eher wie eine Freundin, als wie eine Lehrerin, und das in immer höherem Grade, je mehr ſie ſah, daß ihre Kinder mich von Stunde zu Stunde lieber gewannen und die Stunden wie ein Feſt anſahen. Es herrſchte ein zarter Myſtizismus in dem Hauſe, die Eltern waren Anhänger von Swedenborg; aber das mißfiel mir weniger als die trockne Orthodoxie der Hochkirche, und wenn die reizende kleine Florence mir von den böſen und guten Geiſtern ſprach, die ihre Handlungen beeinflußten, ſo hütete ich mich wohl, daran zu rühren. Bald verſchaffte mir die Mutter neue Stunden, für die ich etwas mehr fordern konnte, da die Familie reicher war als die ihre, und ſo ſah ich mich auf meiner neuen Laufbahn vorwärtsſchreiten. Perſönliche Empfehlungen, von Familie zu Familie ſind die beſten Mittel, um zu etwas zu kommen; es gibt auch noch den Weg zur Anzeige im Journal, aber das erſte iſt beſſer, mehr „respectable!“ — Ich kann nicht ſagen, mit welcher Rührung ich nach einem Monat das erſte ſelbſtverdiente Geld empfing. Weit davon entfernt, mich dadurch gedemütigt zu fühlen, kann ich im Gegenteil ſagen, daß mir niemals Geld mehr Freude gemacht hat. Ich hatte ja Wort gehalten: ich verdiente mir mein täglich Brot, ich war eine Arbeiterin wie die Töchter des Volks, und ich fand wieder, daß nur ſo das Geld einen ſittlichen Wert hat, indem es Austauſchmittel wird zwiſchen dem, der Dienſte verlangt, und dem, der ſie leiſtet. Ich kam durch die Praxis auf meine alten Theorieen von der Abſchaffung des Erbrechts zurück, und es ſchien mir von neuem, als ob die Sittlichkeit und die menſchliche Würde nur dabei gewinnen könnten. Jedes menſchliche Weſen hat Anſpruch auf eine Erziehung, die es fähig macht, auf ſich ſelbſt zu ruhen; dieſes Recht müßte die Geſellſchaft ihm ſichern, indem ſie die Eltern im Fall der Not zwänge, es ihm zu gewähren, oder, bei abſolutem Mangel an Mitteln von deren Seite, ſelber helfend einträte. Jeder Erwachſene aber (ausgenommen die durch

Krankheit völlig Unfähigen, für die die Geſellſchaft natürlich zu ſorgen hätte) ſollte ſich durch Arbeit ſein Leben ſelbſt verdienen. Welch eine tiefe und geſunde Revolution würde das in den Sitten, in den Grundideen des Daſeins geben! Die Eltern würden, anſtatt Reichtümer für ihre Kinder aufzuhäufen, ſo viel als möglich für eine gute, nach allen Seiten vollſtändige Erziehung ausgeben, nur mit dem Unterſchied, daß man, anſtatt kleine mittelmäßige Talente oder einen bloßen Geſellſchaftsfirnis zu entwickeln, die vorherrſchende individuelle Anlage berückſichtigen würde, um eine Spezialität auszubilden, durch die das Individuum ökonomiſch unabhängig würde. So würde nicht nur vor der Notwendigkeit der Arbeit und der Freude an einer mit Erfolg auszuübenden Befähigung der Müßiggang verſchwinden, ſondern mit ihm noch eine Menge anderer Übel, zunächſt die falſche aber ſo häufige Tendenz der Eltern, an der Erziehung zu ſparen, um dem künftigen Wohlleben der Kinder etwas zuzufügen, ſowie die Oberflächlichkeit des Vielwiſſens und der Mangel an tüchtig ausgebildeten Spezialitäten. Welche Wohltat würde es z. B. für die Geſellſchaft ſein, wenn man es nicht mehr für nötig hielte, jedes junge Mädchen vom Bürgerſtande an bis hinauf zur Ariſtokratie, ob ſie Talent habe oder nicht, Klavier lernen zu laſſen, um ſo während mehrerer Stunden des Tages die Ohren und Nerven ihrer Umgebungen zu martern, während vielleicht eine andere Fähigkeit, die ſie zu einem höchſt nützlichen Mitgliede der Geſellſchaft gemacht hätte, unausgebildet bleibt, und es ganz andere Mittel gibt, um wirklich muſikaliſche Menſchen, mit wahrem Verſtändnis für Muſik, zu bilden. Ähnliche Beiſpiele ließen ſich unzählige auffinden, und es iſt kein Zweifel, daß die Geſellſchaft nicht nur durch das Wegfallen der falſchen Bildung gewinnen würde, ſondern auch durch die erhöhte Zahl ſtarker, ausgeprägter Individualitäten, die ſich gegenſeitig um ſo mehr intereſſante Dinge zuzubringen hätten, als ein jeder irgend eine Sache aus dem Grund verſtände und jede Sache, die gründlich gewußt iſt, eine intereſſante Seite hat. Es ver-

ſteht ſich von ſelbſt, daß bei der vorherrſchenden Entwicklung einer Spezialität die allgemeine Bildung nicht vernachläſſigt werden dürfte. Der Unterricht in den nötigſten allgemeinen Gegenſtänden des Wiſſens gehört in die erſte Jugend, wo alle Anregungen für wiſſenſchaftliche oder künſtleriſche Richtungen, alle nötigen Elemente gegeben werden müßten für alle. Daraus würde ſich dann, durch die vorherrſchende Anziehung, die Spezialität herausſtellen, die aber immerhin, gerade je tüchtiger ſie ergriffen würde, noch Zeit übrig laſſen würde, um auch für die allgemeinen Dinge einen offenen Sinn und ein teilnehmendes Intereſſe zu bewahren. Man könnte einwenden, daß dies alles eine ſo koſtſpielige Erziehung, ſo ungeheure Mannigfaltigkeit der Mittel, eine ſolche verwickelte Organiſation der Lehrkräfte erfordern würde, daß es die Kräfte der Geſellſchaft überſtiege. Darauf braucht man nur einfach zu erwidern: wenn die Geſellſchaft die Mittel findet, den Luxus der Höfe und das ungeheure Budget der ſtehenden Heere zu beſtreiten, ſo wird es ihr auch wohl möglich ſein, die Mittel aufzufinden, durch die ſie ſich ſelbſt vervollkommnen und aus ſich ſelbſt das vernünftig und organiſch ſich entwickelnde Weſen machen kann, für das zuletzt jene koloſſalen Ausgaben von ſelbſt wegfallen, weil für Völker, die ſich ſelbſt zu regieren und zu erziehen verſtehen, ſowohl die Pracht monarchiſcher Höfe als wie der Hemmſchuh des bürgerlichen Lebens, die ſtehenden Heere, überflüſſig werden.

Drittes Kapitel

Die politiſchen Flüchtlinge

Schon ehe ich nach Wales ging, hatte ich mich etwas in dem Kreis, wenigſtens der deutſchen politiſchen Flüchtlinge, umgeſehen und hatte eben dort jene Eindrücke empfangen, deren in den Briefen von Kinkel und Johanna Erwähnung getan wurde und die mich von neuem ſchwankend gemacht hatten, ob es nicht beſſer ſei, ganz aus dieſen Beziehungen zu ſcheiden und nach Amerika hinüber zu gehen. Einmal nach London zurückgekehrt, konnte ich es nicht unterlaſſen, die

angeknüpften Bekanntſchaften fortzuſetzen, teils, weil ich aufgeſucht wurde und zu allein war, um allem Verkehr auszuweichen, teils, weil ſich wirklich intereſſante und bedeutende Perſönlichkeiten darunter fanden, die mich anzogen und deren Umgang lehrreich und wohltuend für mich ſein konnte. Ich beſchloß, mich eben auch nur dieſen letzteren näher anzuſchließen, im übrigen aber mich mehr beobachtend zu verhalten und jedenfalls ſehr auf meiner Hut zu ſein, nicht in das Netz kleiner Intriguen und häßlicher Klatſchereien verwickelt zu werden, die auch hier ſich einſtellten, wie überall, wo Menſchen zuſammenkommen, deren Leben nicht ſcharf gezeichnete Ziele und unausgeſetzte Beſchäftigung mit großen Gedanken oder mit notwendiger Arbeit in ſich ſchließt.

Nur wenige Häuſer von mir entfernt hatte ſich für die deutſche Emigration ein Zentrum gebildet in dem Hauſe einer Dame, deren Bekanntſchaft ich ſchon in Hamburg gemacht hatte, wo ſie ſich einige Zeit aufhielt und die Hochſchule öfter beſuchte, bis ſie, nach einer polizeilichen Hausſuchung, die man bei ihr vornahm, es für beſſer hielt, mit ihrer Familie nach England überzuſiedeln. Sie war eine Deutſch-Ruſſin aus einer der höchſten ariſtokratiſchen Familien der Oſtſeeprovinzen und an einen livländiſchen Baron verheiratet, von dem ſie mehrere Kinder hatte. Reich, von ſchöner Geſtalt und einnehmendem Geſicht, elegant und vornehm im Betragen, gebildet, gutmütig, lebhaft, eine enthuſiaſtiſche Natur, hatte ſie, ich weiß nicht wie, ſich der Demokratie angeſchloſſen, hatte ſich in der Heimat mißliebig gemacht und dieſe verlaſſen, war dann aber auch, da des Kaiſers Nikolaus Arm weit reichte, in Deutſchland und der Schweiz ſtets von dem beobachtenden Auge der Polizei verfolgt worden und, da man ſie der Teilnahme an Kinkels Flucht, obgleich grundlos, für verdächtig hielt, war ſie ſchließlich, wie ſchon erwähnt, durch direkte Maßregeln zu dem Entſchluſſe getrieben worden, ſich auf den gaſtfreien Boden Englands zu retten. Im Anfang ihres Aufenthalts in London hatte ſie, gleich den andern Flüchtlingen, im Kinkelſchen Hauſe das natürliche Zentrum

für den politiſchen Kreis geſucht, der ſich im Exil zuſammenzufinden ſtrebte, um die Heimat in der Ferne wieder herzuſtellen und ſich von den gemeinſamen Hoffnungen, Wünſchen und Plänen zu unterhalten. Aber einesteils waren mannigfache Mißſtimmungen entſtanden, vielleicht aus Mißverſtändnis, vielleicht aus wirklich unvereinbaren Gegenſätzen, und andernteils hatten Kinkels durchaus keine Zeit, einer müßigen Geſellſchaft zu leben und in unfruchtbaren Beratungen die Stunden zu vergeuden, die ſie in anſtrengender Arbeit verbringen mußten, um ſich und den Kindern eine neue Heimat zu gründen. Kinkel wurde, vielleicht ebenſoviel durch dieſe Notwendigkeit, als durch ſeinen klaren praktiſchen Blick von vornherein zu der Überzeugung geführt, daß es ſich darum handle, den bisher immer wiederholten Irrtum aller politiſchen Emigrationen zu vermeiden, den Macaulay in ſeiner Geſchichte, bei Erwähnung der engliſchen Flüchtlinge in Holland, ſo trefflich beſchreibt: den nämlich, daß ſie, anſtatt die Zeit des Exils kräftig zu benutzen und mit fruchtbringender Arbeit auszufüllen, ſie in ſteriler Erwartung demnächſt eintreten müſſender Ereigniſſe, der Rückgabe des Verlornen, des Vaterlandes und ihrer politiſchen Machtſtellung, verſchwenden. Es geht den politiſchen Parteien darin wie den Individuen: nach großen Kataſtrophen, die das Leben ſchmerzlich verändern, hofft der Menſch immer im Grunde der Seele darauf, daß das Schickſal noch einmal ſo gut ſein werde, dieſelben Verhältniſſe, dieſelbe Sachlage herbeizuführen, damit er diesmal die früher gemachten Fehler vermeiden und Herr der Situation bleiben könne. Aber ach! Das Schickſal iſt nicht ſo gütig; was ſind ihm die Schmerzen und Sorgen eines Individuums oder einer Partei? Es gab ihnen ja die Gelegenheit, anders zu handeln, und nun ſie ſo gehandelt, wie ſie es getan, nun muß mit eherner Notwendigkeit auch die lange Kette von Folgen eintreten, von deren ſtarken Banden uns kein Gott erlöſt, außer wenn wir es begreifen: daß jedes Gutmachen vergangener Fehler, jeder Sieg über die Vernichtung, die tragiſche Schickſale mit ſich

bringen, nur vorwärts liegt, im großen, reinen, energiſchen Handeln, das den gegebenen Moment mit ſeinen Forderungen annimmt und ausfüllt, ohne in müßiger Qual ewig nach rückwärts zu ſchauen, und das für ewig Vergangene wieder heraufzubeſchwören.

Nur ſehr wenige in der Emigration begriffen dies, und ſo zog ſich denn, als Kinkels ihre Tür verſchloſſen hatten und in die ſtrenge Tageseinteilung keine Zeiträuber mehr eindringen ließen, die ganze Schar der Flüchtlinge in das Haus der obenerwähnten Frau von Brüning, die es gaſtfreundlich öffnete und eigentlich nichts mehr verlangte, als Königin und Gottheit dieſer wandernden Demokratie zu ſein. Sie hatte ein ganzes Haus mit ihrer Familie inne, mit derſelben Einteilung, wie das oben beſchriebene, in dem ich wohnte, nur mit größeren Räumen und eleganterer Ausſtattung. Man kam in Verſuchung, immer nur von ihr zu ſprechen, wenn man von der Familie ſprach, denn ſie war allerdings die Seele des Ganzen und ihr Wille herrſchte unbedingt. Ihr Gatte teilte, wie er offen ausſprach, ihre demokratiſchen Anſichten nicht, und ſicher war der Kreis, den ſie im Hauſe verſammelte, nicht der Umgang ſeiner Wahl. Dennoch fügte er ſich in alles, was die viel jüngere Gattin anordnete und wohnte ſtets, wenn auch oft mit mürriſchem Angeſicht, den allabendlichen Verſammlungen der flüchtigen Demokratie im Salon ſeiner Frau bei. Was ihn zu dieſer Unterwerfung brachte, weiß ich nicht. Ob er ſie, trotz ihrer ihm antipathiſchen politiſchen Richtung, zu tief liebte, um ihr offen entgegenzutreten, ob es, wie einige behaupten, war, weil das Vermögen ihr gehörte und er zu zartfühlend war, ſie in deſſen freiem Gebrauch zu hindern, oder ob er, um ſeiner Kinder willen, duldete, was er nicht ändern konnte — das ſei dahingeſtellt; eins iſt gewiß: daß er das, was ſeine Frau durch glänzende Liebenswürdigkeit im Salon vor ihm voraus hatte, durch größere Sorgfalt für das Haus, beſonders für die Kinder, erſetzte; denn dieſe wuchſen von ſeiten der Mutter ſo ziemlich wie wilde Ranken auf. Kurz, wenn man

als Geſinnungsgenoſſe der Frau von Brüning zweifelhaft darüber ſein konnte, ob man ihr als Charakter die volle Anerkennung zollen dürfe, die man ihrer Anmut darbringen mußte, ſo konnte man, trotzdem man nicht ſeiner Meinung war und ſeine Liebenswürdigkeit nicht eben allzuſehr hervorleuchtete, doch nicht umhin, Herrn von Brüning als einen völligen Ehrenmann zu betrachten und zu ſchätzen.

Frau von Brüning nahm mich freundlich, aber nicht mit der Zuvorkommenheit auf, die ſie ihren anderen Gäſten angedeihen ließ. Es war ein geheimer, von vornherein gefühlter Antagonismus zwiſchen uns, der nur, wie ich ſpäter erzählen werde, in einer feierlich ernſten Stunde ſich aufhob und verſöhnte. Dieſer Antagonismus konnte ſich ſicher nicht durch weibliche Eitelkeit erklären, denn ſie mußte von vornherein ſehen, daß in mir auch nicht der leiſeſte Anſpruch ſein konnte, ihr, der Schönen, Anmutigen, Gefeierten, den Rang ſtreitig zu machen und mir, deren Seele ein ſo ſchmerzlich tiefer Ernſt füllte, der Sorgen aller Art mit dunklen Fittichen um das Haupt rauſchten, mir konnte es nicht in den Sinn kommen, ein glänzender Stern der Parteigeſelligkeit ſein zu wollen, wie ſie war. Das heimlich Trennende zwiſchen uns war vielmehr wohl dies: ihr Enthuſiasmus galt mehr den Perſönlichkeiten, der meine mehr den Prinzipien: ſie wollte im Bereich unſerer Ideen mit ihren reichen Mitteln herrſchen, ich wollte ihnen dienen mit dem wenigen, was ich war und hatte. Dazu kam, daß ſie mich mit Recht für eine Freundin von Kinkels hielt, mit denen ſie eben damals auf ganz geſpanntem Fuße lebte und die ſie nicht mehr ſah. Ich wurde daher auch keineswegs ein täglicher Gaſt bei ihr wie die übrigen, ja zuweilen kam ich ſo ſelten, daß man ſchickte, mich zu holen und mir Vorwürfe wegen meines Ausbleibens machte. Dennoch ging ich von Zeit zu Zeit gern hin, weil ich gewiß war, dort eine oder die andere intereſſante Perſönlichkeit zu finden, ſo unter anderen den Doktor Löwe aus Kalbe, der mit ſeinen klugen, ſcharfen Augen einem ſo recht bis ins Herz hinein zu ſchauen ſchien und deſſen Ge-

ſpräche mich durch ihre Klarheit, durch ihre Präziſion und Verſtandesſchärfe vor denen aller übrigen anzogen. Eine ſehr geiſtvolle Freundin in Deutſchland, der ich von dem Eindruck ſchrieb, den er mir gemacht, antwortete mir darauf: „Alles, was Sie mir von den Londoner Verhältniſſen und den Menſchen, mit denen Sie dort verkehren, ſagen, intereſſiert mich auf das lebhafteſte. Ganz vorzüglich Ihre Erwähnung Löwes, weil wir uns da auch in einer Anerkennung begegnen. Ich ſah und hörte Löwe im Jahr 1848 in Frankfurt, hatte damals kaum ſeinen Namen gehört und hatte doch den ganzen entſchiedenen Eindruck des unbegrenzteſten Vertrauens zu ſeiner Einſicht wie zu ſeinem Charakter. ‚Für den verbürge ich mich unbedingt‘, ſagte ich damals und hatte ſtets eine Herzensfreude, wenn es mir durch ſein ſpäteres Verhalten und ſein Ausharren bis an das Ende beſtätigt wurde. Zuerſt hörte ich von ihm in tiefem Abenddunkel eine Rede am Grabe eines verſtorbenen parlamentariſchen Freundes, nach ihm ſprach Gagern! Da ſchied ich ſie ſchon gleich, wie ſie ſich ſpäter gezeigt: ruhig feſt der eine, leidenſchaftlich ſchwankend der andere.“

Wenn Löwe unter den Männern reiferen Alters als ganz bedeutend hervortrat, ſo zeichnete ſich unter den jungen Leuten eine wahrhaft ideale Jünglingsgeſtalt aus, die alle andern ſo weit überragte, daß man auch ohne Prophet zu ſein, ſagen konnte: „Der allein hat eine große fruchtbringende Zukunft!“ Ich meine Carl Schurz, der durch ſeine kühne Tat, die Rettung Kinkels aus Spandau, bereits einen Namen hatte, der den einen furchtbar, den andern mit einem Lorbeer umgeben war. Noch ganz jung, kaum zwei- oder dreiundzwanzig Jahre alt, hatte er bereits die badiſche Revolution an der Seite ſeines Lehrers und Freundes mitgemacht, hatte ſich aus dem eingeſchloſſenen Raſtatt vor der Übergabe auf die verwegenſte Weiſe durch eine Waſſerleitung, die aus der Feſtung nach dem Rhein zu führte, nach Frankreich gerettet und hatte dann, im Verein mit der hochherzigen Johanna, den Plan entworfen und ausgeführt, durch den er den gelieb-

ten Lehrer aus dem langſamen Martertod der Zelle befreite. Ich hatte ihn bereits in Hamburg kennen gelernt, als er, natürlich unter falſchem Namen, auf dem Wege nach Berlin war, wo er, ſelbſt zum Tode verurteilt, mehrere Monate lang unter den Augen ſeiner Henker lebte und ſich frei bewegte, ohne erkannt zu werden, bis ſeine Vorbereitungen gereift waren und er jenen die Beute mit ſicherer Hand entführte. Damals ſchon, bei einem mehrſtündigen Zuſammenſein, hatte ich in ihm eine Natur von Begabung erkannt, wie ſie nur ſelten ſich findet. In beſchränkten Verhältniſſen aufgewachſen, aber ein Kind des ſchönen Rheinlandes, vereinigte er in ſich alle Elemente, die jener glückliche Boden hervorzubringen vorzugsweiſe geeignet iſt: neben der größten Einfachheit und Anſpruchsloſigkeit im Äußern, tiefe, ſinnige Gemütlichkeit, Güte und Poeſie, feſte klare Auffaſſung des Lebens, ſehr viel praktiſchen Sinn und jene unerſchütterliche Energie, die in einem heitern und berechtigten Selbſtvertrauen wurzelt und das unerläßliche Erfordernis für kühne Erfolge iſt. Ich war ſeit ſeinem Aufenthalt in England, woſelbſt Retter und Geretteter zugleich ankamen, beſtändig in Korreſpondenz mit ihm geweſen und hatte hierdurch Gelegenheit gehabt, die großartigen Anlagen dieſes jungen Mannes näher kennen zu lernen und nächſt Kinkels war er es geweſen, auf den ich mich in England am meiſten gefreut hatte. Er kam auch gleich nach meiner Ankunft, mich zu ſehen, und von da an ſah ich ihn faſt täglich bei mir, bei Kinkels, oder bei Frau von Brüning, wo ihn nun ein der Politik fernabliegendes Intereſſe allabendlich hinführte. Ihm hatte ſich das Exil, ſtatt dem herben Tranke, den es anderen bot, bereits ſegenſpendend erwieſen. Unter der Zahl der politiſchen Flüchtlinge befand ſich auch Johannes Ronge, deſſen Frau eine intime Freundin der Frau von Brüning geworden war. Sie hatte für einige Zeit ihre jüngſte Schweſter bei ſich zu Beſuch, ein noch ganz junges, ſchönes, mit den liebenswürdigſten Anlagen ausgeſtattetes Weſen, die ich von der Hochſchule her kannte, wo ſie eine der erſten Schülerinnen geweſen war,

bis ſie dieſe verließ, um zu ihrer Schweſter nach London zu gehen. Sie war ein Liebling im Hauſe der Frau von Brüning, und dort hatte Schurz ſie kennen und lieben gelernt und ſich mit ihr verlobt. Dieſes liebenswürdige Brautpaar gab dem Kreis im Brüningſchen Hauſe einen beſonderen Reiz, der noch dadurch geſteigert wurde, daß beide ungewöhnlich muſikaliſch begabt waren und Schurz häufig den ſeelenvollen Geſang ſeiner Braut begleitete. Leider blieben ſie der Geſellſchaft nicht lange erhalten, denn nach ihrer im Laufe des Sommers erfolgten Verheiratung beſchloſſen ſie, nach Amerika zu gehen. Schurz wußte wohl, daß er in England vielleicht durch Stundengeben ſich ein reichliches Auskommen ſchaffen könnte, aber einesteils fühlte er in ſich die Befähigung zu etwas Höherem, und dann wollte er ſich eben aus dem unfruchtbaren Warten der Emigration auf eine bald neu ausbrechende Erhebung befreien und die Zeit zwiſchen der eingetretenen Reaktion und einer möglichen Änderung der Umſtände benutzen, um die Freiheit in ihrer realen ungehinderten Entwicklung in Amerika zu ſehen und zu beobachten. Noch recht frohe Stunden verlebte ich mit dem jungen Paar in ihrer ländlichen Einſamkeit in Hampſtead, einem dem Teile von London, wo ich wohnte, nicht allzu fernen kleinen Ort mit reizenden Landhäuſern und friſcher Landluft. Noch vor Ende des Sommers aber ſchieden die jungen Leute, begleitet von meinen treueſten Wünſchen. Ihr Scheiden ließ eine tiefe Lücke in meinem Leben zurück und entpoetiſierte mir den Kreis im Brüningſchen Hauſe ſo ſehr, daß ich von nun an weit weniger hinging. Was die übrigen Flüchtlinge betraf, ſo enthielten die Worte, die mir eben dieſelbe Dame, die mir über Löwe geſchrieben, in ihrem Briefe ſagte, leider nur zu viel Wahres: „Erzählen Sie mir von den Unſeren in London, es intereſſiert mich ein jeder dort Geborgene. Ich wünſche allen leidliche Tage und praktiſchen Sinn. In bezug darauf iſt aber manches unfreundlich, was herüberklingt; ich fürchte, ſie leben im ganzen zu viel nur mit ſich und verlieren die übrige Welt, indem ſie

dieſe nur als Material für ihre ſozialiſtiſchen Ideale betrachten, aus den Augen, ſie denken, es ſei ein totes Material, während es doch lebt, nicht um viel und weit, aber doch um an ſich zu denken und ſich gar nicht über ſeinen augenblicklichen Vorteil hinaus benutzen laſſen zu wollen. Ich habe immer die Angſt, daß ſich unſere Beſten an das wenden, was den beſtehenden Verhältniſſen gegenüber eine Tollheit iſt. Die Maſſen müſſen uns auch bis zum nächſten Schritt noch weiter nachreifen. Ich mache darin täglich trübe Erfahrungen. Möglich, daß der Süden ſich ſchon weiter entwickelte, wir haben das Joch noch vollkommen nötig, das über uns liegt; glauben Sie mir, die Lehren, die man in Heſſen und Schleswig-Holſtein jetzt empfängt, ſind um nichts zu ſtark. Wenn ich dies ganze troſtloſe Gebiet überſchaue, ſtockt mir die Kraft zum Leben, und ich möchte für mich ‚Schlafenszeit'."

Zum Teil wurden aber auch die törichten Hoffnungen, denen ſich ſo viele hingaben, von Deutſchland aus genährt. Dort erwartete man viel von der Emigration, von der man glaubte, daß ſie eine Wünſchelrute beſäße, um goldne Hilfsquellen aus dem Boden zu zaubern; die Flüchtlinge hingegen hielten es für unnütze Mühe, ſich um dauernde Arbeit umzuſehen, da ſie glaubten, ſtets auf der Wacht ſtehen und bereit ſein zu müſſen, mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel der diesmal ſiegenden Revolution zu Hilfe zu eilen. Es erſchienen auch einzelne Abgeſandte der revolutionären Partei von dort, um im Falle günſtiger Eventualitäten ein gemeinſames Handeln zu verabreden. Unter ihnen war ein ehemaliger Artillerieoffizier, der ſich mit beſonderem Eifer dieſen Verhandlungen hingab, die beſtimmteſten Hoffnungen auf eine bald zu erwartende Erhebung ausſprach und ſich gründlich über die einzelnen Perſönlichkeiten und die von einer jeden zu erwartenden Hilfe unterrichten zu wollen ſchien. Ich ſah ihn nur einmal, aber er flößte mir ein inſtinktives Mißtrauen ein; und erſt ſpäter erfuhr ich, wie vollkommen dies gerechtfertigt war. Denn als nach einigen

Monaten die Verfolgungen und Verhaftungen in Berlin und Roſtock erfolgten, und der lange, traurige Prozeß begann, da ergab es ſich, daß dieſes ſelbe Individuum der Verräter geweſen war, deſſen freilich falſchen und lügneriſchen Angaben wohl auch ich meine Ausweiſung zu danken gehabt hatte. Er war frech genug geweſen, ausdrücklich nach England herüberzukommen, um zu ſehen, ob er ſeinen Judaslohn noch vergrößern und noch mehr Opfer in die Falle locken könne, die eine neue Verherrlichung des Syſtems werden ſollte, durch das das Polizeiregiment des Herrn von Hinckeldey ſich eine ſo klägliche Unſterblichkeit errungen hat. Welcher Zuſtand mußte der Deutſchlands ſein, wenn eine Regierung wie die preußiſche ſich elender Spione bediente, um die Geſinnung ſolcher Leute auszuforſchen, die wenigſtens den Mut ihrer Überzeugungen gehabt, Heimat, bürgerliche Stellung, Vermögen und jede hoffnungsvolle Grundlage der Exiſtenz aufgegeben hatten, um ihnen treu zu bleiben, und keines anderen Vergehens ſchuldig waren, als zu ſchnell und zu kühn von den Regierenden die edle Einſicht notwendiger Konzeſſionen, von den Maſſen die unmittelbare Befähigung zur vernünftigen Ausübung voller Freiheit verlangt zu haben! Wie es dort ausſah, drückten ſchmerzvoll wenige Worte meines teuren Freundes, des Predigers der freien Gemeinde zu Hamburg, aus, der mir ſchrieb: „Ich beſchäftige mich jetzt ausſchließlich mit Kant. Gäbe es einen jüngſten Tag und an ihm ein Weltgericht, ſo müßte ohne alle Gnade das deutſche Volk verurteilt werden, das fünfzig Jahre nach ſolch einem Manne ſich von Pfaffen gängeln läßt. Was mühen ſich doch kleine Geiſter mit Denken und Reden ab, nachdem Männer wie Kant ſo ſcheinbar vergeblich gedacht haben!“

Aber auch die flüchtige Demokratie war, bis auf wenige Ausnahmen, darin ſchuldig, daß ſie an ihren theoretiſchen Idealen hängen blieb und darüber den offenen Blick für die Zuſtände, die ſie umgaben und aus denen ſie ſo viel hätte lernen können, verlor. Häuſer, wie das der Frau von Brüning, nährten dieſe verderbliche Richtung. Dort wurde

dem theoretiſierenden Müßiggang und jenen eitlen Hoffnungen Vorſchub geleiſtet durch törichtes Geſchwätz, bei dem man ſich gegenſeitig exaltierte und zur phantaſtiſchen Gewißheit geträumter Vorgänge hinaufſchraubte, während eine angenehme Geſelligkeit mit ſtets gut beſetzter Tafel und materielle Hilfe durch die allezeit bereite Großmut der Hausfrau über die Not des Augenblicks und die Nötigung der Arbeit täuſchten. Wie den Einſichtsvollen hierüber die Augen aufgingen, ſobald ſie aus dem engen Dunſtkreis der Emigration heraustraten, bewies mir ein Brief von Schurz, den ich aus Amerika, einige Monate nach ſeinem Scheiden, von ihm erhielt; er ſchrieb unter anderem:

„Ich habe in Amerika noch nicht viel geſehen, aber ſehr viel gelernt. Es iſt das erſte Mal, daß ich in einem demokratiſchen Lande lebe, und daß ich ſehe, wie ein Volk ſich gebärdet, das frei iſt. Ich geſtehe, ohne zu erröten, daß ich davon früher nur ſchwache Begriffe hatte. Meine politiſchen Meinungen haben eine Art innere Revolution erlebt, ſeit ich in dem Buche leſe, in dem allein das Wahre ſteht, im Buche der Wirklichkeit. Wenn ich mir nun die meiſten der hitzigen Revolutionäre von Fach vorſtelle, wie die Emigration ſie heranbildet, oder die meiſten freiſinnigen Damen der gebildeten Stände mit ihrer ſentimentalen Demokratie in die hieſigen Verhältniſſe hineingeſetzt denke, wie ſie beide ſchrecklich räſonieren würden, die erſteren über das Weſen der Bourgeoiſie und die Umtriebe des Pfaffentums, die letzteren über die wilde Zügelloſigkeit des Volks, und wie beide dann zu dem Schluß kommen würden, daß es nichts ſei mit dieſem Eldorado — dann will es mir ein wenig bange werden um die künftige europäiſche Republik, die ihre Stützen in jenen beiden Elementen finden ſoll. In der Tat iſt es wahr, der erſte Anblick dieſes Landes erfüllt uns mit ſtummem Erſtaunen. Hier ſehen Sie das Prinzip der individuellen Freiheit bis zu den letzten ihrer Konſequenzen: der Verachtung des freigemachten Geſetzes getrieben; dort ſehen Sie den kraſſeſten religiöſen Fanatismus ſich in brutalen Akten aus-

toben; die große Maſſe des arbeitenden Volkes ſehen Sie hier in der vollſten Freiheit für ihre Emanzipationsbeſtrebungen und daneben den Spekulationsgeiſt des Kapitals ſich in unerhörten Unternehmungen herumtummeln; hier eine Partei, die ſich die demokratiſche nennt und die zugleich die Hauptſtütze des Inſtituts der Sklaverei bildet, dort eine Partei, die gegen das himmelſchreiende Unrecht des Sklaventums donnert, aber all ihre Argumente auf die Autorität der Bibel ſtützt und in einer unglaublichen geiſtigen Abhängigkeit ſteht; hier der unaufhaltſame Geiſt der Emanzipation, dort das tätige Gelüſt der Unterdrückung — alles dies in voller Freiheit, in buntem Gewirre durcheinander, nebeneinander. Der von Europa herübergekommene Demokrat, der bisher in der Welt der Ideen gelebt und noch keine Gelegenheit gefunden hat, dieſe Ideen in Menſchennatur umgeſetzt, verkörpert zu ſehen, fragt ſich ſtutzend: Iſt das ein freies Volk? Iſt das eine wirkliche Demokratie? Iſt die Demokratie eine Tatſache, wenn ſie all dieſe entgegengeſetzten Prinzipien in ihrem Schoße beherbergt? iſt das mein Ideal? — So fragt er ſich zweifelnd und tritt mit unſicherm Fuß in dieſe neue, wirklich neue Welt. Er beobachtet und denkt, ſtreift allmählich die Vorurteile ab, die ihm Europa aufgeladen, eins nach dem andern, und zuletzt kommt er zur Löſung des Rätſels: Ja, ſo ſind die Menſchen, wenn ſie frei ſind. Die Freiheit bricht die Feſſeln der Entwicklung entzwei. Alle Kräfte, alle Schwächen, alles Gute, alles Schlechte, zeigen ſich am Licht des Tages und in ihrer Wirkſamkeit; der Kampf der Prinzipien kämpft ſich unbeſchränkt durch; die äußere Freiheit zeigt erſt, welche Feinde zu beſiegen ſind, bis wir die innere erobert haben. Wer die Freiheit will, darf ſich nicht wundern, wenn die Menſchen ſich nicht beſſer zeigen, wie ſie ſind. Die Freiheit iſt der einzige Zuſtand, in dem es den Menſchen möglich iſt, ſich ſelbſt kennen zu lernen, indem ſie ſich hinſtellen, wie ſie ſind. Dabei kommt das Ideal nicht heraus, das iſt gewiß, aber ein unglücklicher Gedanke wäre es, das Ideal trotz den Menſchen heraus-

forcieren zu wollen. Hier läßt man die Jeſuiten wirtſchaften, man ſchlägt ſie nicht tot und treibt ſie nicht aus — denn die Demokratie ſtatuiert die Freiheit eines jeden Bekenntniſſes, ſo lange es nicht die bürgerliche Freiheit anderer beſchränkt, — man bekämpft ſie nicht mit der Waffe der offiziellen Gewalt, ſondern einfach mit der öffentlichen Meinung. Das iſt nicht allein demokratiſcher, ſondern auch ſolider, denn geht der Kampf der öffentlichen Meinung gegen die geiſtige Abhängigkeit langſam, ſo iſt das ein Zeichen, daß die Menſchen eben noch nicht reifer ſind. Dieſer Kampf hat den Vorteil, daß er ſtets gleichen Schritt hält mit dem Standpunkt der Menge, darum ſind ſeine Siege weniger ſchnell, weniger glänzend, aber dauerhafter und entſcheidender. So geht's hier mit allem. Der europäiſche Revolutionär wird darüber ungeduldig und möchte kräftige Schläge hineintun; aber die Menſchen ſind nun einmal ſo, daß ſie ſich nicht vernünftig klopfen laſſen, und die wahre Demokratie iſt einmal ſo, daß in ihr der öffentliche Verſtand regiert, nicht wie er ſein *ſollte*, ſondern wie er *iſt*. Es iſt meine feſte Überzeugung, daß die europäiſchen Revolutionäre eine nächſte Revolution durch ihre bloße Regierungsluſt, durch den bloßen Drang, ſchnell und poſitiv beſſer zu machen, in die Reaktion hineintreiben werden. Jeder Blick in das politiſche Leben Amerikas gründet meine Überzeugung feſter, daß die Aufgabe einer Revolution nichts anderes ſein kann, als dem Volkswillen Raum zu ſchaffen, d. h. jede Autorität, die im Staatsleben ihre Organiſation hat, zu brechen und die Schranken der individuellen Freiheit ſo weit als immer möglich niederzuwerfen. Der Volkswille wird ſich dann austoben, Dummheiten machen uſw., aber das iſt einmal ſeine Art; will man ihm etwas *vortun* und ihn *darnach* frei laſſen, ſo wird er ſeine Dummheiten dennoch machen, trotz allem, was ihm vorgetan worden iſt. Jede dieſer gemachten Dummheiten aber abſolviert etwas, während das Klügſte, was man dem Volke vortut, nichts abſolviert, bis der öffentliche Verſtand ſelbſt ſo weit iſt, es tun zu können. Bis dahin

muß das Betreffende à force de l'autorité beſtehen oder es ſchwankt. Beſteht es aber durch die Autorität, dann ſteht's ſchlimm mit der Demokratie. Hier in Amerika kann man täglich ſehen, wie wenig ein Volk nötig hat, regiert zu werden. In der Tat, was man in Europa nur mit Schaudern nennt, die Anarchie, ſie exiſtiert hier in ſchönſter Blüte. Es gibt wohl Regierungen, aber keine Herren; es gibt Gouverneure, aber ſie ſind Kommis. Was hier in Amerika an großen Unterrichtsanſtalten, an Kirchen, an großen Verkehrseinrichtungen uſw. entſteht, verdankt faſt alles ſeine Exiſtenz nicht der offiziellen Autorität, ſondern dem ſpontanen Zuſammenwirken der Privatleute. Man tut hier einen Blick in die Produktivität der Freiheit. Hier ſehen Sie eine koſtbar gebaute Kirche: eine Aktiengeſellſchaft hat ſie gegründet; dort eine Univerſität: ein reicher Mann hat zu Erziehungszwecken ein bedeutendes Legat hinterlaſſen, das dient nun als Kapitalſtock, und die Univerſität gründet ſich faſt ganz auf Subſkription; dort ein Waiſenhaus von weißem Marmor gebaut: ein reicher Bürger hat es errichtet — und ſo geht's weiter ins Unendliche. Man wird hier erſt gewahr, wie überflüſſig die Regierungen in einer Menge von Angelegenheiten ſind, wo man ſie in Europa für durchaus unentbehrlich hält, und wie die Möglichkeit, etwas tun zu können, die Luſt weckt, etwas zu tun."

Hochintereſſant waren mir dieſe Mitteilungen meines jungen Freundes, deren Richtigkeit ſowohl in bezug auf Amerika als auf die demokratiſche Flüchtlingspartei und die Revolution mir gleich einleuchtete. Ich hatte zu viel von dem revolutionären Treiben in der alten Welt geſehen, um nicht die naturgemäßere Entwicklung der Freiheit in der neuen zu begreifen. Nur eins glaubte ich feſthalten zu müſſen, deſſen Verkennung ſeinerſeits mir ein Irrtum ſchien: nämlich die Möglichkeit einer äſthetiſcheren, künſtleriſcheren Form des freien Lebens, in Deutſchland wenigſtens, wenn einmal dort die Idee der Freiheit vollſtändig geſiegt und ſich von innen heraus entwickelt hätte, da ich ſonſt vollkommen

mit Schurz einverſtanden war, daß das Octroyieren von freien Syſtemen, daß eine theoretiſche Freiheit, dem lebendigen aber noch unreifen Volkselement aufgepfropft, niemals zum fruchtbringenden Baume werden könnte. Aber in Europa ging ja das Streben nach Freiheit von anderen Vorausſetzungen aus, als in Amerika; dort, wo ſich eine neue Geſellſchaft, ohne hiſtoriſche Vergangenheit, ohne ein eigentümlich entwickeltes nationales Element, ohne irgend eine ideale Tendenz außer jeder gegebenen Möglichkeit in der Freiheit, aus den verſchiedenartigſten Nationalitäten auf allgemein anerkannten Grundlagen freiſinniger Inſtitutionen entwickelt hatte, konnte ſie, auch durch vorerſt endloſe Raumentwicklung begünſtigt, ſich auch endlos in den verſchiedenſten Experimenten verſuchen und jeder Partei und jeder individuellen Entwicklung freien Spielraum laſſen. In Europa hingegen (und ich meinte hier freilich beſonders Deutſchland, von dem ich in dieſer Beziehung eine ganz andere Anſicht, als von den übrigen revolutionären Ländern Europas haben zu können mich berechtigt glaubte) mußte ſich notwendig das theoretiſche Element zuerſt aus den Feſſeln der traditionellen Verhältniſſe losringen und mehr oder minder konvulſiviſche Verſuche zu ſeiner Verwirklichung wagen. Ungeſchickte Experimentatoren mußten dabei untergehen, lange und mühſam mußte vielleicht die Schule ſein, die das deutſche Volk, das bedächtig ſeinen Weg geht und nicht neuerungsſüchtig iſt, durchzumachen hätte, aber es ſchien mir nicht unmöglich, daß auch eine theoretiſche Erziehung zur Freiheit endlich zu dem gewünſchten Reſultat führen könnte und daß ihre Blüte dann eine um ſo höhere ſein würde, als das durch den äußeren Druck mehr in die Tiefe als in die Breite entwickelte Geiſtesleben nicht ſowohl in Entfaltung materieller Intereſſen, als in der Befriedigung der im Verborgenen genährten Ideale und Kunſttriebe hervortreten würde. Wie hoffnungslos mir die nächſte Zukunft war, wie ſehr der Zweifel an der Fähigkeit der revolutionären Partei ſich fortwährend in mir ſteigerte, wie grauenvoll die Reaktion mit Nacht und Ver-

nichtung jede ſchöne Blüte bedrohte, dennoch dachte ich es immer von neuem mit innerer Zuverſicht: wenn es einſt wirklich tagt in Deutſchland, ſo wird die Freiheit auch ſchön werden. Wie durch die deutſche Geſchichte der merkwürdige Zug nach dem Süden geht, wie der nordiſche Fauſt in ſeinem „dunklen Drange" das ſchönheitumfloſſene Idealbild des Südens ſucht, ſo muß auch einſt der deutſche Volksgeiſt, wenn er ſein Daſein ſelbſtgeſtaltend in die Hand nimmt, notwendig zu der Freiheit ſich die Schönheit ſchaffen, und anſtatt noch, wie in Amerika, das despotiſche Treiben der Diener verſunkener, knechtender Religionen zum Schaden der Intelligenz und Moral fortdauern zu laſſen, wird er neuen, idealeren Götterbildern der Freiheit neue, ideale, freie Tempel bauen.

Was dieſe Tempel ſein könnten, davon war mir ein ſeliges Ahnen aufgedämmert, als ich, noch in Deutſchland, nacheinander drei neu erſchienene Bücher aus ein und derſelben Feder geleſen hatte, nämlich: „Die Kunſt und die Revolution", „Das Kunſtwerk der Zukunft" und „Oper und Drama" von Richard Wagner. Der Verfaſſer, ſeit der Dresdener Revolution im Frühjahr 49, auch ein Flüchtling, in der Schweiz lebend, war mir perſönlich unbekannt, aber zu mächtig ergriffen von dem Strome der Gedanken, der mir aus dieſen Büchern entgegenflutete, und in denen ich das Evangelium der Zukunft Deutſchlands, wie auch ich ſie träumte, erkannte, ſchrieb ich ihm, nachdem ich „Oper und Drama" geleſen, und erhielt auch eine freundliche Antwort. Von ſeinen muſikaliſchen Werken, die eben anfingen, auf deutſchen Bühnen hier und da gegeben zu werden, hatte ich leider nichts vor meiner Abreiſe nach England hören können; nur den Text zum „Tannhäuſer" haben wir noch mit Theodor und Anna in Hamburg zuſammen geleſen und waren davon hingeriſſen worden. Daß ſich hier eine neue Bahn für eine wahrhaft erlöſende Kunſt auftat, hatten wir alle mit froher Rührung empfunden. Jener Text voll tiefer ethiſcher Bedeutung war nicht länger ein Werk, das zu frivoler Zerſtreuung nach der abſtumpfenden Einförmigkeit

der Tagesarbeit einlud, wie die Mehrzahl der Opern, die auf unſeren Bühnen aufgeführt wurden, hier wurden wir gefeſſelt zu ernſter Sammlung, fortgeriſſen zum tiefſten, leidenſchaftlichen Mitempfinden und Mitleiden und ſchmerzlich beglückt durch die tragiſche Verſöhnung, mit der das wahre Drama, gleich einem großen Schickſal, uns in erhabener Stimmung über das Elend des Lebens erhebt. Ich dachte mit Entzücken daran, was dieſer Text, durch den Ausdruck der Muſik geſteigert, bei lebendiger Darſtellung ſein müßte, und es blieb mir ein tiefes Sehnen im Herzen, einer ſolchen Darſtellung beiwohnen zu können. Mein Verlaſſen Deutſchlands ſchnitt mir dazu jede Hoffnung ab. Auch die Korreſpondenz mit dem genialen Schriftſteller und Dichter-Komponiſten ſuchte ich nicht weiter fortzuſetzen, weil ich ihm, als ihm gänzlich unbekannt, nicht beſchwerlich fallen mochte, und weil überhaupt alle jene erlöſenden Zukunftsgedanken doch in eine, wie es mir ſchien, für mich nicht mehr erreichbare, unabſehbare Ferne entrückt waren.

Noch einen nachwirkenden bedeutenden Eindruck hatte ich, ebenfalls noch in Deutſchland, durch ein Buch empfangen, das freilich in ganz anderer Weiſe wirkte, als die eben erwähnten Bücher, und auch auf einem anderen Gebiet, nämlich kritiſch, ſkeptiſch in der Politik und der Entwicklung der Weltverhältniſſe. Noch in Hamburg kam eines Tages einer der mir befreundeten Arbeiter und brachte mir ein Buch, indem er ſagte: „Der das geſchrieben hat, iſt auch einer von den Unſeren.“ Dieſes Buch führte den Titel: „Vom andern Ufer“ und ſein Verfaſſer war ein Ruſſe, Alexander Herzen. Ich hatte bis dahin noch nie etwas von dieſem Ruſſen gehört, überhaupt war mir Rußland, und mit mir wohl ſo ziemlich dem größten Teile der weſteuropäiſchen Geſellſchaft, eine terra incognita, und nur durch Cuſtines Buch und das viel verdienſtvollere des Freiherrn von Harthauſen war eine Ahnung aufgegangen von einem eigentümlichen, unſeren Kulturzuſtänden ziemlich fremden Leben, das ſich in den ungeheuren Ebenen von der Weichſel bis zum Ural und vom

nördlichen Eismeer bis zum kaſpiſchen und ſchwarzen Meer regte. Den ruſſiſchen Hof hatte man wohl gekannt, man kannte Peter den Großen, der weſteuropäiſches Leben in ſeine Steppen überführte, man kannte das blutige Spiel, mit dem die Krone des Selbſtherrſchers von einem Haupt auf das andere flog, man kannte die geiſtreiche, frivole Katharina II., die mit den geiſtreichen Männern Frankreichs, über Deutſchland hinweg, liebäugelte, während ſie unter ihren Untertanen Auserwählte mit minder platoniſchen Gunſtbezeugungen erfreute; man kannte perſönlich den liebenswürdigen, ſentimentalen Alexander I., der als Sieger über Napoleon mit in Paris einzog und als Sieger über ſo manche Frauenherzen unauslöſchliche Erinnerungen zurückließ; man kannte endlich den ſtrengen Nikolaus, deſſen furchteinflößender Blick europäiſche Berühmtheit hatte und deſſen eiſernes Zepter nicht nur auf ſeinem Reiche laſtete, ſondern auch Europa, namentlich Deutſchland, in Abhängigkeit und Schrecken erhielt. Alles das kannte man; unter dem Begriff des Autokratentums auf dem Thron faßte man Rußland zuſammen. Wer aber wußte etwas von einem ruſſiſchen Volk, von ruſſiſcher Literatur? Kaum daß der Name Puſchkins als der eines ruſſiſchen Dichters erwähnt wurde, und erſt ſeit Harthauſens Buch ſprach man von der ruſſiſchen Gemeinde als einer primitiven Einrichtung, wie ſie alle indogermaniſchen Völker gehabt und bei zunehmender Ziviliſation aufgegeben hätten.

Mich hatte aber das Harthauſenſche Buch und die mir ganz neue Beſchreibung der kommuniſtiſchen Einrichtung der Gemeinden ſehr intereſſiert und mein Nachdenken auf Rußland hingelenkt. Wenn ich auf der Landkarte die ungeheure, durch keine geographiſche Zerriſſenheit geſtörte Einheit des ruſſiſchen Bodens betrachtete, und dagegen die vielfach geklüfteten, wie in Fetzen zerriſſenen, durch Meere, Ströme, Alpen und Bergketten ſcharf getrennten Länderkomplexe von Europa, ſo hatte ſich mir mehr als einmal der Gedanke aufgedrängt, daß, während ſich in Europa die Entwicklung des individuellen Lebens bis zu ſeinen äußerſten Grenzen, ſowohl

beim einzelnen als bei der Nation, zu vollziehen gehabt hätte, Rußland, neben dem ebenfalls durch festere, weniger gespaltene Konturen als kompakte Einheit sich darstellenden Amerika, vielleicht dazu berufen wäre, jene sozialistischen Tendenzen zu verwirklichen, die als Idealbild der Zukunft vor unser aller Augen schwebten, um deren Erfüllung wir gerungen hatten und um deren schmerzliches Unterliegen wir nun in tiefer Herzenspein trauerten. Ich hatte einmal meinem Freunde in Amerika über diese Gedanken geschrieben, und er hatte mir erwidert, daß er sie teile und sie für so richtig ansehe, daß er meiner Auseinandersetzung gar nichts hinzuzufügen habe.

So schon in meinen Gedanken auf Rußland hingelenkt, ergriff ich mit einiger Erwartung das Buch des Russen. Da es mir einer der am weitesten in sozialistische Theorieen vertieften Arbeiter gegeben hatte, so erwartete ich darin ein neues sozialistisches System zu finden. Kaum aber hatte ich angefangen zu lesen, so fühlte ich, daß mir hier etwas ganz anderes entgegentrat, als eine bloße Theorie. Ein Feuerstrom lebendiger Empfindungen, leidenschaftliche Schmerzen, brennende Liebe, unerbittliche Logik, beißende Satire, kalte Verachtung, unter der sich ein getäuschter Glaube barg, stoische Entsagung und verzweifelnder Skeptizismus — das alles brauste mir aus diesem Buch entgegen, rief ein tausendstimmiges Echo in meiner Seele wach und beleuchtete mir mit dem erbarmungslosen Lichte der Wahrheit und der zersetzenden Kritik das kürzlich Erlebte in allen Phasen, von der Frühlingshoffnung im Februar und März Achtundvierzig an bis zu den Ereignissen in Wien in der Brigittenau und bis zu dem zweiten Dezember zweiundfünfzig und seinem Gefolge von Gemetzel, Kerker und Cayenne. Wie erstaunte ich über diese Spiegelung unserer eigenen zerstörten Ideale und Wünsche, unserer eigenen Hoffnungslosigkeit und Resignation in der Seele eines Russen, der, wie er selbst sagte, mit leuchtenden Hoffnungen und seligen Erwartungen nach Europa gekommen war und nun eben daselbst nichts anderes gefunden

hatte, als was er zu Haus geflohen. Wie noch viel mehr erſtaunte ich über die Kraft und Kühnheit dieſes Denkers, der, anſtatt in den Illuſionen der Revolution nach ſo bitteren Enttäuſchungen zu verharren, wie die Mehrzahl es tat, ſich nicht ſcheute, mit ſcharfem Schnitt das Meſſer in die Wunde zu ſenken, die herben Wahrheiten der geſchichtlichen Entwicklung prüfend als Maß auch an unſere fehlgeſchlagenen Hoffnungen zu legen, um den Grund des Mißlingens ganz ohne Rückhalt, ohne Phraſe zu erkennen. Die Form des Dialogs, in der der größte Teil des Buchs geſchrieben iſt, erleichterte, indem beide Seiten der Anſchauung vertreten wurden, die gründliche Darlegung der Gegenſätze in belebteſter Weiſe. Stellen, wie die folgende z. B., zeigten in frappanter Klarheit die enthuſiaſtiſche Borniertheit auf der einen und die erbarmungsloſe Kritik des philoſophiſchen Geiſtes, der vor dem verwundendſten Erkennen nicht zurückbebt, auf der andern Seite:

„— — Der Wiſſenſchaft haben ſich immer ſehr wenige hingegeben. Auf dies abſtrakte Feld gehen nur ſtrenge Geiſter, die den Beruf dazu in ſich fühlen. Wenn Sie den Zuſammenhang der höchſten Idee einer Zeit mit den Maſſen ſehen wollen, ſo müſſen Sie ſich zu lebendigeren Sphären wenden, und ſollten Sie dort nicht ſo viel Nüchternheit finden, ſo treffen Sie doch eine poetiſche Begeiſterung, die die höchſte Wahrheit der Zeit den Menſchen in einer andern Form zugänglich macht. Was ſagen Sie von der Predigt des Evangeliums? Was für ein energiſcher Widerhall antwortete auf den Zuruf der zwölf Apoſtel?

„— Schade um dieſe Menſchen! ſie haben das vollkommenſte Fiasko gemacht. — —

„— — Ja, und dazu die halbe Welt getauft!

„— — Im Verlauf von vier Jahrhunderten eines hartnäckigen Kampfes und von ſechs Jahrhunderten vollſtändiger Barbarei! Und nach dieſen Anſtrengungen, die tauſend Jahre dauerten, hat ſich die Welt ſo getauft, daß von der Doktrin der Apoſtel nichts übrig blieb, daß aus dem befreienden

Evangelium ein unterjochender Katholizismus und aus einer Religion der Gleichheit und Liebe eine Kirche des Blutes und der Hierarchie wurde. Die alte Welt bereitete ſich, nachdem ſie alle ihre Lebenskräfte vergeudet hatte, zum Tode vor; das Chriſtentum hat ſie beerdigt und erſchien am Sterbebette als Arzt und Tröſter; aber indem es ſich der Laune des Kranken fügte, wurde es ſelbſt römiſch, barbariſch, kurz alles was Sie wollen, nur nicht evangeliſch. Da ſehen Sie einmal die Macht des Gattungslebens, die Macht der Maſſen. Die Menſchen meinen, es reiche hin, eine Wahrheit wie ein mathematiſches Theorem zu beweiſen, und die anderen werden ſie dann gleich annehmen; es reiche hin, an etwas zu glauben, und die anderen werden es auch glauben. Daher rühren die größten Mißverſtändniſſe. Die einen tragen etwas vor, die anderen hören ihnen zu, aber verſtehen etwas ganz anderes, denn ihre geiſtige Entwicklung iſt eine ganz andere. Was haben die erſten Chriſten gepredigt, und was blieb im Bewußtſein der Maſſen? Die Maſſe begriff alles Unbegreifliche, ſie nahm alles Traditionelle, Myſtiſche oder Abſurde an. Das Klare, Einfache und Große in der Lehre war ihr unzugänglich. So haben die Völker alles angenommen, was das menſchliche Gewiſſen feſſelt und nichts, was es befreite. Gehen Sie zu den Zeiten der Revolution über, ſo werden Sie dasſelbe Verhältnis finden. Der hingeriſſene Teil des Volks hat die Revolution als eine blutige Vergeltung, als Guillotine und Schrecken, betrachtet. Die bittere hiſtoriſche Notwendigkeit, zu dieſem Mittel zu greifen, wurde zum feierlichen Ruf, und zum Worte „fraternité“ fügte der Menſch das Wort „ou la mort!“ hinzu. Nachdem wir das alles geſehen haben, müſſen wir ein- für allemal annehmen, daß es nicht genug war, der römiſchen Welt das Evangelium anzukündigen, um aus ihr eine demokratiſche Republik zu machen, wie ſie die Apoſtel ſich dachten, nicht genug in zwei Kolonnen eine illuſtrierte Ausgabe der Menſchenrechte herauszugeben, um aus einem Knechte einen freien Menſchen zu machen.“ — Und ferner dieſe Stelle, die ein Schrei des Schmerzes über die Junitage iſt:

„Drei Monate lang hatten die durch das allgemeine Stimmrecht von ganz Frankreich gewählten Menſchen nichts getan. Auf einmal ſtanden ſie in ihrer ganzen Größe auf, um der Welt ein Schauſpiel zu geben, das man niemals geſehen hatte: das Schauſpiel von achthundert Menſchen, die wie *ein* Miſſetäter und Wüterich handelten. Das Blut floß in Strömen, und ſie fanden kein Wort der Liebe und des Mitleids. Alles Hochherzige, alles Menſchliche wurde von ihnen mit einem wilden Schrei der Rache und der Indignation überdeckt, ſogar die Stimme des ſterbenden Affre konnte dieſen polycephalen Caligula, dieſen in kupferne Scheidemünzen gewechſelten Bourbon nicht rühren. Sie drückten die Nationalgardiſten, die wehrloſe Menſchen ohne Gericht totgeſchoſſen hatten, an ihr Herz. Sinard ſegnete von der Tribüne herab den blutigen Cavaignac — und Cavaignac weinte ſtill verſchämt ob dieſes Segens, nachdem er die greulichſten Miſſetaten vollbracht hatte, um das Vertrauen dieſer Advokatenſeelen zu rechtfertigen. — Aber das iſt ja alles die Majorität! — Und wo war denn die Minorität? — Der Berg machte ſich unſichtbar, die kräftigeren Volkstribunen ſchwiegen ſtill, im Innern ihrer Seele zufrieden und dankbar darüber, daß man ſie nicht erſchoſſen und in feuchte Keller geworfen hatte. Sie ſahen allem zu, ohne nur den Mund zu öffnen, ſahen, wie man die Bürger entwaffnete, wie man die Deportationen dekretierte, wie man Menſchen ins Gefängnis ſchleppte für alles Mögliche, unter anderem dafür: daß ſie nicht auf ihre Brüder ſchießen wollten (denn man muß wiſſen, daß der Mord an jenen Tagen zur heiligen Pflicht wurde, und daß derjenige, deſſen Hände nicht vom Proletarierblut troffen, dem Bourgeois verdächtig erſchien). Die Majorität hatte wenigſtens den Mut, ſich offen als Miſſetäter zu zeigen — aber dieſe armſeligen verächtlichen Freunde des Volkes, dieſe Rhetoren, dieſe hohlen Herzen! — Nur ein männlicher Schrei des Unwillens, nur eine große Indignation hatte den Mut, ſich Luft zu machen, aber das war außerhalb der Mauern der Kammer. Der

ſchwarze Fluch des Greiſes Lamennais wird als Brandmal auf der Stirn jener entſetzlichen Kannibalen haften bleiben, und noch ſchwerer auf jenen Schwächlingen, die ſo frech waren, das Wort Republik auszuſprechen, während ſie doch vor deſſen Sinn kleinlich erbebten.

„Paris! O wie lange glänzte dieſer Name als ein leuchtender Stern für die Völker! Wer liebte es nicht, wer huldigte ihm nicht? Aber ſeine Zeit iſt vorbei, man laſſe es von der Bühne abtreten. In den Junitagen hat es einen Kampf angefangen, den es ſelbſt nie löſen wird. Paris iſt alt geworden und die jungen Phantaſieen ſtehen ihm ſchlecht; entkräftet wie es iſt, braucht es ſtarke Erſchütterungen, um wieder aufzuleben; es iſt an die Bartholomäusnächte und die Septembertage gewöhnt. Leider aber haben ſelbſt die Greuel des Juni es nicht wieder belebt. Wie wird denn der alte Vampyr noch das Blut der Gerechtigkeit finden, das bei der Illumination am 27. Juni die Lämpchen der ſiegestrunkenen Bourgeoiſie widerſtrahlten? Armes Paris! Alles, was dir teuer war, wendet ſich gegen dich: du liebteſt es, mit Soldaten zu ſpielen, du hatteſt dir einen glücklichen Soldaten zum Kaiſer ernannt, du haſt dieſen Miſſetaten, die man Siege nennt, Beifall zugejauchzt, du haſt Triumphbogen und Statuen errichtet, du haſt die ſpießbürgerliche Figur des kleinen Korporals auf eine Säule geſtellt, damit ſie die ganze Welt bewundere, du haſt fünfundzwanzig Jahre nach ſeinem Kaſernendespotismus die Reliquien des Soldaten zu den Invaliden getragen, und jetzt hoffteſt du wieder den Anker des Heiles der Feiheit und Gleichheit in dem Soldaten zu finden; du riefſt die Horden der verwilderten Afrikaner gegen deine Brüder, um nicht dein Gut mit ihnen zu teilen, und ließeſt ſie von der kalten Hand der Mörder par métier niedermetzeln. — Man laſſe alſo Paris die Folgen ſeiner Taten büßen. Es füſiliert ohne Gericht. Das kann nicht ungerächt hingehn; Blut ſchreit nach Blut, und was wird aus dieſem Blut? Wer kann es wiſſen? Aber möge kommen was da wolle, es iſt genug, daß in dieſem Brande

des Wahnſinns, des Haſſes, der Rache, der Wiedervergeltung und des Haders die Welt untergehn wird, die den neuen Menſchen niederdrückt, die ihn am Leben hindert, die die Verwirklichung der Zukunft nicht erlaubt. Iſt denn das nicht genug?

„Und deswegen lebe das Chaos und die Extermination! Vive la mort! Platz der Zukunft!“

Dies war geſchrieben am 24. Juli 1848, nachdem der Verfaſſer die blutigen Greuel der Junitage mit eignen Augen geſehen und mit ſeinem ſcharfen Blick erkannt hatte, was von der franzöſiſchen Republik zu hoffen war, noch ehe dieſe durch Beſiegung der römiſchen Schweſter ſich das unauslöſchliche Brandmal aufgedrückt und es bewieſen hatte, daß ſie eben nichts anderes war, als die alte despotiſche Ordnung der Dinge unter anderem Namen. Aber neben dieſen mit dem eignen Herzblut geſchriebenen Lava-Ausbrüchen einer feurigen Seele kamen auch Mitteilungen über jenes ferne Volk im Oſten, das unter ſeinem, allen anderen Despotismen ähnlichen Despotismus ein eigentümliches, der europäiſchen Ziviliſation fernabliegendes Daſein bewahrt hatte und in ſeiner „feſten Burg“, der Kommune, ſtumm und unausgebildet, der Möglichkeit einer zukünftigen Entwicklung entgegenharrte. Es kamen Hindeutungen auf eine Literatur der Oppoſition gegen das düſtertyranniſche Regiment von Petersburg, die nicht unbedeutend ſein konnte und deren Charakter folgendermaßen gezeichnet wurde: „Eine bittere Hoffnungsloſigkeit und eine bittere Ironie des eignen Geſchicks bricht überall durch, ſowohl in den Verſen Lermontoffs als in Gogols Hohngelächter, das, wie er ſagt, die Tränen verdeckt.“

Als ich Hamburg verließ, hatte mir eine der mir liebſten Schülerinnen der Hochſchule das Buch geſchenkt, indem ſie hineinſchrieb: „Ich ſchenke Ihnen in dieſem Buche mein liebſtes Eigentum, weil ich gerne recht lebhaft in Ihrem Andenken leben möchte.“ — Ich hatte es alſo mit mir nach England genommen und oft ſchon beim Wiederleſen dieſer

feurigen Ergüſſe Troſt gefunden. Wie freudig mußte es mich alſo berühren, als ich eines Tages bei Kinkels hörte: „Der Ruſſe Alexander Herzen iſt in London angekommen!“ Ich äußerte meinen lebhaften Wunſch, ihn kennen zu lernen, worauf Kinkel mir ſagte, daß nichts leichter ſei, da er einen der nächſten Abende zu ihnen kommen werde. Wirklich erhielt ich auch einige Tage darauf die Aufforderung, abends hinzukommen, um Herzen zu begegnen. Ich ging mit großer Erwartung hin und fand bereits den mit Herzen befreundeten und mit ihm zuſammenlebenden General Haug mit Herzens jungem, damals bildſchönem Sohne vor. Haugs Namen hatte ich auch ſchon nennen hören; es war mir lieb, den klugen, vielgereiſten Mann kennen zu lernen, deſſen energiſches Handeln ihm bereits meine Achtung erworben hatte, und ich freute mich an der großen Schönheit des Knaben. Endlich trat Herzen ſelbſt ein, eine gedrungene, kräftige Geſtalt mit ſchwarzem Haar und Bart, etwas breiten, ſlaviſchen Zügen und wunderbar leuchtenden Augen, die mehr als alle anderen Augen, die ich je geſehen, im lebendigen Wechſel der Empfindungen das Innere wiederſtrahlten. Er wurde mir vorgeſtellt, und bald war die lebendigſte Unterhaltung im Gange, bei der ſich der mir aus dem Buche ſchon kenntlich gewordene, ſcharfe, blitzende Geiſt, durch eine glänzende Dialektik noch hervorgehoben, in bedeutendſter Art zeigte. Sonderbarerweiſe fand ſich faſt bei allen Punkten, die das Geſpräch berührte, mehr Übereinſtimmung meiner mit ſeinen Anſichten, als mit denen der übrigen Mitglieder der Geſellſchaft, und als uns nach dem Tee nach engliſcher Sitte Wein und die unter dem Namen „sandwich“ bekannten Butterbrötchen ſerviert wurden und man verſchiedene Toaſte ausbrachte, erhob ich mein Glas gegen Herzen und ſagte ſcherzend: „Die Anarchie!“ worauf er lächelnd anſtieß und erwiderte: „ce n'est pas moi qui l'ait dit.“ — Er, ſein Sohn und Haug begleiteten mich bis zur Tür meines Hauſes, und ich hatte nach dieſem Abend das wohltuende Gefühl, daß eine be-

deutende Perſönlichkeit in mein Leben eingetreten war, zu der ich mich durchaus harmoniſch fühlte.

Eines Flüchtlingshauſes habe ich noch zu gedenken, in dem ich zu jener Zeit viel verkehrte. Es war das Haus des Grafen Oskar Reichenbach, der mit ſeiner Familie in einem weit abgelegenen, ganz andern Stadtviertel als dem unſern wohnte und daher nur ſelten in dem Brüningſchen Kreis erſchien. Ich war durch Kinkels dort eingeführt, und da ich freundlichſt aufgenommen und zu öfterem Kommen eingeladen worden war, mich auch ſehr angezogen fühlte, ſo ging ich ſo oft hin, als es meine Zeit erlaubte; denn wenn ich nicht wenigſtens einen halben Tag dort zuzubringen hatte, ſo lohnte es nicht der Mühe, die weite Reiſe im Omnibus, deſſen ich mich bediente, da Droſchken zu teuer waren, zu machen. Hier war es nun vor allem der Hausherr, der den anziehenden Mittelpunkt der Häuslichkeit bildete. Graf Reichenbach war der Typus eines nordiſchen Ariſtokraten: hoch, ſchlank, blond, vornehm in Zügen und Haltung, äußerlich kalt und zurückhaltend, ſparſam mit Worten, anſcheinend öfters hart und gebieteriſch. Bei unſerer erſten Bekanntſchaft machte mich dies zwar imponierende aber etwas ſtarre Weſen faſt ungeduldig und ſtieß mich ab. Man war ſo gewohnt, mit den Geſinnungsgenoſſen ſich von vornherein auf einem gemeinſchaftlichen Boden und durch gemeinſchaftliche Intereſſen verbunden zu fühlen, daß man dieſe adeligen Barrièren mit einer Art von Unmut empfand. Aber wie das nordiſche Eis, wenn es ſchmilzt, uns den Frühling doppelt ſchön finden läßt, ſo brauchte es für den guten Beobachter nicht lange Zeit, um hinter der kalten Außenſeite eine Fülle der edelſten Eigenſchaften zu entdecken, die dieſen Mann im wahren Sinn des Worts zum Ariſtokraten ſtempelten. Eine ritterlich hochherzige Geſinnung beſtimmte ſein Urteil und ſein Handeln, wie es denn ſeine bis zur letzten Konſequenz getriebene Überzeugungstreue, die ihn in das Exil führte, bewieſen hatte. Er war im praktiſchen Leben nur als Edelmann zu handeln gewohnt geweſen und hatte für den Betrieb

irgend einer Erwerbstätigkeit, ſelbſt wenn ſie nicht in die gemeine Sphäre des Schacherlebens hinunterſtieg, wenig Fähigkeit. Aber in den Höhen mathematiſcher Probleme, großer kosmiſcher Gedanken, wiſſenſchaftlicher Naturbetrachtung war er ein Denker, dem an Schärfe und Klarheit wenige gleichkamen. Dabei milderte ſich für die, denen er wohlwollte, ſein ſtarres Weſen zu einer Herzlichkeit, die doppelt angenehm überraſchte, je weniger man ſie erwartet hatte. Gegen mich war er immer freundlich, und trotzdem er mich ein wenig einſchüchterte, fand ich doch große Freude an ſeiner Unterhaltung. Seine Frau, eine Bürgerliche, erweckte meine innigſte Teilnahme durch ihre Güte und die Reſignation, mit der ſie vielfache Leiden trug, und ich ging gern zu ihr, um ſie zu tröſten, aufzuheitern und ihren Erzählungen aus der Vergangenheit zuzuhören, in denen ſie mir unzählige Züge von dem Edelmut ihres Gatten berichtete und von der Art, wie er, noch vor Beginn ſeiner politiſchen Laufbahn, als großer ſchleſiſcher Gutsbeſitzer ſeine adelige Stellung zum Beſten der ärmeren Klaſſen benutzt hatte. Drei noch kleine Kinder vollendeten die Familie, in der häufig auch ein Bruder der Gräfin erſchien, einer der ſeltenſten menſchlichen Typen, die mir je vorgekommen ſind. Wäre er mir in der Kleidung eines indiſchen Büßers oder eines buddhiſtiſchen Prieſters erſchienen, ſo würde ich ſeine Erſcheinung ganz natürlich gefunden haben, aber in der modernen Welt der Induſtrie, der Habſucht und Gewinnſucht einer ſolchen Selbſtloſigkeit und inkarnierten Menſchenliebe zu begegnen — das war überraſchend und fremdartig. Man hatte auch das Seltene einer ſolchen Gemütsart nicht anders als durch Wahnſinn zu erklären gewußt und hatte, vor vielen Jahren, den Armen in eine Irrenanſtalt geſteckt; aber auch da hatte die Überzeugung, daß er wirklich war, was er ſchien, nämlich: ein ungewöhnlich ſelbſtloſer, aufopfernd edler Menſch, den Sieg davongetragen. Er lebte ſeitdem als Hauslehrer in England, hatte immer hervorragende Stellungen in den Familien der engliſchen Ariſtokratie, wurde ſeiner

vielfachen gründlichen Kenntniſſe und ſeines tadelloſen Charakters wegen hoch geachtet und mit mehr Auszeichnung behandelt als die meiſten Lehrer und hätte auch wahrſcheinlich materiell ſehr gut für ſich ſorgen können, wenn er nicht das Gebot des Evangeliums wörtlich genommen und wirklich alles, was er hatte, mit denen, die ärmer waren als er, geteilt hätte. Er erſchien öfter im Kreis der Frau von Brüning, ſo daß ich ihm vielfach begegnete. Er war ein Optimiſt, wie ich ſelten einen geſehen, und in allen den ungünſtigen Umſtänden, in denen die meiſten Freiheitskämpfer ein Unglück erblickten, ja ſelbſt in dem Wüten der eingetretenen Reaktion, ſah er nur die notwendigen Entwicklungsphaſen der Geſchichte der Freiheit, deren glorreiche Erfüllung er fortwährend in nächſter Nähe glaubte und zu deren Vollziehung er eine neue Inkarnation der Zukunftsideen in einer großen Perſönlichkeit erwartete. Er hatte eine ungemein große Kenntnis des engliſchen Lebens und der wahrhaft typiſch engliſchen Verhältniſſe, und durch ſeine Vermittlung verkehrten mehrere der bedeutendſten engliſchen Perſönlichkeiten im Reichenbachſchen Hauſe. Ich ſah dort unter andern den Schriftſteller Thomas Carlyle und ſeine Frau, mit welcher letztern beſonders ich nachher näher bekannt wurde.

Meine eigentliche Heimat in der Flüchtlingswelt war und blieb aber im Hauſe von Kinkels. Sie, obgleich ſie das Vaterland und die Republik immer im Grund des Herzens trugen und jeden Augenblick bereit waren, wieder alles dafür aufzuopfern, hatten ſich entſchloſſen und rückhaltlos an die unausgeſetzte, oft harte Arbeit um das tägliche Brot begeben, und ihr einfaches, ernſtes Leben glich faſt in allem dem, das ſie vor der Revolution an den Ufern des Rheins geführt hatten, nur daß die heitere Poeſie ihrer rebenbekränzten Heimat in den Nebeln von London fehlte. Bei ihnen fühlte ich mich in einer ſittlich reinen Luft und fand Teilnahme und Rat für alle meine großen und kleinen Sorgen.

Viertes Kapitel

Arbeit und Erfahrungen der Lehrjahre

Der Aufenthalt bei Mrs. Quickly wurde mir denn doch allmählich unerträglich; meine Stunden mehrten ſich, und ich bedurfte einer etwas beſſern Wohnung, in der ich Beſuche empfangen konnte, und die durch eine zentralere Lage mir die weiten Wege zu den fernabliegenden Stunden erleichtern würde. Eine junge Hamburgerin, ältere Schweſter einer unſerer Hochſchülerinnen, die Klavier- und Singſtunden gab, machte mir den Vorſchlag, mit ihr zuſammen ein Logis zu nehmen, auf dieſe Weiſe billiger und angenehmer zu leben und zugleich einer an der andern einen Troſt zu verſchaffen. Da ſie mir ſympathiſch war und mir als eine ernſte, ſtrebſame Natur erſchien, ſo ging ich auf den Vorſchlag ein, umſomehr, da unſere Intereſſen nicht miteinander in Kolliſion kamen, wir uns im Gegenteil auch in betreff der Stunden, eine die andere empfehlend, ſehr nützlich ſein konnten, und da mir die Geſellſchaft der jüngern, heitern Gefährtin, beſonders an den traurig langen Abenden eines Londoner Winters, tröſtlich erſchien. Ich verließ alſo Mrs. Quickly und St.-Johns-Wood, und wir zogen in eine hübſche, ziemlich ſtille Straße, nahe einem der ſogenannten Squares, der mit Raſen, Blumen und Bäumen verſehenen Plätze, die die Steinwüſte Londons freundlich beleben und für die daran Wohnenden, namentlich die Kinder, eine Wohltat ſind. Wir hatten ein doppeltes Zimmer zu ebener Erde als gemeinſchaftlichen Salon und zwei Schlafzimmer im zweiten Stock, da auch dies Haus, wie mein früheres, nur je zwei Zimmer per Stock enthielt, doch von etwas größeren Proportionen.

So hatte mein Leben denn, wenngleich noch immer eine ſehr beſcheidene, doch eine etwas freundlichere Geſtalt gewonnen. In unſeren Zimmern waren wir doch nun die Herren, und die Wirtin konnte nicht beliebig eindringen; wir konnten uns mit unſeren Büchern und Papieren umgeben, und wenn wir ermüdet von den Stunden heimkehrten, ſo

fanden wir ein Zimmer mit einem guten Kaminfeuer, ein Mittageſſen mit geſunder, wenn auch höchſt einfacher Koſt und das Heimatsgefühl, das gegenſeitiges Wohlwollen in unſer Zuſammenleben brachte. Aber es mußte tüchtig gearbeitet werden, um dies dürftige Wohlbehagen zuſtande zu bringen, denn unter zwei Pfund Sterling die Woche ließ ſich dies Notwendigſte nicht beſtreiten; dazu kamen noch die Ausgaben für die Kleidung, die nicht vernachläſſigt werden durfte, da der Erfolg der Lehrer zum Teil auch davon abhing; endlich die notwendigen Fahrgelder der Omnibuſſe, mitunter auch der Droſchken, wenn die Zeit drängte, denn die ungeheuren Entfernungen Londons machen das Gehen von einer Stunde zur andern unmöglich, und ſelbſt das Fahren nimmt ſoviel Zeit weg, daß es eine anerkannte Sache iſt, daß zehn Minuten oder eine Viertelſtunde an der Stunde abgerechnet werden müſſen. Was es aber heißen will, beſonders in der Regen- und Nebelzeit, wenn man kaum einen Schritt weit ſehen kann und überall von einer dichten, gelblichen, feuchten, übelriechenden Atmoſphäre umgeben iſt, durch die die Sonne nur wie eine in Öl getränkte Papierlaterne hindurchſcheint und wobei es oft ſo düſter in den Häuſern iſt, daß man um Mittagszeit Licht anſtecken muß, um arbeiten zu können — was es heißen will, an ſolchen Tagen von einer Stunde in die andere zu gehen, aus warmen Stuben wieder hinaus in die feuchte Kälte, an den Straßenecken auf die Omnibuſſe zu warten, in ihnen naß und triefend mit anderen naſſen und triefenden Weſen zuſammengepackt zu ſein und oft ſich nur mit einem flüchtig zwiſchen zwei Stunden in einem Bäckerladen eingenommenen magern Frühſtück bis zum ſpäten Nachmittag zu begnügen — das kann nur der wiſſen, der das ſelbſt mit durchgemacht hat. Und doch mußte man ſich freuen, wenn man recht viele Stunden hatte und vom Morgen bis zum Abend beſchäftigt war, denn das war die Möglichkeit, am Abend die müden Glieder im eignen kleinen Zimmer nach Belieben ausſtrecken zu können; das war das Mittel, etwas beiſeite zu legen, um im Sommer, wenn die Stunden

nach vollendeter „season" aufhörten, ſich an der Meeresküſte zu erfriſchen; das war endlich die Ausſicht, für jene Tage, in denen Alter und Krankheit das Arbeiten nicht mehr geſtatten, einen Notpfennig übrig zu haben, der es erlauben würde, in die Heimat zurückzukehren, um daſelbſt zu ſterben. Welche Aufregung war auch ſtets die Ausſicht auf eine neue Stunde! Wie ſuchte man ſich mit Zeit und Entfernung einzurichten, um ſie annehmen zu können! Wie unterwarf man ſich notgedrungen, obgleich faſt vor ſich ſelbſt errötend, auch jenen Dingen um den Preis, die gerade in den wohlhabendſten Klaſſen die Engländer ſich nicht entblöden, den armen Lehrern gegenüber auszuüben, ſowie ſie ſich auch nicht ſcheuen, ſie lange, ja manchmal von einer season zur andern, auf das mühſam verdiente Stundengeld warten zu laſſen, während ſie Hunderte und Tauſende für die Toiletten- und Feſt-Ausgaben der Saiſon verſchwenderiſch hinwerfen. Glücklich der Lehrer, den ſein Stern in dieſer Beziehung zu den beſſeren, redlichen Ausnahmen führt, und noch glücklicher der, der bei ſeinen Schülern Fähigkeit, guten Willen und Sympathie findet, und ſo das ſterile Lehren der deutſchen Sprache in ein etwas ergiebigeres Feld edleren Unterrichts verwandeln kann. Die deutſche Sprache gehörte ganz unbeſtritten zu jeder faſhionablen Erziehung, ſeitdem ein deutſcher Prinz der Gemahl der Königin und die deutſche Sprache am Hofe gleichbedeutend mit der engliſchen geworden war. Aber der Mehrzahl der Lernenden lag es eben nur daran, dem Erfordernis der faſhionabeln Erziehung nachzukommen, und gering war nur die Anzahl derer, denen die deutſche Sprache ein Mittel war, um zum Verſtändnis deutſchen Geiſtes und deutſcher Literatur zu gelangen. Ich kann ſagen, daß ich wenigſtens inſofern zu den vom Schickſal begünſtigten Lehrern gehörte, als ich mehrere unendlich liebliche, ſchöne und talentvolle Weſen unter meinen Schülerinnen hatte, zu denen ich nicht nur in dem Verhältnis der bezahlten Lehrerin ſtand, ſondern mit denen ſich freundlichere Beziehungen geſtalteten, die mich einweihten in ihr Leben, ihre Freuden und

Sorgen, und die manches Mal ihre deutſche Arbeit vergaßen, um ſich Rat bei mir zu holen, Meinungen mit mir zu diskutieren, neue, ihrem Lebenskreiſe fremde Tatſachen von mir zu hören. So hatte ich unter anderem eine Schülerin, die Tochter eines Parlamentsmitgliedes, ein Mädchen von ſechzehn Jahren, klug, witzig, begierig, über die engen Grenzen ihres konventionellen Lebens hinüber zu ſchauen in andere, freiere Lebensverhältniſſe, aber wenig geneigt, mit Zeitwörtern und Deklinationen in eine ernſthafte Beziehung zu treten. Sie hatte faſt nie, oder im beſten Fall nur zur Hälfte, die Aufgaben fertig, die ich ihr von Stunde zu Stunde gab; grammatiſche Genauigkeit kümmerte ſie wenig, und ſie wußte ſehr bald ſowohl Leſe- wie Schreibbuch zu beſeitigen, um mich mit Fragen aller Art zu beſtürmen und mir zu verſichern, daß die liebſte Stunde, die ich ihr geben könnte, die ſei, ihr auf ihre Fragen zu antworten. Sie intereſſierte ſich ſehr für Politik und hatte mir bald genug ein Glaubensbekenntnis abgelockt, wonach ſie mich nun nur ſcherzend die rote Republikanerin nannte und meinte, ſo weit würde ſie nicht gehen, wiewohl ſie die liberalen Anſichten ihres Vaters, der zur Mancheſterpartei gehörte, teilte. Doch ſah ich aus dem Eifer, mit dem ſie ſo oft als möglich zu dem Gegenſtand zurückkehrte und aus den Konzeſſionen, die ſie zu machen anfing, daß nicht alles, was ich geſagt hatte, auf dürren Boden gefallen war, und daß das Nachdenken darüber ſie mehr beſchäftigte, als das Auswendiglernen deutſcher Vokabeln. Einmal erzählte ſie mir, daß ſie ſingen lerne und daß man ihr als erſte Regel geſagt habe, ſie dürfe kein Gefühl zeigen beim Geſang, das paſſe ſich nicht für ein junges Mädchen, beſonders da die meiſten Lieder Liebeslieder ſeien, „aber", fügte ſie hinzu, „die Deutſchen ſcheuen ſich nicht, Gefühl, ja Leidenſchaft zu zeigen, wenn ſie ſingen, das iſt alſo eigentlich unpaſſend". Als ich ihr nun erwiderte, daß deshalb auch das meiſte, was man in engliſchen Geſellſchaften von engliſchen Dilettanten höre, gar kein Geſang ſei, da fing ſie an zu lachen und rief: „Ich glaube, im Grunde

haben Sie recht, und wenn ich eine Deutſche wäre, ſo würde ich höchſt gefühlvoll ſingen, ſo aber — darf ich es nicht ..."

Unvergeßlich werden mir auch drei Schweſtern bleiben von ſechzehn, fünfzehn und vierzehn Jahren, die man wirklich die drei Grazien nennen konnte, denn alles, was die Natur an Liebreiz auf menſchliche Geſchöpfe ausgießen kann, war ihnen zugeteilt. Die Älteſte ſchlank, ſtolz, eine junoniſche Schönheit, geiſtvoll und hochſtrebend; die zweite blond, rührend und anmutig, faſt unwiderſtehlich lieblich; die dritte eine neckiſche Sylphide, mit ſo viel Schelmerei in den braunen Augen, daß man es den Schweſtern gern glaubte, wenn ſie faſt in jeder Stunde mir Beiſpiele von den Neckereien des unerſchöpflich heitern, witzigen Mädchens erzählten. Alle drei hatten bald eine glühende Freundſchaft für mich gefaßt, und es gab zu Anfang jeder Stunde einen heftigen Kampf um den Platz neben mir, ſo daß ich eine Abwechslung in beſtimmter Reihenfolge anzuordnen genötigt war und ebenſo auf das beſtimmteſte befehlen mußte, ihre an mich gerichteten Liebesbeteuerungen in deutſcher Sprache vorzubringen, damit der Zweck der Stunden einigermaßen erreicht werde, wobei denn freilich oft die ſeltſamſten und komiſchſten Redensarten zuſtande kamen. Dieſe reizenden Weſen hatten zum Glück eine ſehr verſtändige Mutter, die an das Naturwüchſige ihrer Kinder nicht mehr Feſſeln legte, als eine wirklich gute Erziehung es verlangt.

Solche ſchöne Ausnahmen ſind glücklicherweiſe nicht ſelten in England, und ihnen verdankt man dann die herrlichen, wahrhaft vollendeten Frauen, deren England mehr als jedes andere Land ſich zu rühmen hat.

Aber eben nicht alle Erfahrungen, die ich während meiner mich tief in das häusliche engliſche Leben blicken laſſenden Lehrerinnenlaufbahn machte, waren ſo liebenswürdiger Natur. Andere zeigten mir im Gegenteil die troſtloſen Abgründe, die Mode, Egoismus, beſchränkte und verkehrte Lebensanſichten und alle Kehrſeiten der Geſellſchaft, die man „die gute" nennt, in den bevorzugten Klaſſen gegraben haben, ſo daß

man mit Recht ſagen kann, daß hier Reformen ebenſo nötig ſind, wie in den unteren Schichten, oder vielmehr, einzig nötig, denn in jenen iſt noch das Chaos. Wie manches feurige, jugendliche Sehnen wird in dieſen erdrückenden Regeln der faſhionablen Erziehung erſtickt, wie manches Talent hoffnungslos geknickt, wie manche Blüte der Menſchlichkeit zur ſteifen Gliederpuppe des „gentleman“ und „ladylike“ ausgetrocknet, wie manches entwicklungsfähige Gehirn vom trüben, poeſieloſen Lernen der notwendig zur Kategorie „gute Erziehung“ gehörigen Fächer, zur dumpfen Gleichgültigkeit gegen alles wahre Erkennen getrieben. Hiervon erhielt ich ein Beiſpiel in den Stunden, die ich in einer der erſten Familien der hohen engliſchen Ariſtokratie gab. Das Studierzimmer war ein großer Saal, deſſen eine Wand ein Flügel einnahm, an dem einer der Klavierlehrer, die augenblicklich in Mode waren, der älteſten Tochter, einem Mädchen von achtzehn Jahren, finishing lessons (Fertigmacheſtunden) gab. Solche Stunden koſten eine Guinee und werden daher nur zum letzten Firnis genommen, weil für den Anfang, nach der gewöhnlichen, grundfalſchen Annahme, jeder Lehrer gut genug iſt. In der Mitte des Saales ſtand ein runder Tiſch, an dem ein alter engliſcher Lehrer eins der jüngeren Kinder beſchäftigte; an der Wand, zunächſt dem einen Fenſter, befand ſich ein Sofa, auf dem eine Untergouvernante ſaß und eines der anderen Kleinen leſen lernte; gegenüber am andern Fenſter war ein Tiſch, an dem die deutſchen Stunden gegeben wurden. Zwiſchen den beiden Fenſtern auf einem Sofa nahm die Obergouvernante Platz und las, nachdem ſie die Runde an den Tiſchen gemacht und ſich überzeugt hatte, daß der von ihr dirigierte Mechanismus des Stundenuhrwerks im gehörigen Gange ſei. War keine Klavierſtunde, ſo kam ein Violinlehrer zu einem der Knaben, und alle dieſe verſchiedenen Stunden gingen zu gleicher Zeit vor ſich. Zuweilen öffnete ſich die Tür, und die Dame des Hauſes, eine der ſtolzeſten Ariſtokratinnen der drei vereinigten Königreiche von Großbritannien, ſchleppte

ihr ſchwer ſeidenes Kleid herein, machte ebenfalls die Runde an den Tiſchen, grüßte jedoch die Lehrer und Lehrerinnen nicht, ſondern richtete nur einige Worte an die Kinder, indem ſie fragte: wie die Stunde ginge, ob es ſich heute gut lerne uſw. Nur den vornehmen Klavierlehrer, den „homme à la mode“, würdigte ſie eines auszeichnenden Grußes und einiger freundlichen Worte, danach rauſchte ſie im Bewußtſein erfüllter Mutterpflichten wieder zur Türe hinaus. Der vornehme und verwöhnte Klavierlehrer aber ſtand auf, wenn ihm das unaufhörliche Wiederholen eines Bravourſtückes, das für eine Salonaufführung eingeübt werden mußte, zu langweilig wurde, wärmte ſich am Kamin, ja, ſtreckte ſich ſogar wohl auf dem Sofa aus und blätterte in dem Buch, wenn die Obergouvernante gerade Sofa, Buch und Studierzimmer verlaſſen hatte. War die Dreiviertelſtunde, die er nur zu geben verpflichtet war, um, ſo verließ der gewiſſenhafte Lehrer eilig dieſen Höllenpfuhl guter Erziehung, in der frohen Gewißheit, wieder eine Guinee gewonnen zu haben.

In der deutſchen Zimmerecke ſaß ich während alledem mit meinen Schülern, die aber nie zuſammen ihre Stunde nahmen, ſondern einer nach dem andern. Unter ihnen war ein Knabe von neun Jahren, der mir auch wieder ein ganz beſonderes Vertrauen ſchenkte und mir, wenn die Obergouvernante nicht nahe war und niemand uns hörte, ſein kleines Herz aufſchloß. Er klagte über die tödliche Langeweile der meiſten ſeiner Stunden, namentlich der Geſchichtsſtunden. „Ah,“ ſagte er, „es intereſſiert mich gar nicht, immer nur Namen und Zahlen auswendig zu lernen, wann der und der König geboren iſt, wann er auf den Thron ſtieg, wann er ſtarb; weiter ſagt man mir nichts in der Geſchichtsſtunde. Ich möchte viel lieber Zeitungen leſen, da erfahre ich doch, was die Leute denken und tun. Ich möchte gern etwas über Koſſuth wiſſen, den die Ungarn ſo lieben; mir ſagt man, er ſei kein guter Mann, weil er ſein Volk gegen den Kaiſer aufgewiegelt habe? Iſt das wahr?“ — Ich ſagte ihm, daß das durchaus nicht wahr ſei; daß Koſſuth nur gewollt habe,

daß ſein Volk keine ungerechte Unterdrückung leide, ſondern daß es ſich frei, ſeinen Anlagen gemäß entwickeln und ſich ſelbſt regieren könne, ungefähr wie es das engliſche Volk tue; ich erklärte ihm auch, daß das Studium der Geſchichte einen ganz andern Zweck habe, als bloß Namen und Daten auswendig zu lernen; daß er ganz recht habe, ſich bei dieſer Auffaſſung der Geſchichte zu langweilen, daß ſie ihm aber ganz anders erſcheinen würde, wenn er darin den Anfang der Entwicklung des menſchlichen Geiſtes, den unzerreißbaren Zuſammenhang von Vergangenheit und Gegenwart kennen lernen, oder die Heroen der Menſchheit mit begeiſtertem Gemüt anſchauen würde, um ſich an ihrem Beiſpiel zu ſtärken zu hohem, menſchenwürdigem Handeln. Zum Glück ſprach der kluge Knabe ſchon ziemlich geläufig Deutſch und ich konnte ihm alſo all meinen geſetzwidrigen Unterricht in deutſcher Sprache geben, die den Spürohren der franzöſiſchen Obergouvernante, deren dürrem franzöſiſchen Konvenienzverſtand dieſe Unterhaltungen als gänzlich außer dem „reglement“ erſchienen ſein würden, ein verſchloſſenes Buch war. Mich intereſſierte der arme, wißbegierige Knabe, deſſen kindlicher Geiſt weit über die Sphäre der dürftigen, „guten Erziehung“ hinausſtrebte und ungeduldig mit den Flügeln gegen die Wände des engen Käfigs ſchlug, in den ihn das „konventionell Wiſſenswerte“ zwängte. Ich fragte mich oft: Welches von beiden wird in ihm die Oberhand gewinnen? Wird er einſt im House of Commons (denn er war nicht der älteſte Sohn, folglich nicht für das Haus der Lords) ſich erinnern, daß ein Volk keine Unterdrückung dulden und daß die Geſchichte nicht bloß eine Aufzählung von Daten ſein ſollte, ſondern vielmehr die Darſtellung jenes rieſigen Kampfes der Gewalten, die in der einzelnen Menſchenbruſt wie im Völkerleben miteinander um die Herrſchaft ſtreiten, und daß es die Aufgabe jedes einzelnen iſt, ſei es auch in der beſcheidenſten Sphäre, das Seine beizutragen, um der idealen Gewalt den Sieg zu verſchaffen?

Leider verlor ich ihn zu bald aus den Augen, als daß ich

mir ein beſtimmteres Prognoſtikon für ſeine Zukunft hätte ſtellen können. Die Obergouvernante kündigte mir nach einiger Zeit mit erzwungenem, höflichem Bedauern die Stunden unter irgendeinem nichtigen Vorwand auf. Ich vermutete, daß ſie einesteils gegen die ſtaatsgefährlichen Unterhaltungen in der deutſchen Ecke Verdacht geſchöpft, anderenteils aber jedenfalls einen entſchiedenen Grund zur Entfernung einer ſo bedenklichen Lehrerin in folgendem Umſtand gefunden habe: Die eine der Töchter, die bei mir Stunden hatte, ein ſehr hübſches und ebenfalls begabtes Mädchen, erzählte mir in der deutſchen Konverſation von ihrem Leben im Sommer auf dem Lande, von ihren Beſchäftigungen, von den verſchiedenen Mitgliedern ihrer Familie und unter anderem auch von ihrem Onkel, der Deutſchland ſehr liebe und einen Teil des Jahres immer in Deutſchland zubringe. Ich erkundigte mich nach ſeinem Familiennamen und konnte, als ich ihn hörte, nicht zweifeln, daß dieſer Onkel ein und dieſelbe Perſon wäre mit einem jungen Engländer, den ich vor vielen Jahren in jenem deutſchen Badeort getroffen hatte, wo ich mit meiner Mutter und Schweſter war, und die ruſſiſche Fürſtin kannte, deren Abenteuer ich im erſten Band erzählt habe. Er war dort einer unſerer liebſten Bekannten und eifrigſten Tänzer geweſen, und ich beſaß noch ein Albumblatt, das er mir damals geſchenkt hatte. Auch nach dem Badeaufenthalt, bei einem Zuſammentreffen in einer größern Stadt Deutſchlands, hatte er uns häufig beſucht. Es fiel mir nun nach dieſer Entdeckung auch ein, an wen mich das junge Mädchen erinnerte — eine Ähnlichkeit, die ich bisher vergebens in meinem Gedächtnis geſucht hatte: ſie glich ganz ihrem Onkel, ſo wie er damals, in friſcher Jugend, geweſen war. Ich teilte ihr dieſe Bemerkung mit, indem ich ſagte, daß ich ihren Onkel in Deutſchland gekannt habe, ohne jedoch zu erzählen, daß wir daſelbſt auf dem Fuße geſellſchaftlicher Gleichheit geſtanden hätten und daß er bei uns aus- und eingegangen ſei. Sie ſchien ſehr verwundert und hatte wahrſcheinlich der Obergouver-

nante ihr Erſtaunen darüber mitgeteilt; dieſe aber hatte es für vorſichtiger gehalten, die arme deutſche Lehrerin zu entfernen, die zu bekennen wagte, daß ſie den ſtolzen Pair von England, den Erben eines der älteſten Geſchlechter und eines koloſſalen Vermögens, kenne und daß Koſſuth kein ſchlechter Mann ſei. Ich verließ das Haus mit dem aufrichtigen Bedauern, meinem kleinen freiheitsdurſtigen Schüler nicht ferner etwas Stillung für ſein ſehnendes Herz zuführen zu können, aber auch mit einem Lächeln über die Ironie des Schickſals, das mich gerade in dieſes Haus geführt hatte, unter die Augen dieſer hochmütigen Lady, die ſich für berechtigt hielt, die Lehrerin ihrer Kinder nicht einmal eines Grußes zu würdigen, während dieſelbe Lehrerin, die um ihrer Überzeugungen willen jetzt als ein untergeordnetes Weſen vor ihr ſtand, einſt eine ihr ebenbürtige, von ihrem Bruder ausgezeichnete Dame geweſen war und jetzt ihren im Geiſte darbenden Kindern das Manna zu geben vermocht hätte, nach dem ſie ſich in der Wüſte ihres hocharistokratiſchen Lebens ſehnten.

Noch ein ſolches Studierzimmer, aus einem Hauſe der Geldariſtokratie, will ich erwähnen, von deſſen innerem Leben und Treiben ich lange Zeit eine vertraute Zeugin war, und durch das mir auch die früher erwähnte Abneigung einer jüdiſchen Dame gegen katholiſche Gouvernanten erklärt wurde. Es war das Haus einer jener jüdiſchen Familien, die in London eine wahre Macht bilden und, durch Heiraten und verwandtſchaftliche Bande untereinander verbunden, durch ihren koloſſalen Reichtum unabhängig gemacht, die ſie verachtende chriſtliche Welt allmählich zwangen, ſie anzuerkennen und ihren ſiegenden Einzug in das engliſche Parlament nicht länger zu verhindern. Das Haus, in einer der ſtillen, vornehmen Straßen gelegen, die ſogar durch ein Gitter am Eingang gegen die lärmenden, großen Handels- und Verbindungsſtraßen zwiſchen City und Weſtend abgeſchloſſen ſind, wurde, nachdem man, wie an allen engliſchen Häuſern, mit dem Klopfer an die Tür geſchlagen hatte, durch gepuderte Bediente in reicher Livree geöffnet. Stand gerade unten die

Tür des Eßzimmers offen, ſo ſah man im Vorübergehen die Pracht des Silbergeſchirres, das die Tafel zierte; über reiche Teppiche, die die Treppen deckten, ſtieg man an den prachtvollen Wohnzimmern des erſten Stocks vorüber zum zweiten Stock empor, wo ſich die Studierſtube befand, ein düſteres, nach dem Hof gelegenes, unſchön möbliertes, großes Zimmer, in dem ſich die Kindheit und erſte Jugend der vier Töchter des Hauſes abſpann. Die Mädchen waren weder hübſch noch ſehr begabt, aber es waren gutmütige, fleißige und nicht gerade dumme Weſen, die vielleicht ſogar einer weiteren Entwicklung fähig geweſen wären, hätte ihre faſhionable Erziehung ihnen dazu die Möglichkeit gegeben. So aber ſaßen ſie Tag für Tag unter der Aufſicht einer franzöſiſchen Gouvernante in der freudloſen, einförmigen Ordnung ihres Lebens, ohne jede andere Verbindung mit der Außenwelt als einen regelmäßig jeden Tag zu derſelben Zeit ſich vollziehenden Spaziergang in dem nahe gelegenen Park und die Ankunft der Lehrer, die nach dem Schlag der Uhr aus- und eingingen. Sie kannten nichts von den Merkwürdigkeiten und Kunſtſchätzen Londons, waren weder in dem Britiſchen Muſeum noch in der Nationalgalerie geweſen, und hatten keine Ahnung von Muſik, außer den Modeſtücken, die ſie bei ihrem Muſiklehrer heruntertrommelten. Aber — ſie erhielten die erforderliche ſtandes- oder vielmehr geldgemäße Erziehung! . . . Es wäre auch unmöglich geweſen, den kindlichen Sinn zuweilen auf den goldnen Flügeln der Phantaſie in Wald und Flur mit Vögeln und Schmetterlingen umherſchweifen zu laſſen, oder ihm einen Einblick zu gewähren in das erhabene Gebiet der Kunſt, ſo daß ihm eine Ahnung von anderen Reichen, als denen der Mode und des Geldes, aufgegangen wäre, denn — die Zeit drängte. Mit ſechzehn oder ſiebzehn Jahren mußte die ganze Erziehung beendigt ſein, damit die jungen Mädchen als „finished young ladies“ hinausgeführt werden konnten in die Geſellſchaft („come-out“, wie der techniſche Ausdruck dafür lautet); und oh! zu dieſem glücklichen Zeitpunkt ſah die freudlos durchlebte Kindheit aus

dem engen Studierzimmer mit geſpanntem, ſehnſuchtsvollem Verlangen hin. Die Gouvernante dieſer Mädchen war ein borniertes Geſchöpf, die außer ihren participes présents und passés, die ſie, nach Noël et Chapsal, ihren Schülerinnen gewiſſenhaft einſtudierte, nichts beſaß als einen glühenden Fanatismus für die katholiſche Kirche und eine verbiſſene Verachtung für die jüdiſchen Herren ihres Schickſals, die, die auf ewig Unſeligen, dennoch durch ſchnödes Geld die Macht in Händen hatten, ſie zu der freudloſen Exiſtenz zu zwingen, die ſie in dem düſtern Studierzimmer führte. Aber ſie rächte ſich an ihnen. Erſtens ging ſie jeden Morgen um ſechs Uhr, ehe ihre Amtspflichten begannen, Sommer und Winter, trotz Schnee, Kälte und Regen, in die Meſſe, um als getreue Tochter der Kirche ſich einen Ehrenplatz zu verdienen im Paradieſe des allein ſeligmachenden Gottes, aus dem deſſen unechter Rival Jehovah und ſeine Anhänger, trotz ihrer goldenen Macht auf Erden, in Ewigkeit ausgeſchloſſen ſind. Dann aber arbeitete ſie auch eifrig und mit großer Schlauheit daran, aus ihren Zöglingen Proſelyten zu machen. Sie ſtickte faſt den ganzen Tag, während ſie den Stunden der Mädchen bei andern Lehrern beiwohnte, an Meßgewändern, Stolen und Altardecken für ihre Kirche, für ihren franzöſiſchen Abbé uſw.; ſie war geradezu Künſtlerin in dieſen Arbeiten, und indem ſie die einzige Leidenſchaft ihres Weſens darauf richtete, ſchuf ſie wirklich Bewundernswertes, auf deſſen prachtvolle Ausſtattung gewiß ein großer Teil des den Juden in der Schmach der Dienſtbarkeit abgewonnenen Geldes hinging. Die Mädchen ſchauten aus ihrer nüchternen Exiſtenz heraus auf dieſe Prachtwerke mit einer Art Begeiſterung, und dabei ſchilderte ihnen die Gouvernante die Wunderwelt der katholiſchen Kirche mit ſo glühenden, verführeriſchen Farben, daß ſie ganz verwirrt wurden, und daß ſich beſonders in der Älteſten, die am meiſten Phantaſie hatte, entſchieden ein Verlangen regte, zu jenem Glauben überzutreten, der mit ſeinen kerzenerhellten, weihrauchdurchdufteten Tempeln, mit ſeinen liebenswürdigen Abbés und geſchmück-

ten Prieſtern, allzu verlockend abſtach gegen das öde Studierzimmer und den alten Rabbiner, der ſie Hebräiſch lehrte. Ich durchſchaute dieſes ganze Treiben ſehr wohl, da ich dreimal wöchentlich am Nachmittag für zwei Stunden hinging und mich auch hier wieder des allgemeinen Vertrauens erfreute, ſo daß die Kinder es ſich wenigſtens einmal die Woche als größte Gunſt von der Mama erbaten, mich zum Abendbrot einladen zu dürfen, das gleich nach Beendigung unſerer Stunde eingenommen wurde. Dies beſtand gewöhnlich nur aus Tee, Brot und Butter. Wenn ich aber da war, ſo machten die Gouvernante und die älteſten Mädchen eine Verſchwörung und ſchickten eine der Kleinen ab, um den dienſttuenden Bedienten (der den Tee hinaufzubringen hatte, denn auch der wurde im Studierzimmer genommen) mit Bitten zu beſtechen, damit er uns noch ein Stück Käſe, oder etwas Brunnenkreſſe, oder eine derartige koſtbare Zutat zur Verherrlichung des Tees gebe. Während wir nun bei dieſem mehr als einfachen Abendmahl ſaßen, rauſchte gewöhnlich die Mutter, eine noch jugendlich hübſche Frau, herein in glänzender Toilette, Blumen im Haar und Brillantſchmuck auf dem bloßen Hals und den Armen, küßte ein jedes der Mädchen, indem ſie dabei, ohne die Antwort abzuwarten, ſagte: „How are you, dear?“ richtete ein paar freundliche Worte an „Fräulein“ — und „mademoiselle“, die mit der unterwürfigſten Miene von der Welt antwortete, hinter der ich, die ich ſie beſſer kannte, aber den ganzen tiefen Haß der dienenden Katholikin gegen die herrſchende Jüdin ſah — und rauſchte dann wieder hinaus, die Treppe hinab in den Wagen, neben dem der betreßte und gepuderte Bediente harrte, um der Dame, da die Hand der Geldariſtokratin ſo wenig wie die der Geburtsariſtokratin die gemeine Hand des Dieners berühren durfte, den ſchönen Stock vorzuhalten, auf den ſie beim Einſteigen die mit dem Glacéhandſchuh bedeckte Hand legte. Die Gouvernante und die Kinder aber begleiteten das Weggehen der Mutter mit einem vielſagenden Lächeln, und wenn ich ſie fragte, ob ſie nicht zuweilen die

Abende mit der Mutter zubrächten, ſo erwiderten ſie ſpottend, daß ich doch ſo etwas nicht denken möge; Mama könne keinen Abend zu Hauſe bleiben, außer wenn Diner und Geſellſchaft im Hauſe ſei. Das fürchteten die armen Weſen aber noch mehr als die Einſamkeit, denn dann mußten ſie wenigſtens eine Stunde lang unter der Hand des Friſeurs und der Kammerjungfer bleiben, um endlich, ſteif aufgeputzt, unter Führung der Gouvernante, für zehn Minuten beim Nachtiſch im Eßzimmer oder im drawingroom zu erſcheinen und mit den gewöhnlichen Redensarten über Wachstum, Alter uſw. behelligt zu werden. Dann zogen ſie ſich wieder in ihr Erziehungslaboratorium zurück, wo ſie mit chemiſchen Lernexperimenten präpariert wurden, um aus natürlichen, einfachen, heiteren Weſen eben ſolche vergnügungsſüchtige, zerſtreute, äußerliche Geſchöpfe zu werden, wie ihre Mutter und die meiſten Frauen ihrer Welt es waren.

Doch genug dieſer Beiſpiele aus der Privaterziehung, die, die ſchlechten bei weitem mehr noch als die guten, nicht etwa vereinzelt daſtanden, ſondern für ganze Geſellſchaftsſchichten als charakteriſtiſch angeſehen werden konnten. Nur eines Mitglieds dieſer Erziehung will ich noch eingehender erwähnen: der Gouvernante nämlich, deren Stellung ich bei dieſem häufigen Verkehr ſo recht gründlich kennen lernte, wobei ich einſah, wie recht ich gehabt hatte, vor dieſem Beruf zurückzuſchaudern.

Die Stellung der Gouvernante iſt eine troſtloſe. Sie iſt eine Art Polyp, ein Übergangsgeſchöpf zwiſchen Tier und Pflanze, d. h. zwiſchen Herrſchaft und Dienerſchaft. Sie wird von oben herab ſchlecht behandelt, mit einer empörenden Herablaſſung, und ſie wird ebenſowohl von unten herauf ſchlecht behandelt, denn die Diener gehorchen ihr unwillig, und das Oberhaupt der Dienerſchaft, eine furchtbar abſolute Majeſtät in ihrem Gebiet, die „upper nurse“ (oberſte Kinderwärterin), die meiſt alt iſt, oft ſchon zweien Generationen in der Familie gedient hat und in der „nursery“ (der Kinderſtube) allmächtig herrſcht, tut alles, was in ihren Kräften

ſteht, um die Gouvernante, die die Kinder aus ihren Händen empfängt, zu ärgern. Das unglückliche Weſen iſt auf das Studierzimmer angewieſen, wo ſie mit ihren Zöglingen ihr Leben verbringt. Meiſtenteils verlangt man von ihr alle möglichen Kenntniſſe, d. h. allen möglichen Unterricht in den Dingen, die zur Erziehung gehören, nämlich: moderne Sprachen, Muſik, Zeichnen, Geſchichte (in der oben erwähnten Weiſe), Geographie, Handarbeiten uſw. Wie ſie dieſen gibt, iſt Nebenſache. Wenn aber auch noch Lehrer für die verſchiedenen Zweige des Unterrichts genommen werden, ſo darf ſie doch mit keinem Schritt aus dem Studierzimmer weichen, da es gegen den Anſtand wäre, die jungen Mädchen mit Lehrern allein zu laſſen. Ein regelmäßiger Spaziergang unterbricht die Einförmigkeit des Tages. Um ein Uhr iſt das Mittageſſen der Kinder und das ihre, dem die Mutter meiſt beiwohnt, für die es das zweite Frühſtück iſt. Dann hat ſie weiter nichts mehr von Nahrung zu erwarten, als den Tee mit Brot und Butter um ſechs Uhr. In die Zimmer der Herrſchaft kommt die Gouvernante nie, außer zehn Minuten abends, nach dem Mittageſſen, wo ſie den Eltern die Kinder vorzuführen hat, oder auf ausdrückliche Einladung, wenn ſie aufgefordert wird, den Abend im „drawingroom“ zu verbringen, wozu ſie dann Toilette machen, d. h. in ausgeſchnittenem ſeidenen Kleid erſcheinen muß. Kann ſie Klavier ſpielen und ſingen, ſo wird ſie als willkommenes Werkzeug benutzt, die Langeweile des Abends zu verſcheuchen, und ſteigt beſonders auf dem Lande, wo weniger Zerſtreuung iſt, im Preiſe. Der ſpäte Abend auf ihrem einſamen, oft ſehr unſchönen, im Winter meiſt kalten Zimmer iſt die einzige freie Zeit, die ihr bleibt; aber dann iſt ſie gewöhnlich zu abgeſtumpft von dem ermüdenden Tag, um noch viel für ſich tun zu können. Auch der Sonntag gehört ihr nicht, denn ſie muß mit ihren Zöglingen ein- oder zweimal in die Kirche und muß überhaupt die Sonntagsprozedur der frommen Langeweile mitmachen. Nur wenn zufällig die Kinder einmal für einige Stunden mit den

Eltern ſind, hat ſie Zeit, etwas für ſich zu tun oder, wenn ſie Freunde hat, dieſe zu beſuchen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß auch hier wie überall ehrenvolle Ausnahmen ſtattfinden; daß es Eltern gibt, die die Leute, denen ſie ſozuſagen das ganze geiſtige und leibliche Wohl ihrer Kinder anvertrauen, als naheſtehende Freunde und Ratgeber betrachten und daher ſuchen, ihnen eine edlere Stellung einzuräumen. Im eignen Hauſe gelingt dies natürlich; aber was die geſellſchaftliche Stellung anbelangt, ſo mißlingt es immer auch bei dem beſten Willen. Ich kannte ein Beiſpiel, wo eine hochſtehende, über Vorurteile erhabene, edeldenkende Dame ſich eifrig bemühte, der Erzieherin ihrer Kinder, die durch Bildung und vortreffliche Eigenſchaften die Ebenbürtige der beſten Geſellſchaft war, eine angemeſſene Stellung in ihren Kreiſen zu verſchaffen. Unmöglich! Die Leute zuckten die Achſeln und ſagten: „Madame N . . . will, daß wir eine Freundin aus der Perſon machen — das geht nun einmal nicht, ſie iſt und bleibt doch nur eine Gouvernante.“

Eine andere ſehr ausgezeichnete Perſon, eine Engländerin obenein, die Gouvernante geweſen war, erzählte mir, wie ſie perſönlich in einem höchſt glücklichen Verhältnis zu der Familie ihrer Zöglinge geſtanden habe, und daß es dieſer auch gelungen ſei, ihr den Weg in ihre Geſellſchaft zu erzwingen; man habe ſie mitgebeten in Häuſer, wo die eignen Gouvernanten nicht erſchienen; aber ſie habe ſich nie wohl dabei gefühlt, ſondern immer die unangenehme Empfindung gehabt, daß es nur um der Familie willen, bei der ſie war, geſchähe.

Zwiſchen den verſchiedenartigen Erſcheinungen dieſer Welt verfloß nun mein Leben. Ich war befriedigt, wie der Taglöhner befriedigt iſt, wenn er die Laſtarbeit des Tages vollbracht hat, die ihm Brot gewährt. Aber in meinem Innern war tiefe Grabesſtille; kein Wunſch, kein Hoffen, keine Begeiſterung mehr. Ich nahm die Tage, wie ſie kamen, ohne mehr von ihnen zu verlangen, als ſie geben konnten. Nach

Deutſchland ſehnte ich mich nicht zurück; zu viele Gräber des perſönlichen wie des öffentlichen Lebens ſtarrten mir dort entgegen. Was konnte mich nach einem Lande zurückziehen, von dem mir eine geiſtreiche Freundin ſchrieb:

„Der Zeitgeiſt? — was iſt denn jetzt der Zeitgeiſt? Ich begreife gar nicht, wie manche Radikale ihre Partei für ſo reich halten können. Der Zeitgeiſt im Katholizismus ſind die Jeſuiten, im Proteſtantismus iſt es die innere Miſſion, bei den Freidenkern der Glaube an den tieriſchen Magnetismus. Die haben alle weit mehr Anhänger als wir; die machen den Zeitgeiſt, und wenn man andern glaubt und auf ſie hofft, ſo täuſcht man ſich."

In England fühlte ich mich wenigſtens inmitten der Strömungen eines großen, politiſch freien Lebens, und wußte, daß kein Polizeidirektor Macht hatte, mich über meine perſönlichen Anſchauungen zu verhören, wenn ich nichts tat, was gegen die Geſetze der öffentlichen Sicherheit und des Eigentums verſtieß. Die unbedingte perſönliche Freiheit, die ſogar den Verbrecher innerhalb ſeiner eignen vier Wände ſchützt, flößte mir eine große Achtung ein. Ein ſolcher Zuſtand der Dinge gibt dem Leben einen Hintergrund von Ruhe, der notwendig iſt zur Entwicklung einer menſchlich würdig organiſierten Geſellſchaft. Freilich erfuhr ich, was ich ſchon an mehreren Beiſpielen gezeigt habe, mit Trauer, wie im ewigen Spiel der Gegenſätze der Menſch ſich ſelbſt beſchränkt, nicht im Sinne des reinen Maßes, das die Ausgleichung der Gegenſätze auf der edelſten und letzten Stufe der Entwicklung iſt, ſondern im Sinne der willkürlichen, verdummenden Schranke. Gegenüber der großen politiſchen Freiheit ſtand eben überall die ſoziale Beſchränkung und die konventionelle Torheit. Tauſendfache Gelegenheit hatte ich, zu bemerken, wie z. B. das religiöſe Leben nicht ein tiefer, das Leben heiligender Glaube, ſondern einfach eine jener Formeln war, die zum Begriff „respectable" ſowohl in der Geſellſchaft wie im Familienleben gehören. Nichts beweiſt dies beſſer, als die wahrhaft empörende Art der Heilighal-

tung des Sonntags, die gerade eine Nichtheilighaltung iſt, indem man der gröbſten Langeweile, der nüchternſten Stimmung Tür und Tore öffnet. Ich befand mich am Sonntag in engliſchen Häuſern, wo die Herren ſich aus einem Lehnſtuhl in den andern warfen und mit entſetzlichem Gähnen den öden Zuſtand ihres Innern kundgaben; wo die Kinder in troſtloſer Freudloſigkeit umherſchlichen, weil ſie weder ſpielen noch irgendein Unterhaltungsbuch, nicht einmal Grimms Märchen leſen durften; wo der ganze geiſtige Genuß des Hauſes in ſogenannter „sacred music“ beſtand, die eine junge „Miß“ auf dem Klavier ableierte, oder noch ſchlimmer, abſang. Ein junges Mädchen ſprach ſich einmal gegen mich in harten Worten über die Deutſchen aus, die am Sonntag Theater und Konzerte beſuchten. Ich fragte, ob ſie, wenn ſie ihr Gewiſſen ſtreng unterſuchte, in Wahrheit ſagen könnte, daß ſie in der Stille ihres Sonntags heiligere Gefühle, erhebendere Gedanken finde, kurz, daß ſie ſich als ein beſſerer Menſch fühle, wie bei Anhörung einer Beethovenſchen Symphonie oder eines Shakeſpeareſchen Dramas oder ſonſt einer edlen Kunſtſchöpfung. Sie geſtand verlegen ein, daß ſie dies nicht ſagen könne, fügte aber doch den logiſchen Schluß hinzu: daß es demungeachtet von den Deutſchen ſehr ſchlecht ſei, die Sonntagsfeier ſo wenig zu beachten. Eine andere Dame, eine gebildete und freiſinnige Perſon, forderte mich einmal auf, mit ihr nach „Temple-Church“ zu gehen, einer der älteſten und ſchönſten Kirchen Londons in der City, zu dem großen Häuſerkompler von Templebar gehörig, wo die engliſche Juſtiz ihren Sitz hat. Die Muſik von Temple-Church iſt berühmt, und ich hatte den Wunſch geäußert, ſie zu hören. Ich ging alſo mit meiner Hausgenoſſin und jener Dame hin und ſaß zwiſchen den beiden. Während der Predigt hatte ich alle Mühe, mich des Schlafs zu erwehren, kämpfte aber doch, um der Schicklichkeit willen, mit Anſtrengung dagegen an. Wie erſtaunt war ich aber, als ich einen Seitenblick auf meine Nachbarin rechts warf und ſah, daß ſie feſt ſchlief, dann links blickte und dort dasſelbe wahrnahm. Ich ſchaute

nach den anderen Menſchen und ſah mehr als eine Perſon in das Nirwana der Andacht entrückt. Als wir die Kirche verließen, fragte ich die Engländerin, die ſehr humoriſtiſch war, ob ſie gut geſchlafen habe. „Ja," ſagte ſie lachend, „es hat mir ſo gut getan." — „Warum gehn Sie denn aber hin?" ſagte ich. — „Ach, meine Liebe, was wollen Sie? Es muß nun mal ſo ſein am Sonntag." —

Noch ſchlimmer aber als für die gebildeten Klaſſen iſt dieſe ſtumpfe Sonntagsbeſchränkung für das Volk. Es fing eben damals der große Streit an, ob man dem Volke den Zutritt zu den Muſeen, dem Kriſtallpalaſt und ähnlichen Anſtalten am Sonntag geſtatten ſolle. Die Frage wurde im Parlament verhandelt und abſchlägig entſchieden. Man fürchtete, die Kirchen würden dann leer bleiben, und die Moralität würde leiden, wenn das Volk anfangen würde, heidniſche Götterbilder, Kunſtwerke und Naturmerkwürdigkeiten dem Beſuch der Kirchen vorzuziehen. Wenigſtens konnte man nur ſo allein ſich dieſe Entſcheidung erklären. Die Kirchen und die Wirtshäuſer blieben die einzigen öffentlichen Lokale, die am Sonntag offen waren. Die Kirche war gut für ein paar Morgenſtunden, aber den Nachmittag und Abend? Da blieb eben nur das Bierhaus als Zuflucht für den von der Laſt der groben Arbeit zuſammengedrückten Arbeiter und Proletarier, dem keine Bildung und Gewohnheit geiſtiger Beſchäftigungen die Mußeſtunden des Sonntags verſchönen konnte und keine anlockende, freundliche Häuslichkeit die Ruhe am eigenen Herd zur beſten Erholung nach den anſtrengenden Wochentagen machte. Auch war es dann ſo: daß die Bierhäuſer übervoll waren, und daß der heilig gehaltene Sonntag nur zu viel durch den unheiligen Anblick von betrunkenen Männern und, was noch ſchrecklicher war, Frauen, entweiht wurde; aber nicht nur das, ſondern beim mächtigen Locken der Verſuchung, der man ſie gewaltſam in die Arme trieb, ging der mühſam erworbene Wochenlohn der Arbeiter darauf, und die Kinder daheim blieben ohne Brot und die Stunden der Not in der Zukunft ohne den

Sparpfennig, der ſie hätte erleichtern können. Die rohe, tieriſche Natur der Halbmenſchen aber wurde immer roher, immer tieriſcher durch die entwürdigende Leidenſchaft des Trunkes, die in ihrem Gefolge nur zu häufig den Mord und zwar in ſchaudererregender, brutaler Weiſe hatte.

Wir verabredeten einmal im Kreiſe der Frau von Brüning, einen Gang durch die Straßen zu machen, wo am Sonnabend abend die Proletarier ihre Einkäufe für den Sonntag zu machen pflegen. Es war dies wirklich kein kleines Unternehmen, und nur in Geſellſchaft von mehreren, mit guten Stöcken bewaffneten Herren und mit Zurücklaſſung von Uhren, Ketten, Börſen und ſonſt leicht entwendbaren Dingen zu bewerkſtelligen. So zogen wir eines Sonnabend abends aus, jede Dame am Arme eines Herrn und noch einige Herren als Schutzmannſchaft hinterher. Man brauchte nicht gar weit zu ſuchen: oft an der Rückſeite von Paläſten, die eine große ſchöne Straße zieren, fand man eine enge Gaſſe, in der zerlumpte Frauen und halbnackte Kinder im Schmutz vor den elenden Wohnungen ſaßen und mit widrigen Manieren, ja oft mit unſaubern Worten und Gebärden, den wohlhabenden Eindringling beſtürmten und ihn um ein Almoſen förmlich anſchrieen, immer bereit, es ſich mit geſchickter Hand ſelbſt aus deſſen Taſchen zu erobern, im Fall ſeine Bereitwilligkeit nicht groß genug gefunden würde. Wir ſahen die Nachtſzenen, wie nur Dante ſie in ſeinem Inferno geſchildert hat. Aus den düſtern Nebeln der eben erwähnten Gaſſen, in denen die elenden Geſtalten wie bleiche Schatten verſtorbener Sünder aus dem Boden ſtiegen, traten wir in andere, von Gasflammen, die frei im Winde flatterten, mit einem unheimlichen, hölliſchen Licht erleuchtet, in deren Glanz das rote, blutige, in den Fleiſcherläden aufgehängte Fleiſch widrig barbariſch ſich hervorhob, während Käſe, halbfaule oder getrocknete Seefiſche und ähnliches die Luft mit entſetzlichen Dünſten füllten. Hier wogte und drängte, mit Geſchrei, mit lautem keifenden Handeln und Feilbieten, eine furchtbare Menge, die wie den Schlünden unterirdiſcher

Werkſtätten von Kobolden entſtiegen ausſah: entmenſchte Weſen, entweder durch das Elend oder durch das Laſter bis zur Fratze des Ebenbildes Gottes entſtellt. Vom Schein der Gasflamme grauenhaft beleuchtet, kauften ſie das traurige Prachtmahl des Sonntags ein, auf das wohl ſchon die ganze Woche hindurch die hungrigen Kinder ſich gefreut hatten. Mit welchem Haß, mit welcher Verachtung, oder mit welch höhniſcher Gleichgültigkeit ſtarrten ſie uns an — uns, die ihrer Welt Fremden, die nichts gemein hatten mit ihren Freuden und Leiden, die die Neugierde herführte, um die martervollſte Wirklichkeit ſich wie ein Schauſpiel anzuſehen! Wie tief fühlte ich das ganze Verdammungsurteil, das aus dieſen rotberänderten, unheimlich glühenden oder halb erloſchenen, tief eingeſunkenen, in düſterer Hoffnungsloſigkeit ſtarrenden Augen uns entgegen blickte! Ja, ich vergab ihnen die Schimpf- und Schandwörter, die ſie uns hier und da zuriefen, denn was hieß es anders als: „Ihr ſeid es, die ihr uns verdammt habt in die Hölle, ihr, die uns zu Dämonen macht, ihr, die uns ausſchließt vom Licht des Tages, vom freudigen Strahl des Sonnenlichts, des beglückenden: die uns hinbannt in die verpeſtete Luft unſauberer Grüfte, während ihr, Olympier, auf heiteren Höhen ein unbewölktes Daſein führt. Was kommt ihr hierher, uns zu ſtören? Hebt euch hinweg von den ſcheußlichen Orgien der Armut und des Elends, laßt uns den dumpfen Rauſch unſeres gin und brandy, der uns wenigſtens für Augenblicke Vergeſſen bringt, wenn er auch oft zum Morde führt. Was kümmert's uns, am Galgen zu enden? Es iſt noch beſſer, als in langſamer Qual des Hungers mit Frau und Kindern zu ſterben. Hinweg! weil ihr nicht gekommen ſeid, uns zu erlöſen, weil ihr nicht mit freigebiger Hand die Nacht, die uns umgibt, zerſtreuen und uns zu einer menſchenwürdigeren Exiſtenz führen wollt! Rührt nicht an die Verzweiflung, die ſich ſelbſt betäubt — ſie könnte ſich einmal gewaltig gegen euch erheben und dann wehe euch!“ Alles das und noch mehr ſprach mir aus dieſen entſetzlichen Nachtſzenen, und ich

kam heim mit einem Weh im Herzen, das mich lange keine Ruhe wieder finden ließ.

Eine Abendunterhaltung erfreulicher Art unterbrach die Einförmigkeit meines Lebens. Es war dies eine Reihe von Vorleſungen über Kunſtgeſchichte, die Kinkel im Saale der Londoner Univerſität hielt. Schon damals fing Kinkel an, außer den Stunden, die er gab, auch zuweilen Abendvorleſungen zu halten, was ſeine Stellung bald zu einer andern als der eines gewöhnlichen Lehrers machte, da wohl in keinem Lande das ſogenannte „lecturing“ ſo in der Mode iſt wie in England, wo es ſogar zu einer Spezialität geworden iſt, die die einzige Beſchäftigung mancher Leute bildet, die dann dieſelbe Reihe von Vorleſungen, oder eben auch nur eine einzige, ſei es über Politik, über wiſſenſchaftliche oder über literariſche Gegenſtände, an mehreren Orten hintereinander halten, wozu ihnen die Leichtigkeit des Verkehrs vermittelſt der Eiſenbahnen in England allen Vorſchub leiſtet. Die Vorleſungen Kinkels hatten in dem Amphitheater der Univerſität eine zahlreiche und gewählte Geſellſchaft verſammelt. Nach der letzten Vorleſung erging ſich das Publikum in den anſtoßenden Sälen, die freigebig geöffnet waren, um die daſelbſt aufgeſtellte große, prächtige Flaxmanſche Kunſtſammlung zu betrachten und durch die Anſchauung an das eben Gehörte anzuknüpfen. Ich ſtand mit Kinkel, ſeiner Frau und anderen Bekannten zuſammen im Geſpräch, als Herzen, der den Vorleſungen mit Haug und ſeinem Sohne beigewohnt hatte, herzutrat, eine engliſche Dame, die er am Arm führte, verließ und ſich, geläufig deutſch redend, in unſer Geſpräch miſchte. Ich hatte ihn ſeit jenem Abend bei Kinkels nicht wieder geſprochen und freute mich, daß er ſich zu mir wie zu einer alten Bekannten wendete und mir einige geiſtvolle Bemerkungen über das Gehörte und Geſehene mitteilte, die verrieten, wie ſein feuriger Geiſt auch auf anderen Gebieten als dem der Politik ſcharf beobachtete, warm empfand und treffend urteilte. Ich wußte ſonſt zu der Zeit von ihm nichts anderes, als daß er in einem kleinen

Hauſe, nahe bei Primroſe Hill, in einer der grünen, freieren Gegenden der Londoner Wüſte, dicht am Regents Park, wohnte und ſich mit literariſchen Arbeiten beſchäftigte. In dem Flüchtlingskreiſe der Frau von Brüning war er nur einmal geweſen und dann nie wiedergekommen. Sie war keine Natur, die ihn anziehen konnte. Ihr Champagnerſchaum von Enthuſiasmus, der immer mehr den Perſönlichkeiten als den Ideen und Dingen galt, mußte ſeinem durchdringenden Blick fade erſcheinen, und dann fand er wahrſcheinlich bald genug heraus, daß ſie, trotz des demokratiſchen Fanatismus, zu dem ſie ſich bekannte, doch im Grunde vollkommen die ruſſiſche Ariſtokratin geblieben war, nicht ſehr weit entfernt von dem, was mir in früheren Tagen eine hochgeborene Ruſſin als Inhalt des ruſſiſchen Frauenlebens angegeben hatte: „Nous sommes élevées pour plaire.“

In den Kreiſen, in denen Herzen verkehrte, in den engliſchen Häuſern nämlich, die ſich beſonders der flüchtigen italieniſchen Demokratie erſchloſſen hatten, war ich zu der Zeit nicht bekannt; dagegen eröffnete ſich mir ein anderer Kreis der Emigration, der ſich mir durch eine wieder angeknüpfte Bekanntſchaft, die ich auf die ſeltſamſte Art gemacht hatte, erſchloß. Der Leſer erinnert ſich vielleicht der Begegnung, die ich im Eiſenbahnwagen auf der Fahrt nach Oſtende mit einer jungen Frau hatte, die, auf der Reiſe nach England begriffen, mir den lebhaften Anteil verriet, den ſie an den Geſchicken Ungarns nahm, das eben damals dem Nachbardienſt, den Rußland Öſterreich leiſtete, erlegen war. Ich ſuchte ſie ſchon einige Zeit nach meiner Ankunft in England auf und fand ſie mit ihrem Gatten, Franz Pulszky, als den eigentlichen Mittelpunkt der ungariſchen Emigration, die zu der Zeit ſehr zahlreich in England vertreten war. Ihre drei kleinen Söhne, die ſie in Ungarn hatte zurücklaſſen müſſen, waren ihr durch einen treu ergebenen Freund allen Gefahren zum Trotz nachgebracht worden. Sie hatte nun bereits mit dem großen organiſatoriſchen Talent, das ſie beſaß, eine, wenn auch für ſie, die in äſthetiſchem Luxus Auf-

gewachſene und Verwöhnte, höchſt beſcheidene, aber wohnliche Häuslichkeit gegründet, die zugleich eine Heimat für die Heimatloſen, daheim dem Kerker und Galgen Entflohenen geworden war.

Sie nahm mich mit der liebenswürdigſten Freundlichkeit auf, erinnerte ſich ſehr wohl unſerer eigentümlichen erſten Bekanntſchaft und lud mich ein, oft zu kommen. Die Sympathie, die mir ihr tief durchbildetes, zartes und doch ſo energiſches Weſen einflößte, ſchien bei ihr ein Echo zu finden, und es vereinte uns faſt vom erſten Augenblick an eine gegenſeitige Neigung, die ſich zu einer feſten, durch alles Schwanken der Verhältniſſe hindurch unverändert gebliebenen Freundſchaft ausbildete.

Thereſe Pulszky war neben Johanna Kinkel die bedeutendſte Frau der Emigration. Aber beider Jugend hatte ſich in ſo verſchiedenen Verhältniſſen bewegt, daß dadurch die Verſchiedenheit der Naturen zum völligſten Kontraſt, den man ſehen kann, geworden war. Nur in einem glichen ſie ſich: in der Energie, mit der ſie den Schlägen des Schickſals trotzten, und in der unermüdlichen Tatkraft, durch die ſie ſich über die Ungunſt der Verhältniſſe erhoben und dieſen den Stempel ihres Weſens aufdrückten. Während aber in Johanna frühe Not und dunkler Kampf eine Feſtigkeit entwickelt hatten, die zuweilen an Härte ſtreifte, während ihr angeborner köſtlicher Humor, durch das Leben gereizt, oft den Charakter beißender Ironie annahm und die Häufung bitterer Täuſchungen einen Hang zum Argwohn in ihr genährt hatte, war in Thereſe Pulszkys liebenswürdiger Natur durch eine ungetrübte, auf das anmutigſte verlebte Jugend, eine ſolche Harmonie von Ernſt und Heiterkeit, von Feſtigkeit und Milde, von ungewöhnlicher intellektueller und künſtleriſcher Bildung entſtanden, daß man die feine zierliche Erſcheinung wohl zu den ſeltenſten ihres Geſchlechts rechnen konnte. Sie war die einzige Tochter eines reichen Wiener Bankiers, hatte unter der Leitung ihrer geiſtreichen Mutter eine äußerſt ſorgfältige Erziehung erhalten und ihre Jugend

in den höchſten äſthetiſchen Genüſſen, wie nur Bildung und Reichtum zuſammen ſie gewähren können, verlebt. Nach Neigung vermählt, hatte ſie ihrem neuen Vaterland, Ungarn, ein warmes Herz entgegengetragen, und als die politiſchen Stürme über dieſes hereinbrauſten, hatte ſie ſich mutig auf die Seite der Patrioten geſtellt, bis ſie, beim Falle Ungarns, ihrem Gemahl nach England folgte. Die öſterreichiſche Regierung konfiszierte nicht nur das Vermögen Pulszkys, ſondern auch das ſeiner Gattin, wozu ſie auch nicht einmal den Schein des Rechts hatte, und die an Luxus und Überfluß Gewöhnten fanden ſich nun im Exil — mit ſehr beſchränkten Mitteln, mit einer jungen Familie und mit unendlichen Anſprüchen, die von allen Seiten an ſie gemacht wurden. Mutig und energiſch ordnete Thereſe ſofort ihr Leben, gab ſich literariſchen Arbeiten hin, übernahm faſt allein den Unterricht ihrer Kinder, kultivierte, namentlich im Intereſſe ihres Vaterlands, die höhere engliſche Geſellſchaft, beteiligte ſich fortwährend an der politiſchen Agitation, die in den erſten Jahren noch eifrig betrieben wurde, war die Raterin und Helferin der emigrierten Ungarn, und verſammelte bei alledem häufig im eigenen Hauſe einen durch vielfache Intereſſen belebten Kreis. Dort ſah ich zum erſten Male Koſſuth, den bei ſeiner Ankunft in England ſo hoch Gefeierten. Er nahm im Kreiſe der ungariſchen Emigration damals noch faſt die Stelle eines Herrſchers ein, und man umgab ihn mit einer Art von Hofzeremoniell. Das erſtemal, als ich einer Einladung zu einer Abendgeſellſchaft bei Pulszkys folgte, fand ich einen zahlreichen Kreis, der zum größten Teil aus Ungarn beſtand. Plötzlich, nachdem alles verſammelt war, erſcholl der Ruf: „The governor“, worauf ſich die Geſellſchaft alsbald auseinanderteilte und zu beiden Seiten des Zimmers aufſtellte. Nun öffnete ſich die Türe, und herein ſchritt Koſſuth mit einer gewiſſen Feierlichkeit, neben ihm ſeine Gattin, hinter ihm ſeine kleinen Söhne und ein paar Herren gleich dienſttuenden Adjutanten. Er trug den ungariſchen Schnürenrock und ſein bedeutendes Geſicht, von

dem ſchon etwas ergrauenden Vollbart umrahmt, hatte den Ausdruck des Ernſtes und der Würde. Er grüßte nach beiden Seiten mit Herablaſſung und ließ ſich dann mit den Bevorzugten in ein Geſpräch ein. Mir erweckte er zunächſt kein anderes Intereſſe, als das, das ſich an ſeine ſo raſch begonnene und beendete Laufbahn knüpfte. Seine Perſönlichkeit erregte mir keinen Wunſch, ihn näher kennen zu lernen. Ebenſo wenig fühlte ich mich von ſeiner Frau angezogen, der ich vorgeſtellt wurde und deren unruhiges, leidenſchaftliches Weſen, beherrſcht von einer hervortretenden Eitelkeit auf die Stellung des Mannes und die Zukunft der Söhne, ihr ohnehin wenig anmutiges Äußere noch unſympathiſcher machte. Ein Mitglied dieſer Familie ſollte ich ſpäter freilich kennen lernen, das mir unausſprechlich ſympathiſch wurde: die Tochter Koſſuths nämlich, die aber damals noch zu klein war, um in Betracht zu kommen. Ich ſah ſie dann, als ſie eben in erſter Jugendblüte einer weißen Roſe glich, deren zarter, wie aus Duft gewobener Blätterkelch nicht für die Dauer gemacht ſcheint. Leider war es ſo mit ihr. Reich mit Talenten begabt, ſtudierte ſie bei ſchnellem Wachstum ſo eifrig, daß ſie vielleicht dadurch beitrug, den Keim des frühen Todes zu entwickeln. Sie ſchwand dahin, kaum an der Schwelle des jungfräulichen Lebens angelangt, wie ein holder Morgentraum und ließ einen leiſen, wehmütig zitternden Ton, wie von Äolsharfen, in der Erinnerung zurück.

Übrigens fand ich bei den ungariſchen Emigrierten einen mir neuen, ſehr eigentümlich nationalen Charakter, der entſchieden abſtach gegen den deutſchen. Ihr Patriotismus hatte eine weniger reflektive, aber viel unmittelbarere Intenſität; es genügte, eine ſolche Verſammlung beiſammen zu haben, wie ich ſie an jenem Abend bei Pulszkys fand, um eine feurige demonſtrative Stimmung hervorzurufen, die immer wie zur unmittelbaren Aktion bereit erſchien. An dem erwähnten Abend war ein talentvoller Künſtler da, ein Violinſpieler, der auf allgemeines Bitten ſein Inſtrument ergriff und ungariſche Weiſen vortrug, die die ganze Geſellſchaft wie mit

einem leidenſchaftlichen Weh nach der fernen Heimat und der wilden Freiheit der Pußta ergriffen, bis er, ſelbſt bis zur äußerſten Exaltation erregt, endlich in den Rakoczy-Marſch überging, worauf alle, von einem überwältigenden Rauſch fortgeriſſen, mitſangen, mit den Füßen ſtampften, Eljen riefen und ſicher bereit geweſen wären, hätte der Erbfeind ihnen gegenübergeſtanden, ſich in todesmutiger Freude ihm entgegenzuwerfen, um zu ſiegen oder zu ſterben. Dieſem naturwüchſig ritterlichen Weſen entſprach auch die romantiſche, knappenhafte Treue, mit der einzelne ſich den Größen ihres Vaterlandes in perſönlicher Ergebenheit und zu perſönlichem Dienſt angeſchloſſen hatten. Ein ſolcher Treuer hatte ſich der Pulszkyſchen Familie zugeſellt, der er die Kinder aus dem von den Siegern ſcharf bewachten Lande zugeführt hatte, und bei der er nun wie ein guter Hausgeiſt helfend, lehrend, ſchützend verblieb, die Heimat und ihre Vorzüge aufgebend, die ihm, dem nicht ſchwer Kompromittierten, ſonſt offen geſtanden hätte. In gleicher Weiſe war Koſſuth von einem ritterlichen Schutzmann begleitet, der es ſich zur Aufgabe gemacht hatte, über dieſes damals Ungarn ſo teure Leben zu wachen und es vor den etwaigen Gefahren, die auch übers Meer hinaus weitgreifende Hände ihm bereiten konnten, zu ſchützen. Aber nicht nur das, auch die zarteſten Aufmerkſamkeiten, die das tägliche Leben verſchönern und den herben Kelch des Exils für die zu ſo plötzlicher Höhe geſtiegene und ſo jäh geſtürzte Familie mildern konnten, hatte ſich dieſer Kurwenal zur Aufgabe geſtellt, und es war rührend, mit welcher Zartheit er, der Begütertere, die Lücken ausfüllte, die in dem beſchränkten Haushalt der gar nicht vermögenden Koſſuthſchen Familie entſtanden.

Neben dieſen ſchönen ritterlichen Eigenſchaften ſah dann aber mitunter ein recht rohes Element hindurch und ein großer Mangel an wirklicher Bildung. Gerade auch in dieſer letzteren Beziehung, wie in allen anderen, ragte Franz Pulszky bedeutend unter ſeinen Landsleuten hervor. Er war nicht nur ein gebildeter Mann, er war ein Gelehrter, und

die edle Mäßigung, die wahre Bildung gibt, ſowie die Zuverläſſigkeit ſeines Charakters machten es begreiflich, daß ihn eine Thereſe verehrend liebte.

Ich beſuchte dieſe Kreiſe damals jedoch nicht oft, da meine Zeit zu beſchränkt und ich abends meiſt zu müde war, um mich noch auf Abendgeſellſchaften einzulaſſen. Dazu kam, daß eine plötzlich ausbrechende Herzkrankheit der Frau von Brüning, die ſie an das Krankenlager feſſelte, meinem Umgang dort eine neue Wendung gab und mich öfter hinführte als früher. Dieſe Frau, die mich in der Zeit ihres Glanzes durch Frivolität und Eitelkeit oft abgeſtoßen hatte, wurde mir im Leiden lieb. Die Geduld, ja die Heiterkeit, mit der ſie es ertrug, die ſtoiſche lächelnde Ruhe, mit der ſie den Tod, den ſie als unabwendbar fühlte, nahen ſah, rührten mich ſehr. Sie ſprach oft, wenn der kleine Kreis der treuern Freunde um ihr Bett ſaß, von ihrem Ende, und man konnte ſagen, daß ſie, die jedem Glauben an perſönliche Fortdauer entſagt hatte, graziös der Vernichtung entgegen ging. Mehr als eine Nacht verbrachte ich wachend bei ihr, meiſt mit Löwe, der ihr Arzt war und den ich bei dieſer Gelegenheit von der humanen Seite ſeines Weſens kennen lernte, während ich ihn bisher nur als geiſtvollen Menſchen gekannt hatte. Während der Nacht mit der gemeinſamen Pflege der Kranken beſchäftigt, zuweilen jedoch auch mit ihr, die wenig ſchlief und immer voll bewußt, ja geiſtig erregt war, in bedeutende Geſpräche vertieft, gingen wir nachher gewöhnlich im erſten Morgengrauen zuſammen durch den Regents Park heim, und manches ernſte Wort entſprang da natürlich dem tiefen Ernſt der bei einer Sterbenden verlebten Stunden. Löwe teilte mein Gefühl, daß jetzt, da der nahende Tod die Feſſeln der Eitelkeit und Tändelei von dieſer Seele löſte, ihre urſprüngliche Lieblichkeit reiner zurückkehre und man ſich wohler in ihrer Nähe fühle. Wir ſprachen über die Kunſt des Lebens überhaupt und wie wenige, ſelbſt unter den Guten, es verſtehen, das Leben vor Zerſplitterung, vor Aufgehen in dem „Verfänglichen des

irdiſchen Geſchwätzes" zu hüten und die flüchtige Zeit zu retten für das, was „allein not tut" im höchſten ethiſchen Sinn. Löwe erzählte mir, daß das ſchönſte Kompliment, das man ihm je im Leben gemacht habe, das geweſen ſei, ihm zu ſagen, er ſei ein Lebenskünſtler, und wir kamen überein, daß die höchſte Aufgabe der Erziehung ſein ſollte, dieſe Kunſt des Lebens auszubilden, damit das ganze Daſein nur ein fortwährendes Enthüllen und Ausarbeiten einer erhabenen Idee in uns würde, mit der wir uns ſelbſt zum höchſten Kunſtwerk umgeſtalten und das Leben von den Feſſeln des „Nichts in ewiger Bewegung" erlöſen könnten.

Nach ſolchen durchwachten Nächten war es mir jedoch nicht vergönnt zu ruhen, ſondern wenn ich zu Hauſe gefrühſtückt hatte, ging es fort an die Arbeit des Tages, an die ermüdenden Stunden, und dazu war es Winter, und es dauerte nicht etwa Tage, ſondern Wochen und Monate. Die ängſtliche Spannung ſchloß den kleinen Kreis in jenem Hauſe enger aneinander, als je die Freude es vermochte, und mit wahrer Teilnahme ſcharten wir uns alle um Herrn von Brüning, der in den ſchweren Stunden alles vergaß, was ihn früher wohl von der Gattin getrennt hatte, und ſich mit rührender Aufopferung um ſie bemühte. Endlich gegen Ende Januar ſchien ſie ſelbſt zu fühlen, daß das Ende nahe. In einer Nacht, wo ich wieder mit Löwe bei ihr wachte, ſprach ſie ruhig und klar über das Bevorſtehende und beauftragte mich, nach ihrem Tode einem Freunde, den ſie ſehr geliebt und den ein Mißverſtändnis von ihr getrennt hatte, zu ſagen, daß ſie unſchuldig geweſen ſei an allem, was zwiſchen ſie getreten, daß ſie ihm die reinſte Freundſchaft bewahrt habe und daß ſie dies im Angeſicht des Todes mit gutem Gewiſſen ſagen könne. Am folgenden Tage hatte ich erſt gegen Abend Zeit, einen Augenblick hinzugehen und nach ihr zu ſehen. Sie war ſehr ſchwach, aber ſie drückte mir warm die Hand, ſah mich mit ſanftem Lächeln an und ſagte: „Wie ſoll ich Ihnen danken für alles, was Sie mir Gutes getan haben?" Wir küßten uns innig, zum erſtenmal ſeit wir uns kannten, und

ſo ſchied ich von ihr. Am andern Morgen früh kam die Nachricht, daß ſie in der Nacht geſtorben ſei. Drei Tage darauf war ihr Begräbnis auf dem ſchönen Kirchhof von Highgate, der nach ihr noch ſo manches Opfer des Exils empfangen ſollte. Zahlreich war die Verſammlung derer, die den trauernden Gatten und die verwaiſten Kinder am Grabe umgaben. Löwe ſprach tief ergriffen wenige herrliche Worte, und ein deutſcher Arbeiter-Geſangverein ſang ihr, die ja auch deutſcher Abkunft und ihren Sympathien nach deutſch war, Abſchiedsgrüße in die Gruft nach. Am Ausgang des Kirchhofs traf ich mit Herzen zuſammen, der ebenfalls zu der Beerdigung gekommen war. Er war ſehr bewegt und ſagte mir, indem er mir die Hand reichte: „So ſtand ich auch mit meinen Waiſen vor noch nicht einem Jahre an einer Gruft.“

Bald nach dem Tode der Frau von Brüning löſte ſich der ganze Kreis, der in ihrem Haus verſammelt geweſen war, auf. Die Familie verließ England. Reichenbachs, Löwe und andere gingen nach Amerika. Sie redeten mir alle zu, mitzukommen, und einen Augenblick lang ſchwankte ich wieder ſehr, aber die Scheu vor dem ewig von vorn Anfangen der Exiſtenz und die Angſt, meiner Mutter, die ſich kaum beruhigt hatte, einen neuen Schlag zu verſetzen, hielten mich zurück. Doch ſah ich ſie mit Wehmut ſcheiden, beſonders Reichenbachs, die ich wahrhaft liebte und um deren Schickſal ich mir auch Sorgen machte.

Nach ihrer Abreiſe fühlte ich mich ſehr allein. Kinkels ſah ich nicht oft. Sie hatten ein größeres, ſchöneres Haus, das etwas zentraler lag, genommen, da ihre Verhältniſſe anfingen, ſich zu beſſern, und die allgemeine Anerkennung, die ſich beide als Lehrer erwarben, ihnen nicht nur Schüler in Menge zuführte, ſondern ihnen auch erlaubte, die üblichen höheren Preiſe für ihre Stunden zu fordern. Aber in der ungeheuren Anſtrengung eines ſo arbeitsvollen Lebens blieb ihnen nur wenig Zeit zur Geſelligkeit, und nur ſelten einmal

kam es dazu, daß wir einen Abend zuſammen verbrachten, der freilich dann immer doppelt genußreich und heiter war.

Es war Frühjahr geworden, als ich eines Tages einen Brief von Herzen bekam, der mir ſagte, daß er ſeine beiden kleinen Töchter, die nach dem Tode der Mutter einſtweilen bei einer befreundeten Familie in Paris geblieben waren, durchaus am Jahrestage des Todes ſeiner Frau bei ſich haben wolle, und daß er meinen Rat darüber wünſche, wie er ihr Leben einrichten ſolle. Einer engliſchen Penſion wolle er ſie nicht übergeben, da es ihm vor der Heuchelei des engliſchen Lebens graue; zu mir habe er Vertrauen, und wenn ich mich ſelbſt entſchließen könne, der Älteſten Stunden zu geben, ſo würde er ſehr damit zufrieden ſein. Ich erwiderte ihm, daß ich noch einige Stunden für ſeine Kleine frei habe, daß ich ſie ihr gern geben würde und daß man dann das Weitere überlegen könne. Ich ſprach ihm bei der Gelegenheit meine volle Sympathie für ſein perſönliches Schickſal aus, das eine Reihe von entſetzlichen Unglücksfällen über ihn verhängt hatte, die mit dem größten, dem Tode ſeiner Frau, endeten, und ſagte ihm, wie gern ich dazu beitragen würde, in etwas wenigſtens die Herbigkeit dieſes Schickſals zu mildern, indem ich mich der Kinder annähme, an denen er mit der aufopferndſten Liebe hing. Er ſchrieb mir wieder voll Dankbarkeit für dieſen Ausdruck aufrichtiger Sympathie und ſagte: „Sie erinnern mich durch Ihre Freundſchaft an meine vergangene Jugendzeit. Ihre Freundſchaft iſt eine tätige, das iſt die einzige, die ich verſtehe, die ich habe. Die paſſive Freundſchaft hat man von allen Seiten, l'amitié raisonnée, collaboration, conspiration, francmaçonnerie, Emanzipationsſucht, die Freundſchaft der Glaubensgenoſſen auch — aber alles das iſt unbeſtimmt und abſtrakt. Ich danke Ihnen auf das wärmſte, mich daran erinnert zu haben, daß es eine andere, menſchlichere und perſönlichere Sympathie gibt in dieſem vacuum horrendum, mit dem uns die Welt umgibt. Glauben Sie mir, daß trotz meines Äußeren

à la Falſtaff es kein noch ſo zartes, kaum faßbares, echtes Gefühl gibt, das nicht ein Echo in meinem Herzen fände."

Wenige Tage darauf kam er, mir ſeine älteſte Tochter, ein Mädchen von ſieben Jahren, zu bringen, ein eigentümlich ſchönes Kind von einem fremdartigen Typus, der, wie mir der Vater ſagte, echt ruſſiſch ſei, mit großen herrlichen Augen und einem ſeltſam gemiſchten Ausdruck von Energie und ſanfter, ſchwärmeriſcher Innerlichkeit. Sie gewann mein Herz beim erſten Anblick, und es rührte mich ſehr, mit welcher mütterlichen Zärtlichkeit der Vater für ſie ſorgte, indem er lächelnd ſagte: „Ich muß jetzt auch die Bonne machen."

Am folgenden Tage ging ich hin in das neue Haus, das er an einem der großen Squares von London genommen hatte, und fand, indem ich in das parlour unten eintrat, ein deutſches Kindermädchen mit Nähen beſchäftigt und in einem großen Lehnſtuhl meine neue Bekannte vom vorigen Tag und neben ihr ein ganz kleines Mädchen von zwei Jahren, ein Miniaturweſen von wunderbarer Lieblichkeit. Bald kam auch Herzen und weihte mich in die häuslichen Verhältniſſe ein. Das Haus war einfach aber vollſtändig organiſiert. Der Sohn hatte ſeine Lehrer, die kleinen Mädchen waren vorläufig gut verſorgt mit der deutſchen Wärterin, die ein gebildetes Mädchen war, und ich fing nun mit der Älteſten meine Stunden an. Nach dieſen lud Herzen mich öfter ein, hinauf in ſeine Zimmer zu kommen, und fing an, mich etwas mit der ruſſiſchen Literatur bekannt zu machen, indem er mir aus den Überſetzungen von Puſchkin, Lermontoff, Gogol und anderen vorlas und mir dabei lebhafte Schilderungen des ruſſiſchen Lebens und Weſens überhaupt gab.

Die neue Welt, die mir hiermit aufging, intereſſierte mich ungemein. Manches fand ich geradezu hinreißend durch den Hauch von Naturfriſche, durch die Abweſenheit aller Phraſe, durch den Stempel echter Poeſie, die nicht aus geſuchten Effekten, ſondern aus der Macht der Situation und der Wahrheit der Empfindung geboren wird, in dem Sinne, in

dem Goethe ſagte, daß jedes Gedicht Gelegenheitsgedicht ſein ſolle. Puſchkin zog mich am wenigſten an, obgleich er, was Schönheit der Form, was Entwicklung und Abrundung des Gegenſtandes betraf, der vollendetere Dichter war, aber in ihm klang zu ſehr der blaſierte vornehme Mann der ariſtokratiſchen ruſſiſchen Geſellſchaft durch, deſſen Typus ſein Onägin iſt. Man hatte in dieſem eine Nachahmung Byrons erkennen wollen. Herzen widerlegt das in ſeinem „Développement des idées révolutionnaires en Russie“, wo er ſagt: „Man hat in Puſchkin einen Nachahmer von Lord Byron zu ſehen geglaubt. Der engliſche Dichter hat wirklich ſehr viel Einfluß auf den ruſſiſchen gehabt. Man geht niemals aus den Beziehungen zu einem bedeutenden ſympathiſchen Menſchen hervor, ohne ſeinen Einfluß erfahren zu haben, ohne an ſeinen Strahlen gereift zu ſein. Die Beſtätigung deſſen, was in unſerem Herzen lebt, durch die Zuſtimmung eines Geiſtes, der uns teuer iſt, gibt uns einen neuen Anſtoß, eine neue Tragweite. Aber dieſe natürliche Wirkung iſt weit entfernt, Nachahmung zu ſein. Nach den erſten Dichtungen, in denen der Einfluß Byrons mächtig zu fühlen war, wurde Puſchkin mit jeder Schöpfung originaler. Stets voll Verehrung für den großen engliſchen Dichter, war er weder ſein Klient noch ſein Paraſit, weder traduttore noch traditore.

Puſchkin und Byron entfernen ſich völlig voneinander gegen das Ende ihrer Laufbahn, und das aus einem ſehr einfachen Grunde: Byron war echt engliſch, Puſchkin echt ruſſiſch, ruſſiſch wie die Menſchen der Petersburger Periode. Er kannte alle Leiden des ziviliſierten Menſchen, aber er hatte einen Glauben an die Zukunft, den der okzidentale Menſch nicht mehr hatte. Byron, die große, freie Individualität, der Menſch, der ſich in ſeiner Unabhängigkeit iſoliert und ſich mehr und mehr in ſeinen Stolz, in ſeine ſkeptiſche erhabene Philoſophie einhüllt, wurde immer düſterer, immer unerbittlicher. Er ſah keine beſſere Zukunft nahen, und von bitteren Gedanken niedergedrückt, der Welt überdrüſſig, ging

er, um ſein Leben einem Volke von ſlavo-helleniſchen Piraten zu widmen, die er für Griechen der alten Welt hielt. Puſchkin im Gegenteil beruhigte ſich immer mehr, vertiefte ſich in das Studium der ruſſiſchen Geſchichte, ſammelte Materialien zu einer Monographie von Pugatſcheff, ſchrieb ein hiſtoriſches Drama: „Boris Godunoff“ und hatte einen inſtinktiven Glauben an die Zukunft Rußlands. — —

— — Diejenigen, die ſagen, daß Onägin der ruſſiſche Don Juan ſei, verſtehen weder Byron noch Puſchkin, weder England noch Rußland; ſie halten ſich nur an die äußere Form. Onägin iſt die bedeutendſte Schöpfung Puſchkins, er hat ſein halbes Leben darauf verwandt. Das Gedicht ſtammt aus den traurigen Jahren, die dem 14. Dezember folgten — und man könnte glauben, daß ein ſolches Werk, eine ſolche poetiſche Autobiographie eine Nachahmung ſei?

Onägin iſt weder Hamlet noch Fauſt, weder Manfred noch Obermann, weder Trenmor noch Karl Moor. Onägin iſt ein Ruſſe und iſt nur in Rußland möglich; da iſt er notwendig und man begegnet ihm auf Schritt und Tritt. Er iſt ein Müßiggänger, weil es niemals Arbeit für ihn gegeben hat, ein überflüſſiger Menſch in der Sphäre, in der er lebt, ohne die Kraft des Charakters, aus ihr heraus zu treten. Er iſt ein Weſen, das das Weſen bis zum Tode verſucht und das den Tod verſuchen möchte, um zu ſehen, ob er nicht beſſer iſt als das Leben. Alles hat er angefangen ohne irgend etwas zu verfolgen, er hat um ſo mehr gedacht, als er weniger getan hat, iſt mit zwanzig Jahren alt und vergnügt ſich durch die Liebe, als er anfängt zu altern; er hat immer etwas erwartet, wie wir alle, weil man nicht toll genug ſein kann, um zu glauben, daß der jetzige Zuſtand in Rußland dauern könne — es iſt nichts anderes gekommen und darüber iſt das Leben hingegangen. Onägin, als ein Typus, iſt ſo national, daß man ihm in allen ruſſiſchen Romanen und Gedichten, die einige Bedeutung haben, begegnet, nicht weil man ihn hat kopieren wollen, ſondern weil man ihn überall neben ſich oder in ſich ſelbſt antrifft.“

Tiefer als Puſchkin ergriff mich Lermontoff, in dem die vollſtändige Hoffnungsloſigkeit und der Skeptizismus ſich mit tragiſcher Gewalt zur Poeſie erhebt, und der, indem er jedem ſubjektiven Anſpruch entſagend völlig objektiv wird, zuweilen eine wunderbar wehmütige Schönheitswelt vor unſeren Blicken entfaltet, in der der große Schmerz für Augenblicke verſtummt, wie z. B. in ſeinen Szenen und Schilderungen aus dem Kaukaſus, deſſen wildromantiſche Pracht er während ſeines Exils daſelbſt zu beobachten Gelegenheit hatte.

Sollte man Lermontoff mit einem Dichter einer anderen Nation vergleichen, ſo würde ich ihn neben den Italiener Leopardi ſtellen, von dem er keinenfalls etwas gewußt hat und dem er doch innigſt verwandt iſt. In beiden ringt das gläubige Element, das in jeder Dichternatur lebt, und die aus der Erkenntnis vom wahren Weſen des Daſeins um deſto mächtiger emporſchlagende Flamme der Poeſie mit der vernichtenden Gewalt eben jener Erkenntnis, die hinter dem gleißenden Bilde der Erſcheinung die furchtbaren Mächte gewahrt, die dämoniſch die ewige Kette von Urſache und Wirkung flechten, nach der der Arme ſchuldig und der Pein überlaſſen wird, weil nach ehernem Geſetz alle Schuld auf Erden ſich rächt. — Nur darin unterſcheiden ſie ſich, daß Lermontoff ſich aus dem Abſcheu über die ihn umgebende Welt in die wilde Schönheit kaukaſiſcher Bergwüſteneien und kühner, noch von keiner Ziviliſation ergriffener Naturvölker flüchtet, während Leopardi unabläſſig hinüber ſchaut nach dem verſunkenen Glanz griechiſcher Kultur und die nüchternen Höhen und Haine wieder beleben möchte mit den ſchönen Gebilden dichtenden Wahns, mit denen ſie einſt den ſchönheitsdurſtigen Augen der Griechen bevölkert erſchienen.

Dieſe Stunden, in denen der geiſtvolle Ruſſe mir die unbekannte Welt ſeiner großen, fernen, nebelverhüllten Heimat aufſchloß, waren Oaſen in dem trockenen Einerlei meines Lebens, und bald wurde dieſes Haus mit den reizenden Kindern für mich eine Stätte der Erholung und Erquickung, an der ich wieder anfing, dem Leben einen ſanften, wohl-

tuenden Reiz abzugewinnen und die Arbeit nicht mehr als einen bloßen Frondienſt anzuſehen, ſondern auch ihren milden Segen in beglückendem Erfolge zu empfinden.

Herzen lud mich eines Tages ein, den Abend in einem Kreiſe ſeiner näheren Bekannten bei ihm zuzubringen. Es war dies der Kreis einer mir noch unbekannten Größe der Emigration, nämlich der Kreis Mazzinis, der, ihn ſelbſt und ſeinen Freund Aurelio Saffi ausgenommen, nur aus Engländern beſtand. Lange ſchon hatte ich gewünſcht, den großen Italiener, den Triumvir von Rom, den Feuergeiſt kennen zu lernen, an deſſen Flammen ein ganzes Volk ſeit zwanzig Jahren ſeinen patriotiſchen Enthuſiasmus unter Prieſter- und Deſpotendruck aufrecht erhalten hatte. Es hatte ſich bisher noch nicht machen wollen, denn mit den anderen Flüchtlingskreiſen verkehrte er nicht. So freute ich mich denn ſehr, die lang erſehnte Gelegenheit gefunden zu haben, und ging mit der Erwartung hin, die man dem Ungewöhnlichen entgegenträgt. Wenn mich im ungariſchen Kreiſe das faſt höfiſche Zeremoniell, mit dem man Koſſuth umgab und ſeine einem Monarchen zugehörige, vornehm herablaſſende Haltung unangenehm berührt hatten, ſo war ich nun überraſcht von der gänzlichen Einfachheit und Beſcheidenheit in Haltung und Auftreten des Mannes, den mir Herzen als Joſeph Mazzini vorſtellte; des Mannes, deſſen Gedanken eine ganze Nation inſpirierten und lenkten, und vor deſſen politiſcher Bedeutung mächtige Fürſten zitterten. Mazzini war von mittlerer Größe, fein und ſchlank gebaut, eher mager als ſtark, keine imponierende Geſtalt — ſein Kopf allein entſprach der Vorſtellung, die man ſich von ihm machte, und wenn man die edlen Züge anſah, die Stirn, auf der der Gedanke thronte, die dunklen Augen, aus denen zugleich das Feuer des Fanatikers und die Milde des Gemütsmenſchen ſprachen, ſo fühlte man ſich gleich wie gebannt in den Zauberkreis dieſes Menſchen und begriff von vornherein, daß es eine der Perſönlichkeiten war, an denen man nicht gleichgültig vorübergehen kann, bei denen man für oder wider

ſie Partei ergreifen muß. Allein ſprach ich nur wenig mit ihm an jenem Abend, mit tiefſtem Intereſſe aber folgte ich einer Diskuſſion, die er mit Herzen und Saffi hatte, und worin er gegen dieſe beiden das Dogma der revolutionären Aufgabe, die Pflicht und Miſſion der „heiligen Tat", verteidigte und mit Heftigkeit gegen den bloßen Skeptizismus, die bloße Negation des Beſtehenden, eiferte. Herzen mit ſeiner ſcharfen Dialektik führte ihm die unzähligen Niederlagen der abſichtlich ins Werk geſetzten Revolutionen und insbeſondere die noch kürzlich überall ſo gänzlich zu Tage gekommene Unfähigkeit der demokratiſchen Partei zu organiſieren vor, und Saffi ſtimmte dieſem bei. Es ſchien Mazzini ſehr empfindlich zu ſein, daß dieſer junge Mann, ſein Kollege im Triumvirat von Rom, ſein Freund und vordem ſein Jünger, jetzt ihn zu bekämpfen wagte und ſich der Meinung Herzens anſchloß, daß für den Augenblick gar nichts anderes zu tun ſei, als gegen das Beſtehende zu proteſtieren und die alte Welt in ihren politiſchen, religiöſen und ſozialen Formen zu negieren. Mazzini war im Gegenteil gläubig überzeugt, daß die bloße Negation ein demoraliſierendes Prinzip und daß nur das Bewußtſein einer zu erfüllenden Pflicht, die man den Völkern beizubringen hätte, die Aufgabe wahrer Revolutionäre ſei. Er verſicherte mehrere Male, daß ihm nichts an Italien liege, wenn es nichts anderes wolle als materielle Größe und materielles Wohlergehen; was ihm einzig des Kampfes wert ſcheine, ſei dieſes: daß Italien eine große Miſſion des Fortſchritts für die Menſchheit erfülle, indem es ſelbſt edler, moraliſcher, pflichtgetreuer werde. Er kam dabei auf ſeinen faſt myſtiſchen Glauben an die Bedeutung Roms zu ſprechen, deſſen Name ſelbſt ſchon eine wunderbare Andeutung ſeiner endlichen Beſtimmung enthalte, indem der Name Roma, umgekehrt Amor, gleichſam vorzeichne, daß Rom zum dritten Male die Welt beherrſchen werde, aber diesmal durch die Macht der Liebe, der wahren Brüderlichkeit, die von da ausgehen und mit leuchtendem Beiſpiel die anderen Völker nach ſich ziehen werde.

Vor dem überwiegenden Intereſſe, dieſen wunderbaren Mann zu ſehen und ſprechen zu hören, verſchwand mir der übrige Teil der Geſellſchaft völlig, und dieſer Abend blieb bedeutungsvoll in meiner Erinnerung, obgleich nun lange Zeit vergehen ſollte, ehe ich den italieniſchen Flüchtling wiederſah.

Die Londoner Saiſon war vorüber; der Sommer war da und begann die heißen, von der Dunſtatmoſphäre Londons bedrückten Straßen unerträglich zu machen. Die Geſellſchaften und Bälle hatten aufgehört, die muſikaliſchen Genüſſe, die, in die kurze Zeit von drei bis vier Monaten zuſammengedrängt, mit ihrem bunten Durcheinander einem beinah Ekel an der Muſik beibringen könnten, waren verſtummt; der Adel und die reiche Bourgeoiſie entflohen auf das Land oder auf den Kontinent, und die Stunden hörten auf. Zum Glück war wenigſtens in materieller Beziehung das Reſultat der ſchweren Arbeit ſo geweſen, daß ich mir nun die Erquickung eines Aufenthaltes am Meeresufer mit Seebädern gönnen konnte, und das beſchloß ich zu tun, da meine Geſundheit dieſer Stärkung dringend bedurfte. Ich ſuchte mir einen Ort aus, wohin die Reiſe äußerſt billig war, da man ſie zu Waſſer machen konnte, indem der Ort am Ausfluß der Themſe in das Meer liegt und die Dampfſchiffe dort anhalten. Meine Hausgenoſſin war durch Geſchäfte in der Stadt zurückgehalten, und ſo ging ich allein, was mir auch bei weitem lieber war, da ich mich nach der bienenartigen Geſchäftigkeit und dem jedes inneren Zuſammenhanges entbehrenden Geräuſch des verlebten Winters und Frühjahres nach Einſamkeit, Sammlung und Einkehr in mich ſelbſt ſehnte. Leid tat es mir nur, von meinen reizenden kleinen Freundinnen im Herzenſchen Hauſe zu ſcheiden und den Unterricht der Älteſten zu unterbrechen. Aber Herzen verſprach halb und halb, die Kinder mit der Bonne nachzuſchicken, ja vielleicht ſie ſelbſt zu bringen. So reiſte ich ab, mir froh der zeitweilig wieder erlangten Unabhängigkeit vom Frondienſt bewußt und die Freiheit mit wahrem Genuß

empfindend. Die Fahrt die Themſe hinab war ſchön, ſchöner, als ich ſie mir von meiner erſten Einfahrt her erinnerte, und das kleine Örtchen Broadſtairs, mein Ziel, grüßte mich gar einladend von hohen weißen Klippen herunter. Am Ufer fand ich gleich bereitwillige Führer, um mich zu Wohnungen zu geleiten. Die meiſten engliſchen Orte an den Küſten ſind auf Beſuch von Gäſten eingerichtet, die die Zeit des Seebades da zubringen, und eine Menge Wohnungen ſind eben nur während der kurzen Sommerzeit bewohnt. Broadſtairs gehörte damals noch zu den kleinen beſcheidenen Orten dieſer Art, obwohl es ſich nun im Lauf der Jahre, wie ſo manche andere, ſehr vergrößert haben ſoll. Es bietet auch eigentlich keine großen Schönheiten außer den hohen Klippen, der beſonders wilden Brandung der Nordſee an dieſen und der Ausſicht auf das Meer. Zu der Zeit war nur ein bemerkenswertes Haus dort, das einſam auf hoher Klippe ſtand: es war das Haus, in dem Charles Dickens öfters den Sommer zuzubringen pflegte und in dem er mehrere ſeiner Romane geſchrieben hat. Man führte mich in einigen verhältnismäßig teuren und unendlich banalen Wohnungen umher, die alle in der unſchönen Hauptſtraße des Städtchens lagen und keine Ausſicht hatten. Sie gefielen mir alle nicht, überſtiegen mein Budget und verſprachen mir keine Stimmung, wie ich ſie mir wünſchte, denn ſie atmeten dieſelbe Banalität wie die Londoner „lodgings“, nur in verkleinertem, beſchränktem Maßſtabe. „Aber gibt es denn keine Wohnung mit der Ausſicht auf das Meer?“ fragte ich endlich verzweiflungsvoll. „Ja, es gibt da wohl ein Zimmer bei Schifferleuten, aber das iſt keine Wohnung für eine Lady,“ war die Antwort. „Einerlei, ich will ſie ſehen“, erwiderte ich; man zeigte mir den Weg und überließ mich dann meinem Schickſal, da es nicht der Mühe wert ſchien, ein Weſen, das ſo plebejiſchen Neigungen folgte, länger zu geleiten. Ich fand auf einem Klippenvorſprung, den ein wenig Raſen bedeckte und den dürftige Sträucher, von der Salzflut zu oft gebadet, einfaßten, ein kleines Häus-

chen, das ſich mit der Rückwand an die höher aufſteigende Klippe lehnte. Eine gutmütig ausſehende Frau empfing mich faſt beſchämt, als ich ſie nach einer Wohnung fragte, und meinte, ihr Zimmer würde wohl nicht gut genug für mich ſein. Als ich dennoch darauf beſtand, es zu ſehen, führte ſie mich durch den untern Raum des Hauſes, der Küche und Aufenthaltsort der Familie zugleich war, eine enge Stiege hinauf in das einzige Zimmerchen des erſten Stocks, das ein großes Bett, eine Kommode, einen Tiſch und zwei Stühle enthielt, deſſen einziges Fenſter aber die Ausſicht auf das wilde Klippenplätzchen hatte, zu deſſen Füßen ſich die Welle ſchäumend brach und zuweilen ein Sturzbad weißen Schaumes hinauf ſandte, und dann darüber hinaus auf das weite Meer. Ich hatte gefunden, was ich ſuchte und war entzückt; die Ausſicht ließ an wildem Reiz der Einſamkeit nichts zu wünſchen übrig; das Stübchen war bei ſeiner Schmuckloſigkeit äußerſt reinlich und nicht banal wie die anderen, ich fragte nach dem Preis, und die Frau verlangte zögernd fünf Shilling die Woche, indem ſie mich beſorgt anſah, ob es mir auch nicht zu viel dünke. Ich ſagte ihr den geringen Preis mit Freuden zu; ſie verſprach mir das Eſſen, das ich beſtellen würde, zu kochen und unten im Küchen-Wohnzimmer zu ſervieren. Über meinem Zimmer war nur noch das Schlafzimmer der Familie, die aus dem Mann, der Lotſe war, der Frau und zwei kleinen Kindern, von denen das jüngſte noch an der Bruſt lag, beſtand. Ich war nun inſtalliert nach meines Herzens Wunſch und ſah mit tiefem Behagen den kommenden Wochen entgegen.

Die engliſchen Seebäder haben den großen Vorzug vor den kontinentalen Badeorten, daß ſie wirklich Erholungsorte ſind und nicht die großen Städte mit ihren geſelligen Vergnügungen auf einen Kurort übertragen, wie jene es tun. Hier lebt ein jeder für ſich wie er will: man braucht keine große Toilette zu machen; man ſieht die anderen Leute am Strand, wo beſonders die Kinder ſich in Scharen aufhalten und im Meeresſande ſpielen, aber man macht keine Bekanntſchaften; es ſind

keine Kurſäle, keine tables d'hôte da, man wohnt in Privatlogis, wo man auch Eſſen bekommt, oder wer eine große Familie hat, nimmt ein Haus und macht eigene Küche. Es iſt dies wieder eine gute praktiſche Einrichtung des engliſchen common sense, denn ſo iſt es ein wahrer Landaufenthalt, wo man ſich von den Strapazen des Winters erholt und in Luft, Wellen und Ruhe dem Körper neue Kraft zuführt. Ich genoß die Einſamkeit mit wahrem Fanatismus und floh ſelbſt vor jedem zufälligen Begegnen, das mich etwa hätte in Beziehungen zu Menſchen bringen können. Mein einziger Umgang waren meine Schifferleute und eine Menge kleiner Kinder der hier herum wohnenden Fiſcherfamilien. Wenn ich vom Leſen oder Schreiben müde war, dann ſetzte ich mich mit dieſen Kleinen auf mein wildes Plätzchen vor dem Haus und erzählte ihnen Geſchichten, oder ließ mir von ihnen ihre Lieder vorſingen, oder kroch mit ihnen zwiſchen dem Felsgeblöck am Meer umher, um Muſcheln zu ſuchen. Oft ging ich mit meinem Buch an den Klippen entlang, lagerte mich auf einer der höchſten Spitzen, wo die Felswand jäh ins Meer hinabſank und die weite Waſſerflut ſich vor mir ausbreitete, und las. — Ich war damals noch ganz in der wiſſenſchaftlichen Richtung, in die mich das Leben in der Hochſchule gebracht hatte. Ich glaubte die Löſung aller Probleme und Phänomene des Lebens nur an der Hand der Naturwiſſenſchaften finden zu können. Das Kohlenſtoffatom, das heute in einer Dichterſtirn der Mitarbeiter unſterblicher Gedanken iſt und morgen aufblüht als ein Blumenkelch, oder in der Lerchenkehle hoch im ewigen Äther dem ſtrahlenden Licht einen Freudenhymnus zujubelt, ſchien mir das tiefſinnige Zeugnis einer Einheit alles Seins, die mein Herz mit geheimnisvoller Seligkeit füllte, und zuweilen ſandte ich, voll innerer Freude von meinen deutſchen Büchern aufblickend, über die dunkelgrünen Wellen meinen Gruß hinüber an die deutſche Heimat, die ich in ihrem geiſtigen Schaffen nun wieder verſöhnt liebte. — Am Abend ſaß ich in meinem kleinen Stübchen und ſchrieb, und die Gedanken ſtrömten mir zu, gleich als ob

Geiſter hinter mir ſtänden und ſie mir ins Ohr flüſterten. Oft auch ſah ich hinaus auf das mondbeglänzte Meer, das einen breiten Strom geſchmolzenen Silbers in langen leiſen Wellen und ruhigem, ernſtem, harmoniſchem Rauſchen durch die ſtille Nacht dahinfließen ließ. Mir war es, als ſähe ich an der Horizontlinie das Waſſer ſich dem Mond entgegenheben, bewegt von der Kraft der Anziehung — vielleicht die erſte Form der Liebe in der Materie. Ich gedachte der entzückenden Phantaſieen der Griechen, wie ſie dies nächtliche Geheimnis der Liebe zwiſchen den Geſtirnen, in der Fabel von Luna, die den ſchlafenden Endymion küßt, perſonifiziert haben. Wie tief mußte dies begnadete Volk empfinden, um im Zauber der Dichtung, des verklärten Wahns, das Geheimnis der Erſcheinung in eine Schönheitswelt von Formen zu bannen, von denen die moderne Welt nur das nackte Gerippe der ſogenannten Realität übrig behalten hat! In der wunderbaren Stimmung, die ſolche Mondnächte am Meer erzeugen, begreift man es, wie ſie dieſe Luna Diana zum ſüßeſten Ideal jungfräulicher Reinheit ſchaffen mußten, die, fern von jedem wollüſtigen Reiz, nur einfach vom ewigen Zauber der Schönheit gerührt, ſich in keuſcher Seligkeit zum Kuß auf die Stirn des ſchönen Schläfers neigte, ohne ihn zu wecken, ohne erwiderndes Umfaſſen zu verlangen. Und wer weiß, inwieweit ihr ſymboliſierendes Naturgefühl recht hatte? Wer weiß, ob nicht in jenen Formen der Erſcheinung, die unſerem Begreifen verſchloſſen ſind, ein Empfinden und Genießen ſtattfindet, das nur andere Ausdrucksweiſen hat wie das unſere? Wer weiß, ob z. B. der Sphärentanz des Pythagoras nicht wirklich die erſte Form, die „ewige Idee“ des Rhythmus iſt? Warum ſollten wir allein das Privilegium der Empfindung haben? Da die Experimentalwiſſenſchaft uns verſichert, daß dieſelben Stoffe, die unſer irdiſches Daſein zuſammenſetzen, ſich ebenſo in der Bildung anderer Weltkörper finden, warum ſollten nicht auch die Begriffe, die der Welt als Vorſtellung entwachſen, eben darum aber notwendig mit dem Stoff, der *dieſe* Welt bildet, zuſammenhängen, ſich außerdem, als

mit dem Stoff verbunden, darſtellen? Warum ſollte daher z. B. der Rhythmus eine bloß unſerem Geiſt gleichſam eingeborene Fähigkeit ſein, und nicht ebenſowohl ein inneres Geſetz, das die Bewegung der Geſtirne regelt? ...

Zuweilen lockte es mich auch an das Ufer hinab, ſelbſt in dunklen Nächten, wenn das brauſende Element ſeine gewaltigen Symphonieen zu mir herauftönen ließ. In dieſer völligen Freiheit und zwiſchen den guten Menſchen der Küſte ſtörte mich keine geſellſchaftliche Rückſicht, ich warf meinen Mantel um und ſchritt dem Strande entlang. Da, wenn Sturm und Wellen um die Wette brauſten, durchdrang mich ein göttliches Gefühl der Freiheit. Keine Furcht war in mir, keine Knechtſchaft außer mir. Mit Luſt hörte ich die aufgewühlte Tiefe heulen; mit Wonne trank ich die ſcharfe Nachtluft, die vom Meere her ein milder Hauch durchdrang. Dann dachte ich der Sünden der Erziehung, die die Menſchen — wenigſtens die Frauen — fernhält von den großen, befreienden Einflüſſen, vom Umgang mit den elementaren Gewalten, mit allem Urſprünglichen, und dadurch das Urſprüngliche in den Menſchen ſelbſt vernichtet. Sich den großen Eindrücken mit reiner Liebe hingeben, das macht den Menſchen ſtark und gut. In einſamen Sternennächten mit den Geſtirnen Umgang pflegen, kühn in die ſchwerſten Labyrinthe des Gedankens eintreten, den Körper härten im Kampf mit Sturm und Wellen, dem Tod furchtlos ins Angeſicht ſehen und ihn verſtehend feiern — all das heißt den gewöhnlichen Erziehern Überſpannung, Torheit, Tollkühnheit. Aber z. B. auf Bällen, im Raſen unſchöner, ja unmoraliſcher Tänze mit gehaltloſen Schwätzern, mit leichter Kleidung ſein Leben gefährden, das heißt rechtmäßige jugendliche Freude. Die Autorität, die ſolche Vorſchriften gibt, heißt die Stimme der Vernunft. Die kleinen Seelen, denen es graut vor Nacht, Sturm und Wellen, die aber im Salon, in der künſtlichen Atmoſphäre des modernen Lebens ihre Kinder lehren, elegante Memmen zu ſein wie ſie ſelbſt, das ſind die weiblichen Weſen par excellence, die wahren Frauen!

Bei ſolchen Gedanken erfaßte mich wieder die alte Leidenſchaft des Kampfes. Ich wünſchte mir noch Leben, Kraft und Gelegenheit, um Heldenfrauen bilden zu können, die fähig wären, ein Geſchlecht aufzuziehen, in dem einſt alle ſittliche Feigheit verſchwände, aus der jede andere, die politiſche und ſoziale Feigheit entſteht. Oder ſollte der wahre, ſittliche Mut ewig nur das Geheimnis einzelner Naturen bleiben? ſo fragte dann zweifelnd mein Herz. „Nein," ſprach die Hoffnung, „es iſt möglich, ihn durch die Erziehung in den weiteſten Kreiſen zu verbreiten und den größeren Teil der Menſchheit zur ſittlichen Freiheit zu erziehen, die das ſtärkſte Geſetz iſt, indem ſie die Notwendigkeit einer ſittlichen Weltordnung anerkennt, ſie ſchafft und ſich ihr aus Überzeugung unterwirft. Dazu aber iſt vor allen Dingen nötig, die von keiner Afterbildung, von keiner falſchen Konvenienz verkrüppelte Originalität der Naturen zu erhalten, die ſich ſelbſt das Weſen der Welt aufdeckt und ſelbſt zu genießen weiß. Käme die Erziehung erſt dahin, daß wahre Bildung auch zugleich wahrer, urſprünglicher Menſch hieße, ſo wäre damit mehr getan als mit allen Beglückungstheorieen. — —

Einmal auf einer dieſer nächtlichen Streifereien befand ich mich plötzlich auf der ſonſt ganz leeren Klippe einem Individuum gegenüber, gehüllt in einen weiten, von einem Gürtel zuſammengehaltenen Mantel, auf dem Kopf einen breitkrämpigen, großen Hut und im Gürtel zwei Piſtolen und einen kurzen Degen. Ich war im erſten Augenblick ein wenig betroffen von der ſonderbaren Erſcheinung, wurde aber bald beruhigt, als der Mann ſtehen blieb und mit gutmütigem Tone fragte, ob ich mich nicht fürchte bei Nacht auf der einſamen Klippe, und mir dann auf meine Frage, wer er denn ſei, erwiderte, er ſei einer der Strandwächter, die zum Schutz des Einkommens des Staates an den Klippen beſtellt ſeien gegen die franzöſiſche Kontrebande, die beſonders mit Cognac und Liqueurs ſtark an dieſer Küſte getrieben werde. Des Mannes gemütliches Weſen bewog mich, ſeiner Geſellſchaft nicht auszuweichen, wenn ich ihm ſpäter öfter auf meinen

nächtlichen Wanderungen begegnete. Er erzählte mir manches aus ſeinem einſamen wilden Strandleben, das von allerlei Gefahren durch Menſchen und Elemente bedroht iſt. Durch die erſteren, wenn dieſe als Kontrebandiers in den vielen kleinen Buchten, die das Meer am Felſenufer bildet, landen, die einzuſchmuggelnde Ware bis zum Weitertransport in den Felſenklüften bergen und dabei von den Strandwächtern überraſcht werden — durch die Elemente aber wird mehr als eines dieſer in unſcheinbarer Pflichterfüllung verbrachten Leben vorzeitig vernichtet. So erzählte er mir von einem ſeiner Gefährten, der durch einen heftigen Windſtoß bei Nacht über die Klippen geweht und unten im Meeresſande und Geröll, die ein ewiges Spiel von Ebbe und Flut ſind, begraben worden ſei. Lange Zeit hatte man nicht gewußt, was aus ihm geworden, bis einige Monate nach ſeinem Verſchwinden der Wind den Sand aufgewühlt und ſeinen Leichnam bloßgelgt habe. Zuweilen riſſen ſich auch im Winter durch den Froſt Stücke von den Klippen los und begrüben einen unter den Trümmern, oder das Geſtein bräche plötzlich ein und riſſe den Obenſtehenden mit hinab in die Tiefe, oder der Sturm ſchleudere einen von der nackten, umheulten Klippe hinaus in das Meer. Der Mann erzählte das mit ſo einfachem Ton, als ob es ſelbſtverſtändlich wäre, daß es ſo kommen und daß man dieſen Lohn des Schickſals für treue Pflichterfüllung ohne Murren hinnehmen müſſe. Es fiel ihm gar nicht ein, zu denken, daß vernünftigere Staatseinrichtungen: Handelsfreiheit, Abſchaffung der Schutzzölle uſw. dem Schmuggelhandel von ſelbſt Einhalt tun und das Amt des Strandwächters erleichtern würden, da er ſich dann, beſonders in gefahrvollen Nächten, die jetzt die Schmuggler gerade für ihr finſteres Handwerk ſuchen, der Wut der Elemente nicht auszuſetzen brauchte.

Anders iſt es freilich mit den Lotſen der Rettungsmannſchaft, zu denen mein Hauswirt gehörte. Ihr Amt beſteht darin, der Wut der Elemente das eigene Leben preiszugeben, um das fremde zu retten. Dieſer ſchweren aber erhabenen

Pflicht wird man ſie nicht nur nicht entziehen können, ſondern ſie wird immer mächtiger und fordernder werden, je mehr Menſchlichkeit und Pflichtgefühl wachſen. Ich ward auch Zeuge einer ſolchen Stunde, in der die mutigen Männer, die das Rettungskorps der Küſte bilden, ihr Leben ohne Bedenken einſetzten. Es war dies eines Abends, als ich gerade in dem Raum, der Küche und Familienſtube zugleich war, mein Abendeſſen einnahm. Draußen wütete und tobte das Meer, der Sturm heulte und der Regen floß in Strömen nieder. Plötzlich ertönten dumpfe Töne in kurzen Zwiſchenräumen durch die Nacht. Die Frau fuhr erſchreckt auf. „Das ſind Notſignale!“ rief ſie, und noch ehe ich Zeit fand zu fragen, ſtürzte der Mann ins Zimmer: ein Schiff ſei in Not in der ſtürmiſchen See und das Rettungsboot müſſe hinaus. Raſch zog er ſich die großen Waſſerſtiefel an, warf den Kautſchukmantel und die Kappe mit dem hinten den Hals bedeckenden Kragen daran um, eilte nach kurzem, entſchloſſenem Lebewohl an Frau und Kinder fort dem Ufer zu, wo ſchon das große Rettungsboot harrte und, bald bemannt, in die toſenden Wellen hinausfuhr. Erſchüttert ſtand ich bei der jammernden Frau, die, nachdem ſie ihm ohne Klage geholfen ſich anzukleiden, erſt nach ſeinem Weggehen ihrer tödlichen Sorge freien Lauf ließ. „So iſt mein Leben, ſo muß ich ewig in Todesangſt ſein um ihn,“ klagte ſie weinend, plötzlich warf ſie mir ihren Säugling in die Arme. „Halten Sie ihn mir,“ rief ſie, „ich muß ihm nach, ich muß ihn abfahren ſehen.“ Sie nahm den Rock über den Kopf und ſtürzte hinaus an den Strand, um dem wegfahrenden Boot, ſo lange es die Dunkelheit erlaubte, nachzuſehen, bis es in den ſich türmenden Wellen verſchwand. Ich blieb zurück in der Hütte mit dem Fiſcherkinde im Arm, ſeltſam bewegt von dem kleinen Drama. Das unbedenkliche Einſetzen des Lebens auf den Ruf der Pflicht von ſeiten des Mannes, die Liebe der Frau, die die ſtumme Angſt um den Gatten, den Vater ihrer Kinder, hinaustrieb in die furchtbare Nacht, nicht um ihn zurückzuhalten — denn das durfte ſie nicht und verſuchte ſie auch

nicht — aber um ihn ſo lange als möglich mit den angſtvollen Herzensſchlägen zu begleiten, während ſie mir, der Fremden, ihr Kind anvertraute — alles das waren ſo einfache, ſo wenige Züge, beinahe nur Konturen eines Menſchenſchickſals, und doch lag eine ſeltſame Poeſie darin, die mich ergriff: die Poeſie der Situation, jenes Unerklärlichen, das das Leben zuweilen in beſonderen Momenten an uns heranführt, das dichtend zu ſchaffen aber nur ſelten und nur dem wirklichen Genie gelingt. Am folgenden Tag, erſt um die Mittagszeit, kehrte der Mann auf ſchon beruhigter See glücklich heim, nach heißer Arbeit, die aber auch den doppelten Lohn, den der völligen Rettung der Gefahrumdrohten und den mäßigen Geldeslohn, der den Rettern wird, mit ſich brachte.

Eine gehoffte Freude nur blieb mir während dieſes Aufenthaltes verſagt, die nämlich, meine kleinen Freundinnen, die Töchter Herzens, dort zu ſehen. Ich wünſchte mir die Kinder herbei, die mir ſo lieb geworden waren, und ich wußte, daß ſie es auch wünſchten. Ich ſchrieb endlich an Herzen, um zu fragen, was denn der Grund ihres Nichtkommens ſei, und ſagte halb im Scherz, er könne ſich wohl von London, den vielfachen Beziehungen, die er dort habe, und den Anregungen des dortigen Lebens nicht trennen; daß freilich das Leben in Broadſtairs für ihn auch kein Intereſſe biete, weil außer den Klippen und den Wellen nichts da ſei. Einige Tage darauf erhielt ich von ihm folgende Antwort:

„Sie haben es mit einem Menſchen zu tun, der von einer Fatalität ſelbſt in den einfachſten Dingen verfolgt wird.

Ich weiß nicht, wann wir kommen können. Mein Sohn iſt krank: ich hätte Ihnen die Kleinen mit der Bonne ſchicken können, aber die letztere iſt eben jetzt unentbehrlich. Ich werde Ihnen das Ultimatum in einigen Tagen ſchreiben.

Inzwiſchen habe ich Ihren Brief erhalten — alſo Brutus, auch du? Es ſchien mir, Sie kennten mich beſſer als irgend jemand in London, und auch Sie denken, daß mir — ja was denn? — daß mir das Café von Very, das Reſtaurant von Piccadilly, die Regentſtreet, die Volksmenge, die Diskuſſionen

nötig ſind? Denn im Grunde habe ich doch nichts anderes hier. Sie kennen jetzt unſer Leben, es iſt zerriſſen, wüſt, es gleicht einem jener alten verödeten Paläſte aus der Vorzeit, in denen nur noch ein kleines bewohnbares Eckchen iſt. Was ſollte der Reiz ſein, der mich an ein ſolches Leben bände? Es gibt eine Seite in meinem Leben, die ich fanatiſch liebe, das iſt die Unabhängigkeit — aber dort am Meeresufer würden Sie mich nicht tyranniſieren, denke ich; die andere ſind die Kinder, und die wären dort. Nein, Sie durften mich nicht ſo beurteilen!

Ich habe ein Leben in die Breite gehabt, ein Leben des entraînement und des Glücks — tempi passati! Eine Sache, die mir noch bleibt, iſt die Energie des Kampfes — und ich werde kämpfen. Der Kampf iſt meine Poeſie. Alles übrige iſt mir beinahe gleichgültig. Und Sie glauben, daß mir etwas daran liegt, ob ich in London oder in Broadſtairs, bei Newroad oder bei Ramsgate bin? — Als wir vor einiger Zeit einmal zuſammen ſprachen, ſagte ich, daß Sie die einzige Perſon ſind, mit der ich nicht nur freimütig über die allgemeinen Dinge ſpreche (denn das tue ich mit allen Menſchen, die ich achte), ſondern auch über die intimeren Angelegenheiten. Dieſe Wohltat wiegt, denke ich, die kleineren Unannehmlichkeiten mit ſolchem Reichtum auf, daß ſie nicht mehr der Erwähnung wert ſind."

Ich antwortete Herzen, fragte nach des Sohnes Geſundheit, erzählte ihm von meinen einſamen Freuden und bat ihn, mir mehrere wiſſenſchaftliche Bücher, die er, wie ich wußte, beſaß, zu ſchicken, unter anderen Moleſchotts Kreislauf des Lebens. Einige Tage nachher erhielt ich wieder einen Brief, in dem er ſagte, daß die Krankheit noch nicht gehoben ſei, und dann fortfuhr: „Als ich Ihren Brief las, habe ich unwillkürlich geſagt: Mein Gott, was ſind Sie noch jung in Sein und Gefühl! Alles was Sie ſagen, weiß ich auch — aus der Erinnerung — auch ich war in Arkadien geboren! Aber ich habe dieſe Friſche, dieſe sonorité nicht mehr. Sie gehen noch vorwärts, ich gehe zurück. Der Troſt, der mir bleibt,

iſt meine Liebe zur Arbeit. Nur da bin ich noch jung, da beſitze ich mich wieder ſelbſt, wie früher. Moleſchott iſt ſehr Spezialiſt in dem Buche: Kreislauf des Lebens. Kennen Sie das vortreffliche Buch: „Earth and Man“ von Gugot? Dann die Pflanzenkunde von Schleiden? Ich kann Ihnen das alles ſchicken.“

Er ſchickte ſie mir auch wirklich. Dann aber hörte ich längere Zeit nichts mehr von ihm, und beſorgt wegen des Knaben, verwundert über das unerklärte Schweigen und Nichtkommen, fragte ich nach dem Grunde und fügte halb im Scherz hinzu, daß ich doch hoffe, ſeine gänzliche Hoffnungsloſigkeit habe ihn noch nicht dazu geführt, ſich totzuſchießen. Ich bekam gleich eine Antwort:

„Erſtens habe ich Briefe aus Rußland erhalten, in denen man mir einen Beſuch von dort hier in London verhieß, den ich mit tiefen Herzensſchlägen erwartete. Geſtern erſt habe ich die Anzeige erhalten, daß dieſer Beſuch erſt im September kommen wird. Zweitens brachte der Morning Advertiſer einen Artikel, in dem geſagt wurde, Bakunin ſei ein ruſſiſcher Spion. Der Artikel war F. M. gezeichnet. Man mußte alſo F. M. eine gehörige Lektion geben und ſeine Antwort abwarten. Endlich waren allerlei Streitigkeiten der allerunangenehmſten Art. Das war keine Stimmung, um heitere Briefe zu ſchreiben. Und ſo iſt die Zeit von einem Tag zum andern vergangen.

Sich totſchießen? Man tötet ſich nicht infolge eines Raiſonnements; die Kugel iſt kein Syllogismus; nur ein einziges Mal in meinem Leben habe ich an Selbſtmord gedacht, niemand hat jemals etwas davon gewußt, ich ſchämte mich, es einzugeſtehen und mich jenen Elenden gleichzuſtellen, die den Selbſtmord ausbeuten. Ich habe jetzt keine Leidenſchaft mehr, die ſtark genug wäre, mich zum Selbſtmord zu treiben; ich habe ſogar einen ironiſchen Wunſch, eine bloße Neugierde, zu ſehen, wie alles gehen wird. Es ſind jetzt zwei Jahre her, da ſchrieb ich eine Widmung an einen Freund und ſagte: ‚Ich erwarte nichts für mich; nichts wird mich

‚mehr ſehr erſtaunen, nichts mehr ſehr erfreuen. Ich habe ſo ‚viel Kraft der Gleichgültigkeit, der Reſignation, des Skepti‚zismus des Alters endlich erlangt, daß ich alle Schläge des ‚Schickſals überleben werde, obgleich ich weder lange zu leben, ‚noch bald zu ſterben wünſche. Das Ende wird kommen, wie ‚der Anfang gekommen iſt, durch Zufall, ohne Bewußtſein ‚ohne Vernunft. Ich werde es nicht zu beſchleunigen ſuchen, ‚noch es fliehn.‘

Dieſe Zeilen waren in vollſter Aufrichtigkeit geſchrieben. Denken Sie darüber nach. Sie könnten mir meine Müdigkeit vorwerfen, wenn ich mich beklagte, aber ich beklage mich niemals, außer wenn eine Freundeshand an die ſchmerzlichen Saiten rührt. Sonſt ſpreche ich von Revolution, demokratiſchen Komitees, von Mailand, Amerika, der Moldau uſw. Ja es gibt Leute, die mich für den zufriedenſten Menſchen auf der Welt halten, z. B. G... und C...; es gibt andere, die, wenn ſie mich nachdenklich ſehen, das nur politiſchem Ehrgeiz zuſchreiben, wie z. B. die meiſten Polen.

Ja, es kommen noch Augenblicke, wo ein Sturm im Herzen tobt — oh, wie man ſich da nach einem Freund ſehnt, einer Hand, einer Träne — man hat ſo viel zu ſagen! — dann wandere ich durch die Straßen; ich liebe London bei Nacht; ganz allein; ich gehe und gehe — einen der letzten Tage war ich auf der Waterloo-Brücke, niemand war da außer mir — ich ſetzte mich lange hin, und mir war das Herz ſo ſchwer — ein Jüngling von vierzig Jahren!

Und dann geht das auch wieder vorüber. Der Wein iſt für mich eine Gabe des Himmels, ein Glas Wein gibt mich mir ſelbſt wieder . . . Aber genug davon! Man kann das alles im erſten beſten Roman leſen. Ich liebe es nicht, mich in dieſen lyriſchen Ergüſſen gehn zu laſſen.“

Ich antwortete ihm darauf:

„Die klageloſe Gleichgültigkeit, in die Sie, einer der wenigen Erwählten der Freiheit, verſunken ſind, tut mir weh. Das, was Sie ſagen, iſt eine Seite der Wahrheit, und Sie behalten ganz recht, wenn das Leben wirklich weiter

nichts ist als das bloße Spiel einer kalten Notwendigkeit oder eines unbekannten Zufalls, der uns hineinwirft und nach Momenten, wo wir ein Scheinglück von Jugend, Liebe, Schönheit, Geist genossen (alles grausame Täuschungen in dem Fall), uns wieder in das Nichts der Materie entläßt, um aus unseren Atomen neue Nichtigkeiten von Existenzen zu bilden. Solch ein Resultat geben uns der negierende Verstand, die experimentierende Wissenschaft, das verarmte Herz. Danach bleibt nur zweierlei übrig: der Selbstmord mit ruhiger Überlegung, als die freiwillige Beschleunigung der letzten Konsequenz dieser Anschauung, oder die passive, ironisch neugierige Resignation. Ist das Leben nichts anderes als dies ewig wiederkehrende einförmige Spiel der Existenzen, dann dürfte ich weiter nichts sagen, weil die Erzählung jener Stimmungen dann wirklich unnütze lyrische Ergüsse wären, denen nachzugeben eine Schwäche wäre und die zu gar nichts führten. Aber wohl uns! dem ist nicht so; die ewige Poesie des Lebens, die höchste Vernunft, die Einheit, oder wie Sie es nennen wollen, empört sich gegen jenes Vernichtungsurteil und geht siegend aus der Analyse der zersetzenden Kritik, der Einsamkeit des Herzens hervor. Nach solchen Briefen, wie der Ihre, frage ich mich immer, ob ich denn weniger radikal bin als Sie, ob ich noch einen Rest Dogma irgendwo versteckt in mir habe? Aber nein; schonungslos habe ich ja jede Illusion zerstört, die liebsten Bande zerrissen, die angenehmsten Verhältnisse geopfert, als sie mich hemmen wollten auf meinem Weg zur Freiheit. Dennoch finde ich nach jedem noch so bitteren Kampf und Schmerz diese Einheit des Lebens wieder, nicht als einen Glauben, sondern als ein intuitives Wissen. Nein, das Leben ist kein solches Auf- und Untergehn ohne andern Zweck als den der Neuheit, der doch am Ende auch nichts mehr wäre. Freilich, die individuelle Erscheinung und ihre Denkkraft ist an den Organismus gebunden und vergeht mit ihm; aber die Gesamtentwickelung des Bewußtseins wird gleichsam ein Konkretes, ein Geist über der Welt, und schreitet vor zu

neuen Idealen, zu dem vollkommeneren Kunſtwerk des Daſeins, zu dem die vorhergehenden Epochen ihm den Weg gebahnt. Um Zeuge davon zu ſein, lebe ich noch gern, mit junger Freude am Leben, das ja für mich perſönlich die ſchönſten Stunden ſchon begraben hat. Deshalb bin ich ſo gern mit Kindern, weil ſie Erben jener fortſchreitenden Zukunft ſind, deren Samen ich in ſie pflanzen möchte. Darum freute ich mich ſo heute abend, als ich den Moleſchott erhielt, weil in ihm auch ein Teil des neuen Evangeliums verkündet wird, zu dem die Menſchheit ſich vorbereitet: ewige Transformation; darum freue ich mich bei den Torheiten der Reaktion, nicht um ihrer Schmach willen (das wäre ein elender Triumph), ſondern um des unaufhaltſamen Kommens neuer Zuſtände willen, in denen die Menſchheit, ſei es auch unter ſcheinbarer Zerſtörung, ſicher einen Fortſchritt macht. Ja, glauben Sie es nur: jene Stunden, wie die an Waterloo-Bridge, ſind die Rache der Vernunft und der Poeſie an Ihrem Verſtand, der jene unterjochen will."

Ich mußte mich endlich doch entſchließen, meiner geliebten Meereinſamkeit zu entſagen und zu der ſchweren Arbeit meines Londoner Lebens zurückzukehren. Ich fühlte mich aber geſtärkt und ermutigt, denn ich hatte einmal wieder mit mir ſelbſt gelebt, hatte mich in jene objektive Beſchaulichkeit verſenkt, in der allein uns das Myſterium des Lebens verſtändlich wird und aus der, als aus dem Gefühl der großen Einheit aller Dinge, uns die Kraft erwächſt, die Zerriſſenheit des alltäglichen Lebens zu ertragen. Am letzten Abend, da der Vollmond gerade mit ſilbernem Glanze die Meeresfläche erleuchtete, ließ ich mich noch einmal von meinem Hausherrn im Kahne hinausfahren aufs Meer. Ich kenne kaum einen ſchönern Naturgenuß, als bei ruhiger See hinauszufahren in die laue Nachtluft, die auf dem Waſſer milder iſt als auf dem Land und, bald in dem glitzernden Silber, bald auf der dunklen Flut, dahin zu gleiten in die unbegrenzte Weite, ſtill, traumhaft, als ginge es hinaus aus dem Reich der Erſcheinung in das ewige Weſen der Dinge. Lange verloren

in ein der Muſik verwandtes Empfinden, hatte ich im Kahn geſeſſen und hatte beinahe vergeſſen, daß die gleichmäßigen Ruderſchläge von einem menſchlichen Geſchöpf herrührten, als mein Fährmann plötzlich das Schweigen brach und anfing, mir zu erzählen, wie er als junger Knabe ſchon zur See geweſen ſei, weite Weltfahrten mitgemacht und viele Nächte unter den Tropen auf dem Meer verbracht habe. Er ſchilderte mit glühenden Farben die Pracht des ſüdlichen Sternenhimmels, der duftberauſchten Luft, die ganzen wollüſtig ſeligen Wunder jener phantaſtiſchen Zone. „Aber," fügte er hinzu, „ſobald wir ans Land ſtiegen, war es mein Erſtes, ſchnell hinzulaufen und irgendwo Zeitungen zu leſen, denn nichts hat mich im Leben ſo intereſſiert wie die Politik; Sie müſſen wiſſen, daß ich ein Republikaner bin, und zwar bin ich es nur aus eignem Nachdenken geworden, indem ich die verſchiedenen Zuſtände der Länder, die ich bereiſte, miteinander verglich und ausfand, daß die Republik die einzige, freier Menſchen würdige Staatsform ſei. Ich nehme auch heißen Anteil an all den verbannten Republikanern, die jetzt auf unſerer Inſel weilen."

Ich ſagte ihm, daß ich auch zu deren Zahl gehöre; da rief er lebhaft, das habe er ſchon lange bei ſich gedacht und ſchon zu ſeiner Frau geſagt, ich müſſe gewiß eine Republikanerin ſein, weil ich ſo einfach menſchlich mit ihnen verkehre. Dann fragte er mich, ob ich Ledru Rollin kenne. Ich ſagte: nicht perſönlich, wohl aber von Anſehn, und daß ich leicht mit ihm bekannt werden könnte, wenn ich wollte. „Nun wohl," verſetzte er nach einigem Zögern, „ſo ſagen Sie ihm: wenn er je eines zuverläſſigen Seemanns bedarf, um im ſichern Kahn einen mutigen Mann, der dort das geſegnete Werk vollbringen will, das franzöſiſche Volk von ſeinem Tyrannen zu befreien, hinüberzuführen zur franzöſiſchen Küſte, und ihn nach vollbrachter Tat ungefährdet zurückzuführen, ſo ſolle er meiner gedenken und mich rufen. Ich ſei alle Zeit dazu bereit!"

Aus dem Traumland der ſchweigenden Meernacht rief mich

dieſe ſeltſame Eröffnung zurück in die leidenſchaftlich bewegte Welt der ſogenannten Wirklichkeit, in der die finſtern Mächte der fleiſchgewordenen wütenden Triebe herrſchen, die die Tyrannei und in ihrem Gefolge den Mord wecken, zwiſchen deren finſteren Umarmungen das Ideal nur wie ein flüchtiges Meteor eine Welt erleuchtet, um dann, ſich in unbekannte Fernen rettend, zu entfliehn.

Fünftes Kapitel

Die Familie der freien Wahl

Als ich mich wieder dem Dunſtkreis näherte, der über der ungeheuren Weltſtadt wie ein dunkler Raubvogel über der zu verſchlingenden Beute lauert, fiel mir unwillkürlich der Chor aus Fidelio ein, als die Gefangenen zurück müſſen in den Kerker und mit ſchmerzlicher Wehmut ſingen „Leb wohl, du ſchönes Sonnenlicht, nun ſchwindeſt du uns wieder.“ Für den, der in dieſem Weltſtrom mitſchwimmen will, um das goldne Eiland des Gewinns und des Genuſſes, nach dem die meiſten ſtreben, zu erreichen, oder für den, den die Gegenſätze, die das Leben ſo großer Städte bietet, als Studium intereſſieren, oder endlich für den, der an einem der großen Zentren des politiſchen Lebens zu weilen vorzieht, für dieſe alle mag London ein Eldorado ſein, zu dem Herz und Sinne mit Sehnſucht zurückeilen. Wem es aber in der Wiege mitgegeben war, lieber den Offenbarungen zu lauſchen, die aus Luft und Wellen, aus Vogelſang und grünem Laubwald tönen, oder da zu weilen, wo im ernſten Kampf der Geiſter die großen Weltgedanken ſich der Nacht des Chaos entringen, das ſie unſerem ſterblichen Auge birgt, dem iſt die Rückkehr nach London, wenn er, wie ich, in das Tret-Rad des Stundengebens hinein muß, eine Rückkehr aus der Freiheit ins Gefängnis.

Ich fand nur wenige meiner Schülerinnen vor, da es noch weit vom Anfang der Saiſon war und die meiſten Familien noch auf dem Lande waren. Aber im Herzenſchen Hauſe

fing ich alsbald meine Stunden wieder an und freute mich der holden Kinder, die mir wahre Blumen in der Wüſte waren. Eines Abends führte mich mein Weg am Hauſe vorbei, und da ich am Morgen nicht dageweſen war, ſo ging ich hinein, um zu ſehen, wie es den Kindern gehe. Ich traf Herzen mit ihnen unten im Eßzimmer und ſah, daß er verſtört und traurig ausſah. Als ich wegging, begleitete er mich hinaus und brach plötzlich in Tränen aus, indem er mir ſagte, daß das häusliche Leben ſich nicht organiſieren wolle, daß er ſich Sorgen mache um die Kinder, daß ſein Haus eine Ruine ſei, und wiederholte mehreremal: „Ich habe es nicht verdient, ich habe es nicht verdient!“ — Es erſchütterte mich tief, ihn ſo zu ſehen. Es hat immer etwas Ergreifendes, einen Mann weinen zu ſehen, um wieviel mehr einen, der äußerſt ſparſam iſt mit Gefühlsäußerungen und im Weltgetriebe ſo abſorbiert ſcheint, daß man ihn der Empfindlichkeit engeren Verhältniſſen des Lebens gegenüber kaum für fähig hält. Zugleich rührte mich aber auch ſein Zutrauen zu mir, und als er ſagte: „Geben Sie mir Rat!“ verſprach ich ihm, darüber nachzudenken, was zu tun ſei. Zu Hauſe überlegte ich lange, was ich raten ſolle. Schon oft hatten die Kinder und die Bonne geſagt, ich ſolle doch ganz zu ihnen kommen, und hatten Pläne gemacht, wie ſchön wir dann leben wollten. Von einer Seite war mir der Gedanke lockend geweſen, wenn ich an ein Zuſammenleben mit den Kindern in ſo freien Verhältniſſen und an ein Werk der Erziehung, das edle Früchte bringen konnte, ſtatt des traurigen Stundengebens dachte. Dennoch war ich immer wieder davor zurückgeſchreckt, denn ich hatte Angſt vor jeder neuen, tieferen Anhänglichkeit an Menſchen. Die öde Ruhe meines Alleinſtehens ſchien mir jetzt den Leiden, die Liebe bringen kann, vorzuziehen. Ich hatte dieſe ja in jeder Form und in ihrer ärgſten Bitterkeit kennen gelernt und ihre zerſtörende Macht ſattſam erfahren. Mein dermaliger Zuſtand war wenigſtens Ruhe und Geiſtesfreiheit, wenn auch kein Glück. Er glich dem ſchmerzlichen Wohlgefühl, das der Schiffer empfinden

mag, wenn er nach dem Sturm auf hoher See mit zerſplittertem Maſt, mit zerriſſnen Segeln, mit verlorner Habe ſich in der Ruhe des Hafens findet. Sollte ich mich noch einmal den Schickſalen, die das Gefühl über uns heraufbeſchwört, ausſetzen? — da ich mich kannte, da ich wußte, wie tief und ausſchließlich mein Herz ſich jeder wahren Neigung hingab, ſo daß, wenn ſie zerriſſen wurde, auch ein Teil meiner ſelbſt mit abgeriſſen und mein Leben gefährdet wurde? Hier konnte ja von keinem Gouvernantenverhältnis die Rede ſein, ſondern es war der Eintritt in die Familie der freien Wahl, es war die Schweſter, die zu dem Bruder ging, um ihm die der Mutter beraubten, verwaiſten Kinder zu erziehen. So nur wollte ich wenigſtens den Schritt tun, ſo nur oder gar nicht. Die holden Kinderaugen lockten mich wie Sterne, indem ſie mir bei der Arbeit auch der Arbeit Segen verhießen. Das geiſtige Element, das durch Herzens Umgang wieder in mein Leben treten würde, der Austauſch, ja auch vielleicht der Kampf der Anſichten, in den ſich aber nichts von der Heuchelei zu miſchen brauchte, die man mehr oder minder im engliſchen Leben üben muß, alles das zog mich an. Dazu kam die Rückſicht, daß meine Geſundheit vorausſichtlich einen zweiten Winter ſo angeſtrengten Stundengebens nicht würde ertragen können. Ich ſetzte mich alſo hin, ſchrieb an Herzen und ſagte ihm, daß mich ſein Schmerz ſehr gerührt habe, und daß der Wunſch, ihm zu helfen, viele andere Bedenken in mir überwöge; ich bot ihm an, die Erziehung der Kinder ganz in die Hand zu nehmen, fügte hinzu, daß ich dazu natürlich ins Haus ziehen müſſe, daß ich es aber durchaus als ein Werk der freien Wahl, als eine Pflicht der Freundſchaft anſähe, und daß von dem Augenblick meines Lebens im Hauſe an jede pekuniäre Verpflichtung zwiſchen uns aufhöre. Zu dem Zwecke würde ich noch einige wenige Stunden außer dem Hauſe geben, deren Ertrag für meine beſcheidenen Bedürfniſſe hinreiche, damit ich dann ungeſtört eine ideale Arbeit übernehmen könne, deren Gelingen ihr einziger Lohn ſei. Ich ſchloß damit, daß es ſich von ſelbſt verſtände, daß

wir beide dieſen Vertrag als freie, gleichberechtigte Menſchen eingingen, mit voller gegenſeitiger Freiheit, ihn zu löſen, wenn es dem einen oder dem andern ſo beſſer ſcheinen würde.

Ich bekam bald eine Antwort. Er ſchrieb, daß ihm der Vorſchlag ſchon hundertmal auf den Lippen geſchwebt habe, daß aber ungefähr gleiche Skrupel wie die meinen ihn bis jetzt zurückgehalten hätten, nämlich die grenzenloſe Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit — das Höchſte, was nach dem Schiffbruch des Lebens übrig bliebe, und die Angſt vor allen menſchlichen Beziehungen, die ſo leicht die traurige Ruhe der einſamen Reſignation, der von unzähligen Kugeln durchbohrten Trophäe, die wir aus dem heißen Streit mitbringen, gefährden. „Ich habe vor allen Angſt, auch vor Ihnen," ſagte er, fügte dann aber hinzu, „ja, probieren wir es: Sie tun das Höchſte für mich, wenn Sie mir die Kinder retten: ich habe kein Talent zur Erziehung, ich weiß es und täuſche mich darüber nicht; aber ich bin bereit, in allem zu helfen, alles zu tun, was Sie für nötig und gut halten."

Nun die Scheu einmal überwunden war, nun drängte er ſelbſt zur Eile, und nach wenigen Wochen zog ich in das Haus. Ich fand manches zu reformieren in Beziehung auf die Kinder, auf die Organiſation des Hauſes, ja ſogar auf die geſelligen Verhältniſſe, die Herzen um ſich hatte aufwachſen laſſen, die ihn ſelbſt drückten und oft gar verſtimmten und die er doch nicht die Energie hatte zu regeln und ſeiner beſſern Einſicht gemäß zu geſtalten. Denn von vornherein begegnete ich dieſem Charakterzug in ihm, daß er, der im Prinzipienſtreit kein Haarbreit wich, der felſenfeſt in ſeiner Oppoſition war, der an der freiwillig gewählten Arbeit mit einer Ausdauer blieb, wie nur die es tun, denen die Arbeit die heilige Betätigung der innewohnenden Schöpferkraft und kein Berufszwang iſt — daß er, ſage ich, in den täglichen Lebensverhältniſſen ſcheu vor jedem Eingreifen zurückwich. Er ließ lieber tauſenderlei Unannehmlichkeiten über ſich hereinbrechen, ehe er mit kräftiger Hand die Dinge um ſich her ordnete, und fand ſich dadurch oft als den Skla-

ven der Umſtände, während er ſeine Unabhängigkeit doch fanatiſch liebte. In ſeinem Hauſe hatte ſich ein wahrer Heuſchreckenſchwarm von ruſſiſchen und polniſchen Flüchtlingen eingefunden. Sie hatten förmlich davon Beſitz ergriffen, fühlten ſich darin als Herren, und ſchalteten und walteten, wie es ihnen beliebte; kein Tag, kein Abend war ſicher vor dieſen Eindringlingen, jedes Familienleben, jedes Zuſammenſein mit den Kindern, jede gemeinſchaftliche Lektüre wurde beliebig von ihnen geſtört. Herzen ſelbſt litt am meiſten darunter, und oft artete ſeine Verſtimmung bis zum äußerſten Mißmut aus. Ich konnte dies nicht billigen, konnte es beſonders in Beziehung auf die Kinder nicht dulden und erklärte dies Herzen offen. Wir hatten lange, lebhafte Diskuſſionen darüber. Ich ſagte ihm freimütig, daß ich gekommen ſei, ihm ſeine Kinder, ſoweit ich es vermöchte, in die rechte Bahn zu lenken, aber ebenſo auch den Kindern den Vater zu erhalten und ihnen mit ſeiner Hilfe die glückliche Heimat zu ſchaffen, in der allein die Kindheit gedeiht, in der man im Segen den Samen ausſtreuen kann, der einſt Blüte und Frucht bringen ſoll. Mit der außerordentlichen Wahrhaftigkeit gegen ſich ſelbſt, die auch ein Charakterzug in ihm war, und mit der Freimütigkeit, mit der er ſtets den von ihm erkannten Mangel eingeſtand, gab er zu, daß es Schwäche ſei, dieſe Zuſtände nicht zu ordnen, und gab mir Vollmacht, es zu tun. Ich riet ihm, einfach zwei Abende in der Woche zu beſtimmen, wo er die Bekannten ſehen wollte, am Tag aber und an den übrigen Abenden mit einem ſtrengen Verbot im Hauſe ein für allemal Ruhe zu ſchaffen. Er fand, daß es mit einem Abend genug ſei, nahm ſeine Maßregeln, und bald war in dieſer Beziehung um uns Frieden. Natürlich zog mir das alsbald einen Haufen von Feinden zu, die ohnehin mein Kommen in das Haus nicht gern geſehen hatten, da ſie den von ihnen dort gehofften Einfluß bedroht ſahen. Ich ſollte auch nicht ungeſtraft davonkommen.

Es verſtand ſich jedoch von ſelbſt, daß vortreffliche Aus-

nahmen unter jenem in ſeine Schranken gewieſenen Schwarm ſich befanden. Dieſen blieb der Zutritt unverwehrt; ihrer edleren Natur nach aber machten ſie auch eben keinen Mißbrauch davon. Unter dieſen waren mehrere, denen ich ſpäter in Freundſchaft näher treten ſollte; zunächſt aber fiel mir vor allen ein Pole auf, deſſen Märtyrergeſtalt mich mit Mitleid und Ehrfurcht erfüllte. Es war dies Stanislaus Worcell, ein Mann aus einer der erſten ariſtokratiſchen Familien Polens, an deſſen Wiege die Deputationen einiger dreißig Dörfer geſtanden hatten, um als Untertanen den Eltern zu ſeiner Geburt Glück zu wünſchen. Er hatte als Kind und Jüngling nur von Silber geſpeiſt, war von Dienern umringt geweſen und im höchſten Luxus aufgewachſen. Doch hatte er nicht verſäumt, ſeinen Geiſt zu bereichern, und vereinigte in ſich eine Fülle von Kenntniſſen, die bei ihm zur wahren Bildung geworden waren. Dabei aber war er erfüllt von jenem myſtiſch-fanatiſchen Patriotismus, den ich ſpäter beim Leſen der polniſchen Dichter, Mickiewicz und anderen, noch näher kennen lernte. Polen war der myſtiſche Stern, der der großen edlen Seele Worcells auch hinter den trüben Wolken des Exils, das ihm den bitterſten Kelch gereicht und keine ſchmerzvolle Entſagung erſpart hatte, verklärend leuchtete. Reich, angeſehen, glücklich verheiratet, Vater mehrerer Kinder, hatte er alles unbedenklich für die Unabhängigkeit des Vaterlands eingeſetzt, als die große polniſche Revolution kam. Nachdem die Übermacht des fremden Herrſchers geſiegt hatte, blieb ihm, wie ſo vielen anderen, nichts als das Exil. Was es ihm aber bitterer machte als anderen, das war der Verrat von Gattin und Kindern, die, anſtatt ihm zu folgen, in das Feindeslager übergingen, wo ſie natürlich mit Ehren überhäuft wurden, da der Verräter der natürliche Bundesgenoſſe des Tyrannen iſt und ihn in ſeinen eigenen Augen rechtfertigt. Wie tief dieſes Schwert in Worcells Seele gedrungen ſein mußte, bezeugten die tiefen Furchen, die der Schmerz in ſeinem edlen Antlitz, das von ergrautem Haar

und Bart umgeben war, gezogen hatte. Doch kam nie ein Wort der Anklage über seine Lippen; er sprach überhaupt nie von denen, die sich im Glanz der kaiserlichen Gnade zu Petersburg sonnten, während er in Armut und Entbehrung lebte. Er hatte den edlen Stolz des Gerechten, der seine Wunden nicht zur Schau trägt; wie er denn überhaupt nie klagte und stets, wenn man ihm begegnete, der feine, geistvolle, tief gebildete Mann war, der alle modernen Sprachen in größter Vollkommenheit sprach, und dessen scharfe Dialektik, dessen philosophischer Geist, aus dem Quell der mannigfaltigsten Kenntnisse schöpfend, die Unterhaltung zu einer wahren Erquickung machten. Er lebte vom Unterrichtgeben in der Mathematik und in Sprachen und unterrichtete in ersterer auch Herzens Sohn, was ihn viel in das Haus führte. Doch kam er auch außerdem oft hin, da Herzen ihn hochschätzte. Er war der erste, der mit wärmster Sympathie Herzen entgegenkam, als in diesem der längst gehegte Plan zur Reife gedieh, in London eine russische Presse zu gründen, um durch diese gegen den Despotismus in Rußland zu operieren. Sich aus tiefem, persönlichem Leid zu retten, in das er nach dem Tode seiner Gattin und vieler geliebter Menschen versunken war, hatte Herzen den Vorsatz gefaßt, dem geknechteten russischen Gedanken im Auslande eine Zufluchtsstätte zu bereiten. Von da sollte er, unumwunden ausgesprochen, zurückkehren in die Heimat, um der Rächer der Unterdrückten, der Verbreiter von Licht und Aufklärung und der Bote einer besseren Zukunft zu werden. So wie Herzen allein diesen Gedanken gefaßt hatte, so gedachte er auch ihn allein mit eigenen Mitteln ins Werk zu setzen. Ein Pole war es, eben Worcell, der die Tragweite dieses Gedankens zuerst begriff und sich ihm freudig anschloß, indem er Herzen die Mittel, über die die polnische Emigration verfügte, um Flugschriften nach Polen und Rußland hinein zu bringen, zur Verfügung stellte. Wie hätte er als edler, großartiger Mensch auch anders empfinden sollen gegen ein Unternehmen, das sich eröffnete mit dem tiefgefühltesten

Bekenntnis deſſen, was Rußland an Polen verſchuldet, mit der Darreichung der Bruderhand an die Unterdrückten, zum gemeinſamen Kampfe gegen den gemeinſamen Feind, den Deſpotismus, der auf Rußland wie auf Polen laſtete? Ich war dabei, als Worcell aus Herzens Hand das erſte, in London in ruſſiſcher Sprache gedruckte Blatt empfing, und teilte die freudige Rührung beider Männer. Ich ſah nun doch wenigſtens nach einer Seite hin wieder einen Samen der Freiheit aufgehen, den im freien Albion ſo leicht nichts hindern konnte, zur Blüte zu gelangen. Lange ehe ich Herzen kannte, hatte ſich in mir der Gedanke ausgebildet, daß Rußland und Amerika die nächſten Kulturfelder ſein würden, auf denen die ſozialiſtiſchen Zukunftsideen, die in Europa theoretiſch geboren, da nur Kampf und Streit hervorriefen, zur Entwicklung kommen würden. Der Blick auf die Karte hatte mir hauptſächlich dieſe Überzeugung erweckt. Das alte, in viele Fetzen zerriſſene, ſo individualiſtiſch markierte Europa mußte ſcharf ausgeprägte Völkerindividuen, ſchroffe Gegenſätze, ganz getrennte Staats- und Lebensformen zur Erſcheinung bringen. Der offenbare Zug der modernen Geſchichte aber, der auf Maſſenvereinigung, auf Zuſammenwirken vieler Kräfte, auf Aſſoziation und Verbindung weiteſter Strecken durch Kulturmittel hinausgeht, ſchien mir einen geeigneteren Boden zu ſeiner Verwirklichung in den weiten, nicht durch Gebirge, Ströme und gewaltige Meereinſchnitte getrennten Strecken der ungeheuren Kontinente von Amerika und Rußland zu finden. Da ſchien die Leichtigkeit ackerbaulicher und induſtrieller Unternehmungen wie von ſelbſt die ungehinderte Vereinigung menſchlicher Kräfte dazu aufzufordern, die humanen Theorien der Zeit in das Leben zu rufen. Dieſe Theorien, die zunächſt die unerläßlichſten materiellen Lebensbedingungen für *alle* als Grundlage einer neuen beſſern Zukunft verlangten, negierten den Satz des Malthus, daß nicht alle zum Bankett des Lebens berufen ſeien. Sie ſtellten im Gegenteil den Satz auf: Wer arbeitet, ſoll auch genießen. Seit ich Herzen kannte, hatten ſich mir durch ſeine

Mitteilungen über die ruſſiſche Gemeinde dieſe Ideen befeſtigt und entwickelt. Es ſchien mir, als ſei in dieſer Gemeinde durch den gemeinſchaftlichen Beſitz der Erde das furchtbare Problem des Proletariats gelöſt, das ſich über Europa wie eine gewitterſchwere Wolke immer drohender zuſammenzieht. Wer genug Erde beſitzt, um ſich und die Seinigen zu ernähren, braucht nicht zu darben. Damit ſchien mir das Meſſer an die eiternde Wunde gelegt, die am Marke des alten Kontinents frißt und ſeine Lebenskraft verzehrt.

Natürlich mußte mir bei ſolchen Vorausſetzungen das großmütige Unternehmen Herzens von äußerſter Bedeutung ſcheinen. Einem Lande, das in den Grundformen ſeines Lebens die Bedingung gegen das materielle Unglück der Geſellſchaft zu beſitzen ſchien, konnte allerdings weiter nichts fehlen, als die Feſſeln eines viel plumperen Deſpotismus wie der europäiſche zu zerbrechen und mit dem freien Wort und der Erkenntnis alle die gebundenen Kräfte zum Leben zu wecken.

Nicht bloß Worcell, ſondern auch viele andere Perſonen begrüßten Herzens Werk auf das freudigſte. Michelet, der franzöſiſche Geſchichtsſchreiber, ſchrieb infolgedeſſen: „Welcher Haß hat noch das Recht zu exiſtieren, wenn Polen und Ruſſen ſich verbinden?“

Nicht alle Polen jedoch waren ſo ſympathiſch, ſo vortrefflich wie Worcell, und ich ſollte bald die Erfahrung des kleinlichen Neides und der Intriguenſucht machen, die in dieſer Emigration herrſchten. Eine polniſche Familie, die mit Herzen bekannt war und deren Kinder viel mit den ſeinen verkehrten, hatte ſich eng der deutſchen Wärterin der letzteren angeſchloſſen. Man lud ſie häufig mit den Kindern ein, behandelte ſie ganz als Ebenbürtige und hoffte wahrſcheinlich, ſo einen Einfluß im Hauſe auszuüben. Im Anfang benahm man ſich auch äußerſt zuvorkommend gegen mich; man beſuchte mich, lud mich ein und hätte mich vielleicht noch lieber ganz für ſich gewonnen. Aber die Familie war mir nicht ſympathiſch; ſie hatte nicht die einfache, ſtumme Würde des Unglücks wie Worcell. Sie trug das ihre mit

Oſtentation. Ich konnte mich oft nicht enthalten zu lächeln, wenn der Vater und andere ihm verwandte Polen zu Herzen kamen mit geheimnisvollen Mienen, argwöhniſch umherſchauend, mit dumpfer Stimme flüſternd, als fürchteten ſie Späher-Ohren und als trügen ſie ein Geheimnis, von dem die Geſchicke der Welt abhingen, mit ſich herum; kurz, ſie erſchienen „drapés dans la conspiration“, wie ich einmal zu Herzen ſagte.

Ich hielt mich etwas von ihnen zurück und ſuchte auch ein wenig den Umgang der Kinder zu beſchränken, da er mir keinen guten Einfluß auf die mir Anvertrauten zu üben ſchien. Natürlich ward dieſe ganze Clique von da an mir feindſelig. Mit der Wärterin war mein Verhältnis im Anfang das allerbeſte. Sie war froh, daß noch ein weibliches Weſen im Hauſe war, mit dem ſie ſprechen konnte, das ihre Erzählungen mit anhörte und ihre Teilnahme bewies an den Angelegenheiten, die ſie innerlich am meiſten beſchäftigten, wozu auch eine Herzensangelegenheit in der Heimat gehörte, deren Vertraute ich ſogleich wurde. Ich gab ihr nie Veranlaſſung zur Klage; das Leben im Hauſe wurde für ſie heiterer, denn ich veranſtaltete zu Geburtstagen, zu Weihnachten, zu Neujahr kleine Feſte für die Kinder, an denen ſie natürlich teilnahm und wobei ſie ſich mehr als alle amüſierte. Ein wirkliches Familienleben fing an im Hauſe zu herrſchen, das alle Hausgenoſſen als Zuſammengehörige vereinigte und gemeinſame Intereſſen, Beſtrebungen, Scherze und Arbeiten hervorrief, wie ſie eben ein wohlgeordnetes Familienleben zu haben pflegt und worin ſein Reiz und das wohltätige Gefühl der Zuſammengehörigkeit beſtehen. Es wurden auch gerade in dieſem Winter mehrere Kinderkrankheiten durchgemacht, wobei ich meine Pflicht mit der Liebe tat, wie ſie nur eine Mutter ihren Kindern erzeigen kann, denn ſchon waren mir dieſe Kinder, beſonders die beiden Mädchen, innigſt ans Herz gewachſen. Meine natürliche angeborene Neigung zum Familienleben trat wieder vollſtändig hervor. Ich dachte viel über die damals überhand-

nehmende Tendenz nach, die Familie zu zerstören und sie gleichsam als den Tod der Individualität hinzustellen. Dies gilt nur von der Familientyrannei. Die Familie darf sich allerdings jene Autorität nicht anmaßen, die das Individuum in seiner freien, naturgemäßen Entwicklung hemmt, so wenig wie der Staat dies darf. Beide, Staat wie Familie, sollen im Gegenteil das Individuum darin schützen und fördern, sich seiner allereigensten Natur gemäß zu entwickeln. In der Familie im engern, im Staat im weiteren Maßstabe sollen dem Individuum die Mittel gereicht werden, zu schöner und freier Bildung zu gelangen. Nie aber dürfen Familie oder Staat der freien Selbstbestimmung des Individuums hindernd oder zwingend in den Weg treten. Ist eine Familie religiös und will sie den unmündigen Kindern eine religiöse Erziehung geben, so sei sie frei dies zu tun. Aber das selbständig gewordene Individuum zwingen wollen, bei den anerzogenen Ansichten zu verbleiben, oder es im Widersetzungsfall zu verfolgen, ist Tyrannei. Ebenso kann der Staat Religionsunterricht in seinen Schulen verordnen, aber seine Beamten zwingen, in die Kirche zu gehen, ist Despotismus usw. — Eindrücke und Beispiele sollten die Hauptmittel sein, mit denen Familie und Staat auf die Erziehung der Individuen wie der Völker wirken. Den jugendlichen Menschen umgeben mit schönen Eindrücken, ihm vorleuchten mit edlen, erhabenen Beispielen, und im übrigen die Natur ihren Gang mit innerer Notwendigkeit gehen lassen, ohne sie zu stören: das wäre Weisheit. Je mehr mich die übernommene Pflicht wieder mit allem Sinnen und Denken auf das große Problem der Erziehung hinführte, desto tiefer wurde in mir diese Überzeugung, daß Eindrücke und Beispiele die mächtigsten Hebel einer guten Erziehung sein müssen, nicht aber die Dressur, die das gewöhnliche Gouvernantentum, die gewöhnliche Schulmeisterei, das gewöhnliche Staatswesen mit sich bringen. Wodurch wurde das athenische Griechentum so unsagbar schön? Weil bei den Athenern keine Dressur die freie Anmut der Natur in Schranken legte, weil sie um-

geben waren von Eindrücken der Schönheit, weil die Natur ſie mit ihrem höchſten Liebreiz, mit Anmut und Erhabenheit zugleich umfing, weil die Kunſt in immer ſteigenden Inſpirationen ſie dazu führte, das ideale Schöne gleichſam in die Form gebannt zu ſchauen, weil die Alten, Weiſen ſich liebevoll in den Geiſt befreienden Geſprächen zu der Jugend niederließen, weil die Beiſpiele göttlicher Heroen den jungen Seelen Flammen der Nacheiferung in der Seele weckten. In Sparta, wo die Dreſſur herrſchte, kamen ſtarke, regelrechte Menſchen zum Vorſchein, aber keine Lieblinge der Götter, wie es die Athener waren.

Die ſehr originellen Naturen, die ich zu erziehen übernommen hatte, führten mein Nachdenken nun auf ſpezielle Fälle, und ich ſuchte ihnen die Theorie ſo weit es ging anzupaſſen. Zunächſt war es freilich die älteſte Tochter, mit der ich mich am meiſten beſchäftigte, deren Unterricht ich ganz allein übernahm und deren ſchon ſehr ausgeprägte Natur ich mit Sorgfalt ſtudierte. Aber mit grenzenloſer Zärtlichkeit ſchloß ich auch das kleinſte Mädchen in mein Herz, die noch zu klein war, um zu lernen, die ſich aber auch mir mit einer in einem ſo kleinen Weſen wunderbaren, faſt leidenſchaftlichen Liebe anſchloß. Dies gab die erſte Veranlaſſung zu Äußerungen eiferſüchtigen Mißmuts von ſeiten der Wärterin, die für dieſes Kind, das bis dahin ihr ausſchließlich überlaſſen geweſen war, eine beſondere Vorliebe zeigte. Ihr Benehmen gegen mich fing an ſich völlig zu verändern. Ich ſchrieb das zuerſt auf Rechnung dieſer kindiſchen Eiferſucht. Bald aber ſah ich, daß wohl noch mehr dahinter war, und erlangte die Gewißheit, daß jene Polen allerlei Argwohn in ihr wachgerufen hatten, der ſich in der traurigſten Art gegen mich kundgab, teils durch Verſtimmungen, teils durch Zurückziehen, durch früheres Sich-Entfernen mit den Kindern, die noch nach der erſten Anordnung des Hauſes mit ihr zuſammenſchliefen uſw. — Ich ſuchte anfangs die Sache zu ignorieren und blieb nach wie vor freundlich. Endlich aber wurde auch ich gereizt, da dies Benehmen entſchieden

anfing, auf meinen älteſten Zögling einzuwirken: ſie wurde ſcheu und mißtrauiſch gegen mich, ſtellte ſich auf die Seite der Wärterin, machte ihre Arbeiten ſchlecht oder unluſtig, und wurde, wie ich ſehr wohl bemerkte, ebenfalls von den Polinnen beeinflußt. Dazu kam, daß die Wärterin bisher jede Anordnung hinſichtlich der Kinder in Händen gehabt hatte und dieſe, da Herzen darin durchaus keine feſten Beſtimmungen getroffen hatte, auch behielt. Sie hatte daher genug Gelegenheit, mir die Kinder zu entziehen und immer noch ihr Leben faſt nach ihrer Willkür einzurichten. Ich machte endlich, da ich einſah, daß mein Einfluß auf die Kinder nichtig würde, wenn das ſo fortginge, Herzen darüber Mitteilungen. Ich verlangte von ihm ein beſtimmtes Ordnen der Verhältniſſe, ehe das Übel um ſich griffe und zu unheilbaren Verſtimmungen führe. Wieder trat mir da ſeinerſeits jenes vorhin erwähnte Schwanken entgegen, jene Scheu, in die Verhältniſſe zu rechter Zeit einzugreifen, um künftigen Übeln vorzubeugen. Es war dies ein ganz nationaler Zug in ihm, den ich bei vielen Ruſſen wiedergefunden habe. Er verleiht ihrem Leben etwas an den Zufall Hingegebenes, etwas Schwankendes, und macht wohl eine der Hauptverſchiedenheiten ihrer Naturen gegen die des weſtlichen Europas aus, ſowie er einer von den Antagonismen iſt, die ihnen das deutſche Weſen mit ſeinem feſten, ordnenden Vorbedacht antipathiſch machen. Herzen ſah die Sache an, begriff ſie nicht, meinte, das würde ſich ausgleichen, und ließ es gehen. Leider kam es nicht ſo. Die unangenehmſten Szenen folgten; die Wärterin fing an Krämpfe zu bekommen, wenn ich mich längere Zeit mit dem kleinen Mädchen beſchäftigte und wenn dieſe, deren lebhafte Phantaſie und empfängliches Weſen angezogen wurden durch die Anregungen, die ich ihr gab, in feuriger Neigung ſich an mich anſchloß. Endlich ſah denn doch auch Herzen, daß es nicht mehr ging, und daß er zu wählen haben zwiſchen ihr und mir. Ich ſtellte es ihm durchaus frei, unſer Verhältnis zu löſen, wenn es ihm ſchwer falle, die einmal eingewohnte Dienerin zu entlaſſen. Davon

wollte er aber nichts hören, und ſo entſchloß er ſich endlich, ſie in ſchonendſter Weiſe gehen zu heißen. Ich ſtand ihm darin völlig bei, da ich immer ſelbſt tauſendmal lieber Opfer brachte, als ſie für mich oder um meinetwillen bringen ließ. Es tat mir auch innigſt leid, dies Weſen, die jetzt ſchon reuevoll anfing, ihr Unrecht einzuſehen und nach Art beſchränkter Naturen einlenken wollte, da es zu ſpät war, zu betrüben und von den Kindern zu trennen, da ſie dieſe nach ihrer Art liebte. Dennoch fühlte ich, daß hier etwas Höheres auf dem Spiele ſtand, nämlich das Wohl der Kinder und mein Einfluß auf ſie, und ſo blieb ich feſt, wie viel es mich auch koſtete. Nach ihrer Abreiſe nahm ich die Kinder zu mir und richtete mir mein Leben mit ihnen nach meinem Sinn ein. Wieder ward es Frieden um mich her, obwohl in der älteſten meiner Zöglinge jene polniſchen Mißtöne noch eine Zeitlang fortklangen und mir manches zu ſchaffen machten, was ich aber mit der Zeit ſchon zu überwinden hoffte.

Es trat eben damals in unſer engſtes Leben ein ruſſiſches Ehepaar ein, das zur Zeit, als Herzens Familie noch vollſtändig war, in Nizza mit ihr zuſammen geweſen war. Es waren dies wieder eigentümliche Typen, die aber, er beſonders, eine ganze Generation repräſentierten— jene Generation, die ſchon nach Herzens Entfernung aus dem Vaterland in das Alter der Tat eingetreten war und ſich durch mehrere, natürlich mißlungene Verſchwörungen bekannt gemacht hatte. Herr E... war ein Freund Petraſcheffskis, der (nach dem Zeugnis aller, die ihn kannten, ein ausgezeichneter Menſch) als das Haupt einer dieſer Verſchwörungen gefangen und nach Sibirien geſchickt worden war. E..., kränklich, bis zur äußerſten Reizbarkeit nervös, war einer von den ganz theoretiſchen Menſchen, wie ſie auch Herzen ſchon unter ſeinen Zeitgenoſſen gefunden und geſchildert hatte. Mit ſcharfem, zerſetzendem Verſtand, glänzender Dialektik, philoſophiſchem Scharfſinn begabt, brachte er es mit dieſen dennoch durch die gänzliche Lähmung jeder Tatkraft unter dem unſinnigen

despotischen Druck zu nichts anderm, als zu bitterer Ironie und zur furchtbarsten Skepsis in allem und jedem. Letztere trat um so unheilbringender hervor, als daneben das Bewußtsein der Befähigung einen gewissen Anspruch erzeugte, den kein Erfolg rechtfertigte. In der Herzenschen Generation war, außer all jenen oben genannten Eigenschaften, eine große poetische schöpferische Kraft, die viele rettete; so, außer Herzen selbst, Turgeniew, Belinski, Lermontoff und andere. Wem es „ein Gott gab, zu sagen, was er leide", der konnte seinen Schmerz wenigstens hinüberretten in eine reinere Region. Wem das aber versagt war, der mußte ein „traurig freudlos Leben" führen, und es war nicht zu verwundern, wenn die Russen im allgemeinen sich im Lethe des Weins Vergessen tranken, wie es, den Turgeniewschen Novellen nach zu urteilen, allerdings durchgehends auch im Volk der Fall sein mußte. Ich hatte E... sehr gern und unterhielt mich häufig mit ihm, weil es eine wahre Gymnastik des Geistes war, mit ihm zu diskutieren oder zu streiten. Sein Witz und Spott amüsierten mich, denn er vernichtete mit diesen scharfen Waffen nur das Vernichtungswerte, aber niemals das Schwache, Hilfsbedürftige. Im Grund seines Herzens war unter allem Hohn und bitterem Zweifel doch ein echt menschliches Fühlen übrig geblieben. Er konnte kein Tier leiden sehen und kannte sich nicht vor Wut, wenn er eines mißhandelt sah. Seine Frau zog mich weniger an; sie war schön, kalt, stolz, klug, positiv und doch mystisch — ein seltsames Gemisch von Eigenschaften. Aber ihr Mann liebte und verehrte sie unaussprechlich. Beide Gatten waren nun die häufigen Gäste im Hause, besonders da sie auch die Kinder sehr liebten und ihnen viel von ihrer Mutter erzählten, die sie gekannt und hoch verehrt hatten.

Außer ihnen kamen jetzt häufig Mitglieder der französischen Emigration, aber nicht des doktrinär-republikanischen Teils, an dessen Spitze Ledru-Rollin stand, sondern der sozialistischen Partei, als deren Haupt Louis Blanc damals angesehen wurde. Dieser gab uns oft Anlaß zum Lachen,

indem die kleinſte Herzen ihn wegen ſeiner knabenhaften Geſtalt für einen Spielkameraden nahm und ihm deshalb ihre beſondere Gunſt zuwandte, er aber darüber ſo geſchmeichelt war, daß er ſich gleich nach dem Kind erkundigte, ſobald er kam und oft halbe Stunden lang mit ihr au volant oder ſonſt ein Spiel ſpielte. Ja er war ſogar ſo eingebildet auf dieſe Eroberung eines drei Jahre alten Mädchenherzens, daß er ernſtlich böſe wurde, als einer der andern Franzoſen ihm einmal ſpottend ſagte: „Mein Gott, Louis Blanc, Sie werden ſich doch nicht einbilden, das Kind ſei in Sie verliebt? Das gilt ja nur Ihrem blauen Rock mit den ſchönen gelben Knöpfen.“ Er trug nämlich immer einen blauen Frack mit großen gelben Knöpfen darauf. Die kleine Anekdote war ſehr bezeichnend für ihn; er war unendlich eitel und glaubte ſich einen großen Mann trotz ſeiner Körperkleinheit. Doch muß man, um gerecht zu ſein, ſagen, daß er wirklich liebenswürdig war und ſeine Bedeutung ganz ſich ſelbſt verdankte. Er beſaß nicht nur ein großes Talent als Hiſtoriker, ſondern auch eine tiefe, logiſch entwickelte Überzeugung, die er zwar ſtets mit rhetoriſchem Schwung auch im intimen Geſpräch, aber doch ohne jenen Schwall von revolutionären Phraſen vortrug, durch den die meiſten ſeiner Landsleute ſich auszeichneten. Auch er war ein Doktrinär und ſein Syſtem hatte ſich bereits als unhaltbar erwieſen, aber er war geiſtvoll und verteidigte ſeine Theorie mit großer Gewandtheit und Hartnäckigkeit, wenn Herzen ihm auch oft auf das ſchärfſte ihre Mängel nachwies. In allen dieſen oft heißen Verhandlungen blieb er aber ſtets, trotz ſeiner doktrinären Rechthaberei, der vollkommene gentleman, und wenn er in der Diskuſſion heftig und halsſtarrig war, ſo war er unmittelbar nachher liebenswürdig, freundlich und erzählte mitunter ganz reizend die allerkomiſchſten Anekdoten. In vertraulichen Geſprächen liebte er es ſehr, von ſeinem Leben mit den franzöſiſchen Arbeitern zu ſprechen und Züge von der Liebe zu berichten, die ſie ihm ſtets bewieſen hätten. So unter anderem erzählte er, wie er einmal mit

einem Mitgliede der proviſoriſchen Regierung vom Jahre Achtundvierzig ſpazieren gegangen ſei und bemerkt habe, daß ein Mann in einer Bluſe ihnen in einiger Entfernung hartnäckig folgte. Welche Wendung des Wegs ſie auch einſchlagen mochten, der Mann folgte ihr auch. Eine arme Frau trat heran und bat Louis Blanc um ein Almoſen. Er ſuchte in der Taſche und fand, daß er keine Münze habe. Da trat der Mann in der Bluſe raſch hinzu, legte ihm einige Sous in die Hand und ſagte: „Es ſoll niemand ſagen können, daß Louis Blanc einen Armen ohne Almoſen von ſich gelaſſen habe.“ Es ſtellte ſich nun heraus, daß immer einer der Arbeiter ihm folgte, wohin er auch ging, um über ihn zu wachen und ſtets zu ſeiner Hilfe bereit zu ſein.

Einer der wenigen Franzoſen, die Louis Blanc trotz aller Anerkennung in der Diskuſſion entgegen zu treten wagten, wurde bald ein täglicher Gaſt im Hauſe. Es war dies Joſeph Domengé, ein noch ganz junger Mann, aus dem ſüdlichen Frankreich gebürtig, der Sohn unbemittelter Eltern, der, von dieſen in früher Jugend ſchon in das Chaos des Pariſer Lebens entlaſſen, ſeinen Weg allein hatte ſuchen müſſen und ſich mit dem ganzen Ungeſtüm einer begeiſterten Seele in die Revolution geſtürzt hatte. Die Folge davon war auch für ihn das Exil und die Armut. Herzen hatte ihn eines Abends bei einem gemeinſchaftlichen Bekannten getroffen und war von dort mit ihm weggegangen, ſo in Geſpräche vertieft, daß ſie die halbe Nacht in den Londoner Straßen umhergeirrt waren, ohne enden zu können. Am folgenden Tag erzählte mir Herzen von ihm und ſagte: „Unter allen Franzoſen, die ich kenne, habe ich noch keinen ſo freien Menſchen und ſo denkenden philoſophiſchen Kopf gefunden wie dieſen.“ Ich lernte ihn auch bald darauf kennen, und er machte mir einen ſo gewinnenden Eindruck, daß ich Herzen vorſchlug, ihn für ſeinen Sohn als Lehrer zu nehmen. Seinem edel ſchönen Äußeren entſprach auch die hohe Intelligenz, ſein mutiger, freier Blick, der ihn über alles konventionelle Denken hinweg hob und vorurteilsfrei die Natur der Dinge

betrachten ließ. Er hatte kein philoſophiſches Syſtem a priori angenommen, aber ſeine ganze Art zu ſehen war philoſophiſch, und mit unerſchrockener Kritik begegnete er den Theoremen, mit denen ſeine Landsleute, jeder in ſeiner Weiſe, die Welt von oben herab beglücken wollten. Er hatte ſtudiert und ſchien mir in jeder Weiſe geeignet, den heranwachſenden Jüngling zu leiten. Herzen war derſelben Anſicht, und Domengé kam von nun an täglich mehrere Stunden in das Haus zum Unterricht. Er blieb dann meiſt auch zum Eſſen, wodurch die Unterhaltung immer mannigfaltiger und angeregter wurde.

Ein anderes Mal ſagte mir Herzen: „Nun bereiten Sie ſich vor, einen ſehr merkwürdigen Menſchen kennen zu lernen, der mich eben beſucht hat, ich habe ihn auf den Abend eingeladen.“ Den Namen dieſes Menſchen hatte ich ſchon gehört; es war vielfach von ihm die Rede geweſen wegen eines Duells, das er mit einem Anhänger Ledru-Rollins gehabt und in dem er ſeinen Gegner erſchoſſen hatte. Infolgedeſſen hatte er vor dem engliſchen Schwurgericht geſtanden, und es hatten ſich bei der Verhandlung ſonderbare Unredlichkeiten ergeben, die ſeine politiſchen Gegner gegen ihn verübt hatten. Sein Name war Barthélemy; er war ein einfacher Arbeiter aus dem heißblütigen Marſeille, hatte ſchon in früher Jugend zu der geheimen Geſellſchaft der Marianne gehört, die damals in Frankreich revolutionäre Zwecke verfolgte, war in dieſer durch das Los beſtimmt worden, Rache an einem Polizeiſergeanten zu nehmen, der ſich an einem Mitglied der Geſellſchaft vergangen hatte, hatte ihn, wie ihm befohlen, getötet, war gefangen genommen und zum Bagno verurteilt worden. Bald darauf brach die Revolution von Achtundvierzig aus. Er wurde aus dem Bagno befreit, kämpfte in den Juni-Tagen mit Löwenmut auf ſeiten der Arbeiter und entkam nur mit Mühe und unzähligen Gefahren neuer Gefangenſchaft und dem Exil in Cayenne, gegen das denn doch das Exil im freien England, trotz Armut und Entbehrung, eine beglückende Rettung war. Ich war wohl begierig, dieſen Menſchen zu ſehen, dem ſchon in der Jugend ſo wilde

abnorme Schickſale begegnet waren, doch hatte ich auch ein geheimes Grauen vor ihm, deſſen Hand ſchon mehr als einmal den Tod gegeben hatte. Wie war ich erſtaunt, als Herzen mir am Abend einen Menſchen von feiner, ruhiger Haltung vorſtellte, der ſich äußerlich in nichts von jedem andern Herrn der Geſellſchaft unterſchied, und als er mich mit einer Stimme anredete, deren tiefer, muſikaliſcher Wohllaut eine unwiderſtehlich ſympathiſche Wirkung ausübte. Dieſer Wilde war zurückhaltend, beſcheiden, ja faſt ſchüchtern, durchaus edel in Bewegung und Benehmen. Nur in dem dunklen Auge, das in dem melancholiſchen Geſicht unter der gedankenvollen Stirn hervorleuchtete, blitzte es zuweilen wie das ferne Wetterleuchten eines drohenden Sturmes, der mit vernichtender Gewalt im gegebenen Moment losbrechen wird. Er wurde in der Diskuſſion nie heftig, ſchrie nicht wie die anderen Franzoſen, deklamierte nicht wie ſie, hatte keine akademiſche Rhetorik des Vortrages, ſprach überhaupt nicht viel. Aber wenn er ſprach, dann verſtummten nach und nach die andern. Die tiefe, wohllautende Stimme tönte allein klar und beſtimmt über dem verhallenden Chaos und ſprach Meinungen aus, die wie aus Stein gemeißelt ſchienen, ſo unerſchütterlich ſchienen ſie feſt zu ſtehen. Nur ſelten zitterte ein ferner Klang der Leidenſchaft in dieſer Stimme, der es verriet, daß ſeine Geſinnung nicht nur überhaupt zur Tat werden könnte, ſondern auch zu ſolch raſcher Tat, daß ſie ihn vielleicht ſelbſt gereuen würde. Ich war ſo ergriffen von der Bekanntſchaft dieſes Menſchen, daß Herzen, obgleich er ihn ſelbſt ſehr bedeutend und anziehend fand, über meinen Enthuſiasmus lachte. Noch in Deutſchland war ich daran gewöhnt geweſen, mit ſehr unterrichteten Arbeitern zu verkehren, die die ſozialen Fragen mit Ernſt und Nachdenken behandelten; aber eine ſo harmoniſche Durchbildung wie bei Barthélemy, ein ſo völliges Heraustreten aus ſeiner Sphäre durch Anſtand und Benehmen, wie bei ihm, hatte ich noch nirgends gefunden. Er flößte mir eine Achtung vor dem franzöſiſchen Arbeiterſtand ein, die mich berechtigte,

anzunehmen, daß alles Heil der Zukunft in jenem Lande lediglich in dieſem Stande ruhe. Ich ahnte damals noch nicht, daß es möglich ſein würde, daß das Kaiſerreich zwanzig Jahre dauern, mit ſeinem demoraliſierenden Einfluß auch dieſen Stand gründlich verderben und zu den traurigſten Konſequenzen ſeiner damaligen Theorie führen könnte.

Außer dieſen drei hervorragenden Individuen waren mir die übrigen Mitglieder der franzöſiſchen Emigration, die zu Herzens Abenden zu kommen pflegten, nicht nur unintereſſant, ſondern faſt unangenehm durch ihre Phraſen, durch ihre ewigen Wiederholungen desſelben Themas. Freilich war es ja überhaupt nur immer die Individualität, die in allem den Ausſchlag gab. So wie es in all den verſchiedenen Nationalitäten, die das Schickſal hier zuſammengeworfen hatte, des Gleichgültigen, des Verkehrten, ja des Widerwärtigen genug gab, ſo gab es auch überall ſchöne, hervorragende Geſtalten, die mit der Menge verſöhnten. Darin unterſcheidet ſich ja überhaupt der Menſch von der Natur; dieſe letztere intereſſiert ſich nur für die Gattung und ihre Erhaltung, ſie wirft das koſtbarſte Individuum, das körperliche und geiſtige Schönheit hoch über die andern ſtellt, mitleidlos in dieſelbe Grube mit dem, der ſein völliges Gegenteil war — aber dem Menſchen iſt nur das Individuum hochbedeutend; nach ihm mißt er die Bedeutung der Jahrhunderte, ihm reicht er den Kranz der Unſterblichkeit, in ihm liebt er die Menſchheit.

Auch aus der italieniſchen Emigration wurden mir in Herzens Haus einzelne Perſönlichkeiten näher bekannt und lieb. Mazzini ſah ich damals nicht, denn er ging abends nie aus, außer in ſeinen nächſten engliſchen Freundeskreis, wo ich nicht bekannt war. Dagegen kam ſein einſtiger Kollege im römiſchen Triumvirat, zugleich ſein Schüler und Freund, Aurelio Saffi, öfters zu uns. Herzen liebte ihn außerordentlich, und Saffi neigte ſich immer mehr und mehr Herzens Anſchauungen zu, die freilich weſentlich von denen Mazzinis abwichen. Mazzini hatte ein Dogma, allerdings ein ſchönes, reines, aber doch ein Dogma, zu dem er die Welt

bekehren wollte und an deſſen Unfehlbarkeit und endliche Verwirklichung er glaubte. Herzen hatte den Fanatismus der Freiheit, er wollte die unbegrenzte Entwickelung aller Möglichkeiten und haßte und negierte deshalb die beſtehenden tyranniſchen Gewalten, die verſteinern wollen. Er würde auch die Republik negiert haben (und tat es ſchon damals mit der franzöſiſchen Republik von Achtundvierzig), wenn dieſe zum bindenden Dogma für den Gedanken hätte werden wollen. Saffi fing auch an einzuſehen, daß es eine Unmöglichkeit ſei, von der Emigration aus dem Vaterland Geſetze und den Gang ſeiner Entwicklung vorſchreiben zu wollen. Anſtatt zu konſpirieren, wandte er ſich einer beſtimmten Tätigkeit im Lande des Exils zu, da ihm ſeine Vermögensverhältniſſe keine Unabhängigkeit boten. Nach einiger Zeit erhielt er einen Ruf an die Univerſität in Oxford, dem er folgte. Er war ein literariſch hochgebildeter Menſch, eine poetiſche, träumeriſch melancholiſche Natur. Stundenlang konnte er ſitzen, ohne nur ein einziges Wort zu ſprechen. Oft erwachte er, wenn man ihn anredete, wie aus einem fernen Traum. Einmal hatten wir ihn lange einem Franzoſen gegenüber ſitzen ſehen, der ihm alte, von uns allen bis zum Überdruß gehörte Geſchichten aus der Zeit der Revolution von Achtundvierzig vortrug, ohne daß Saffi auch nur einmal den Mund zu einer Bemerkung geöffnet hätte. Endlich machte die Eſſenszeit dieſem Monolog ein Ende, und Herzen fragte Saffi lachend, ob er nun gründlich über die Angelegenheiten der Mairie des dreizehnten Arrondiſſements unterrichtet ſei? — Saffi ſah ihn erſtaunt an und ſagte: „Ich habe nichts gehört," was denn natürlich ein allgemeines herzliches Gelächter hervorrief. Trotz dieſer Zerſtreutheit und Verſunkenheit war er aber eine der liebenswürdigſten Erſcheinungen in der ganzen Emigration. Er war nicht zum politiſchen Menſchen geboren, der Patriotismus war ihm eine Poeſie, und die Erhebung Italiens hatte den Dichterjüngling ergriffen wie ein verkörpertes Ideal. Noch ganz jung mit dem älteren Freund an die Spitze der römiſchen Republik gerufen, war

ſein erſtes Begegnen mit der Tat der entzückende Traum eines neu auferſtandenen Roms geweſen. Der Traum war zerronnen, und als er erwachte, fand er ſich einſam im nebelverhüllten Exil. Das tiefe Leid, das ſeine Seele füllte, zeigte ſich, außer in ſeinem Schweigen, auch dann, wenn er zuweilen im engſten Kreiſe plötzlich anfing, Verſe zu rezitieren; entweder die unſterblichen Terzinen ſeines großen Landsmanns, auch eines Verbannten und vom tiefen Schmerz des Exils Erfüllten, oder die am Born des Leidens ſelbſt geſchöpften Dichtungen des nach Dante größten und edelſten italieniſchen Dichters, Giacomo Leopardi. Dann war es, als ſpräche er aus ſeiner eigenen Seele, und ſein ganzes Weſen erwachte aus der Verſunkenheit, die ihm gewöhnlich war. Er liebte Herzen mit faſt kindlicher Zärtlichkeit und hörte bewundernd zu, wenn bei dieſem die Gedanken ſprühten und der feurige Geiſt die Zuhörer mit fortriß in alle Gebiete des Denkens. Nur Herzens ſprudelndem Witze war es gegeben, ihm manchmal ein herzliches Lachen abzugewinnen.

Ganz das Gegenteil von Saffi, und doch auch ein echt italieniſcher Typus, war Felice Orſini, der, mit Herzen auch ſchon von Italien her bekannt, ihn jetzt in London aufſuchte. Er war das Bild eines Condottiere des Mittelalters, wie ihn ſich die Phantaſie nicht beſſer träumen konnte, eine jener Geſtalten, wie ſie Machiavell vorſchwebten, als er, in objektiver Anſchauung ſeiner Zeit, den politiſchen Typus aufſtellte, den man ihm ſo ſehr verdacht und den man fälſchlich für ſein Ideal genommen hat. Orſini war ſchön, ganz anders ſchön wie der blaſſe träumeriſche Saffi. Er war der echte Römer mit der ſcharf gebogenen Naſe, den feſtgeſchloſſenen Lippen, den dunklen blitzenden Augen und der hohen Stirn. Seine Geſtalt war gedrungen, das Bild der Kraft. Er ſprach auch wenig, wie Saffi, aber nicht, weil er träumte oder in andere poeſieerfüllte Welten entrückt war, ſondern weil er beobachtete, plante, ſich nie und nimmer gehen ließ, nie erraten ließ, welches eigentlich der Grund ſeines Gedankens ſei. Er war ſchon mehreremal im Gefängnis geweſen und

erzählte mir, daß er im Gefängnis die „Neue Heloiſe" geleſen, dadurch zu einer höheren Auffaſſung des weiblichen Weſens gekommen ſei, als er ſie früher gehabt habe, und daß er ſich nun ganz für die Gleichberechtigung der Frauen erkläre, da er ſie in jeder Beziehung dem Manne ebenbürtig erachte. Er kam oft des Abends auf eine Stunde zu gemütlichem Geſpräch, beſchäftigte ſich viel mit den Herzenſchen Kindern und ſprach mit Wehmut von den zwei kleinen Töchtern, die er in Italien zurückgelaſſen hatte. Dieſe gemütliche Seite überraſchte ſehr in ihm, es war mir die erſte Offenbarung der tiefen Familienanhänglichkeit, die in den Italienern ein charakteriſtiſcher Zug iſt und die man gewöhnlich nicht bei ihnen vorausſetzt.

In lebhafte Aufregung wurde die italieniſche Emigration verſetzt durch die Ankunft Garibaldis, der mit einem Genueſer Schiff, das er als Kapitän befehligte, aus Südamerika zurückkam, wo er für die Unabhängigkeit der Republiken gefochten hatte. Auch ihn kannte ich bereits aus Herzens Schilderungen, der mit ihm in Italien zuſammengetroffen war. Mit Rührung hatte mir Herzen oft erzählt, wie nach dem Tode ſeiner Frau eine unbekannte Dame mit zwei Kindern gekommen ſei und ihm geſagt habe, ſie wiſſe wohl, daß er nicht ihren Glauben teile, aber er werde ihr gewiß nicht verſagen, mit den Kindern, die auch die Mutter verloren hätten, am Sarge der Geſchiedenen zu beten. Die Kinder waren die Garibaldis, und die Dame war ihre Erzieherin. Zu jener Zeit kannte man Garibaldi nur als den Führer des Heeres der römiſchen Republik, der die franzöſiſchen Republikaner (die durch dieſe Expedition eine jener Schandtaten vollbrachten, durch die ſich ihr Erſcheinen in Italien ſo oft traurig ausgezeichnet hat) wahrſcheinlich damals zurückgeſchlagen und ſo vielleicht die Geſchicke Italiens geändert haben würde, hätte nicht Mazzinis Vertrauen in die Reinheit der republikaniſchen Geſinnung Garibaldi am energiſchen Vorgehen gehindert. Es war dies ein Idealismus, den Mazzini und mit ihm Italien ſchwer büßen mußte. Mazzini ſelbſt

erzählte mir ſpäter mehreremal, daß es ihm unmöglich geweſen ſei zu glauben, daß die franzöſiſchen Republikaner etwas gegen die römiſche Republik unternehmen könnten. Es war eine der vielen Täuſchungen der Revolution von Achtundvierzig, denen die ganze revolutionäre Generation jener Zeit unterworfen war.

Wenn aber auch ſeine ſchönſten Lorbeeren ihm damals noch nicht zuteil geworden waren, ſo war Garibaldis Name ſchon neben dem Mazzinis der erſten Sterne einer für das freiheitliebende Italien. Seine neueſten Heldentaten in Südamerika hatten einen romantiſchen Schimmer hinzugefügt, der ihn wie einen Helden der Vorzeit erſcheinen ließ, der auf ferne Ritterfahrten, zur Hilfe der Bedrängten, ausgezogen war. Herzen ging gleich ihn zu ſehen, und lud ihn zu Tiſche bei ſich ein. Garibaldis Bild iſt ſeit jener Zeit allen, auch denjenigen, die ihn nicht perſönlich kennen, ſo vertraut geworden, daß man es nicht mehr zu beſchreiben braucht. Aber wenn ſein Äußeres ſchon, ohne ſchön zu ſein, einnahm, ſo tat dies noch mehr der ſanfte Ausdruck des guten Auges, das milde Lächeln, die ganze einfache und in ihrer Einfachheit doch ſo würdevolle Perſönlichkeit. Seine Erſcheinung war wie der ſtille Zauber eines ſchönen Tags, nichts Verborgenes, Geheimnisvolles, Aufregendes, kein ſtechender Witz, keine blitzende Leidenſchaftlichkeit, kein hinreißender Schwung der Rede; er flößte aber eine ſtille freudige Erregung, eine Gewißheit ein, daß hier ein Menſch vor einem ſtehe, der in allem wahr ſei, bei dem nie zwiſchen Rede und Tat ein Dualismus obwalten werde, der ſelbſt in ſeinen Irrtümern noch kindlich liebenswürdig blieb. Seine Unterhaltung war friſch, bewegt, voll liebenswürdiger Einfachheit wie ſein Weſen und durchweht von einem poetiſchen Hauch, mit dem er ſeine Erlebniſſe in Südamerika erzählte, den Guerillakrieg, den er da geführt, wie er mit den Seinen unter dem Sternenhimmel geſchlafen, wie ſie wirklich noch im alten, edlen Waffenkampf dort von Mann zu Mann gekämpft. Man glaubte einen Helden Homers zu hören, und wohl begriff

man es, wie ſeine Anita, von unauslöſchlicher Liebe ergriffen, ihm in heldenkühner Treue nachfolgen mußte bis in den Tod. Ganz zu ihm paßte der Lieblingsgedanke, den er uns mitteilte: es war ſein Traum geweſen, daß die ganze Emigration von Achtundvierzig ſich auf einige Schiffe begeben ſollte, um eine ſegelnde Republik zu bilden, immer bereit, da zu landen, wo es für die Freiheit zu kämpfen gelte. Er meinte, die Idee wäre durchaus nicht unausführbar geweſen; Genua, das ihm ſein Schiff gegeben, würde noch mehrere gegeben haben, und ſo hätte man auf dem freien Meere ein Aſyl der Freien gründen können, wie es auf dem Feſtlande nirgend möglich war.

Nach Tiſch kamen mehrere Italiener, die ſich von Herzen dieſe Erlaubnis erbeten hatten, um Garibaldi über ſeine Anſichten und ſeine jetzigen Ideen für Italien zu befragen. Er ſetzte ihnen einfach und klar ſeinen Standpunkt auseinander. Er bevorwortete zunächſt, daß er keinem erlaube, an ſeiner echt republikaniſchen Geſinnung zu zweifeln, und ſetzte dann hinzu, daß es ihm klar ſei, daß der Weg zur Einheit Italiens nur durch Piemont und die Dynaſtie Savoyen gehn könne. Seiner Anſicht nach ſollte jeder wahre Patriot für den Augenblick die perſönlichen Sympathien und Wünſche hintanſetzen, um dieſes große Ziel zu erreichen. Er war der Meinung, daß Revolutionen ganz unnütz geworden ſeien und daß nur im Anſchluß an die italieniſche Regentenfamilie, die ſich immer den liberal-patriotiſchen Beſtrebungen geneigt gezeigt hätte und leicht auch die Sympathien des übrigen monarchiſchen Europas für ſich haben würde, ein erfolgreiches Handeln möglich ſei.

Die übrigen Italiener hörten ihm mit Achtung zu, waren aber nicht alle ſeiner Meinung. Noch viel weniger war es Mazzini, vor dem er ſeine Anſichten ebenſo klar ausgeſprochen hatte. Es ſtellte ſich ſogar zwiſchen beiden damals eine Spannung ein, die erſt viel ſpäter wieder ausgeglichen wurde. Garibaldi lud uns vor ſeiner Abreiſe zum Frühſtück auf ſeinem Schiffe ein. Am beſtimmten Tage wurde Herzen durch

heftiges Kopfweh verhindert, mitzugehn, und ich ging demnach allein mit Herzens Sohn. Das Schiff lag weit hinaus in dem tieferen Fahrwaſſer der Themſe, und wir mußten vom Ufer aus in einem kleinen Boot hinüberfahren. Beim Schiffe angelangt, wurde mir ein Lehnſeſſel, mit einem ſchönen Teppich belegt, vom Bord heruntergelaſſen, auf dem ich hinaufgezogen wurde. Oben empfing uns Garibaldi in maleriſcher Tracht; ein kurzes faltiges Oberkleid von grauer Farbe, ein goldgeſticktes rotes Mützchen auf dem blonden Haar, Waffen im breiten Gürtel. Seine dunkelbraunen Matroſen, mit den Augen und der Hautfarbe einer anderen Sonne, waren, ebenfalls in maleriſchem Anzuge, auf dem Verdeck verſammelt. Zwei engliſche Damen, die ich kannte, waren bereits vor mir angelangt. Garibaldi führte uns in die Kajüte, wo ein Frühſtück, aus allerlei Seedelikateſſen, Auſtern, Fiſchen uſw. beſtehend, ſerviert wurde. Die herzlichſte und liebenswürdigſte Unterhaltung herrſchte dabei. Zuletzt ſtand er auf, ergriff ein Glas einfachen Weins aus ſeiner Heimat Nizza, den er immer bei ſich führte, entſchuldigte ſich, daß er als guter Patriot uns keinen Champagner vorſetze, ſagte, er ſei ein einfacher Mann und habe nicht die Gabe der Rede, aber er wolle trinken auf das Wohl der Frauen, die mit reiner Hingabe den Männern beiſtänden, der wahren republikaniſchen Freiheit den Weg zu bahnen. — Nachher zeigte er uns das Schiff, ſeine Waffen, die einfachen Gegenſtände, die ihn umgaben. Seine Matroſen ſchienen ihn alle zu vergöttern und man konnte nicht umhin, den poetiſchen Zauber zu empfinden, der dieſe Perſönlichkeit hier umgab: der ſchlichte, einfache, freie Held, durch Güte und Gerechtigkeit ein Herrſcher über dieſe kleine ſchwimmende Republik, die Hilfe ſeines Arms und ſeines kriegeriſchen Talents in ferne Länder zur Erringung der Freiheit tragend, da er dem Vaterland im Augenblick nicht dienen konnte. Kaum hat wohl je ein Mann ſeit der antiken Zeit ſich ſo mit dem Zauber der Situation zu umgeben gewußt wie er, aber nicht aus Affektation oder um Effekt zu machen, ſondern

aus der eingeborenen Poeſie und Redlichkeit ſeines Weſens heraus, das allen äußeren Glanz und jede Auszeichnung, die nicht unmittelbare notwendige Folge des inneren Wertes ſind, verſchmäht, und ſich, wie die wahrhaft Freien es tun, immer dahin begibt, wo ſeine eigenſte Natur keine Feſſeln zu tragen braucht, ſondern im Einklang ſteht mit der Umgebung. So war er hier auf ſeinem Schiff, ſo war er in Südamerika geweſen, ſo war er ſpäter im Kriege und auf Caprera. In dieſer Einfachheit und Treue gegen ſich ſelbſt liegt der unwiderſtehliche Zauber, den er namentlich auf das Volk ausübt und der ihn bereits bei ſeinem Leben zu einem Helden der Legende gemacht hat. Das Volk in Neapel trägt jetzt ſchon ſein Bild als Amulett, feiert ſeinen Namenstag nicht mehr um des heiligen Joſeph, ſondern um ſeinetwillen und glaubt feſt, daß der erſte Garibaldi ſchon lange geſtorben iſt, daß er aber immer wieder auferſteht und daß es ſtets einen Garibaldi geben wird.

Es finde hier eine bedeutungsvolle Äußerung Richard Wagners ihre Stelle, die dieſer mir ſpäter, als die Gunſt des Schickſals mir in ihm einen Freund geſchenkt hatte, ſchrieb, nachdem Garibaldi die Einheit ſeines Vaterlands vollendet hatte:

„Ich hatte mit großem Eindruck wieder im Plutarch Timoleons Leben geleſen, auf das ich ganz zufällig geriet. Dieſes Leben hat die ganz unerhört ſeltene Bedeutung, daß es wirklich vollkommen glücklich zu Ende geht, ein ganz ausnahmsweiſer Fall in der Geſchichte. Es tut einem wirklich wohl, doch zu ſehen, daß ſo etwas einmal möglich war, ich kann mich aber im Hinblick auf alles übrige Edle nicht erwehren, ſolch einen Fall eigentlich nur als Lockvogel vom Welt-Dämon aufgeſtellt zu erkennen. Dieſe Möglichkeit mußte offen bleiben, um ſo Unzählige über den eigentlichen Inhalt der Welt in die Irre führen zu können. Stellte dieſe Möglichkeit ſich nirgends einmal dar, ſo dürfte man faſt annehmen, daß es uns möglich ſein müßte, auf kürzerem Wege dahinter zu kommen, wohin wir Occidentalen — ſo ſcheint es — erſt

auf ſehr langem Umwege gelangen werden. Wie viel Berührungspunkte gab es nun, die mich neuerdings Garibaldi auf Timoleon beziehen ließen. Noch iſt er glücklich! Sollte es möglich ſein, daß ihm die eigentliche furchtbarſte Bitterkeit erſpart werden dürfte? Von Herzen wünſche ich es ihm. Doch erſchrecke ich oft, wenn ich ihn doch nur als Fliege im großen europäiſchen Spinnennetze erſehe. Viele Möglichkeiten ſtehen aber offen. Vielleicht iſt die Fliege zu groß und ſtark."

Leider war ſie es nicht, und auch Garibaldi mußte den bitterſten Kelch bis auf die Hefe leeren.

Sechſtes Kapitel

Landleben

Inzwiſchen war das Frühjahr herbeigekommen. Freudig begrüßte ich den Vorſchlag Herzens, London zu verlaſſen und nach Richmond zu ziehen, das wegen ſeiner Nähe doch die Vorteile Londons mit genießen läßt, und zugleich in den Spaziergängen an der Themſe, in ſeinem herrlichen Park und dem nahen Kew-Garten, alle Vorzüge des ländlichen Aufenthalts bietet. — Von jeher war mir das Landleben als das wahre Leben erſchienen. Die unbegrenzte Liebe zur Natur, die Ruhe und der Frieden, die ſie allein zu geben vermag, die große Unſchuld, die in ihr herrſcht, in der die wilden Triebe noch nicht erwacht ſind, die ſchon bei den Tieren Raub, Mord und Qual zur Folge haben — alles dies ließ mich mit Entzücken darauf hinſehen, nun endlich einmal dieſes noch ſo ſelten genoſſenen Glücks teilhaftig zu werden. Dazu freute ich mich, aus dem noch immer zu regen Verkehr im Hauſe fortzukommen. Freunde und Beſucher, von denen ein jeder glaubte, er müſſe doch die Ausnahme ſein, mit der man die Zeit verbringen könne, waren mir noch immer zu viele. Ich ſehnte mich nach Ruhe und Stille, zumal ich alles im Hauſe hatte, deſſen ich bedurfte: für mein Gefühl die Kinder, für meine Tätigkeit die Beſchäftigung mit ihnen, Herzens Um-

gang für meinen Geiſt. Herzen ging nach Richmond, um ein Haus zu ſuchen, und als es gefunden war, zogen wir hinaus. Herr E... mit ſeiner Gattin zogen uns nach. Domengé kam jeden Tag und blieb bis zum Abend, teils Stunden gebend, teils teilnehmend an unſeren Spaziergängen, Waſſerfahrten uſw. — Ich lebte nun mit den Kindern ſo ganz nach meinem Sinn und erfreute mich an ihrem Gedeihen. Bei der Älteſten verloren ſich jene früher erwähnten Mißklänge immer mehr und wir kamen uns herzlich näher. Mit der Kleinen ſchloß ſich das tiefe Liebesband, das uns von Anfang an vereint hatte, immer feſter, und oft ſtand ich abends an dem Bettchen, wo ſie ſchlummerte, und dachte mit wahrem Dankgefühl an die Mutter, die ich nicht gekannt und die mir dies teure Vermächtnis hinterlaſſen hatte. Ich fühlte all die heiße Liebe, all die Aufopferungsfähigkeit einer Mutter, all ihre brennende Sehnſucht, über ſolchem jungen Leben zu wachen und es zur ſchönſten Blüte zu erziehen. Die Grazie dieſes Kindes entzückte mich mit den reinſten Hoffnungen für ihre Zukunft; ihre Fehler und kleinen Unarten wurden meine tiefſte Sorge und mein Denken ging auf in den großen Problemen der Erziehung und ihrer Anwendung auf den einzelnen Fall. Viele Wochen verſtrichen im reinſten Frieden. Dann fing E..., deſſen kränkliches, gereiztes Weſen immer einen Gegenſtand der Unzufriedenheit und Kritik finden mußte, und, da er nicht im Großen beſchäftigt war, ſich überall an Details des täglichen Lebens ſtieß, an, ſeine Kritik an der Erziehung der Kinder zu verſuchen. Er fand, daß ich nicht ſtreng genug ſei, nicht genug zurechtweiſe, meinte, das fröhliche Gelächter und die Ausgelaſſenheit der Kleinen griffe ihm die Nerven an, wenn er zu uns komme, und was der Klagen mehr waren. Anſtatt ſich aber direkt an mich zu wenden, klagte er Herzen darüber. Bei dieſem bedurfte es auch oft nur eines Anſtoßes, um ihn aus der vertrauensvollen Sicherheit, in die er ſeinen nächſten Freunden gegenüber verſank, zur ſkeptiſchen Grübelei und dem Sehen von Geſpenſtern am hellen Tage zu verlocken.

Er fing nun auch an, ſich zu beunruhigen. Eines Abends, als er, E... und ich allein beiſammen ſaßen, nachdem die Kinder ſchlafen gegangen waren, brachte er das Geſpräch auf die Erziehung. Mit der edlen Offenheit, die ich ſo hoch an ihm ſchätzte, verhehlte er mir nicht, daß zwiſchen E... und ihm die Rede darüber geweſen ſei, daß ich zu wenig Gewicht auf die Disziplin in der Erziehung lege. Es entſpann ſich eine lange Diskuſſion. Ich ſetzte meine Anſichten auseinander. Sonderbarerweiſe war E... nun ganz auf meiner Seite, ſagte Herzen, daß er gar nichts von Erziehung verſtände, was dieſer auch freimütig eingeſtand, und nachdem wir mehrere Stunden diskutiert hatten, hatte ich eigentlich meine Gegner faſt zu dem Bekenntnis gebracht, daß ich recht hätte. Als ich in mein Schlafzimmer im oberen Stock, in dem auch die Kinder ſchliefen, kam, fand ich die kleine Olga wach, ihr lächelndes Geſichtchen auf beide Händchen geſtützt, meiner Ankunft harrend. Sie ſah ſo unbeſchreiblich liebenswürdig aus, daß ich E..., der eben die Treppe hinunterging, zurief, doch noch einmal raſch heraufzukommen. Er kehrte um, und Herzen und er ſtiegen zum zweiten Stock herauf. Ich zeigte ihnen das Kind und ſagte ihnen leiſe: „Skeptiker, die ihr ſeid, braucht man bei ſolcher Grazie zu verzweifeln, wenn nicht in einem Augenblick alles gelingt, was nur in Jahren ſich entwickeln kann und wenn die Frucht nicht vor der Blüte kommt?“

Sie mußten ſich beide des holden Anblicks freuen und gingen lächelnd weg. Am andern Morgen jedoch gab mir Herzen einen Brief, den er mir noch in der Nacht geſchrieben. Es war ſchon öfter zwiſchen uns Gebrauch geweſen, obgleich wir unter demſelben Dach lebten, nach bedeutenden Diskuſſionen, oder wenn wir einer gegen den andern etwas auf dem Herzen hatten, zu ſchreiben, da man dem Papier gegenüber freier, beſonnener, konzentrierter iſt und das eigentlich Bedeutende des zu Sagenden beſſer zuſammenfaſſen kann. Der Brief lautete:

„Ich will Ihnen ſchreiben wegen unſeres geſtrigen Strei-

tes. Die Diskuſſionen führen niemals zu etwas Gutem, man erhitzt und erzürnt ſich, die Eigenliebe kommt ins Spiel; man ſagt mehr als man fühlt. Zuerſt muß ich Ihnen in vollſter Wahrheit verſichern, daß ich ganz und gar Ihrer Meinung bin in Beziehung auf den Tadel, den Sie und E... gegen mich ausgeſprochen haben betreffs meines Anteils an der Erziehung. Ich kenne dieſe Mängel meines Charakters ſehr gut; ich verſuche es, mich zu ändern — das iſt aber nicht leicht. Ebenſo ſtimme ich vollkommen überein mit Ihrer Theorie und Ihrer Praxis, was die moraliſche Erziehung und den Unterricht der Kinder betrifft — es wäre alſo unnütz, darüber noch zu reden. Das unermeßliche Gute, das Sie in dieſe Ruinen einer Familie gebracht haben, beſteht nicht allein in der Reinigung der Atmoſphäre um uns her, ſondern auch in der Einführung eines Elementes der Geſundheit und Unabhängigkeit, das bewunderungswürdig auf die Kinder gewirkt hat und das ich ſtets auf das tiefſte anerkannt und geſchätzt habe.

Es bleibt alſo die äußere Erziehung, ‚die Dreſſur‘, wenn Sie wollen — allerdings kommt ſie erſt in zweiter Reihe und doch iſt ſie eine äſthetiſche und ſoziale Notwendigkeit. In dieſer Beziehung finde ich bei Ihnen nicht dasſelbe Talent. Und wiſſen Sie die Urſache? Weil weder Sie noch ich praktiſche Weſen ſind; weil die Welt der Details nicht nur langweilig, ſondern auch ſehr ſchwer iſt für alle diejenigen, die meiſt in Gedanken gelebt haben, in den Sphären der Meditation und der Theorien und keine wirkliche Spezialität für die Organiſation, Adminiſtration und Ausübung der Macht haben. Seien Sie offenherzig und ſagen Sie, wenn Sie an die Erziehung dachten, dachten Sie am wenigſten an die Dreſſur? Und ſie entflieht Ihnen, wie ſie mir entflieht. Und doch ohne dieſe Dreſſur keine Sicherheit, kein Gehorſam, keine Möglichkeit, die Geſundheit zu pflegen oder Gefahren vorzubeugen. Sie werfen mir vor, daß ich quäleriſch, hart ein-

ſchreite, wenn die Kinder zu tadeln ſind, und ich beſchuldige Sie, daß Sie dieſe Aufgabe zu ſehr mir überlaſſen. Sie ſagen, daß Sie es nachher tun. Das mag ſein, öfter, aber zuweilen ſehen Sie es auch gar nicht, vielleicht weil Sie keinen Wert auf dieſe Dinge legen. Die Kinder lieben Sie, Olga liebt Sie leidenſchaftlich. Warum gehorchen ſie Ihnen nicht immer in dem Maße? Ich ſage es offen: weil Sie nicht die Kunſt haben zu befehlen, oder die fortwährende Autorität, die in Atem erhält, auszuüben.

E... hat mir auch davon geſprochen, und das war der Anfang unſerer Diskuſſion über Erziehung. Ich habe ihm vorgeſchlagen, zuſammen mit Ihnen darüber zu ſprechen. Aber nicht nur, daß er Sie nicht überzeugt hat geſtern, ſondern er ſtimmte dermaßen mit Ihnen überein, daß ich zuletzt nicht mehr dazu ſchweigen konnte. Ich werde mehr und mehr unbarmherzig gegen meine Freunde, und es waren E...s Bemerkungen, nicht die meinen, die ich Ihnen mitgeteilt habe. Es iſt dies ein Aviſo, das von unten kommt aus der praktiſchen Welt. Sie haben eine ungeheure Aufgabe auf ſich genommen, die Erziehung iſt eine Hingabe, eine chroniſche Reſignation. Sie iſt das völlige Aufgehen des ganzen Lebens, und noch dazu muß man für die materielle Seite einen Beruf ad hoc haben. Darum beeilte ich damals nichts, ſondern erwartete Ihren Vorſchlag, weil ich wußte, welche Laſt Sie auf ſich nähmen. Ich wußte es um ſo mehr, als Sie ſich vielleicht in bezug auf mich täuſchten. In Worten und in Romanen ſind die Menſchen, die ihrem Unglück treu bleiben, die vor dem Schmerz nicht fliehen, die gebrochen ſind von ſchweren Schickſalsſchlägen, ſehr intereſſant; in der Wirklichkeit iſt das nicht ſo, da iſt das eine Krankheit wie eine andere, und alle Kranken ſind kapriziös und unausſtehlich.

Als Sie mir Ihre Freundeshand reichten, um die Erziehung der Kinder zu unternehmen, hatten Sie einen doppelten Zweck. Sie haben mir es oft geſagt, Sie wollten mich auch heilen; ich verſtehe das und bin tief dankbar für jeden Be-

weis einer wahren tätigen Freundſchaft. Aber es konnte Ihnen nicht gelingen, und dann erſt haben Sie eingeſehen, daß außer der Sympathie für alle die Dinge, die uns beiden heilig und teuer ſind, außer der perſönlichen Sympathie — wir dennoch Antipoden ſind. Ich ſuche die Kinder zu erhalten, einziger Reſt der Poeſie in meinem Daſein, ich arbeite, ich leſe die Times, ich liebe meine Freunde aufs tiefſte, die wahren, und in dieſe Zahl gehören Sie, aber dieſe alle können nichts an der Weiſe ändern, die mein Weſen einmal genommen hat. Gut noch, wenn auch Sie mit dem Leben fertig wären, dann wären wir wie zwei Schiffbrüchige, die alles verloren haben. Sie aber haben — und das iſt vollkommen gerecht — noch Anſprüche an das expanſive Leben, an den Genuß, Sie haben noch eine Zukunft, haben noch Wünſche. Und Sie denken, daß meine Seele ſo egoiſtiſch iſt, nicht zu leiden, wenn ich bedenke, wie unerträglich Ihnen das Leben unter dieſem verwünſchten Dach ſein muß? Ich leide um ſo mehr, als dabei nichts zu ändern iſt, denn ich kann ohne Heuchelei kein anderes Leben führen.

Haben Sie an alles das gedacht, als Sie mir den Vorſchlag machten, ſich auf dieſer Galeere einzuſchiffen? Nein!

Wie mir das alles ſchwer auf dem Herzen liegt! Glauben Sie es mir.

Ihr aufrichtiger Freund
A. Herzen."

Ich mußte lächeln, als ich dieſen Brief las. Woher kamen auf einmal dieſe Gewitterwolken, dieſes tragiſche Unglück, nachdem ſeit der Kataſtrophe mit der Wärterin alles in ſchönſtem Frieden geweſen war? Weil einem krankhaft gereizten Menſchen die Lebhaftigkeit fröhlicher Kinder einigemal die Laune verdorben hatte. Dabei erkannte ich allerdings etwas von dem „Antipodentum" unſeres Weſens in jener Ungeduld und Verzweiflung, wenn nicht gleich alle Reſultate reiften, die Ausdauer und ſtille Arbeit allein erzielen können. Ich ſetzte mich hin und ſchrieb ihm wieder:

„Da Sie dieſen Weg eingeſchlagen haben, ſo wende ich mich auch noch einmal zu ihm, weil es wahr iſt, daß man dem Papier gegenüber kühler, leidenſchaftsloſer und präziſer iſt.

Einem Irrtum Ihrerſeits muß ich zuerſt entgegentreten, weil es mich wundert und ſchmerzt, daß Sie mich ſo durchaus mißverſtehn. Ich mache keine Anſprüche an das Leben mehr; aber das Leben macht noch Anſprüche an mich und denen entziehe ich mich nicht. Das Bewußtſein hiervon hielt mich zweimal vom Selbſtmord zurück, dem ich mit der ruhigen Gewißheit ins Angeſicht ſah, daß ich das Recht habe, ihn zu begehen. Nicht im Sturm der Leidenſchaft, ſondern aus dem allertiefſten Grunde eines unendlichen Schmerzes heraus begriff ich mein Recht, ein Leben abzuſchließen, das einen vollen Inhalt gehabt hatte, das ganz und ungeteilt durchlebt war in jedem Augenblick. Neben jenem Recht aber fühlte ich eine andere Forderung: die des Lebens an mich, an meine noch unverbrauchte Kraft, an meinen Geiſt, der noch begreifen, an mein Herz, das noch mitleiden und tröſten konnte. Dieſe Forderung behielt die Oberhand, und ich ſuchte ſie nun auch ganz zu erfüllen. Da ich nicht geſtorben war an meiner Vergangenheit, wollte ich auch nicht an ihr kränkeln. Wie die Alten einſt die Vergänglichkeit des menſchlich Schönen in unſterbliche Halbgötter verklärten, ſo begriff ich in heiliger Wehmut an meinen Erinnerungen das Geſetz des Vergänglichen und des Ewigen in unſerem Daſein. Wenn es einſt ſoweit iſt, ſo werde ich mich ruhig niederlegen mit dem Bewußtſein, in dem einen oder andern Herzen als ein verklärtes Bild meiner ſelbſt fortzuleben. Mir ſchrieb kürzlich eine Freundin: ‚wie gern möchte ich bei Deinem Tode ſein! Du haſt das menſchlichſte Leben gelebt, das ich kenne — Du wirſt auch ſo ſterben‘. Was aber meine Anſprüche auf ‚Genuß‘ betrifft, ſo ſchwöre ich Ihnen zu, daß ich mich oft in dem ‚genußreichen‘ bewegten Leben in London herzlich langweilte, mich hinwegſchlich aus den tötenden Wiederholungen desſelben Themas und aufatmete oben an den

Betten der Kinder im Anſchauen ihres unſchuldigen Schlafs und in der Empfindung reiner, ewig menſchlicher Gefühle. In dieſen letzten Wochen, als alles ſo friedlich zwiſchen uns war, fühlte ich es oft mit wahrem Glück, daß wir anfingen, ein vernünftiges Leben zu führen. Ich empfand die ſtillen Stunden in inhaltvollen Geſprächen mit wenigen Edlen und das immer ſchöner aufblühende Leben mit den Kindern als den einzigen Genuß, den ich noch vom Geſchick als Belohnung für meine geſunde Treue verlange, den ich mit Dank und Freude empfange, ohne mich eigenſinnig dagegen zu ſträuben, ohne mich krank zu wähnen, wo ich geſund bin, d. h. noch fähig, das Edelſte im Leben zu empfinden, zu geben und zu empfangen.

Als ich den Entſchluß faßte, zu Ihnen zu kommen, ſah ich eine liebe Aufgabe vor mir und gelobte mir, ſie nach beſten Kräften zu erfüllen. Ob ich ihr gewachſen ſein würde, ſagte ich nicht; ich unternahm es im Gegenteil nur auf gegenſeitige Probe. Daß meine Aufgabe eine doppelte war, iſt gewiß; ſie konnte nur für die Kinder gelingen, wenn ich auch Sie mit dem Leben verſöhnte. Aus dem erſten überraſchenden Gelingen gingen die Hinderniſſe hervor, die mir nachher eine Zeitlang das Leben verbitterten. Vielleicht waren auch Fehler meinerſeits dabei, ich wollte ja damals auch gehen: Sie willigten nicht darein, und ich blieb. Im Anfang habe ich ſelbſt manche Bedenken, manche ſchwere Stunde wegen der Kinder gehabt und gezweifelt, ob meine Kraft der Aufgabe gewachſen ſei. Jetzt glaube ich *feſt*, daß ich mein Ziel erreiche und zwar ſo, daß durch die allmähliche Veredelung ihres Weſens und durch ein beſtändig gutes Beiſpiel die Kinder von innen heraus ſich zum Schönen bilden werden. Zu *dieſer* Bildung halte ich es für notwendig, jede unſchöne Szene zu vermeiden, und mir ſcheinen Korrekturen in Geſellſchaft vor vielen entſetzlich verletzend: entweder demütigen ſie zu viel und rufen einen inneren Widerſtand hervor, oder ſie befördern die Heuchelei, d. h. das Streben, ſich vor andern beſſer zu zeigen, als man iſt, nur

um in ihrer Gegenwart nicht zurechtgewieſen zu werden. Vielleicht habe ich Unrecht, aber ich kann Beiſpiele anführen, wo ich viel wirkſamer auf meine Weiſe geweſen bin, als wenn ich anders gehandelt hätte. Ich glaube, zwiſchen dem wirklichen Erzieher, dem Bildner und ſeinem Zögling, ſollte ein ſolches Verſtändnis herrſchen, daß ein Blick genügte, den letzteren aufzuklären über das Unzuläſſige, was er getan. Soweit bin ich bereits mit Natalie, und nach den Schwierigkeiten, die man uns zuſammen in den Weg gelegt hat, finde ich, daß ich ſchon viel mit ihr erreicht habe. Sie arbeitet, wo ſie lieber ſpielte, ſie unterläßt manches, wenn mein Blick ihr ſagt, daß es zu tadeln wäre. Bleibt nun auch noch vieles zu wünſchen übrig, ſo wird das ſchon werden. Mir ſelbſt ſind unſchöne Manieren furchtbar, nur müſſen die guten eben nicht Dreſſur, ſondern die Blüte ſein, die dem organiſch zum Edlen und Schönen entwickelten Weſen allmählich entſteigt, denn dann erſt ſind ſie wahrhaft gut und im harmoniſchen Einklang mit dem ganzen Menſchen. Wenn das Kind aber einmal ein wenig Kaffee umgießt oder dergleichen, ſo iſt das eine Ungeſchicklichkeit, die ſie fühlen muß, die aber doch nicht ſo arg iſt, um darüber eine Szene zu machen, beſonders wenn den erwachſenen Perſonen manchmal dasſelbe paſſiert. Ebenſo wenn Olgas übermütige Natur zuweilen über die Stränge ſchlägt, oder wenn ſie eigenſinnig iſt, ſo iſt das für die Erwachſenen einen Augenblick lang vielleicht unangenehm, beſonders für die, die vergeſſen haben, daß das Kind ſein eignes Leben hat und ſeinen Kampf durchmachen muß, ſo gut wie der erwachſene Menſch. Aber was dagegen geſchehen muß, läßt ſich weit beſſer mit Ruhe und Konſequenz tun als mit Heftigkeit. Die weckt nur die Oppoſition im Kinde und verlockt es zu unſchönen Äußerungen, weil es ein gewiſſes Recht fühlt, ſein Weſen kundzugeben. E... z. B. fordert die Kleine immer heraus, und ſie iſt immer unartiger, wenn er da iſt, während ſie bei ſeiner Frau und mir reizend iſt. Was die Geſundheit betrifft, ſo blühen und gedeihen die Kinder ja gottlob prächtig, und

wenn man auch nicht allem Unglück vorbeugen kann, ſo iſt ihnen bis jetzt doch glücklicherweiſe auch nicht der leiſeſte Unfall zugeſtoßen. Ich glaube, daß man recht gut über Kinder wachen kann, ohne ſie in jedem Augenblick die ängſtliche Aufſicht fühlen zu laſſen, die ſie jeder Selbſtändigkeit beraubt und ſie entweder furchtſam oder leichtſinnig macht, indem ſie ſich auf die immerwährende Aufſicht verlaſſen. Das Kind frühzeitig an die eigne Beſonnenheit gewöhnen, durch die es Gefahren vermeidet, ſcheint mir unerläßlich, um freie, ſichere Menſchen zu bilden. Das geſchieht aber viel beſſer, wenn ſie nicht unaufhörlich *fühlen*, daß ſie bewacht ſind. Ich glaube ſogar, daß dies das einzige richtige Verfahren nicht nur in phyſiſcher, ſondern auch in moraliſcher Hinſicht iſt.

Sie wiſſen indes, lieber Freund, daß, wenn es Ihnen zu langſam geht, wenn Sie nicht glauben, daß ein Einfluß, der moraliſch und geiſtig richtig fördernd wirkt, auch mit der Zeit und ſtiller geräuſchloſer Arbeit, die kleinen Mängel der äußeren Erſcheinung zu beſeitigen wiſſen wird, ich ſtets bereit bin, den freien Vertrag zwiſchen uns zu löſen und die begonnene Arbeit in andere Hände zu übergeben. Sie ſagen, Sie werden mehr und mehr unbarmherzig gegen Ihre Freunde. Ich werde es in einem gewiſſen Sinne auch. Ich verlange unbegrenztes Vertrauen, oder ſonſt lieber völligen Bruch. Nur nicht im Halben verkommen laſſen, was ganz, wahr und ſchön ſein muß, wenn es Früchte bringen ſoll. Mein ‚Genuß‘ wäre es geweſen, wenn ich Ihrem Hauſe Einheit und Poeſie hätte zurückgeben können. Leider aber wird dies Ziel wohl nie ganz erreicht werden, weil Sie krank bleiben wollen, weil Sie ſich nicht ſo befreien wollen, wie es Ihrer Natur allein würdig wäre, und das iſt das Übel Ihres Ruſſentums. Ja, da finde ich allerdings etwas, was uns zu Antipoden macht. — Haben Sie aber noch das alte Vertrauen zu mir, ſo laſſen Sie mich gewähren und glauben Sie mir: ich komme an das Ziel.“

Herzens Natur war eine von jenen ſchönen Naturen, bei

denen vor jedem wahren, aufrichtigen Wort die Wolken des Mißmuts und der momentanen Verkennung verſchwinden, und die ſich dann ganz voll und rein wieder hingeben. So war er, nachdem er meinen Brief geleſen hatte, überzeugt, daß er ſich Hirngeſpinſte gemacht hatte und daß ich im Grunde recht habe. Das weitere Vertrauen zwiſchen uns ſtellte ſich wieder her. Ja, im Gefühl mir vielleicht eine unangenehme Empfindung hervorgerufen zu haben, trug er nun ſelbſt auf eine kleine Reiſe an das Meer an, die ich vor einiger Zeit vorgeſchlagen hatte und die er damals abſchlug.

Wir brachen alſo auf. Domengé ging mit uns, und wir fuhren hinüber nach der Inſel Wight, deren Naturreize ich ſchon lange zu ſehen verlangte. Auf der Fahrt über die kleine Inſel nach dem Städtchen Ventnor, das an der Südſeite liegt, ſaßen Herzen, ſein Sohn und Domengé oben auf der Poſtkutſche; die Kinder und ich ſaßen innen. Ganz entzückt von dem reizenden Weg rief ich einmal hinauf: „Nun, iſt das nicht ſchön? Hatte ich nicht recht, es vorzuſchlagen?“ Lachend rief Herzen herunter: „Ja, ich wollte es Ihnen eigentlich gar nicht ſagen, aber Sie haben recht: es iſt wunderſchön und gut, daß wir gekommen ſind.“

Wir verlebten in dem ſchönen Ventnor fröhliche Tage. Abends waren wir meiſt mit Pulszkys, die den Sommer dort zubrachten, zuſammen. Thereſens Mutter, eine Wiener Dame voller Bildung und Geiſt, war zu Beſuch bei ihnen und bereitete uns durch ihren Witz und köſtlichen Humor manche heitere Stunde. Koſſuths waren auch da, und er zeigte ſich im engeren Zuſammenſein bei weitem liebenswürdiger als bei den offiziellen Vorſtellungen in London. Die Gedanken waren damals ſehr in Anſpruch genommen durch den von Rußland angefangenen Krieg in der Türkei. Herzen namentlich war ſehr aufgeregt. Er prophezeite von Anfang an die Niederlage der Ruſſen und hoffte ſie, da er infolgedeſſen den Sturz des Autokratentums hoffte. Wir teilten ſeine Hoffnung, und nur durch dieſe konnte der unſinnige Krieg überhaupt ein allgemeines Intereſſe haben, außer dem einen

traurigen, daß Menſchen ſich einmal wieder an irgendeiner Stelle des alten Europa maſſenweiſe mordeten, und daß Tauſende von Witwen und Waiſen mit ihrem bitteren Leid eine dunkle Seite mehr in das Buch der Geſchichte einſchrieben.

Es ſollte dieſer Krieg freilich, zufolge der bitteren Ironie der Weltgeſchichte, die ſo oft Fortſchritte der Ziviliſation mit dem Blute von Tauſenden erkauft, auch manche andere gute Folge haben. So befreite er unter anderem die engliſche Geſellſchaft von vielen Vorurteilen und brachte den Inſulanern ein etwas höflicheres Weſen gegen die Sitten und Gebräuche der Fremden bei, die ſich auf das waſſerumgürtete Albion verirrten. Zu der Zeit, als wir in Ventnor waren, exiſtierten dieſe Vorurteile noch, z. B. gegen die langen Bärte, die die Ausländer, namentlich die Emigrierten aller Länder, trugen, und die den an die glatten Kinne gewöhnten engliſchen Augen ſehr „shocking“ und barbariſch vorkamen.

Es paſſierte uns, daß, als wir auf einem Spaziergang an einem Landhaus vorüberkamen, wo einige elegante Damen auf dem Balkon ſaßen, dieſe ſich nicht entblödeten, beim Anblick von Herzens und Domengés Bärten in ein lautes Hohngelächter auszubrechen. Domengé wandte ſich nach ihnen um und ſagte laut genug, um gehört zu werden: „Quelle canaille!“ — Die Damen zogen ſich nicht zurück, wennſchon das Gelächter verſtummte. Ähnliches war andern Barträgern in den Straßen Londons begegnet.

Nach dem Krimkrieg, als die britiſchen Soldaten zurückkehrten, erſchienen nach und nach überall bärtige Geſichter. Das Barttragen wurde nun, wie das in England geht, „fashion“ und ſogleich ins Extreme getrieben, ſo daß man bald kein männliches Geſicht mehr ſah, das nicht von einem enormen Bart eingerahmt geweſen wäre. Auch wurden durch dieſen Krieg in England eine Menge Schäden in der Militärorganiſation aufgedeckt, und namentlich wurde die Aufmerkſamkeit auf das ſchamloſe Verkaufen der Offiziers-

ſtellen hingelenkt, das bisher den Offiziersſtand zu einer Verſorgungsanſtalt für die jüngeren Söhne der großen Familien gemacht hatte, ohne Rückſicht auf Befähigung und auf das notwendige Wiſſen, das dieſem ſonſt ſo vielfach traurigen Stand eine moraliſche Würde verleiht. Ferner erweckte das großmütige Beiſpiel der Miß Nightingale eine Tätigkeit unter den engliſchen Frauen, die auch bisher noch nicht dageweſen war und die eine weite Nachwirkung haben ſollte. — Mit Freuden hebt man die guten Folgen hervor, die ein ſo abſcheuliches Ereignis wie ein Krieg, und noch dazu ein Krieg, unter ſo nichtswürdigen Vorwänden angefangen, mit ſich bringt. Sie verſöhnen in etwas mit dem vergoſſnen Blut und mildern wenigſtens die Blutſchuld vor der Geſchichte, wenn auch diejenigen, die ihn veranlaßten, der gleiche Fluch trifft. —

Nach kurzer, froh verlebter Zeit kehrten wir nach Richmond zurück und fingen das gewohnte Leben wieder an, das ſich immer friedlicher geſtaltete. Ich begann die ruſſiſche Sprache zu lernen, da ich mir nicht nur ſelbſt Freude davon verſprach, ſondern auch Nutzen für die Kinder, deren einzige Tradition mit dieſer Sprache zuſammenhing. Ich empfand es oft, wie viel ſchwerer die Erziehung dieſer Kinder des Exils ſei, als wie die Erziehung derjenigen, die ein Vaterland haben und in der Heimat aufwachſen, umgeben von den heimatlichen Sitten und Gebräuchen, vielleicht von alten bewährten Dienern, Verwandten und Freunden. Alles dieſes war bei den Kindern der Exilierten nicht der Fall, ganz beſonders nicht bei den Kindern Herzens, wo der Vater allein das heimatliche Element vertrat. Dann fehlten zwei der wichtigſten Grundlagen der bisherigen Erziehung bei ihnen gänzlich, nämlich: Sprache und Religion. Die Mutterſprache, in der der Begriff zugleich mit dem Wort heranwächſt, in der alles Fühlen und Denken beinah unmittelbar in den Ausdruck übergeht und jene Originalität der Färbung erhält, die das nationale Element im Weſen eines Volks ausmacht — fehlte ihnen. Sie ſprachen drei, vier Sprachen zu gleicher

Zeit, mit der ſpielenden Leichtigkeit, mit der Kinder überhaupt andere Sprachen lernen und durch die ſie darin viel vor dem erwachſenen Menſchen voraus haben. Dafür aber hatten ſie nicht das tiefe Verwachſenſein des Gedankens mit dem Wort, das z. B. für den Dichter ein unerläßliches Erfordernis iſt, weshalb denn auch wohl ſelten jemand in einer anderen Sprache als der ſeinen bedeutende Dichterwerke liefern wird. Chamiſſo, den man mir als Beiſpiel anführen könnte, war doch durch Erziehung und Neigung zu gänzlich Deutſcher geworden, als daß man es gelten laſſen könnte.

In gleicher Weiſe wie die Sprache fehlte ihnen die religiöſe Erziehung, die den bisherigen Generationen aller Länder ein Band des Zuſammenhangs mit dem Vergangenen und Gegenwärtigen, eine Tradition geweſen war, aus der von ſelbſt eine Menge Folgerungen hervorgingen, die den heranwachſenden Menſchen in beſtimmte Formen bannten und in einen feſtgeſtellten Zuſammenhang mit der ihn umgebenden Welt brachten. Alles dies ſind Hilfsmittel, durch die die Erziehung erleichtert wird.

Es verſtand ſich von ſelbſt, daß ich völlig mit Herzen einverſtanden war, daß von Erziehung und Unterricht in einer poſitiven Religion, in einem kirchlichen Dogma, nicht mehr die Rede ſein konnte. Wie ſollten wir das, woraus wir uns ſelbſt in ſchweren inneren Kämpfen befreit hatten, wieder als eine Feſſel um die Kinder legen, um ihnen einſt den gleichen Kampf zuzumuten? das lag außerhalb jeder Frage und darüber war ich mir ganz klar. Natürlich billigte ich nicht, was ich in einzelnen Familien der Emigration geſehn hatte, nämlich daß es den Kindern erlaubt war, mit den Dingen, die der Mehrzahl der Menſchen noch heilig ſind, Spott zu treiben. Das konnte nur oberflächliche, arrogante Menſchen bilden, die, ohne ſelbſt geprüft zu haben, über etwas zu ſpotten wagten, was Jahrhunderten das ferne Ideal, das die Menſchheit ſucht, dargeſtellt hatte. Der richtige Weg zur Löſung des ſchwierigen Problems einer

Erziehung ohne positive Religion, in einer noch christlich dogmatischen Gesellschaft, schien mir ungefähr der zu sein: zunächst den Kindern Ehrfurcht in das Herz zu pflanzen für alles Schöne und Gute, für alles, was durch Alter, Erziehung und Vorzüge aller Art berechtigt ist, solche einzuflößen. Besonders gehören dahin die großen Menschen, die durch ihren Genius und ihre Tugend heilig gesprochen sind und an die Stelle der antiken Halbgötter und der katholischen Heiligen treten. Es wäre geradezu eine Kultur der Heroen der Menschheit. Ferner: sie zurückzuhalten von voreiligem Urteil und sie lehren, die Überzeugungen anderer, auch wenn sie ihnen fremd oder unverständlich scheinen, zu ehren, solange wenigstens ihr Urteil nicht gereift genug ist, sie mit redlichen Waffen zu bekämpfen. Schließlich: ihnen den historischen Verlauf und Wert aller der religiösen Formen darzustellen, durch die die Menschheit schon durchgegangen ist und in denen sie sich noch gegenwärtig befindet. Dann aber vor allem: das tätige Mitleid in ihnen zu pflegen, das das eigentlich religiöse Element ist, das erlösende und das wahrhaft ethische. Daß auf diesem Wege der Erziehung schwere Fälle vorkommen, wo man dem kühnen Fragegeist des Kindes gegenüber in Verlegenheit kommt, ist gewiß. Aber man hat ja mit dem Hinweis auf einen Gott, der alles aus nichts gemacht hat, dem Kinde ebensowenig eine befriedigende Lösung gegeben, als wenn man ihm einfach eingesteht, daß man den letzten Grund der Dinge selbst nicht kennt. Die Folgerung liegt zu nah, die ich selbst von einem Kinde hörte, als man es auf seine Frage nach dem Ursprung der Dinge an den persönlichen Gott verwies: „Wer hat denn aber den lieben Gott gemacht?“

Läßt man das Kind aber ahnen, daß da alles erhabenes Mysterium ist, so flößt man ihm von vornherein den heiligen Schauer ein, den das Bewußtsein von der Endlichkeit unseres Erkennens in jedem denkenden Wesen hervorruft — die wahre Demut, die sich ihrer Begrenzung und ihres Unvermögens bewußt ist und sich nicht in eitlem Behagen als

Inhaber der ein= für allemal gefundenen Wahrheit mit aller Sehnſucht und allem Suchen abfindet. Auch gibt es ja für das Kind ſo unendlich viele Zwiſchenſtufen, die ſeinem unbefangenen, ganz objektiven Sinn näher ſind und ihm vollauf zu tun geben, ohne daß es, hinreichend damit beſchäftigt, in Verſuchung kommen wird, die ihm noch fern liegende Abſtraktion vom letzten Grunde aufzuſuchen. In der allmählichen Bekanntſchaft mit dem Reichtum der vorbildenden Natur, die die Stufen der Entwicklung ſeiner menſchlichen Gefühle ihm im Reich des Lebendigen verſtändlich und begreiflich macht, wird es ſo viel zu tun haben, wird ſo ganz von dem ihm Nahen, Zugänglichen in Anſpruch genommen ſein, daß viele Zeit vergehen wird, bis ihm die Frage nach dem Abſtrakten auf die Lippen kommt. Und käme ſie eher, bei Ausnahmsnaturen, ſo würde die Hinweiſung auf das Geheimnisvolle des großen Rätſels hinreichen, um den fragenden Geiſt in Schranken zu halten, bis ihm die Flügel des Gedankens genug gewachſen ſind, um den Flug in das unbekannte verhüllte Reich der Abſtraktion zu wagen, in dem doch zuletzt nur die Intuition der reinen, höchſten Seelen der wahre Führer iſt.

Ich verhehlte mir nicht, daß den Kindern aus dieſer Erziehung manche Verlegenheiten und mancher Zwieſpalt erwachſen würden, namentlich in einer ſo konventionell orthodoxen Geſellſchaft wie die engliſche. Zum Glück kamen die Kinder Herzens faſt gar nicht mit der engliſchen Welt in Berührung, und die beiden Mädchen waren ſehr erſtaunt, als eines Sonntagmorgens, wo ſie im Park von Richmond mit Reifen ſpielten, eine engliſche Dame auf ſie zukam und ſie mit ſtrengem Ton fragte, wie ſie etwas ſo Unziemliches tun könnten.

Es wurde mit allſeitiger froher Zuſtimmung beſchloſſen, auch den Winter auf dem Lande zu bleiben. Nur wurde das Haus zu klein gefunden und ein größeres, an der Themſe gelegenes, genommen, mit einem herrlichen Garten, der bis zum Fluß ging und voll alter prächtiger Bäume war. Das Haus war geräumig, ſo daß, außer der bequemſten Einrich=

tung für die Familie, auch noch für viele Gäste Unterkommen war.

Unter den Gästen, die von Zeit zu Zeit sich hier einfanden, waren jetzt auch alte liebe Freunde aus der Heimat. Anna, die sich endlich mit dem Mann ihrer Liebe, mit Friedrich Althaus hatte verheiraten können, war mit ihm herübergekommen, um sich eine Existenz in London zu gründen. Mit ihnen war Charlotte gekommen, die unzertrennliche Freundin Annas. Ich machte sie mit Herzen bekannt. Er schätzte Friedrich sehr, und bald gehörten sie zu den intimeren Besuchern des Hauses, was für mich natürlich eine große Freude war.

Der Winter in dem herrlichen Hause fing auf das friedlichste an. Am Morgen blieb Herzen streng bei seiner Arbeit. Er liebte nicht, dabei gestört zu werden, und jeder Besuch blieb seinem Zimmer alsdann ferne. Domengé war mit dem Sohn, ich mit den Mädchen beschäftigt. Das Haus und der Garten waren der Kinder und meine Welt; ich sehnte mich nicht über deren Grenze hinaus, denn ich war vollkommen glücklich. Bei den Mahlzeiten und am Abend vereinten uns erquickende Gespräche. Herzens ewig frischer, angeregter Geist war wie eine lebendige Quelle, die nie versiegt. Abends, wenn die Mädchen zu Bett gegangen waren, las er seinem Sohn und mir vor. Zunächst machte er den Jüngling mit Schiller bekannt und las ihm mit besonderem Entzücken den Wallenstein vor, den er vorzüglich liebte und für Schillers schönstes Werk hielt. Es war außerordentlich schön, wie Herzen sich in solchen Stunden dem Sohne hingab, und wenn er sagte, daß er kein Talent zur Erziehung habe, so hatte er doch gewiß die Gabe, aus der eignen, feurigen Seele Funken in das junge Gemüt zu werfen und Flammen der Begeisterung darin zu wecken, die die schönste Erziehung sind, wenn sie auf empfänglichen Boden fallen. In diesen Augenblicken, wo der Skeptiker und politische Polemiker in ihm schwiegen und nur der tief ästhetische und künstlerische Mensch aus ihm sprach, schien es mir immer, als könnte nichts be-

fruchtender und bildender für ein junges Weſen ſein, als der Umgang mit ihm. Dazu gehörte aber eben ein ſolch friedvolles, im Äußeren faſt ganz ungeſtörtes Leben, wie wir es damals führten.

Eine große perſönliche Aufregung ſollte es unterbrechen. Domengé kam eines Tages in äußerſter Erregung und erzählte uns, daß Barthélemy, den wir ſeit langer Zeit nicht mehr geſehen hatten, der Held eines blutigen Dramas geworden ſei und ſich nun im Gefängnis, in den Händen der Juſtiz befinde. Er hatte ſich ſchon ſeit längerer Zeit faſt von allen ſeinen Freunden zurückgezogen. Man ſagte, daß die Liebe zu einer Frau, mit der er lebte, die Schuld davon trage, und daß dieſe Leidenſchaft ihn ganz unzugänglich für andere mache. Dann hatte ſich das Gerücht verbreitet, daß er London verlaſſen würde. Wohin er wollte, war unbekannt. Eines Nachmittags war er vollſtändig zur Reiſe gerüſtet, mit dem Reiſeſack in der Hand und in Begleitung jener Frau, zu einem reichen Engländer gegangen, den er ſeit einiger Zeit öfter beſuchte und der bloß mit einer Köchin in ſeinem eignen Hauſe lebte. Was ſich bei dieſem Beſuch ereignet hatte, wußte niemand. Bekannt war nur, daß plötzlich eine Detonation im Hauſe gehört wurde, daß Barthélemy, nachdem er der Frau, die er liebte, durch eine einſame Seitenſtraße hatte entkommen helfen, ſelbſt, wahrſcheinlich um deren Flucht zu ſichern, von der ſchreienden Köchin verfolgt, die Hauptſtraße hinablief, von einem Polizeidiener aufgehalten wurde und dieſen im Handgemenge mit dem Revolver, den er in der Hand hielt, erſchoß. Die herbeigeeilte Menge hatte ihn dann überwältigt und in Verwahrſam gebracht. Jener Engländer aber war von der Köchin, die nach der Detonation in ſein Zimmer geeilt war, tot auf dem Boden in ſeinem Blute liegend gefunden worden. Bei einem erſten vorläufigen Verhör auf der Polizeiſtation, wo man den Mörder hingebracht hatte, hatte er ein hartnäckiges Schweigen beobachtet, nur behauptet, daß er den Polizeidiener nicht willentlich erſchoſſen, ſondern daß ſich im Ringen mit ihm der Revolver

entladen habe. Es war natürlich, daß dies Ereignis bei uns allen die tiefſte Beſtürzung hervorrief. Einen Menſchen, den wir gekannt und geſchätzt hatten, der eine Zeitlang ein Mitglied unſeres Kreiſes geweſen war, nun in ſolcher Lage zu wiſſen, war um ſo erſchütternder, als bei uns allen feſtſtand, daß er kein gemeiner Verbrecher war, zu welch ſchrecklicher Tat auch Leidenſchaft und heißes ſüdliches Blut ihn hatten hinreißen können. Er war eine edel angelegte Natur, die nun ſicher in den tiefſten Seelenqualen das raſch Vollbrachte büßte.

Die franzöſiſche Emigration war in der größten Aufregung. Die Partei Ledru-Rollin freute ſich faſt über den Fall des energiſchen Sozialiſten, der ihr immer feindlich gegenübergeſtanden und ihren doktrinären Republikanismus gegeißelt hatte, bis ihn jenes vorhin erwähnte Duell vollends mit ihr entzweite.

Die anderen Mitglieder der Emigration, Domengé an der Spitze, nahmen nicht nur tiefen Herzensanteil an dem Vorgefallenen, ſondern traten auch öffentlich als die Verteidiger von Barthélemys Charakter gegen die hämiſchen Angriffe ſeiner Feinde auf. Konnten ſie auch das eben Vorgefallene nicht rechtfertigen, ſo wollten ſie es keinesfalls nach gemeinem Maßſtabe beurteilen und richten. Übrigens wollte in das Dunkel dieſer Geſchichte kein rechtes Licht dringen. Der einzige, der vollen Aufſchluß darüber hätte geben können, Barthélemy ſelbſt, ſchwieg fortwährend bei den Verhören. Er ſchien entſchloſſen, dem Gang der Gerechtigkeit nichts in den Weg zu legen und ſein Schickſal zu erleiden, gewiß als Sühne für das eigne edlere Gefühl, das unter der Laſt eines unleugbaren doppelten Verbrechens ſeufzte. Was aber endlich doch als Gewißheit aus allen Gerüchten und Vermutungen hervorging, war dieſes: daß Barthélemys Reiſe keinen andern Zweck gehabt hatte als den, Frankreich von ſeinem Tyrannen zu befreien. Es hieß, daß jener Engländer ihm Geld zur Ausführung des Unternehmens verſprochen gehabt, es ihm aber, als Barthélemy im Augenblick der Abreiſe

es holen wollte, verweigert hatte, daß dann ein Streit entſtanden ſei, der Barthélemy in die äußerſte Aufregung verſetzt und ihn zur unglückſeligen Tat geführt habe. Inwieweit dies richtig war, und weshalb der Engländer verweigerte, was er erſt verſprochen hatte, war nicht zu ermitteln, da die beiden einzigen männlichen Teilnehmer des blutigen Dramas, der Tote und der Lebende, ſtumm blieben, und die weibliche Zeugin auf rätſelhafte Weiſe verſchwunden war. Welchen Anteil ſie an der Sache gehabt, warum ſie bei einem ſo gewagten Unternehmen an Barthélemys Seite hatte bleiben wollen, ſchien auch anfangs unerklärt bleiben zu ſollen, bis ſich nach und nach aus ſeltſamen Gerüchten über ihre Perſönlichkeit feſtſtellte, daß ſie eine franzöſiſche Spionin und abgeſandt geweſen war, den energiſcheſten Emigrierten in das Verderben zu locken. Dies war ihr denn auch nur zu gut gelungen. Daß ſie gleich nach der Tat ſich der wichtigſten Papiere Barthélemys, deren Verſteck unter einer Diele des Fußbodens nur ſie kannte, bemächtigt, ſie in Frankreich an betreffender Stelle abgeliefert und ſich ſelbſt dort in Sicherheit gebracht hatte, war mehr als wahrſcheinlich. Man hatte bei der Hausſuchung die Diele ausgehoben, alles im Zimmer in Unordnung, aber keine Papiere mehr gefunden, und die für die Vorgänge ſo wichtige Zeugin wurde überall in England vergebens geſucht.

Daß dem Gefangenen über die ſchreckliche Verirrung ſeiner Leidenſchaft, die vielleicht allein Schuld war, daß er in den Abgrund ſtürzte, die Augen aufgegangen wären, glaubte ich aus einem Brief ſchließen zu dürfen, den er aus dem Kerker an ſeinen Aſſocié, der mit ihm verkehren durfte, ſchrieb, und den dieſer Herzen und mir zu leſen gab. Er enthielt unter anderem folgende Worte: „Ich bin ſo grenzenlos unglücklich, daß ich mich nicht retten will, auch wenn ich es könnte.“

Was mußte ſeine ſtolze, feurige Seele leiden, als ihm das abſcheuliche Licht über die verratene Liebe aufging, deren Folgen nicht nur ſein Gewiſſen mit doppeltem Morde befleckten, ſondern auch ſein Leben in der vollſten Jugendkraft

abſchnitten, während noch ſo viel Gedanken in ihm gärten, ſo viel edle Taten ihm zu tun übrig waren! O gewiß, wenn es eine Gerechtigkeit gäbe, wie ſie ſein ſollte, die die Taten der Menſchen nicht nach einem gemeinſamen Maßſtabe, ſondern nach der Natur des Täters, den innerſten Motiven der Handlung und ihrer Wirkung auf ihn beurteilte, ſo hätte Barthélemy freigeſprochen werden müſſen um der Schmerzen willen, die ihn beſtürmten, um der Buße willen, deren er fähig geweſen wäre! Aber in den Augen der weltlichen Juſtiz war er ein Mörder wie ein anderer, und wir zitterten für ſein Schickſal. Seltſamerweiſe jedoch klagte man ihn nicht wegen des erſten Falles, wo entſchiedener Mord vorlag, an. Man überging dieſen vielmehr mit Stillſchweigen und ſprach bei den Verhandlungen nur von dem zweiten Fall, der Tötung des Polizeimanns, der nach engliſchen Geſetzen bloß als „manslaughter“, d. h. Totſchlag, aber nicht als Mord beſtraft werden durfte. Dieſe Strafe beſteht in der Deportation, und wir hofften, daß man die Todesſtrafe vermeiden würde.

Wochen auf Wochen vergingen in der ſchrecklichſten Aufregung und Ungewißheit. Mir ließ das Schickſal des Unſeligen keine Ruh. Tauſend Pläne und Gedanken zu ſeiner Rettung kreuzten ſich in meinem Kopf. Aber es war unmöglich, zu ihm zu gelangen. Er wurde mit äußerſter Strenge bewacht. Nur ſein Aſſocié durfte ihn hinter doppeltem Gitter ſehen, und nur der katholiſche Geiſtliche durfte ihn beſuchen.

Inzwiſchen war der Schluß des Jahres herangekommen. Zum Neujahrsfeſt verſammelte ſich ein auserleſener Kreis von Gäſten, um mehrere Tage in dem geräumigen Hauſe bei uns zu verweilen. Ich liebte es, von Zeit zu Zeit Feſte zu bereiten, die den Kindern einen poetiſchen Eindruck, ein ausnahmsweiſe helles Lichtbild in der übrigens kindlich glücklichen Einförmigkeit ihres Daſeins hinterlaſſen ſollten. Den Weihnachtsbaum, der in ſeiner chriſtlichen Bedeutung für ſie keinen Sinn hatte, hatte ich ſchon im Jahr vorher am Silveſterabend in ſeiner antiken Bedeutung, als Symbol des

wiederkehrenden Lichts der Sonne, eingeführt. Jetzt bereitete ich ihn abermals und ſchmückte ihn mit Gaben, die ich zum größten Teil ſelbſt verfertigt hatte für all die kleinen und großen Gäſte. Es war ein wahrhaft internationales Feſt. Ruſſen, Polen, Deutſche, Franzoſen, Italiener, Engländer hatten ſich zuſammengefunden, und von jeder Nationalität waren es der Beſten welche. Als die Mitternacht herannahte, überreichte Herzen ſeinem Sohn ein ruſſiſches Exemplar ſeines Buches „Vom andern Ufer", das er zuerſt in deutſcher Sprache herausgegeben und nun ſelbſt in das Ruſſiſche überſetzt und ſeinem Sohn gewidmet hatte. Dieſe Widmung, die der Jüngling noch nicht kannte, las er ihm jetzt im Kreiſe der Freunde vor.

Sie lautete:

„Lieber Alexander!

Ich widme Dir dies Buch, weil ich nichts Beſſeres geſchrieben habe und wohl nichts Beſſeres ſchreiben werde, weil ich das Buch liebe als das Denkmal eines Kampfes, in dem ich vieles geopfert habe, nur nicht die Kühnheit des Gedankens, und endlich, weil ich es nicht fürchte, dieſen zuweilen verwegenen Proteſt einer unabhängigen Individualität gegen veraltete, knechtiſche, lügneriſche Anſchauungen, gegen abſurde Götzen, die einer andern Zeit angehören, und die, ſinnlos geworden, ihre Exiſtenz zwiſchen uns beendigen, indem ſie die einen hindern und die andern erſchrecken — in Deine Jünglingshände niederzulegen.

Ich will Dich nicht im Irrtum laſſen. Kenne die Wahrheit, wie ich ſie kenne! Empfange ſie ohne peinliche Fehler, ohne ſchmerzliche Enttäuſchungen durch das einfache Recht der Erbſchaft!

In Deinem Leben werden andere Fragen, andere Kolliſionen auftreten, es wird Dir weder an Leiden noch an Arbeit fehlen. Du biſt erſt fünfzehn Jahre alt und haſt ſchon ſchwere Schickſalsſchläge erfahren. Suche keine Löſung in dieſem Buche; es enthält keine, wie überhaupt unſere Zeit

keine enthält. Was gelöst ist, ist auch beendet, und die zukünftige Revolution fängt kaum an.

Wir bauen nicht, wir zerstören; wir verkündigen keine neue Offenbarung, wir beseitigen nur die alte Lüge. Der gegenwärtige Mensch, ein trauriger pontifex maximus, kann nur die Brücke legen. Ein anderer, Unbekannter, Zukünftiger wird sie beschreiten. Bleibe du nicht am alten Ufer; besser ist es, mit ihm untergehen, als wie sein Heil im Hospital der Reaktion zu suchen.

Die Religion der zukünftigen sozialen Reorganisation, das ist die einzige Religion, die ich Dir vermache. Sie hat kein Paradies, keine Vergeltung außer der in unserem eigenen Gewissen. Geh, wenn die Zeit gekommen sein wird, diese Religion bei uns in Rußland zu predigen. Einst liebte man dort meine Worte, und vielleicht wird man sich meiner erinnern.

Ich segne Dich zu dieser Reise im Namen der Vernunft, der persönlichen Unabhängigkeit und der Brüderlichkeit."

Der Jüngling stürzte sich, Tränen im Auge, in des Vaters Arme. Wir alle waren tief bewegt. Ein jeder dachte wohl mit Wehmut seiner fernen Heimat, dachte daran, wie fern, wie fern die Zeit noch sei, ja ob sie jemals kommen werde, wo man zurückkehren und jene Religion frei würde bekennen können. Zugleich aber fühlten wir auch alle, daß in diesem kleinen interessanten Kreise ein Hauch jenes Geistes wehe, der zufolge unserer Hoffnung einst die Menschheit zu einem schönen Bunde vereinen werde, und ein herzliches Gefühl war es, mit dem wir uns zum neuen Jahr die Hand reichten — eine kleine Gemeinde der Freien, im Exil, die es wußten, daß wenn auch noch manches Jahr sich in der Verbannung erneuern sollte, sie doch schon der zukünftigen wahren Kirche einer edleren, geläuterten, freieren Menschheit angehörten.

Es war eine jener schönen, klaren, sternenhellen Nächte, wie sie in England so häufig sind, im Gegensatz zu den trüben,

nebligen Tagen. Die Erde war feſt gefroren, und dennoch war es nicht kalt. Wir gingen, nachdem die Heiterkeit wieder die Oberhand gewonnen hatte, in den herrlichen Park hinaus, wo die jüngeren Leute im Mondlicht ſcherzten und ſpielten, während die älteren Perſonen in ſchönen Geſprächen luſtwandelten. Drei Tage lang blieb der ganze Kreis verſammelt. Herzen war in der heiterſten Stimmung und der liebenswürdigſte Wirt, den man ſich denken konnte. Alle waren entzückt von dem Aufenthalt und verſicherten, nie zuvor ſchöner erfahren zu haben, was wahre Geſelligkeit ſei. Als wir ſie zum Bahnhof begleiteten, ſagte mir eine der Damen voll Begeiſterung: „Herzen iſt ein Gott!“ —

Mittlerweile war die Sache Barthélemys noch immer nicht entſchieden und erhielt uns fortwährend in ſchmerzlicher Aufregung. Sein Prozeß zog ſich auf ſeltſame Weiſe in die Länge, obgleich er ſelbſt nicht den leiſeſten Verſuch machte, ſich zu rechtfertigen. Nur die Verleumdungen, die ſeine eignen Landsleute in der ihm feindlichen republikaniſchen Partei über ihn ausſtreuten, die hämiſche Genugtuung, mit der ſie ganz in vorderſter Reihe bei den Verhören unter den Zuſchauern ſaßen, ſchienen ihn tief zu empören. Ein Zeugnis hierfür war folgender Brief, den ich auf dem oben angeführten Wege ebenfalls zu ſehen bekam:

„Newgate, 8. Januar 1855.

Ich bitte Freund B..., dieſen Brief an Fräulein R... zu geben, die ihn wiederum an die Perſon, für die er beſtimmt iſt, gelangen laſſen wird.

Wenn ich Sie nicht erhaben wüßte über die kleinlichen Rückſichten, die die Menſchen bewegen, denen die ſozialen Vorurteile für Tugend gelten, ſo würde ich nicht wagen, Ihnen den Titel Freund zu geben. Aber ich weiß, daß Sie nicht zu denen gehören, die die Toten treffen, und daß ich für Sie etwas anderes war als ein Elender. Alles was ich erfahren habe, verwundert mich nicht; ich kenne jene Perſönlichkeiten hinreichend, um zu wiſſen, was ſie wert ſind. Wäre ich frei, ſo würde ich, ungeachtet des Scheines, der

wider mich ist, mich dem Tribunal meiner Feinde stellen und sie beschämen. Aber wozu? Ich bin tot, und wenn es unserer Sache dienen könnte, daß sie mich in den Schmutz ziehen, möchten sie es tun. Es ist das vielleicht das einzige Geschäft, für das sie taugen. Ich wollte es wünschen, daß mein Fall in den Abgrund sie auf die Höhe des Berges heben könnte, aber dem wird nicht so sein. Die Mittelmäßigkeit wird ihr Los sein bis zum Ende. Die Devotionsgeschichten, von denen Sie gelesen haben, kommen aus derselben Fabrik, die in der Times die Geschichte von dem Fetzen, den Vardigon mir in meine Pistole gestopft hatte,*) wieder auffrischt. Ich sterbe; aber der Beweis für diese Tatsache bleibt und wird seinerzeit veröffentlicht werden. Leben Sie wohl!

E. Barthélemy."

Endlich erfolgte das Urteil. Es lautete auf Tod am Galgen, obgleich, wie schon gesagt, der erste Fall ganz aus der Anklage weggelassen worden war, und der zweite nur mit Deportation bestraft werden konnte. Wir alle und Barthélemy selbst hatten nur an diese Strafe gedacht. Der gutgesinnte Teil der französischen Emigration hatte sich mit einem Gesuch zugunsten des Angeklagten an Lord Palmerston gewendet, der damals Minister war, und dieser hatte sich nicht ungünstig ausgesprochen. Um so schwerer traf uns alle die Entscheidung. Mehrere Male waren Barthélemy Geld und Wäsche von seiten der Freunde zugestellt worden; jetzt nach der Entscheidung stellte man ihm auch, im Saum eines Hemdes verborgen, eine Portion Strychnin zu, um im Fall es zum Äußersten käme, dem schimpflichen Tod durch den Strang und all den qualvollen, ihm vorangehenden Förmlichkeiten durch ein freiwilliges Ende zu entgehen. Nachher aber hatte sein Associé mit einer gleichen Quantität Strychnin eine Probe an einem Hund gemacht und bei ihm nur entsetzliche Leiden, aber nicht den Tod hervor-

*) bei dem oben erwähnten Duell.

gerufen. Er hatte dies Barthélemy mitgeteilt, als er am Sonnabend, den 19. Januar, zum letztenmal zur Unterredung mit ſeinem Freund zugelaſſen wurde. Er bereitete auf dieſe Weiſe dem Unglücklichen die grauſame Qual, das Mittel zur Befreiung vom ſchimpflichen Tod in Händen zu haben und ungewiß zu ſein, ob es ihm das völlige Reſultat gewähren oder ihn nur der Kräfte berauben würde, das Unvermeidliche mit Würde zu erleiden. Seine ſtolze Seele ſcheute zurück vor dem Gedanken, ſich durch die Anwendung des Gifts vielleicht zu unmännlicher Schwäche zu verurteilen, und er entſchied, ſich ſeiner nicht zu bedienen.

Ich litt Unſagbares während dieſer Tage. Ein grenzenloſes Mitleid füllte mein Herz bis zum Zerſpringen. Daß ich ihn nicht retten konnte, wußte ich genau, aber ich verlangte ſehnlich danach, dem Verurteilten den Troſt mitzugeben auf den letzten Weg, daß es Menſchen gäbe, die anders dächten als die irdiſche Gerechtigkeit und ſeine Feinde. Zugleich wünſchte ich aber auch, der Empörung Ausdruck geben zu können, die die Servilität der engliſchen Regierung in mir erregte, da es nunmehr außer allem Zweifel war, daß das Todesurteil nur auf ausdrückliches Verlangen der franzöſiſchen Regierung beſtätigt worden war. Die Geſchworenen hatten auf mildernde Umſtände erkannt und den Verurteilten der königlichen Gnade empfohlen. Ich ſchlug Herzen und Domengé vor, für uns drei um die Erlaubnis nachzuſuchen, den Unglücklichen auf ſeinem letzten, ſchweren Wege begleiten zu dürfen. Ich fühlte, daß ich die Kraft haben würde, dies zu tun. Ich ſehnte mich danach, weil ich überzeugt war, daß Barthélemy im tiefen Schmerz den blinden Willensakt gebüßt hatte und nun durch einen ſchweigend und edel zu erleidenden Tod die große Schuld ſühnen wollte. Ihn in dieſem erhabenen Augenblick der Buße allein zu laſſen, bloß umgeben von einer widerwärtig gaffenden Menge, war mir wie ein tiefer Vorwurf. Mir ſchien es, als ſei es unſere Pflicht, auf der Schwelle der Ewigkeit ihm gleichſam die Entſühnung anzukündigen durch dieſen Beweis des heiligſten

Mitgefühls, der erbarmenden Liebe. Zugleich erſchien es mir recht, durch eine ſolche Handlung, im Namen einer zukünftigen gerechteren Ordnung der menſchlichen Geſellſchaft, zu proteſtieren gegen das Richten nach ſchematiſchen Begriffen, anſtatt nach dem inneren Weſen der Tat und des Täters. Herzen und Domengé hatten nicht den gleichen, ſehnſuchtsvoll ungeſtümen Wunſch wie ich, doch zogen ſie Erkundigungen ein. Sie erfuhren aber, daß die Sache unmöglich ſei, da man uns unter keiner Bedingung die Erlaubnis erteilen würde, weil ein ſolcher Schritt gegen alles Herkommen ſei und die ſchauerlich gefühlloſe Routine des zum Geſchäft, wie jedes andere, gewordenen Vorgangs ſtören würde. So blieb mir denn nichts übrig, als in der Tiefe meines Herzens mit ihm zu leiden und die furchtbar ernſten Stunden in Gedanken mit ihm durchzukämpfen. Den Sonntag, der ſein letzter Tag war, verbrachte ich in einer Stimmung, die ich nicht anders bezeichnen kann, als wie ein fortwährendes, heißes, inbrünſtiges Gebet, und wenn es Seelenſtrömungen gibt, die ſich aus der Ferne fühlbar machen, ſo mußte Barthélemy es fühlen, daß er in den ſchweren Prüfungsſtunden nicht allein war.

In England müſſen alle Hinrichtungen am Montagmorgen ſtattfinden, und zwar in der erſten Morgenfrühe. Ich erwachte lange vor Tagesanbruch und meine Gedanken eilten in jene ſchauerliche Zelle im alten Newgate-Gefängnis, wo der aus ſeinem letzten irdiſchen Schlummer Erwachte jetzt die erniedrigenden Vorbereitungen zum letzten Gange durchmachen mußte. Als ich die Glockenſchläge hörte, die die ſechſte Stunde verkündeten, verbarg ich mein Geſicht in das Kopfkiſſen und weinte bitterlich. Einige Stunden ſpäter ließ Herzen mich bitten, in ſein Zimmer zu kommen. Er kam mir entgegen mit dem Ausdruck tiefſter Erſchütterung und reichte mir ein Zeitungsblatt. Es war die Times, die bereits einen Bericht über die letzten Stunden Barthélemys und die vollzogene Hinrichtung brachte. Ich konnte nicht leſen vor hervorbrechenden Tränen, Herzen las es mir und dem Sohne

vor. Wie während des ganzen Verlaufs des Prozeſſes die Haltung des Gefangenen muſterhaft edel, ruhig, beſcheiden geweſen war, ſo hatte die Würde ſeines Benehmens in dieſen letzten Stunden alle Zeugen mit Anteil und Bewunderung erfüllt. Sogar die Times geſtand, daß dieſer Mörder kein gemeiner Menſch geweſen ſein könnte. Er hatte die Richter, die kamen, ihm zu verkünden, daß ſeine letzte Stunde gekommen ſei, mit Ruhe und Anſtand empfangen. Auf die Frage, ob er ſich der Gnade Gottes empfohlen habe, hatte er geſagt, es könnte nur von einer Gnade hier die Rede ſein: der der Königin, die ihm die Tür des Gefängniſſes geöffnet hätte; das übrige ſei ſeine Sache, die er mit ſich ſelbſt abzumachen habe: er ſei bereit zu ſterben. Den jungen katholiſchen Geiſtlichen, der ihn hatte beſuchen dürfen, hatte er gebeten, ihn als Freund zum Richtplatze zu begleiten. Auf die Frage, ob er nicht noch einen Wunſch habe, deſſen Gewährung ihm Troſt ſein könne, bat er, einen Brief, den er tags zuvor erhalten hatte, in der Hand behalten zu dürfen bis zuletzt. Es war dies ein Brief aus dem ſüdlichen Frankreich, aus dem Geburtsort des Gefangenen, der, von den Behörden vorſchriftsmäßig geleſen, ihm als unverfänglich zugeſtellt worden war: ein kurzer rührender Brief, nicht einmal ganz orthographiſch geſchrieben, mit einem weiblichen Taufnamen unterzeichnet. Er enthielt nichts weiter als die einfache Verſicherung einer Liebe, die über Schuld und Tod hinaus ihre Treue bewahren werde. Den Gefangenen hatte dieſer Brief tief ergriffen. Vielleicht war es der Nachklang einer erſten Jugendliebe, aus der Zeit, ehe noch wilde Leidenſchaft und mißleitete Energie die hochbegabte Seele mit dunkler Schuld, die nun nur im Tode geſühnt werden konnte, befleckt hatten — und wie den armen Erdenſohn, den im Leben Fluch- und Schuldbeladenen, zuletzt die reine, erſte Liebe, das Ewig-Weibliche, hinanzieht und entſühnt, ſo blieb auch Barthélemy kein anderer Wunſch mehr, als mit dieſem letzten Gruß der großen Erlöſerin das Reich des Wahns und der Schuld zu verlaſſen.

Würdevoll, gefaßt und mutig hatte er ſich den letzten Vorbereitungen unterworfen. Seinen Gefangenwärter hatte er, mit herzlichem Dank für alle ihm bewieſene Liebe, umarmt und dann ſelbſt die bewegten Richter aufgefordert, den letzten Gang anzutreten. Den Brief in die Hand gepreßt, war er an der Seite des jungen Geiſtlichen feſt und ruhig dem Richtplatz zugeſchritten. Als er die Stufen, die zum Galgen führten, betrat, hatte er einen Augenblick ſtillgeſtanden und gerufen: „In wenigen Augenblicken werde ich es alſo kennen, das große Geheimnis!“ — Dann, oben angelangt, hatte er noch einmal ruhig und lange auf die den Richtplatz umgebende Menge geblickt, den Geiſtlichen umarmt und ſich dem Henker übergeben.

Wir ſchwiegen lange, lange, und ſtille Tränen ſagten mehr als Worte. Ich hatte viele Tage hindurch Mühe, meine Faſſung wieder zu erlangen. Begierig forſchte ich nach jedem Aufſchluß, den ich noch irgendwie über des Geſtorbenen letzte Seelenſtimmung und Gedanken erfahren konnte. Daß man auch ſelbſt den Toten noch fürchtete, erhellte daraus, daß, als nach der Hinrichtung ſein Aſſocié kam, um die ihm vom Freunde vermachten, während der Gefangenſchaft geſchriebenen Memoiren und ſonſtigen Mitteilungen in Beſitz zu nehmen, ſich nichts vorfand, als einige unbedeutende beſchriebene Blätter und daß niemand von etwas anderem wiſſen wollte. Wahrſcheinlich waren die Hauptſachen ſogleich weggenommen und an dabei intereſſierter Stelle abgeliefert worden. Die Zeitungen ergingen ſich noch während mehrerer Tage in Mutmaßungen, Schmähungen, Verdächtigungen, bis die Flut des Neuen auch dieſe Wellen hinwegſpülte. Um ſo wohltuender überraſchte mich ein Brief des katholiſchen Prieſters, der Barthélemys Beſucher geweſen war, den die Times brachte. Der Schreiber ſprach ſich auf das entſchiedenſte gegen die böswilligen Entſtellungen aus und verſicherte, daß er den Gerichteten genau kennen und trotz der beklagenswerten Tat, zu der ein leidenſchaftliches Temperament ihn hingeriſſen, ſchätzen gelernt habe und daß er jetzt,

wo die große Sühne vollzogen ſei, bereit wäre, für ſein Andenken in jeder Weiſe aufzutreten.

Der Brief war ſehr ſchön und gab mir das Vertrauen, daß das Schickſal dem Unglücklichen eine edle Ausnahme der gewöhnlichen Prieſterſchaft zum Troſte zugeführt gehabt habe. Ich ſchrieb dieſem Prieſter, erzählte ihm von dem lebhaften Intereſſe, das Barthélemys Intelligenz und ſein ernſtes innerliches Weſen mir früher eingeflößt hatten; ferner, daß ich ihn dann aus den Augen verloren gehabt habe und daß ich nun, durch ſein tragiſches Ende mit dem tiefſten Mitleid erfüllt, ein ſehnliches Verlangen fühle, Näheres über ihn und ſeine letzten Seelenzuſtände zu erfahren. Ich bat ihn dringend, mir darüber, ſoweit es möglich ſei, Mitteilungen zu machen. Wenige Tage darauf erhielt ich folgende Antwort:

„Ich bedaure ſehr, dem Wunſch, den Sie mir ausdrücken, nicht nachkommen zu können, Ihnen über die letzten Tage des unglücklichen Barthélemy Einzelheiten zu berichten, die ich ebenſo den Journalen wie Mitgliedern meiner Familie habe verweigern müſſen. Es haben zwiſchen dieſem Unglücklichen und mir Mitteilungen ſo intimer Natur ſtattgefunden, daß ſie mir der Klaſſe von Dingen anzugehören ſcheinen, über die ſtrengſtes Geheimnis zu beobachten eine der erſten Pflichten meines Amtes iſt. Ich erkenne mit Ihnen an, daß Barthélemy eine ſchöne Intelligenz, große Charakterfeſtigkeit und ein großmütiges Herz beſaß, aber — er hatte auch heftige Leidenſchaften, und dieſe Leidenſchaften ſind es, die ihn zu einem ſchimpflichen Tode geführt haben. Es iſt unleugbar, daß der Mord Moores (des Polizeibeamten) ohne Vorbedacht geſchehen iſt; dennoch hat es nicht bewieſen werden können, daß dieſer Mord im Intereſſe einer legitimen Verteidigung nötig war. Der Angeklagte konnte nicht wohl freigeſprochen werden, aber eine unparteiiſche Gerechtigkeit hätte ihn nicht zur Todesſtrafe verurteilen müſſen. Ich habe getan, was irgend in meiner Macht ſtand, um ſein

Leben zu retten; man hatte es mir verſprochen, und bis zum Sonntag, dem Vorabend ſeines Todes, hatte ich noch Hoffnung. Umſtände, die dem Mord fremd waren, haben die Wagſchale ſich nach der Seite der Härte neigen laſſen. Er iſt wahrhaft mutig geſtorben, aber er hat tief gelitten vor dem Sterben. Er fühlte das Bedürfnis religiöſen Troſtes, aber er fürchtete ſich, ihn zu empfangen im Angeſicht von Freunden, die ihn beobachteten und die doch ſo tief unter ihm ſtanden. Seine Seele kämpfte einen furchtbaren Kampf, der eine weniger ſtarke Organiſation als die ſeine gebrochen hätte; aber ich darf glauben, daß meine Gegenwart und meine Worte ihm den furchtbaren Kelch, den er bis auf die Hefe hat trinken müſſen, weniger bitter gemacht haben. Ich will es Ihnen geſtehen, daß ich um ihn geweint habe, denn er war mir beinahe ein Freund geworden. Wer weiß, wie alles gekommen wäre, hätte ich ihn zu der Zeit gekannt, wo Sie ihn kannten. ‚Ihre Lehren ſind ſehr ſchön,‘ ſagte er mir an einem der letzten Tage; ‚wenn das Leben mir erhalten worden wäre, hätte ich ſie verbreitet, ohne ſelbſt daran zu glauben, und vielleicht wäre ich noch dahin gekommen, ſelbſt daran zu glauben.‘ Er hat mir zum Andenken ein kleines Buch geſchenkt, das einzige Gut, das er noch auf der Welt beſaß.

Dies ſind die wenigen Einzelheiten, die ich denen, die Sie in den Zeitungen geleſen haben, hinzufügen kann. Ich bitte Sie, mich deshalb zu entſchuldigen und die Verſicherung meiner ehrfurchtsvollſten Huldigung entgegen zu nehmen.

L. Roux.“

Hiermit war für mich die Möglichkeit, noch etwas von Barthélemy zu erfahren, geſchloſſen, und es blieb mir nichts übrig, als über dem ſchimpflichen Grabe des Verbrechers in Newgate eine im höchſten Leiden von der Schuld des Daſeins gereinigte und verklärte Geſtalt zu erblicken, die ſich mir zu unauslöſchlicher Erinnerung eingrub.

Siebentes Kapitel

Noch ein Toter

Kurz darauf ſollte ein anderer Tod uns in eine freudige Aufregung verſetzen. Eines Morgens, als ich mit den Kindern bei unſeren gewöhnlichen Beſchäftigungen ſaß, hörten wir einen lauten Ausruf Herzens aus ſeinem Arbeitszimmer, und gleich darauf trat er in höchſter Erregung zu uns herein, ein Zeitungsblatt in der Hand und rief: „Der Kaiſer Nikolaus iſt tot!“

Dieſer letzte der europäiſchen völligen Autokraten ſtarb noch in höchſter Manneskraft, als er einſah, daß ſeine Macht ſterblich ſei, und daß ſie ihm nur im ſklaviſch unterjochten Rußland unüberwindlich erſchienen war, daß ſie aber vor den Kräften geordneter ziviliſierter Staaten weichen müſſe. Es ſchien, als wenn ſein Tod nicht nur Rußland, ſondern auch Europa von einem ungeheuren Druck befreie, als wenn jetzt ein Aufatmen möglich ſei, und die gebundenen Kräfte des ruſſiſchen Volkes nun notwendig zur freien Äußerung und Entwicklung kommen müßten. Herzen war ganz überwältigt von Glück. Er hoffte zuverſichtlich, daß der Thronfolger, ſchon gezwungen durch die Tradition, die den Erben gewöhnlich eine freiere Politik vorſchreibt, wenn ihre Vorgänger deſpotiſch waren, noch mehr aber durch die Lage und Stimmung, in der Rußland ſich nach dem Krimkriege befand, ſeine Aufmerkſamkeit beſonders der Aufhebung der Leibeigenſchaft und der Einführung konſtitutioneller Staatsformen zuwenden werde. Vielleicht regte ſich auch im Grunde ſeines Herzens die Hoffnung, daß die Umſtände ſo ſich verändern könnten, um ihm die Rückkehr in das Vaterland zu ermöglichen. Er liebte dieſes Vaterland immer tiefer, je mehr ihm die weſteuropäiſchen Zuſtände ihre eigne innere Troſtloſigkeit enthüllten und ihr verſiechendes Leben zeigten. Immer feſter wurde ſein Glaube an die der Entwicklung fähigen Keime eines neuen Lebens in Rußland. Jedenfalls hob und begeiſterte ihn dies alles ſo, daß er alsbald den Entſchluß faßte,

ſeiner Hoffnung einen Ausdruck zu geben. Die Monatsſchrift, die einſt die Teilnehmer der Revolution von 1825 herausgegeben hatten, wollte er mit demſelben Titel: „Der Nordſtern“ (l'étoile polaire) wieder aufleben laſſen. Schon als dreizehnjähriger Knabe hatte er mit ſeinem Freunde auf einem Hügel bei Moskau vor dem Glanz der untergehenden Sonne gelobt, jene Männer, die den Märtyrertod am Galgen ſtarben, zu rächen. Jetzt, gerade nach dreißig Jahren, ward es ihm vergönnt, ſein Gelübde zu erfüllen und jene Stimmen gleichſam aus dem Grabe wieder aufzuwecken, damit ſie ihrem Volke das Ende der Knechtſchaft und eine neue Ära verkünden ſollten. Die Revolution von 1825 war, zum erſtenmal in Rußland, von den gebildetſten und edelſten Leuten des Landes ausgegangen, während alle früheren Erhebungen, wie z. B. die Pugatſcheffs, durch das wilde, regelloſe Volkselement hervorgerufen waren. Die Verſchwörer, die Blüte der ruſſiſchen Geſellſchaft, meiſt Offiziere, mußten den Verſuch teils am Galgen, teils in den Bergwerken von Sibirien büßen. Sie hatten der freiſinnigen ruſſiſchen Jugend als ein Vorbild vorgeleuchtet. Es war eine tiefe Genugtuung für Herzen, jetzt beim Tode deſſen, der jene dem Tode geweiht hatte, die Erinnerung an ſie zu feiern, indem er den Nordſtern wieder aufgehen ließ über Rußland, um es einzuladen, die Bahn, die jene betreten hatten, weiter zu verfolgen. Eine Medaille, die die Profile der fünf Anführer der Revolution darſtellte, die gehängt wurden, diente als Vorbild für die Vignette der neuen Monatsſchrift.

Die Entwerfung dieſes Planes beſchäftigte Herzen den ganzen Morgen; am Nachmittag kamen mehrere Bekannte aus London, um ihm für Rußland Glück zu wünſchen. Wir waren alle in ausgelaſſen heiterer Stimmung. Der Garten lief längs der Themſe hin, von der er nur durch einen ſchmalen, ſandigen Uferrand, auf dem Kinder aus dem Dorfe ſpielten, geſchieden war. Herzen trat an die Hecke und warf den Kindern Geld hinunter, indem er ihnen zurief, Hurra, den engliſchen Freudenruf, hören zu laſſen. Die Kinder ließen

ſich das nicht zweimal ſagen und fingen ein Freudengeſchrei an, ſämtliche Gäſte wurden von der Aufregung ergriffen und warfen hinunter, was ihre Taſchen an kleinen Münzen enthielten, was dann natürlich den Jubel unten bis zu ſolcher Raſerei ſteigerte, daß wir endlich für gut fanden, durch unſeren Rückzug dem ein Ende zu machen.

Ich freute mich ſehr, als Herzen ſich, auf Grund der nun mit Beſtimmtheit in ihm aufblühenden Hoffnungen für Rußland, geneigt erklärte, in einem internationalen Meeting, das zur Feier der Februarrevolution von 48 veranſtaltet wurde, ſprechen zu wollen. Es erſchien mir ſchön, daß ein ſo glühender Patriot öffentlich ſich darüber ausſprechen würde, daß er die Niederlage der ruſſiſchen Waffen als ein wünſchenswerteſtes Ereignis betrachtete, weil der Krieg ein ungerechter und eine Sache des Abſolutismus war. Sonderbarerweiſe war Herzen, der im perſönlichen Verkehr der freieſte Menſch war, den man ſehen konnte, und dem im Geſpräch und in der Diskuſſion das Wort ſo zu Gebot ſtand wie wenigen, nicht imſtande, öffentlich zu ſprechen. Er ſagte öfter, daß er es nie gekonnt, und er ging auch jetzt auf den Vorſchlag nur ein, wenn er ſeine Rede ableſen dürfe, was ihm natürlich zugeſtanden wurde. Es ging ihm darin wie Mazzini, der auch niemals öffentlich ſprach, weil ihn eine gewiſſe Schüchternheit übermannte, die ihm in der Privatdiskuſſion ganz fremd war. — Wir fuhren an dem für das Meeting beſtimmten Abend in die Stadt; die große Halle, in der es gehalten wurde, war gedrängt voll. Erneſt Jones, der zur Chartiſtenpartei gehört hatte und ſeit deren Auflöſung das Haupt der radikalen Arbeiterpartei war, war chairman. Um ihn herum auf der Tribüne ſaßen die Mitglieder des Komitees, meiſt Polen und Engländer und die Redner des Abends. Auch Herzen begab ſich dorthin, ſein Sohn und ich waren unter den Zuhörern. Der Zweck des Meetings war: die Sympathien des engliſchen Volkes für die polniſche Sache zu einer energiſchen Demonſtration aufzurufen. Den nie erſterbenden Hoffnungen der Polen er-

ſchien der Augenblick, wo Rußland von den vereinigten Mächten auf ſeinem eigenen Gebiet hart bedrängt war, günſtig, das verhaßte Joch abzuſchütteln. Immer als Bittende am Fuß der europäiſchen Throne, insbeſondere des franzöſiſchen, ſtehend, mit ſehnſuchtsvollem Blick nach jeder geeigneten Stunde ausſpähend, wo glücklichere Völker ihnen die rettende Bruderhand reichen würden, hatten die Polen noch nicht gelernt, einzuſehen, daß bei den Franzoſen die polenfreundliche Geſinnung zum Teil revolutionäre Phraſe, zum Teil vielleicht politiſche Maßregel war, als eine ſtets im Hintergrund aufgeſtellte indirekte Drohung gegen Rußland. Daß ſie ſich aber ſchwerlich in eine andere Tat verwandeln würde als das Aſylrecht und die materielle Unterſtützung der in Frankreich lebenden Polen, wollten ſie nicht begreifen. — Ebenſowenig verſtanden ſie, daß bei den Engländern die ungehinderte lange Übung der politiſchen Freiheit die ſeltſame Erſcheinung zu Tage gebracht hatte, daß, wenn die wirklichen warmen Sympathien des Volkes im Meeting einen öffentlichen energiſchen Ausdruck gefunden hatten, das Volk, durch die legale Ausübung ſeiner politiſchen Vereinigungs- und Rede-Freiheit beruhigt, ſich zurückzog und die Dinge ihren Gang gehen ließ. Als der chairman die überraſchende Nachricht verkündigte, daß in einem den polniſchen Intereſſen geweihten Meeting ein Ruſſe das Wort ergreifen wolle, jetzt, wo Rußland, der Unterdrücker der polniſchen Freiheit, im Kampf mit England begriffen ſei, erhob ſich ein nicht endenwollender Jubel. Herzen beſtieg die Tribüne und wurde enthuſiaſtiſch empfangen. Seine Rede wurde oft durch die lebhafteſten Beifallsrufe unterbrochen. Als er geendet hatte, wollte die jubelnde Anerkennung ſeiner edlen gerechten Anſchauung gar kein Ende finden. Die Polen umringten ihn, um ihm die Hand zu drücken, und eine polniſche Dame überreichte ihm einen Blumenſtrauß. Er trat noch einmal vor, um dem Publikum dieſes Symbol der Verſöhnung zwiſchen den Bruderſtämmen, die der Deſpotismus von oben trenne, zu zeigen. Das Publikum jauchzte Beifall.

Nach Herzen ſprachen mehrere Polen und Engländer. Beim Weggehen umringte uns eine Menge von teilnehmenden Bekannten und Freunden. Saffi fuhr mit uns nach Twickenham hinaus, um die Nacht und den folgenden Tag dort zuzubringen. Es war mitten in der Nacht, als wir ankamen. Wir blieben noch eine Weile beim Abendeſſen in ernſt bewegten Geſprächen beieinander. Endlich brachen wir auf und ich ging in mein Schlafzimmer, wo auch die Kinder ſchliefen. Welch ein Schreck überfiel mich hier, als mir die ängſtlichen Huſtentöne von dem Lager entgegentönten, auf dem die kleine Olga ſchlief. Ich erkannte ſogleich ihre gefährliche Bedeutung und ſtürmte hinunter, wo Herzen und Saffi noch beiſammenſaßen, die mir haſtig nach oben folgten, und beſtätigten, daß dies ein Croupanfall ſei. Saffi rannte fort, um den Arzt des kleinen Ortes herbeizuholen, da der Hausarzt in London wohnte, mithin Stunden vergangen ſein würden, bis man ihn herbeigeſchafft hätte. Der Arzt kam und verordnete die nötigen Mittel, unter anderem ein heißes Fußbad. Ich hielt während deſſen das Kind auf meinem Schoß und behielt es ſo während des übrigen Teils der Nacht, da im Liegen die Huſtenanfälle beſchwerlicher waren. Der gute Saffi ſaß uns zu Füßen und hielt ein Händchen des Kindes in ſeiner Hand; Herzen blieb natürlich auch, und ſo verbrachten wir den Reſt der Nacht, weitab von der politiſchen Aufregung, in der wir uns am Anfang befunden, zuweilen nur leiſe zuſammen flüſternd, meiſt ſchweigend und doch verſtändnisvoll miteinander des dunklen Myſteriums denkend, das uns in jedem Augenblick des Lebens umſchwebt, und oft, wenn wir es am wenigſten erwarten, den Faden abreißt, aus dem unſere teuerſten Bande gewebt ſind. —

Als der Morgen tagte, ſahen wir, daß das Kind außer Gefahr war, und ſchieden, indem wir uns ſchweigend die Hand reichten; tags darauf ſagte ich Domengé, indem ich ihm die überſtandene Gefahr erzählte: ich glaubte mich gewaffnet und feſt gegen alle Schläge des Schickſals, ich dachte,

ich hätte die ſchwerſten Prüfungen überſtanden und wäre gefeit; aber eine Prüfung gibt es, von der ich noch nicht weiß, wie ich ſie beſtehen würde, das wäre der Tod dieſes Kindes. So tief hatte alles, was das Heiligſte der Mutterliebe ausmacht, ſich in mir entwickelt und auf dies Kind konzentriert. Daß die Mutter das Kind, das ſie geboren hat, liebt und pflegt, das teilt ſie mit dem Tiere, das ebenſo zärtlich für ſeine Jungen ſorgt. Was aber den höheren Inhalt der Mutterliebe ausmacht: die heiße Sorge um das geiſtige Leben, den Charakter, die volle Entwicklung aller Fähigkeiten, die Sehnſucht, in dem jungen Leben die eigene Unſterblichkeit zu erleben, das, was als Ideal in uns gewohnt hat, zu neuer Blüte hinüberzuretten in die Jugend der Erſcheinung; dieſes Hüten der jungen Seele, über der man noch eiferſüchtiger wacht als über der eignen, um ſie vor geiſtigem und moraliſchem Unheil zu bewahren, um ſie in keuſcher, unverletzter Schönheit der Sonne der Erkenntnis und des Bewußtſeins zu erſchließen — all dieſes erlebte und empfand ich in mir, in Beziehung auf dies ſchöne, liebenswürdige Kind. Ich fand darin einen neuen Beweis dafür, daß jenes Empfinden, das man meiſt bei der Frau nur für die Kinder, die ſie unter dem Herzen getragen hat, vorausſetzt, im allgemeinen ein weſentlicher Beſtandteil der weiblichen Natur iſt, der die Frauen, auch wenn ſie nicht ſelbſt Gattin und Mutter werden, ganz vorzüglich auf die Pflege und Erziehung der Kindheit hinweiſt, und zwiſchen Erzieherin und Zögling oft ebenſo feſte, durch die heiligſte Liebe geknüpfte Bande hervorbringt, als zwiſchen der leiblichen Mutter und dem Kind. Nur müßte freilich dieſes mütterliche Element nicht verdorren im öden Gouvernantentum; nur müßten die Erziehungsanſtalten, die von Frauen geleitet werden, nicht Dreſſur-Anſtalten, ſondern wahre Mutterhäuſer ſein; nur müßten in den edelſten Verhältniſſen der Art die Rechte der Mutter auch auf die, die im höchſten Sinn in ihre Stelle getreten iſt, übergehn.

Leider mußten wir im Frühjahr das ſchöne Haus verlaſſen,

in dem uns ſo glückliche Tage voll inneren Friedens, freudiger Tätigkeit und ſchöner Reſultate geblüht hatten. Wie von banger Ahnung erfüllt, ſagte ich zu Herzen, als wir die Schwelle zum letztenmal überſchritten: „Wie ängſtlich das Herz doch bei vorrückendem Alter und nach vielen Schickſalsſchlägen wird! Während die Jugend in jeder ſchönen Zeit nur die Bürgſchaft für endloſe, ſchönere Zeiten ſieht, fühlt man, wenn man älter wird, nach jedem ſchönen Abſchluß den bangen Zweifel, ob es noch je wieder ſo gut werden könne, und ob nicht das Schickſal ſchon gewaffnet vor der Tür ſtehe, um einen neuen, unerwarteten Streich zu führen.“

„Nun, Sie ſehen wenigſtens, daß es gut iſt, daß Sie geblieben ſind und ſich nicht durch die vielen Schwierigkeiten haben abſchrecken laſſen,“ erwiderte Herzen; „jene ruſſiſche Dame kann nicht kommen, hat ſich verheiratet und hat nun ihren eignen Herd (er hatte dieſe Nachricht kürzlich bekommen). Ein verheiratetes Paar hat ſeine Welt für ſich und kann ſich nicht noch mit einem andern Familienleben befaſſen. Bleiben und arbeiten wir zuſammen weiter und ſuchen wir ſo dem Einfluß böſer Geiſter zu wehren.“

Wir blieben jedoch noch auf dem Lande, in dem uns liebgewordenen Richmond. In große Aufregung verſetzte mich die Nachricht, daß für die dermalige Londoner Saiſon Richard Wagner als Dirigent der Konzerte der New Philharmonic Society aus Zürich, wo er im Exil lebte, berufen ſei. Ich habe ſchon früher erwähnt, daß ich noch in Deutſchland ſeine Bücher: „Das Kunſtwerk der Zukunft“, „Kunſt und Revolution“ ſowie „Oper und Drama“ geleſen hatte, und daß der tiefe Eindruck, den ich durch ſie empfangen, mich bewogen hatte, an den mir perſönlich Unbekannten zu ſchreiben. Später waren mir auch die Texte des Tannhäuſer, des Lohengrin und des Rings des Nibelungen bekannt geworden. Wie oft hatte ich ſchon in früheſter Jugend, als die leidenſchaftliche Neigung für das Theater mich ſogar zu dem Wunſche begeiſterte, ſelbſt Künſtlerin zu werden,

um das Ideale unmittelbar gleichſam mit mir identifiziert, darſtellen zu können, darüber nachgedacht, welch wichtiges Bildungsmittel das Theater ſein müßte, wenn die Kunſt in ihm zu einem Kultus erhoben, wenn ſie Religion würde und ihre Jünger Prieſter, die die Aufgabe hätten, die ideale Weihe, die ſie in ſich fühlten, auszudrücken und den Zuſchauern mitzuteilen. Je mehr mir die Kirche mit ihrer orthodoxen Moral zu einer öden, jedem lebendigen Quell heiligender, poetiſch verklärender Begeiſterung fremden Stätte geworden war, je mehr war mir die Bedeutung des Theaters gewachſen. Ich hatte nicht angeſtanden, ihm in meinen Gedanken die erſte Stelle unter den wahren Bildungs- und Veredlungsſtätten eines Volkes anzuweiſen. Es erſchien mir als das edelſte Ergebnis der Kultur, wo ſich der Genius, dieſer Geſamtausdruck alles Höchſten, was die Natur in einem Volk gemeint hat, und die Menge, wie Geber und Empfänger zueinander verhalten und die letztere ihr erhabenſtes Fühlen und Denken in dem erkennt, was der erſtere ihr reicht. Später, von der politiſchen Strömung und dem Mitleid mit dem tiefen ſozialen Elend fortgeriſſen, war mir jenes ſchöne Ideal in weite Ferne entrückt worden. Ich glaubte feſt an die wahre Vollendung und Erlöſung des Lebens durch die Kunſt. Aber mir ſchien es, als müſſe noch eine lange, ſchwere Arbeit vorangehen, gleichſam die Urbarmachung des harten Erdreichs, ehe dieſe höchſte Blüte entkeimen könne. In den Schriften Wagners hatte ich die vollendete Theorie deſſen, was ich in unbeſtimmten Zügen empfunden und geahnt hatte, gefunden. Wenn ich von der Bedeutung des muſikaliſchen Dramas auf das innigſte durchdrungen und ergriffen wurde, ſo war mir durch jene wundervollen Texte ein Vorgefühl deſſen geworden, was das höchſte tragiſche Kunſtwerk auf dem Hintergrunde der verklärenden Muſik für eine, alles andere weit überſteigende und das Leben veredelnde Wirkung haben müſſe. Der Wunſch, etwas von jener Muſik hören zu können, war für mich zur brennenden Sehnſucht geworden, zu deren

Erfüllung aber auch nicht die leiſeſte Ausſicht vorhanden ſchien. Wie ſehr mußte mich nun die Nachricht erregen, daß der Verfaſſer jener bedeutungsvollen Bücher, der Schöpfer jener poeſieerfüllten Texte, nach London käme. Ich hörte von ſeinem Eintreffen durch meine ehemalige Hausgenoſſin, die junge deutſche Muſikerin, und beneidete ſie, daß ſie ihn mehreremal im Hauſe einer ihr befreundeten Familie geſehen hatte. Mir war es nicht leicht, auch nur einmal zu den Konzerten in die Stadt zu kommen, da bei den Londoner ſpäten Stunden ſie bis tief in die Nacht dauerten und mir alsdann die Rückkehr auf das Land unmöglich war. Ich mußte alſo ſuchen, die Nacht über in der Stadt bleiben zu können, und ruhte nicht, bis ich dies eingerichtet hatte. Was ich in dem Konzerte, dem ich beiwohnte, erlebte, war der Art, daß ich mich nur *eines* ähnlichen Eindrucks durch muſikaliſche Leiſtungen erinnerte, nämlich, als ich einſt in meiner Jugend die Schröder-Devrient gehört hatte. Durch jene unvergleichliche Künſtlerin wurde mir die erſte wirkliche Offenbarung über das Weſen der dramatiſchen Kunſt. Sie weckte eine grenzenloſe Begeiſterung in mir durch Darſtellungen, die mich ſonſt wenig angezogen hatten, wie z. B. die des Romeo in der Belliniſchen Oper, wo ihr alles verklärender künſtleriſcher Genius das ſüße Melodiengetändel der italieniſchen Muſik mit heroiſchem Feuer und namenloſer Poeſie adelte und zum tragiſchen Kunſtwerk erhob. Dieſe ſelbe Offenbarung wurde mir nun in jenem Konzert durch eine Orcheſteraufführung, die mir wie zum erſtenmal die geheimnisvolle Sprache der Tonwelt aufzuſchließen ſchien, und mir längſt Gekanntes und Vertrautes wie eine neue, nun erſt im rechten Licht erkannte Gabe überlieferte. Ganz beſonders war dies der Fall mit der Ouvertüre zum Freiſchütz. Eine leidenſchaftliche Verehrerin Webers, hatte ich alle ſeine Opern unendlich oft, den Freiſchütz aber, ſozuſagen von Kindheit auf gehört und wußte ihn beinahe auswendig. Nun war es mir, als hörte ich das poetiſche Tongemälde der Ouvertüre zum erſtenmal, und es ward mir plötzlich klar,

daß ich ſie jetzt erſt höre, wie ſie gehört werden müſſe. Die ganze Waldſage mit ihrem Zauber, ihrem Schrecken und ihrer ſüßen Unſchuld und Poeſie ſtand wie verklärt vor meinem Blick. Die Perſönlichkeit des Dirigenten kam ſo wenig wie beim Leſen ſeiner Bücher bei dieſem Eindruck in Betracht. Ich ſaß zu fern, um mir von ihr einen rechten Begriff machen zu können; nur hatte ich die Empfindung, als flöße ſichtbar von ſeinem Taktſtock eine Harmoniewelle über das Orcheſter hin und mache die Muſiker gleichſam unbewußt in einer höheren Weiſe ſpielen, als ſie es bis jetzt je vermocht hatten. Unter allem, was ich im konzertreichen England bis jetzt gehört hatte, ſtand dies Konzert einzig da.

Man kann ſich denken, mit welcher Freude ich einige Zeit darauf eine Einladung von Anna annahm, um einen Abend mit Wagner, der ihnen zugeſagt hatte, bei ihnen zuzubringen. Nichts anderes war imſtande, mich zum zweitenmal für zwei Tage und eine Nacht, von meinen geliebten Kindern zu trennen, von denen fern ich eigentlich immer ein tiefes Unbehagen und eine quälende Unruhe empfand. Aber dieſe lange gewünſchte Begegnung konnte ich mir nicht verſagen. Die ſehr zurückhaltende, kühle Weiſe, in der Wagner unſer aller warmes Entgegenkommen aufnahm, befremdete mich im erſten Augenblick etwas. Dann aber erklärte ich ſie mir ganz natürlich aus der uns unumwunden ausgeſprochenen, unbefriedigten Stimmung, in die ihn der ihm unſympathiſche engliſche Aufenthalt verſetzte. In der Tat hatte ſich auch zwiſchen ihm und der engliſchen, vom Mendelsſohn-Kultus durchdrungenen Geſellſchaft von vornherein ein Antagonismus feſtgeſtellt, der in den muſikaliſchen Berichten und Kritiken der Saiſon zu Abſurditäten wie die folgende Anlaß gab, daß man unmöglich das Rechte von einem Dirigenten erwarten könne, der ſogar Beethovenſche Symphonien auswendig dirigiere. Nur kurz wurde indes des unbefriedigenden muſikaliſchen Treibens gedacht. Faſt von vornherein wandte ſich das Geſpräch auf die Werke eines Philoſophen, deſſen Name ganz plötzlich wie ein ſtrahlendes Geſtirn aus

der Vergeſſenheit, in der man ihn mehr als ein Vierteljahrhundert gelaſſen hatte, heraufgeſtiegen war. Dieſer Philoſoph war Arthur Schopenhauer. Wohl erinnerte ich mich, in früher Jugend bei einem längeren Aufenthalt in Frankfurt am Main öfters einen kleinen Mann in einem grauen Mantel mit mehreren Kragen, damals Chenille genannt, geſehen zu haben, der am Mainquai, von einem Pudel gefolgt, zur beſtimmten Stunde ſeinen täglichen Spaziergang machte. Ebenſo erinnerte ich mich, daß man mir geſagt hatte, dieſer Mann ſei Arthur Schopenhauer, der Sohn der Schriftſtellerin gleichen Namens, und er ſei ein völliger Narr. Beſonders pflegte ein Bekannter von uns, damals Senator der freien Stadt Frankfurt, ein ſehr angeſehener Mann, der täglich mit jenem an der table d'hôte zu Mittag aß, über ihn zu ſpotten und Anekdoten zum Beweiſe ſeiner Narrheit aufzutiſchen. Nachher hatte ich nie wieder von ihm gehört, bis nun ſeit einiger Zeit wiederholt von Deutſchland die Kunde herübergekommen war, daß jenes Mannes Werke, obgleich längſt veröffentlicht, jetzt erſt geleſen würden und er von einigen als der größte Philoſoph nach Kant bezeichnet, von anderen aber noch weit über dieſen geſtellt werde. Ich weiß nicht, auf welche Weiſe Friedrich erfahren hatte, daß auch Wagner dieſe letzte Anſicht teile. Er brachte das Geſpräch auf Schopenhauer und bat Wagner um eine Auseinanderſetzung der Grundgedanken der Schopenhauerſchen Philoſophie, die er auch noch nicht kannte. In dem darauf folgenden Geſpräch traf mich mit beſonderer Macht der Ausdruck „die Verneinung des Willens zum Leben", welchen Satz Wagner für das Endreſultat der Schopenhauerſchen Weltanſchauung erklärte. Gewohnt, den Willen als die Kraft der ſittlichen Selbſtbeſtimmung anzuſehen, obgleich ich nie ganz in meinem Denken den Widerſpruch zwiſchen deſſen offenbarem Gebundenſein und ſeiner vom chriſtlichen Dogma erklärten Freiheit hätte löſen können — war mir dieſer Satz, als höchſte ethiſche Aufgabe der Menſchheit, ganz unverſtändlich. Hatte ich doch gerade die Richtung des Willens

auf unausgesetzte sittliche Vervollkommnung und Tat als das letzte Ziel des Daseins angesehen. Doch klang dieser Satz in mir nach wie ein Etwas, vor dem ich nicht als Rätsel stehen bleiben dürfe und dessen Verständnis in mir vorbereitet liege. Er zog mich an, als ob er der Schlüssel sein müßte zu der Pforte, hinter der das Licht der letzten Erkenntnis, zu der mich ahnungsvoll mein Leben geführt hatte, mir scheinen werde. Der Abend verlief, ohne daß sich ein wärmerer Ton zwischen Wagner und uns hergestellt hätte. Ich fühlte ein Unbefriedigtsein von dieser Begegnung, das mich um so schmerzlicher traf, als ich dem Verfasser jener Schriften, dem Dirigenten jenes Konzertes, mit so warmer Begeisterung entgegengegangen war. Um es nicht bei diesem Eindruck bewenden zu lassen, schrieb ich nach einiger Zeit ein paar Worte an Wagner und lud ihn ein, nach Richmond hinauszukommen, da auch Herzen sich freuen würde, ihn kennen zu lernen. Leider erhielt ich eine abschlägige Antwort, die seine nahe Abreise und die ihr vorhergehenden Beschäftigungen als Grund angab.

Eine betrübende Erfahrung hatten wir wieder in unserem engeren Kreise zu machen. E..., dessen gereiztes Wesen stets nach neuen Vorwänden griff, um sich in heftigen Angriffen bald hier, bald dorthin zu entladen, war von der übelsten Laune, die sich diesmal gegen Herzen selbst wendete. Schon im Anfang des Krimkrieges hatte er eine Erfindung gemacht, von der er sich ungeheuren Erfolg versprach. Er hatte einen Plan ausgedacht, um vermittelst kleiner Luftballons, die in einer mäßigen Höhe in der Luft zerplatzen mußten, revolutionäre Flugblätter, die ihnen entfallen sollten, über ganz Rußland zu verbreiten und dadurch die Landbevölkerung zum Aufstand gegen die despotische Regierung zu vermögen. Ich erinnere mich nicht mehr, auf welche Weise er die Luftballons nach Rußland hineinbringen und daselbst aufsteigen lassen wollte. Ich weiß nur noch, daß er ganz erfüllt war von diesem Plan und den Moment für sehr geeignet hielt, da der Krieg, der dem Landvolk seine Söhne

und Ernährer raubte, bei dieſem ſehr unbeliebt war. Zudem rechnete er auf deſſen abergläubiſche Geſinnung, die dieſe gleichſam vom Himmel fallenden Aufforderungen zu einer Art von religiöſem Fanatismus ſteigern würde. Die Erfindung ſchien ihm ſo wichtig, der Erfolg ſo zweifellos, daß er alles in Bewegung ſetzte, um die Sache zu verwirklichen. Herzen war ihm zu lau und ſkeptiſch ſeiner Idee gegenüber. Er wandte ſich daher durch einen Mittelsmann an den Kaiſer Napoleon, den er für fähig hielt, die Wichtigkeit eines ſolchen Mittels einzuſehen und alles dazu Nötige herzugeben. Allein auch dieſe Vorausſetzung ſchlug fehl; er erhielt von Paris eine ablehnende Antwort. Ihm ſelbſt fehlten die Mittel, die Sache in das Werk zu ſetzen, er ſah ſeinen geträumten Erfolg ſcheitern und empfand darüber einen tiefen Mißmut. Dieſer wandte ſich in immer ſteigendem Maße gegen Herzen, da er es ihm als Schuld anrechnete, dies Werkzeug zur Bekämpfung des ruſſiſchen Deſpotismus nicht angewandt zu haben. Herzen hatte ihm vergebens mehrere Male auseinandergeſetzt, daß er in dem Augenblick gar keine Erhebung in Rußland wünſchen könne, da ſie nur zu blutigen Repreſſalien, vielleicht ſogar zum Einſchreiten der Alliierten führen könne, jedenfalls aber den infolge der Niederlage des Gouvernements zu hoffenden inneren Reformen Einhalt tun würde. Er war der Anſicht, daß man augenblicklich nichts zu tun habe, als das Ende des Krieges und die ſich daran knüpfenden Folgen abzuwarten. Zu dieſer erſten Verſtimmung E...s geſellte ſich eine zweite: literariſche Eiferſucht. Herzen hatte gerade den Beſuch eines Ruſſen, des erſten der alten Moskauer Freunde, dem es möglich geweſen war, herauszukommen und ihn, wenn auch im ſtrengſten Inkognito, aufzuſuchen. Er brachte auch eine Menge kleiner Gegenſtände, werte Erinnerungen vergangener Zeiten aus dem zurückgelaſſenen Eigentum Herzens mit. Alles dies war für Herzen eine unendlich große, wenngleich wehmütige Freude. Beſonders aber beglückten ihn die Erzählungen von dem unerhörten Erfolg, den ſeine importierten

Schriften in Rußland hätten. Der Freund erzählte, daß ein Bekannter ihn eines Nachts aus dem Schlaf geweckt habe, um ihm unter vier Augen eine Neuigkeit von der höchsten Wichtigkeit zu verkünden: die Ankunft eines Exemplars der ersten in London gedruckten Herzenschen Schrift. Man hatte sich sogleich hingesetzt, um sie noch in derselben Nacht durchzulesen; dann war sie heimlich von Hand zu Hand gegangen, ja, man hatte sie abgeschrieben, da man nicht hoffen durfte, viele Exemplare zu bekommen. Jedes fernere Produkt der freien Londoner Presse hatte man mit immer steigendem Enthusiasmus begrüßt. Herzens Name war auf das Banner geschrieben worden, unter dem sich alle Hoffnungen und Bestrebungen der russischen Fortschrittspartei sammelten. So war denn auch der erste Teil der neuen Vierteljahrsschrift „l'étoile polaire" mit der Vignette der fünf Märtyrer mit Entzücken aufgenommen worden. Die größte Anerkennung aber hatte darin den Beiträgen Herzens gegolten, während ein sehr geistvoller, radikaler, aber etwas unbehilflich geschriebener Artikel E . . . s weniger beachtet worden war. Dies vollendete dessen Unmut. Herzen klagte mir mehreremal, daß der Umgang mit E . . . fast unmöglich werde wegen der aggressiven Stimmung, in der sich dieser fortwährend befinde. Eines Morgens nun, während ich mit Natalie zusammensaß und las, kam E . . ., rannte im Zimmer umher, in der größten Aufregung, indem er die bittersten Ausfälle gegen Herzen machte, und gebärdete sich wie ein Unsinniger. Ich rief ihn anfangs freundlich, dann immer ernster zur Ordnung und bat ihn, zu bedenken, daß er vor Herzens Tochter rede. Aber er war nicht aufzuhalten in seinem blinden Zorn. Plötzlich blieb er uns gegenüber an dem Tisch, an dem wir saßen, stehen, zog einen kleinen Revolver aus der Tasche und sagte, indem er ihn, vielleicht ohne zu wissen, was er tat, auf uns richtete: „Sehen Sie, dieser Revolver ist immer geladen, und ich trage ihn immer bei mir, wer weiß, was einmal passiert, wenn der Zorn mich übermannt." Natalie war sehr erschrocken, ich blieb ruhig, sah ihn fest an und sagte: „Zu-

erſt ſtecken Sie die Waffe ein, damit kein Unglück paſſiert, das Sie ſich ewig vorwerfen müßten, und dann gehen Sie nach Haus und beruhigen Sie ſich. Ich werde ſpäter kommen und mit Ihnen ſprechen.“ Meine Ruhe ernüchterte ihn etwas, und er ging. Ich beruhigte Natalie und bat ſie, ihrem Vater einſtweilen nichts zu ſagen, dann überlegte ich, was zu tun ſei. Daß raſch gehandelt werden müſſe, war mir klar, denn wenn Herzen von dem Vorgefallenen gehört hätte, ſo würde ihn das ſo ſehr empört haben, daß ein Konflikt unvermeidlich geworden wäre. Das Würdigſte ſchien mir, E... augenblicklich zu einem völligen Abbrechen des Umgangs zu bewegen, um dadurch die Möglichkeit jedes perſönlichen Zuſammenſtoßes zu vermeiden, da auf eine Ausgleichung und Beſänftigung eines ſo gereizten Gemütszuſtandes vorerſt nicht zu hoffen war. Geſchah dies mit Anſtand, ſo konnte ja ſpäter, bei ruhigerer Stimmung, auch wieder angeknüpft werden, wenn mir gleich eine Freundſchaft kaum noch von großem Wert erſchien, die ſolch krankhaften Regungen zur Beute werden konnte. Infolge dieſer Überlegung ſchrieb ich einen klaren, verſtändigen Brief an E..., worin ich ihn an alle Geſpräche, die wir über unſere Grundſätze geführt hatten, erinnerte, und ihn aufforderte, zu bedenken, daß für Menſchen von unſerer Geſinnung der Revolver wahrlich kein Mittel ſei, tief innere Gegenſätze und Verſtimmungen zu löſen, ſondern daß, wenn eine Verſtändigung und ehrliche Ausgleichung unmöglich ſchiene, nur ein Weg bleibe: ſich ſtill und würdevoll zu trennen und mit Achtung des Geweſenen den Weg, der einem jeden der rechte ſcheine, weiter zu gehen. Ich verſicherte ihm, daß es mir perſönlich ſehr leid tue, da ich eine aufrichtige Freundſchaft für ihn gehabt hätte, daß ich in dieſem Falle aber doch Partei ergreifen und auf ſeinen Umgang verzichten müſſe, weil ich dies meiner Freundſchaft für Herzen und die Seinen ſchuldig ſei. Ich bat ihn, das Beiſpiel einer wenn auch ſchmerzlichen, doch einzig würdigen Löſung ſolcher unheilbaren inneren Konflikte zu geben und ſo uns die Zukunft vielleicht offen zu erhalten.

Ich ſandte ihm den Brief, noch ehe Herzen, der gerade in London war, eine Ahnung davon hatte, und erhielt ſogleich eine Antwort, die, mit dem Ausdruck innigſter perſönlicher Achtung, zugleich eine völlige Zuſtimmung zu meinem Vorſchlag und eine beſtimmte Verſicherung enthielt, fortan jeden Anlaß zu einem Konflikt vermeiden zu wollen. Als Herzen abends nach Hauſe kam, erzählte ich ihm die Geſchichte und zeigte ihm die Briefe. Er war auch bewegt davon wie ich, dankte mir aber auch für meine Intervention, die er als eine Tat wahrer Freundſchaft bezeichnete. Somit verſchwand dieſe eigentümliche, höchſt begabte, aber unglücklich krankhafte Perſönlichkeit aus unſerem Leben, um nie wieder darin zu erſcheinen. Wenn der eigenſinnige Groll, der ihn nun fern hielt, auch vielleicht mit der Zeit verſchwunden wäre, ſo kam doch der Tod dem zuvor. Er zerſtörte das arme, entſtellte Gefäß einer groß angelegten Natur, die in ihren Gebrechen eine furchtbare Illuſtration zu dem Elend lieferte, zu dem eine unſinnige deſpotiſche Regierung auf Generationen hin ein Volk verdammen kann — ein Elend, das Lermontoff in folgenden bitteren Worten ſchildert: „Ich ſehe unſer Geſchlecht mit Kummer an; ſeine Zukunft iſt leer und dunkel, es wird in Untätigkeit altern, es wird unter der Wucht des Zweifels und einer unfruchtbaren Wiſſenſchaft zuſammenſinken. — Das Leben ermüdet uns wie eine lange Reiſe, die keinen Zweck hat. Wir gleichen jenen frühreifen Früchten, die ſich ſeltſamerweiſe zuweilen ſchon bei den Blüten finden; ſie erfreuen weder das Auge noch den Geſchmack und fallen im Augenblicke der Reife ab. — Wir eilen zum Grabe, ohne das Glück, ohne den Ruhm gekannt zu haben, und ehe wir niederſinken, werfen wir einen Blick voll bitterer Verachtung auf die Vergangenheit. — Wir werden unbemerkt über die Erde gehen: eine düſtere, ſchweigende, bald vergeſſene Menge. — Wir werden unſeren Nachkommen nichts hinterlaſſen, weder einen fruchtbaren Gedanken noch irgend ein Werk des Genius. Sie werden unſere Aſche verhöhnen mit einem verächtlichen Gedicht oder mit dem Sarkasmus,

mit dem ein ruinierter Sohn ſeinen ausſchweifenden Vater anredet.“ Mit derſelben Empfindung hat Leopardi, deſſen kurze ſchmerzerfüllte Lebenszeit in die Zeit der tiefen Knechtſchaft Italiens fiel, ehe auch nur das fernſte Morgengrauen einen neuen ſchöneren Tag verkündete, dieſem hoffnungsloſen Schmerz Worte gegeben:

„Jetzt wirſt du ruhen für immer, mein müdes Herz. Der ungeheure Irrtum, daß ich mich ewig wähnte, verging. Er verging: Wohl fühl ich, daß nicht nur die Hoffnung, nein, daß ſelbſt der Wunſch der ſüßen Täuſchungen erſtorben iſt. Ruhe für immer, du ſchlugſt genug. Deine Erregungen helfen zu nichts, auch iſt die Erde keines Seufzens wert. Bitter und langweilig iſt das Leben, nichts anderes, und die Welt iſt Kot. Beruhige dich nun. Verzweifle zum letztenmal. Unſerem Geſchlecht gab das Schickſal nichts als das Sterben. Verachte dich ſelbſt, die Natur, die häßliche Macht, die im Verborgenen zum allgemeinen Schaden herrſcht, und die unendliche Eitelkeit des Ganzen.“

Ach! und Leopardi und Lermontoff waren unter den Edelſten ihres Volkes, Lieblinge der Natur, an der Wiege mit allen Gaben des Geiſtes und der Poeſie ausgeſtattet!

Ebenſo war E... eine ſeltene Intelligenz! Vor welchem Richterſtuhle müſſen die Deſpoten antworten für die geknickten Geiſtesblüten und die gebrochenen, großen Herzen, denen ſie das Lebenslicht der Freiheit geraubt, die ſie im Moderduft des weiten Kerkers, zu dem ſie ihre Länder machten, erſtickt haben?

Nach dem ſchmerzlichen Eindruck jener Trennung ſchlug Herzen ſelbſt vor, wieder für einige Wochen nach dem ſchönen Ventnor auf der Inſel Wight zu gehen. Dies wurde natürlich von den Kindern und mir mit Freuden angenommen. Dort wurde ein bequemes Haus am Meer gemietet, und in der köſtlichen Seeluft an der reizend ſchönen Küſte ſtellte ſich die getrübte Heiterkeit wieder her. Pulszkys waren auch wieder dort. Sie kamen oft des Abends, und ich erfreute mich des vertrauten Umgangs mit der edlen Thereſe, deren tief

gemütvolles Weſen ſich mir in dieſer Stille mehr enthüllte, als es in der ewigen Unruhe und politiſchen Aufgeregtheit ihres Londoner Lebens der Fall ſein konnte. Dort erreichte uns auch die Nachricht von der Einnahme des Malakoff. Damit war der Fall Sebaſtopols und das Ende des Krieges vorauszuſehen. Wir freuten uns der Nachricht, nicht nur aus allgemein menſchlichen Rückſichten, ſondern insbeſondere auch für Rußland, da es anzunehmen war, daß der neue Kaiſer nach Beendigung dieſes von ihm als traurige Erbſchaft übernommenen Krieges ſich zu inneren Reformen wenden werde.

Nach unſerer Rückkehr wurde der Beſchluß gefaßt, wieder nach London überzuſiedeln, da Herzens Sohn die London-Univerſity und das Laboratorium des berühmten Chemikers Hofmann beſuchen ſollte, und auch für Natalie einige Stunden nötig wurden, die ihr zu geben ich mich nicht für kompetent hielt. Mit wahrem Schmerz ſchied ich von der geliebten Landeinſamkeit, von der reizenden Ausſicht des Hauſes auf die Themſe und ihre grünen Ufer, von dem herrlichen Park von Richmond und den Gärten von Kew, in denen ich täglich mit den Kindern ſo glückliche Stunden verlebt hatte, von jenem in ſich geſchloſſenen und befriedigten Leben, das nun wieder den Schwankungen und vielleicht ſtörenden Einflüſſen einer an uns näher herantretenden Außenwelt preisgegeben war und in Gefahr kam, anſtatt ſich immer ſicherer und organiſcher von innen heraus zu geſtalten, durch ein Unvorhergeſehenes, von außen her erſchüttert oder gar zertrümmert zu werden!

Achtes Kapitel

Schickſal. Trennung.

Wir waren nach London zurückgekehrt und hatten ein Haus am äußerſten Ende des freundlichen St. Johns-Wood, der Vorſtadt mit den vielen grünen Gärten bezogen, von wo aus mannigfaltige Wege in den verſchiedenſten Richtungen ins Freie führten nach den reizenden Dörfern Hampſtead

und Highgate hin, ſo daß wir uns noch beinahe auf dem Lande wähnen konnten. Der Unterricht der Kinder wurde auf das reichlichſte organiſiert, und ganz beſonders gereichte es mir zur Beruhigung, ſeine muſikaliſche Seite in die Hände Johanna Kinkels legen zu können, die, obgleich ſelbſt Muſikerin erſten Ranges, es ſich doch ganz vorzüglich zur Aufgabe gemacht hatte, den erſten Muſikunterricht von Kindern zu leiten. Namentlich legte ſie Gewicht auf eine Singklaſſe, durch die ſie das muſikaliſche Gehör und die Fertigkeit im Treffen der Intervalle entwickelte. Dieſer Singklaſſe beizuwohnen gewährte mir ein beſonderes Vergnügen, denn unter der vorſichtigen Leitung Johannas entſtanden hier reizende muſikaliſche Wirkungen, die das kindliche Organ nicht nur nicht beſchädigten, ſondern im Gegenteil es durch geſunde Übung kräftigten und verſchönten. Die Wichtigkeit eines ſo vortrefflich geleiteten Geſangunterrichts in früheſter Jugend wurde mir klar, beſonders eben in Beziehung auf die harmoniſche Entwicklung des Stimmorgans im allgemeinen. Man bereitet hierdurch dem Menſchen einen faſt unſchätzbaren Vorzug, da die Anmut der Stimme auch beim Sprechen eine der ſchönſten Eigenſchaften der äußeren Erſcheinung iſt und oft nachhaltiger einnehmend wirkt, als die Schönheit. Daß ich nun wieder Gelegenheit hatte, Johanna Kinkel, dieſe treffliche, von mir innig geliebte Freundin, öfter zu ſehen, gehörte mit zu den Dingen, um derentwillen ich die Rückkehr nach London als einen Gewinn anſah. Außerdem hatte ich aber Mühe, dem aufs neue drohenden geſelligen Andrang zu wehren, damit er nicht die ſchöne Ordnung und den Frieden der Häuslichkeit ſtöre, denn nur in dieſer fand ich mein eigentliches Glück. Da fand ich es aber auch ſo durchaus, daß ich eines Tages in einem Brief an meine Schweſter ſchrieb: „Ich kann Dir weiter nichts von mir ſagen als: möge es ſo bleiben, wie es iſt, ich verlange nichts mehr darüber hinaus.“ Wenn das völlig glückliche, und durch die günſtige Entwicklung der Kinder ſich immer reicher geſtaltende Tagesleben mit ihnen vorüber war, ſo waren

es des Abends die gemeinſchaftlichen Lektüren mit Herzen, die meinem Geiſte neue Spannkraft und Nahrung gaben. Seine leuchtende Intelligenz, ſein unfehlbares Gedächtnis und ſeine univerſellen Kenntniſſe begleiteten dieſes Leſen ſtets mit ſo wertvollen Bemerkungen und Erörterungen, daß ſie dem Vorgeleſenen einen zweiten reichen Inhalt beimiſchten. So laſen wir unter anderem eine eben herausgekommene Bearbeitung des Prozeſſes der St.-Simoniſten, der mir ein hohes Intereſſe einflößte, beſonders die Rede des Père Enfantin. Er ſprach ſich darin über die von dieſer Seite angeſtrebte ſogenannte Emanzipation der Frauen aus, die vom Publikum ſo vielfach ins Lächerliche gezogen worden war, hier mir aber als durchaus ſchön und edel aufgefaßt entgegentrat. Die myſtiſch-religiöſe Lebensanſchauung der St.-Simoniſten teilte der Frau eben dieſelbe prieſterliche Weihe und Aufgabe zu, als wie dem Manne. Sie erhob die Geſellſchaft zu einer großen patriarchaliſchen Hierarchie, in der Alter, Weisheit und Würde allein zu den höheren Graden befähigten. Die Frau wurde in jeder Hinſicht dem Manne als ein ebenbürtiges Weſen zur Seite geſtellt. Enfantin ſagte mit einer damals noch unter den Männern äußerſt ſeltenen Beſcheidenheit, daß es dem Manne durchaus nicht zukomme, weder als Geſetzgeber, noch als Lehrer oder Ordner der geſelligen Lebensverhältniſſe dem Weibe irgendwie eine Grenze ſetzen zu wollen, ſondern daß die Frau hervorkommen müſſe und für ſich ſelber ſprechen, um ihre wahren Bedürfniſſe und Anſprüche zu formulieren. Ich war von dieſer Darſtellung der Sache um ſo freudiger überraſcht, als eben in England eine von zahlreichen Unterſchriften der edelſten, gebildeten engliſchen Frauen bedeckte Bittſchrift um Zutritt zum Studium der Medizin an den Univerſitäten vom Parlament abſchlägig beſchieden worden war. Ich fühlte tief, wie richtig es ſei, daß nur die Frauen ſelbſt ganz ſagen können, was ihnen nottut, und daß es daher Pflicht eines jeden denkenden weiblichen Weſens ſei, jene Forderungen in ſich klar zu machen, um damit im engeren oder weiteren Kreiſe hervorzutreten. Demzufolge

tauchte alsbald der Gedanke in mir auf, auch mein Wort in dieſer Angelegenheit zu ſagen. Ich ſetzte mich gleich unter dem Eindruck des Geleſenen hin und ſchrieb eine Widmung an den Père Enfantin, der damals noch lebte, die der beabſichtigten Arbeit voranſtehen ſollte.

Im übrigen verlief dieſer Winter nach außen hin ziemlich ereignislos. Der Krieg in der Krim war ſeit Anfang September beendigt, und Herzens Hoffnungen auf eine neue Ära in Rußland waren um ſo lebendiger, je mehr die politiſche Demütigung des ſtolzen Autokratentums durch den Pariſer Frieden ihm die Notwendigkeit innerer Reformen und dadurch wiederhergeſtellten Anſehens aufzuerlegen ſchien. Seine ſchriftſtelleriſche Tätigkeit nahm nun einen beinahe ausſchließlich politiſchen Charakter an. Ganz beſonders war es die Emanzipation der Leibeigenen, die das Hauptthema ſeiner Beſprechungen bildete und von ihm als die unerläßliche Bedingung einer neuern, beſſern Zukunft für Rußland hingeſtellt wurde. Er hatte dabei jedoch immer die Beibehaltung des ruſſiſchen Gemeindeweſens mit Verteilung der Erde und ihrem gemeinſchaftlichen Beſitz im Auge. In der Erhaltung dieſer primitiven Einrichtung ſah er die einzig mögliche Abwehr gegen das Elend des europäiſchen Proletariats und zugleich ein gerechtes ſtaatliches Prinzip, daß die Erde dem gehören ſolle, der ſie bebaut. Es kamen ihm zu dieſer Zeit auch ſchon immer häufigere Mitteilungen aus Rußland zu, und ſeine in London gedruckten Schriften gelangten mit immer größerer Leichtigkeit dorthin. Alles dieſes brachte die zufriedenſte Stimmung im Hauſe hervor, und ich glaubte wirklich nicht, daß der Ausdruck übertrieben war, mit dem Johanna Kinkel einmal ihre Empfindung nach einem Beſuch bei uns ſchilderte; ſie ſagte: „Es war mir ganz, als träte ich in ein kleines Himmelreich.“

Der Kreis von Bekannten, der ſich bei uns zu beſtimmten Zeiten verſammelte, war aus weit weniger leidenſchaftlich aufgeregten politiſchen Perſönlichkeiten zuſammengeſetzt, als der frühere im erſten Winter in London. Es waren viele

junge Leute verſchiedener Nationalitäten darin, die ſich mit begeiſterter Anhänglichkeit um Herzen gruppierten, von ihm lernten und durch ihre verſchiedenartigen Beſtrebungen die Unterhaltung auch auf andere Gebiete als die rein politiſchen hinüberlenkten. Zu dieſem jüngeren Kreis gehörte in dem Winter auch Carl Schurz, der wegen der Geſundheit ſeiner Frau für einige Zeit nach Europa gekommen war. Zwiſchen ihm und Herzen entſpann ſich eine ganz beſondere Freundſchaft, und wenn Schurz mit ſeiner lebendigen Auffaſſung und ſeinem Scharfblick uns die intereſſanteſten Schilderungen des amerikaniſchen Lebens gab, ſo lernte er dagegen mit hohem Intereſſe aus Herzens Mitteilungen jenes nebelhafte Rußland kennen, dem beide, zuſammen mit Amerika, die Suprematie der nächſten Kulturepoche vorausſagten. Es war ein Lieblingsgedanke Herzens, auf den er immer und immer wieder zurückkam, daß der große Ozean in der nächſten Zukunft dieſelbe Rolle ſpielen werde, die das Mittelmeer in der alten Welt geſpielt hatte, das heißt: das Zentrum der Kulturſtaaten dieſer Zukunft zu ſein.

Es waren dem nächſten Kreiſe auch jetzt mehrere Frauen beigeſellt, wodurch ebenfalls der ausſchließlich politiſche Charakter der Geſellſchaft geändert und durch Muſik und andere heitere geſellige Anregung unterbrochen wurde, was beſonders für die Kinder erfreulich und anregend war. Anna freilich erſchien nicht mehr ſo häufig, da ihre vorrückende Schwangerſchaft ſie mehr an das Haus feſſelte. Ich ging dagegen, ſo oft ich konnte, auf ein Stündchen zu ihr und genoß ſo recht von Herzen das Zuſammenſein mit dieſer lieblichen und edlen Natur, die durch die Erwartung des ſpäten Mutterglücks eine noch höhere Weihe erhielt. So war ich auch in den letzten Tagen des Januar am Nachmittag eine Stunde bei ihr. Wir hatten die anmutigſten Geſpräche natürlich in Beziehung auf das neue Weſen, das ſie erwartete. Sie ſprach dabei auch von der Möglichkeit ihres Todes mit großer Ruhe und Klarheit, obgleich ſie gewiß in dieſem Augenblick mehr als je zu leben wünſchte. Ich trennte mich von ihr in

herzlicher Liebe, und ſie trug mir noch lachend allerlei ſcherzhafte Dinge zur Beſtellung an Herzen auf. Am folgenden Morgen wurde ich früh, als es draußen noch ganz finſter war, durch ein Klopfen an meiner Stubentür geweckt. Ich fuhr erſchreckt empor, als Herzen, mit einem Licht in der Hand, bleich und verſtört eintrat, und auf meine beſtürzte Frage, was denn vorgefallen ſei, mit zitternder Stimme erwiderte: „Ich habe eben eine Botſchaft von Charlotte bekommen — Anna iſt dieſe Nacht plötzlich geſtorben.“ Ich war wie verſteinert bei dem unerwarteten Schlag. Mich ankleiden und hineilen war das Werk einiger Augenblicke. Da war es denn wirklich ſo! Die ich am Abend vorher in anſcheinender Geſundheit, in voller Geiſtesfriſche verlaſſen hatte, lag nun kalt und ſtill, zuſammen mit der noch ungeborenen Blüte, durch die uns wenigſtens ein lebendiger Abdruck der holden Mutter geblieben wäre. Mein Schmerz verſtummte vor dem des armen Friedrich, dem in einer Hülle zwei Kleinode, Gegenwart und Zukunft, entriſſen waren. Der Tod war ganz plötzlich, bei vollem Bewußtſein, eingetreten, und es war keine Zeit geweſen, wenigſtens das eine junge Leben zu retten. Bald nach mir erſchien auch Herzen, und es iſt nicht zu ſagen, wie warm und liebevoll er ſich erwies. Er brachte eine Menge der ſchönſten Blumen, um das Totenbett nach der freundlichen italieniſchen Sitte zu beſtreuen, wie er vor noch nicht allzulanger Zeit ein Totenbett geſchmückt geſehen hatte, auf dem das Liebſte ruhte, was er auf der Welt beſeſſen. Bei ſolchen Gelegenheiten zeigte ſich ganz die tiefe, gemütvolle Seite ſeiner Natur, die diejenigen kaum ahnten, die ihn nur als den ſcharfen, polemiſierenden Politiker oder den geiſtvollen witzigen Geſellſchafter kannten.

Die folgenden Abende waren wir ſtets im Trauerhauſe im engſten Kreiſe verſammelt: Friedrich und Charlotte, Schurz und ſeine Frau, Herzen, ſein Sohn und ich. Herzen las uns eine ſeiner ſchönſten Sachen vor, die er am Morgen raſch zu dem Zweck aus dem Ruſſiſchen in das Franzöſiſche überſetzt hatte. Es war dies eine Erinnerung aus Rom und

der begeiſterten Zeit von Achtundvierzig, wo er mit ſeiner Frau und mehreren Freunden an den künſtleriſch ſchönen, vom ſeligſten Freiheitstraum verklärten Volksſzenen des römiſchen Lebens teilgenommen hatte. Die Behandlung war ſo ſchön, ſo dramatiſch, ſo in ideelle Sphären hinüberſchauend, daß ſie vollkommen für unſere Stimmung paßte und unſern Schmerz in einer höheren Rührung milderte. Innig dankbar empfand ich das Zeichen zarter Freundſchaft, als er am Schluß der Leſung mir die Überſetzung überreichte mit den Worten, die er auf das Titelblatt geſchrieben: „Ich lege dieſe Blätter als einen kleinen blaſſen Immortellenkranz neben die Blumen, die unſere Verſtorbene ſchmücken, und ich widme ſie Ihnen an dem Tag, nachdem Sie Ihre Freundin verloren.“

Einige Tage darauf zog ein ſtiller kleiner Trauerzug, nur aus den obenerwähnten Perſonen beſtehend, zu dem ſchönen Kirchhof von Highgate hinaus, wo ich ſchon einmal an einem Grabe mit Herzen geſtanden hatte. Es war ein ſchöner Platz, an dem wir Anna zur ewigen Ruhe betteten. Nichts Störendes, kein Prieſter, kein fremder, unfühlender Zeuge war zugegen; Schurz ſprach ein paar herrliche Worte, die wie Frühlingsroſen auf das Grab fielen und es uns ſcheinen ließen, als ſchwebe die Geſchiedene mit dem Lächeln der Erlöſten auf den Lippen über der Gruft, in der wir ihr Irdiſches verſenkten. Den ganzen Tag über blieben die Freunde bei uns im Hauſe, und wenn etwas die Bewunderung und Freundſchaft hätte ſteigern können, die wir alle für Herzen empfanden, ſo wäre es ſein Benehmen bei dieſer Gelegenheit und an dieſem Tage geweſen.

Anfang April war der Geburtstag Herzens, und ich hatte zur Feier ein kleines Examen vorbereitet, bei dem die Kinder ihm von ihrem Erlernten Rechenſchaft ablegen ſollten. Des Morgens auf dem Frühſtückstiſch fand er an ſeinem mit Blumen geſchmückten Platz eine ſchriftliche Einladung dazu, und nach dem Frühſtück begann die Prüfung, die das allerbefriedigendſte Reſultat lieferte. Eine feſtlich frohe Stim-

mung verbreitete ſich davon über den ganzen Tag, der ſich am Abend durch den Beſuch einiger vertrauterer Freunde, die an der Anmut und dem Gedeihen der Kinder lebhaften Anteil nahmen, auf das heiterſte abſchloß. Als wir uns trennten, ſagte ich lachend zu Herzen: „Nun, über das Antipodentum, die Zweifel und Stürme, ſind wir nun glücklich hinaus und hoffentlich im Hafen angelangt für alle Zeit.“

Iſt es Vermeſſenheit des Menſchen, auf einen dauernden Zuſtand der Befriedigung zu hoffen, ſelbſt wenn er das Ergebnis redlichſter Bemühung, reinſten Strebens iſt? Oder lauern tückiſche Dämonen, wenn irgendwo der Friede in eine Exiſtenz einzog, neidvoll darauf, um die ſicher werdende Seele gewaltſam aus der ſchönen Täuſchung zu wecken? Ich weiß es nicht, gewiß aber iſt, daß nur zu oft im Leben dem friedlichſten Zuſtande der jähe Wechſel folgt, gleichſam als wollte das Schickſal uns auf die Probe ſtellen, ob wir immer den Panzer unter dem Friedenskleide tragen und deſſen ſtets eingedenk ſind, daß unſer Leben Kampf iſt und nicht Ruhe. Wenige Tage nach dem eben erwähnten Geburtstagsfeſt ſaßen wir gerade beim Mittageſſen, als ein mit Koffern bepackter Wagen vor dem Hauſe vorfuhr. Ich konnte ihn von meinem Platz am Tiſch aus ſehen, ſprang auf und rief: „Das iſt Ogareff!“ — dies war der Name von Herzens Jugendfreund, den er über alles liebte und von dem er mir ſo oft und ſo ausführlich geſprochen hatte, daß es mir war, als kenne ich ihn bereits ſelbſt. Er war es, der ſich kürzlich mit jener Dame verheiratet hatte, die die Erziehung der Kinder hatte übernehmen ſollen und die Herzen eine Zeitlang vergebens erwartet hatte. Es war auch nicht die leiſeſte Nachricht angelangt, daß Ogareff, der ſeiner bekannten politiſchen Geſinnung wegen immer unter einer Art von polizeilicher Aufſicht ſtand, Rußland würde verlaſſen können, aber eine beſtimmte Ahnung ſagte mir, daß er es ſein müſſe und kein anderer. Herzen, immer ängſtlich, daß etwas Störendes in das Leben kommen könne, ging dem ausſteigenden Fremden ſcheu entgegen, bis er wirklich den ſo viele Jahre lang nicht

geſehenen Jugendfreund erkannte. Er führte ihn nebſt ſeiner ihn begleitenden Gattin zu mir und den Kindern in das Zimmer und machte uns miteinander bekannt. Wie es zuweilen zu gehen pflegt, daß eine innere Stimme faſt mit unumſtößlicher Sicherheit bei gewiſſen Ereigniſſen oder Begegnungen uns eine plötzliche Wendung unſeres Schickſals vorausſagt, ſo ging es auch mir hier. Es waren ſolche ahnungsvolle Momente, die bei den Alten zu den Stimmen warnender Gottheiten wurden, die den Menſchen am Rande des Abgrunds zurückhielten, oder aber, wenn er ſich über den Inhalt der Warnung täuſchte, gerade in das Verhängnis, dem er entfliehen wollte, hineinriſſen. Ich war auf das günſtigſte für die Freunde des mir ſo ſehr befreundeten Hauſes geſtimmt, und doch fühlte ich jetzt, als ſie vor mir ſtanden, mich von der eiſigen Hand jenes Schickſals berührt, das mitleidslos Bande knüpft und ſie wieder löſt, ohne zu fragen, ob Herzen dabei brechen oder nicht.

Es war natürlich, daß dieſer Beſuch von vornherein eine große Umwälzung in unſerem geordneten täglichen Leben hervorbrachte. Mit dieſem Freunde kam ſozuſagen Herzens Vergangenheit faſt von der Kindheit her, es kam das Vaterland und die Heimat, es kamen die vergangenen Freuden und Leiden und alle gemeinſamen Hoffnungen zurück. Es war derſelbe Freund, mit dem Herzen einſt, als dreizehnjähriger Knabe, auf dem Hügel bei Moskau beim Schein der Abendſonne geſchworen hatte, Peſtel und die anderen Opfer des vierzehnten Dezember zu rächen. Mußte ſchon dies allein Herzen auf das tiefſte erregen, ſo mußte es noch mehr der Umſtand, daß dieſer Freund ſchwer leidend ankam, ſo daß ſein Zuſtand ernſte Beſorgniſſe einflößte. Seine Frau war die intimſte Freundin von Herzens Gattin geweſen. Sie hatte mit der damals noch glücklich vereinigten Familie die freudig bewegte erſte Zeit, die dieſe im Ausland verlebte, in der glorreichen Erregung von 48 in Italien und Frankreich verbracht. Auch mit ihr kam daher eine Welt von glückſeligen, aber auch ebenſo tiefſchmerzlichen Erinnerungen zurück, da

ſie Herzen ſeit dem Tode der von beiden leidenſchaftlich geliebten Frau nicht wiedergeſehen hatte. Ich ehrte die Ausſchließlichkeit, mit der alle dieſe Dinge im Anfang Beſitz von Herzen nahmen und den Charakter unſeres häuslichen Lebens völlig umwandelten. Ich erkannte an, daß bei einer ſo tief und wahr für alle wirklichen Bande der Neigung empfindenden Natur wie die Herzens ein ſolches Erlebnis vorerſt völlig die Oberhand behalten und alle andern Rückſichten in den Hintergrund drängen mußte. Doch hoffte ich, daß nach und nach auch alles übrige wieder in ſein Recht treten und der gewohnte Gang des Lebens, den ich der Kinder wegen als für den allein richtigen erkannte, keine dauernde Störung erleiden werde. Ich fühlte allerdings vom erſten Augenblick an, daß ich hier noch einmal, und zwar in unendlich verſtärkter Weiſe, mit jenem Antipodentum des ruſſiſchen Weſens würde zu kämpfen haben, das ich ſeit einiger Zeit ſo glücklich und vollſtändig, in Beziehung auf die Kinder, bei Herzen überwunden hatte. Es trat mir hier viel ausgeprägter und unmittelbarer entgegen, beſonders in der ruſſiſchen Dame, die alle die charakteriſtiſchen Eigenſchaften ihrer Heimat, vereint mit einem fanatiſchen Patriotismus, in ſich trug. Ich hoffte jedoch beſtimmt, daß Herzen diesmal, durch frühere Beiſpiele gewarnt, die Initiative ergreifen, von vornherein den Verhältniſſen ihre beſtimmte Form geben und mir die Ausübung meiner Wirkſamkeit ungeſchmälert erhalten werde. So ließ ich denn die Dinge anfangs ruhig ihren Gang gehen, indem ich mich bemühte, meinerſeits durch jede freundliche Aufmerkſamkeit und tätige Teilnahme das Verhältnis auf das freundlichſte zu geſtalten. Es ward mir dies um ſo leichter, als mir Herzens Freund eine wahrhaftige, tiefe Sympathie und ein ganz unbegrenztes Mitleid einflößte. Ich wußte bereits durch Herzen, welch eine tiefe und edle Natur mir in dieſem Manne entgegentrat. Ich kannte ſeine Lebensſchickſale und wußte, daß ich in ihm eines jener Opfer ſah, die die unglückliche Nikolausſche Periode ſich gerade unter den beſten und begabteſten Men-

ſchen in Rußland erwählt hatte. Wie viele Namen kannte ich nicht von reich ausgeſtatteten Perſönlichkeiten, die in der dumpfen Atmoſphäre jenes troſtloſen, alle geiſtige Entwicklung hemmenden Deſpotismus untergegangen waren. Wo nun aber die Macht der Begabung trotz alledem ſich Bahn gebrochen hatte, da hatte eben alles einen gewaltſamen Charakter angenommen und hatte oft in exzentriſchen Lebensäußerungen eine Art von Betäubung für das verſagte harmoniſche Schaffen und Wirken geſucht. Auch Ogareff hatte auf europäiſchen Reiſen ein ſturmbewegtes und dann wieder in ruſſiſchen Wäldern und Steppen ein ſeltſam beſchauliches, weltentrücktes Leben geführt. Er hatte eine ſeltene Organiſation, hohe geiſtige Gaben und ein glänzendes Vermögen mit der Jugend zuſammen dahinſchwinden ſehen müſſen, ohne davon in der Welt eine äußere ſichtbare Spur zu hinterlaſſen. Doch konnte man auch auf ihn mit vollem Recht das Schillerſche Wort anwenden:

„Adel iſt auch in der ſittlichen Welt. Gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was ſie tun, edle mit dem, was ſie ſind.“

Nach dem einſtimmigen Urteil ſeiner Freunde war die Wirkung nicht gering anzuſchlagen, die ſeine Perſönlichkeit ausgeübt hatte. Herzen hatte mir oft geſagt: „Wer weiß denn, was ich und andere, die gehandelt haben, der Rede und dem Einfluß dieſes Mannes verdanken!“ Von Natur viel mehr zum Dichter als Politiker angelegt, hatte ſich ſein inneres Leben nach außen hin auch nur in Gedichten kundgegeben, deren mehrere in ruſſiſcher Sprache, auch durch Herzen in deſſen Preſſe, veröffentlicht worden waren. Im Verkehr war er von jeher äußerſt ſchweigſam geweſen; jetzt war er es doppelt, da leider ſeine Geſundheit ganz zerſtört war und ein tiefes Verſunkenſein ihn oft ſtundenlang teilnahmlos am Geſpräche daſitzen ließ. Blieb er auf dieſe Weiſe ziemlich unnahbar, ſo zogen mich doch die unverkennbare Güte ſeines Weſens und ſein ſtilles Leiden auf das innigſte an und erweckten meine tiefe Teilnahme.

Ganz anders war der Eindruck, den mir die ruſſiſche Dame machte. Hatte mich ſchon bei ihrer Ankunft das Gefühl befallen, als wenn hier jemand in mein Leben träte, der keinen wohltuenden Einfluß darin ausüben würde, ſo blieb mir auch, trotz alles Beſtrebens meinerſeits, das beſte Vernehmen einzuleiten, eine gewiſſe unbehagliche Ahnung, daß dies zu keinem Ziele führen werde und daß unſere zwei Naturen ganz und gar nicht zueinander paßten. Ich konnte nicht recht zur Klarheit in mir gelangen über dieſe ſeltſame Perſönlichkeit. Ich fühlte mich niemals frei in ihrer Gegenwart und ihr eignes, ſonderbar ſcheues Weſen machte mich auch befangen. Ich glaubte jedoch zu ſehen, daß ihr meine Stellung im Hauſe eine unangenehme Überraſchung geweſen war; ſie hatte wohl gedacht, eine gewöhnliche Gouvernante vorzufinden und dabei den Wunſch ſich erfüllen zu ſehen, die Stellung bei den Kindern, die deren ſterbende Mutter ihr zugedacht, nun einzunehmen. Statt deſſen fand ſie eine Freundin, die die Hausfrau im Haushalte und bei den Kindern die Mutter vertrat. Dazu kam, daß ihr das deutſche Weſen verhaßt war, und viele Einrichtungen, die ich im Intereſſe der Kinder gemacht hatte, ihren ruſſiſchen Gewohnheiten gänzlich zuwider waren. Um davon nur eine Kleinigkeit anzuführen: ich hatte mit vieler Mühe und Überredung Herzen davon abgebracht, faſt täglich, bei jedem Ausgang, den er machte, den Kindern unnütze Spielereien und Gegenſtände mitzubringen, die zu nichts anderem dienten, als ſie abzuſtumpfen gegen die Freude an guten und nützlichen Gaben, und die Zerſtörungsluſt, die ohnehin in Kindern gewöhnlich ein vorherrſchender Trieb iſt, zu wecken. Nun hatte aber die ruſſiſche Dame eine wahre Leidenſchaft, die Kinder mit Geſchenken zu überhäufen. Sie ſagte mir einmal, ſie könne an keinem der vielen ſchönen Läden mit Spielwaren in London vorübergehen, ohne den Wunſch zu empfinden, alles darin Befindliche kaufen und den Kindern mitbringen zu können. Es iſt dies ein entſchieden ruſſiſcher Zug. Hatte mir doch eine andere Ruſſin früher einmal geſagt, ſie wolle ihren Knaben, ihr

einziges Kind, ſo ſehr mit Geſchenken aller Art überhäufen, daß er dadurch blaſiert werden und die Luſt am Beſitz verlieren ſolle. Ich verſuchte umſonſt, Madame Ogareff meine Anſicht hierüber annehmbar zu machen. Sie fuhr fort, die Kinder in dieſer Weiſe zu beſchenken und hörte erſt damit auf, als ich Herzen in ſchonendſter Weiſe auf das wieder einreißende Übel aufmerkſam gemacht und dieſer ſein Veto dagegen eingelegt hatte. Ähnliche Verſchiedenheiten der Anſichten und noch über wichtigere Dinge fanden ſich in Menge vor. Dabei aber wünſchte Herzen, wie dies bis zu einem gewiſſen Grade auch natürlich war, daß die Dame ſich viel mit den Kindern beſchäftigte, ihnen von der verſtorbenen Mutter erzähle, ruſſiſch mit ihnen ſpreche und ſie ſoviel wie möglich mit dem nie geſehenen Vaterland bekannt mache. Wäre dies alles einfach und natürlich geſchehen, nur als ein ſchönes M e h r in dem ſchon Vorhandnen, ſo würde ſich alles leicht und freundlich geſtaltet haben. Allein, wie ſchon erwähnt, es war ein peinliches Etwas in den Perſönlichkeiten und den Beziehungen, das ich mir wegzuleugnen ſuchte, das ſich mir aber täglich mehr mit unheilvoller Ahnung aufdrängte. Nach der Tagesarbeit mit den Kindern, die zuweilen, trotz aller Liebe, mit der ich ſie tat, doch erſchöpfend war, fehlte dann auch die gewohnte frühere geiſtige Erfriſchung durch Geſpräch oder Lektüre mit Herzen. Die ruſſiſche Sprache und ruſſiſche Intereſſen beherrſchten die Unterhaltung, und wenn ich erſtere auch etwas kennen gelernt und mit den letzteren mich ziemlich vertraut gemacht hatte, ſo waren mir doch beide immer noch zu fremd, um ganz ausſchließlich darin zu leben und meine geiſtige Erholung zu finden. Zu meinem Leidweſen ſah ich, daß Herzen, getreu ſeiner Natur, die Dinge abermals gehen ließ, immer in der Hoffnung, daß ſich das alles von ſelbſt finden werde, und voller Furcht, nach der einen oder der andern Seite hin vielleicht wehe zu tun und zu verletzen.

Derſelbe Fehler in den Lebensbeziehungen von Perſonen, die aufeinander angewieſen ſind, den er früher ſchon be-

gangen, wiederholte ſich auch hier. Nur ſollte er dieſes Mal noch unheilvollere Folgen haben als zuvor. Als ich die Verſtimmung unaufhaltſam hereinbrechen ſah, fing ich an, Herzen leiſe darauf aufmerkſam zu machen und freundſchaftlich zu warnen. Mir ſchien, daß dasjenige, das mir in Beziehung auf ihn und den Frieden ſeines Hauſes eine notwendig auszuübende Pflicht geweſen war — nämlich die unbedingte Solidarität und Parteinahme der Freundſchaft, auch von ihm unbedenklich vollzogen werden müſſe. Es war ja keineswegs die Rede davon, die Rechte ſeiner Freunde zu ſchmälern, noch ihm ſelbſt die Wohltat ſeiner ruſſiſchen Erinnerungen zu entziehen. Es kam einzig darauf an, den bisherigen status quo des Hauſes, der ſich als ſegensreich für die Kinder und nach ſeinem eignen Zeugnis zu ſeiner vollkommenen Zufriedenheit geſtaltet hatte, zu erhalten und damit das Leben mit den Freunden ſympathiſch zu verbinden, ohne es als ein beliebig willkürlich wirkendes, zerſetzendes oder erhaltendes Element aufwachſen zu laſſen. Es hätte dies in das Kapitel der Lebenskunſt gehört, die ſo wenige verſtehen, zu der uns der große Lebenskünſtler Goethe einen noch viel zu wenig beachteten Wink in den Wahlverwandtſchaften gegeben hat. Kann man auch nicht allen Verwicklungen und Verwirrungen vorbeugen, die aus Begegnen, Finden, Dazwiſchentreten und Trennen entſtehen, ſo kann man doch gewiß, in den meiſten Fällen, durch ein vernünftiges Einſchreiten und Ordnen der Verhältniſſe zu rechter Zeit, unzählige Mißverhältniſſe vermeiden, und, indem man die Rechte eines jeden wahrt, den Zuſammenſtoß der Charaktere und ſeine Folgen verhüten. Aber dies war durchaus nicht Herzens Art, und, aus einer übergroßen Scheu, einzugreifen und die Freiheit des einen oder andern zu gefährden, ließ er den Dingen ihren Lauf, bis der gordiſche Knoten geknüpft war und dann nur mit einem Schwertſtreich, der aber auch ins Herz ſchnitt, gelöſt werden konnte.

Es wäre unnütz, alle die Phaſen anzuführen, durch die der innere Konflikt immer wachſend ging. Ich wußte durch

andere Perſonen, wie ſehr die ruſſiſche Dame wünſchte, die ihr einſt im Haus beſtimmt geweſene Stelle einzunehmen. Ich ſah, wie Herzen täglich mehr dem Wunſch ſich hingab, daß das ruſſiſche Element bei den Kindern wieder das vorherrſchende würde, und wie gleichgültig ihm alle nichtruſſiſchen Beziehungen wurden, die er noch vor kurzem mit Teilnahme und Herzlichkeit gepflegt hatte. Ich litt unſäglich unter dieſen Zuſtänden, denn der Gedanke drängte ſich mir mit Macht auf, daß es zu einer Trennung kommen werde. Ich fühlte, daß ich ſchon um der Einheit der Erziehung willen die Kinder dem ruſſiſchen Element allein würde überlaſſen müſſen, da ich nicht mit ihm gehen konnte, gegen es aber zu arbeiten mich dieſer verſtärkten Macht gegenüber nicht mehr ausreichend fühlte. Außerdem hielt ich ſolch einen Dualismus für das Wohl der Kinder ſchädlich. Ich muß es Herzen nachſagen, daß er anfangs mit Entrüſtung jede Andeutung auf Trennung zurückwies. Den innern Zwieſpalt zu klären, ſchlug er Unterredungen und Erörterungen bald mit Ogareff, bald mit deſſen Frau vor. Dies wies ich jedoch zurück als etwas, was zu gar nichts führen konnte. Die beſtehenden Verſchiedenheiten der Naturen, Anſichten und Gewohnheiten konnten unmöglich ausgeglichen werden. Es kam ja überhaupt nur darauf an, daß er erklärt hätte, die Erziehung und die ganze Hausordnung ſolle fortbeſtehen wie bisher, ohne jede Einmiſchung und ohne das Übergreifen eines Elements, für das es im beſten Falle noch zu früh war.

Es iſt möglich, daß, wenn ich weniger ausſchließlich an meinem damaligen Leben und den frei übernommenen Pflichten gehangen hätte, wenn ich ſie mehr als eine geſchäftliche Verpflichtung denn als eine innerſte Herzensſache, in der ich mit der ganzen leidenſchaftlichen Hingebung meiner Natur ſtand, behandelt hätte, es iſt möglich, ſage ich, daß ich dann die ganze veränderte Lage der Dinge ruhiger aufgenommen und beherrſcht hätte. Aber es ging mir eben in der Freundſchaft, wie es mir einſtmals in der Liebe gegangen war: ich hatte alles gegeben und erkannte nun mit unmäßigem

Schmerz, daß das nicht vollkommen gegenſeitig war, daß im Gegenteil andere ſtärkere Bande das Leben beeinfluſſen und ihm eine andere Richtung geben würden. Ich war allerdings auch zu ſelbſtändig und unabhängig in meiner bisherigen Wirkſamkeit geweſen, als daß es mir leicht geworden wäre, darin eine Veränderung vorgehen zu ſehen. Dieſe Anforderung an die Fortdauer der unbeſchränkten Ausübung meiner Verpflichtung war dadurch gerechtfertigt, daß ich ſie mit ganzer Treue und nach tiefſter Überzeugung, recht zu tun, erfüllte. Dennoch hätte ich hierin kleine Änderungen eintreten laſſen können, wenn die Naturen, denen ich gegenüberſtand, andere geweſen wären und ſich freier und verſtändnisvoller zu mir geſtellt hätten. Eine ganz unperſönliche Rückſicht gab der Sache den Ausſchlag. Ich fühlte, daß ſich hier ein natürlicher Kreis um die exilierte Familie ſchloß, in der auch den Kindern wieder das heimiſche Element nähertreten konnte, wie es des Vaters innigſter Wunſch war. Einheit in der Erziehung aber erſchien mir ein unerläßliches Erfordernis. Indem ich dieſe ruſſiſchen Händen zurückgab, erreichte ich wenigſtens dies eine. Dennoch zerriß es mir das Herz, an Trennung zu denken, und ich machte noch einen letzten Verſuch, mich mit Herzen darüber zu verſtändigen. Er, gut und ſympathiſch wie immer, verſicherte, daß er alles tun werde, die Sache harmoniſcher zu geſtalten, und bat mich, nur Vertrauen zu ihm zu haben. Ich fing noch einmal an zu hoffen und verſuchte von neuem eine freundſchaftliche Annäherung und ein Verſtändnis für das, was ich einzig für recht und den Kindern in der Erziehung zuträglich hielt. Allein das Mißverſtändnis blieb dasſelbe und ich ſah, daß auch Herzen anfing, Bedenken zu finden, wo er früher keine gefunden hatte. Endlich, an einem Morgen, an dem er ſchon früh fortgegangen war aufs Land, um erſt am Abend zurückzukehren, brachte man mir einen Brief, den er für mich zurückgelaſſen, da ich ihn vor ſeinem Weggehen nicht mehr geſehen hatte. Dieſer Brief enthielt zum erſtenmal auch ſeinerſeits die Annahme der Notwendigkeit einer Trennung, die er bisher noch ſtets

zurückgewieſen hatte. Nur ſchlug er vor, ſie zu einer Art Feier zu machen, gleichſam zu einem ernſten Feſt. Die Notwendigkeit, daß die Trennung ſich nun vollziehen müſſe, wurde mir nach dieſem Briefe alsbald klar. Er hatte gewählt zwiſchen den Freunden und mir, und da war für mich keines Bleibens mehr. Der Gedanke aber, aus dem, was mir ans innerſte Leben ging, eine Art Feſt zu machen, ruhig und gefaßt zu ſcheiden, wo ich mich nur mit blutender Seele losriß, war mir unfaßbar. Ich fühlte, daß ich es nur mit einem gewaltſamen Entſchluß und zwar gleich, in einer Art Ekſtaſe, tun mußte oder gar nicht. Ich entſchloß mich alſo, das Opfer noch am ſelben Tag zu vollbringen, beſonders da Herzens Abweſenheit mir dazu günſtig erſchien. Ich fing raſch an, meine Vorbereitungen zu machen, meine Sachen zu packen, ſchrieb an Herzen einen kurzen Abſchiedsbrief, einen andern an die ruſſiſche Dame, worin ich ihr die Kinder übergab und ſie bat, meine bisher an ihnen vollzogene Aufgabe weiterzuführen. Dann ſetzte ich mich zur letzten Mahlzeit mit den zwei Kindern nieder. Ich war in einer jener Stimmungen, in denen allein große weltüberwindende Opfer möglich ſind. Mein Golgatha war da, und dieſe Mahlzeit war mein Abendmahl, bei dem aber kein Verräter zugegen war. Dieſe vier unſchuldigen Kinderaugen allein waren Zeugen des großen Kampfes der Entſagung, den ich kämpfte. Ich ſprach zu ihnen Worte der heiligſten Liebe und Weihe, nahm zuletzt ihre beiden Hände in die meinen und ſegnete ſie, indem ich ſie bat, dieſer Stunde, deren Bedeutung ſie jetzt noch nicht verſtänden, zu gedenken. Dann befahl ich dem Mädchen, die Kinder anzukleiden, und ſie mit dem für ſie beſtimmten Brief zu der Dame zu bringen. Ich drückte ſie, die, erſtaunt und betroffen, nicht begriffen, was vorging, noch einmal an mein Herz und entließ ſie. Dann nahm ich ſelbſt das Nötigſte mit mir und verließ das Haus. An der Schwelle hielt der alte Diener, ein Italiener, der mir äußerſt ergeben war, mich auf und ſagte flehend: „Gehen Sie nicht, es bringt dieſem Hauſe Unglück.“ Ich drückte ihm ſchweigend die Hand und

ging zu Friedrich und Charlotte, da ich im Augenblick noch kein anderes Unterkommen wußte. Dieſe waren im äußerſten Grade beſtürzt, als ſie das Vorgefallene erfuhren, ſtimmten aber vorerſt mit mir überein, daß ich gehen mußte, ſobald Herzen ſelbſt ſich dafür entſchieden. Ich war unſäglich traurig; mehr als das, ich war von einem verzweiflungsvollen Schmerz erfaßt, und rings um mich gähnte ein offenes Grab. Glaube nur niemand, daß der unmittelbare Augenblick eines großen, das Leben erſchütternden Opfers das Schwerſte ſei! Wohl denen, die im Augenblick der Ekſtaſe das Opfer mit dem Leben beſiegeln können. Nein, das Kreuz iſt der Prüfungen ſchwerſte nicht. Indem wir die höchſten Güter des Daſeins hingeben um einer Idee oder eines Gefühls willen, verliert das Daſein ſeinen Wert, und der Tod iſt die Erlöſung von dem Schmerz, *ſein* zu müſſen ohne das, was uns das Sein verklärte. Darum war die Entſagung Buddhas größer, wie die von Chriſtus. Buddha durchlebte die ganze Qual des Daſeins, indem er ſeine ſchmeichleriſchen Täuſchungen, ſeine beſeligenden Wahngebilde in ihrem wahren Weſen erkannt hatte. Er ertrug dieſe Qual, um ſich in erhabenſter Entſagung darüber zu erheben. Chriſtus ging in der Ekſtaſe der höchſten Stunden ſeines Lebens, nachdem das Volk ihn als Meſſias erkannt und ihm zugejubelt hatte, dem Opfertod entgegen, der eine Welt erlöſen und ihn aus dem dornengekrönten Leben in die angeborene Herrlichkeit zur Rechten des Vaters zurückverſetzen ſollte. Mein Opfer war vollbracht, aber nun hieß es: weiter leben, fern von der lieben Heimat, die ich mir ſelbſt gegründet und die kaum erſt angefangen hatte, ganz ſich nach meinem Wunſche zu geſtalten. Alles in mir ſträubte ſich gegen das noch einmal anfangen müſſen, und wenn in dem Augenblick der Tod in irgendeiner Form, auch der gewaltſamſten, zu mir gekommen wäre, ich hätte mich ihm wie dem Erlöſer entgegengeſtürzt und hätte gerufen: „O, nur aufhören, zu ſein, nur Vernichtung, Vernichtung, und Ende dieſer gräßlichen Qual, leben zu *müſſen*!“ Wohl begreift man in ſolchen

Stunden, wie die chriſtliche Anſchauung zu dem häßlichen, jedes Schmucks des Daſeins entkleideten Knochenbilde vom Tode kam. Es war der Ausdruck jenes Schmerzes, der verzweifelnd aus dem Daſein flieht und ſich lieber in das Reich der Vernichtung rettet, als noch länger die erkannte Täuſchung der Exiſtenz fortſetzt. Nur dem Griechen, dem in künſtleriſcher Verklärung das Leben gleich einem ſchönen Traum ſcheinen konnte, durfte der holde Zwillingsbruder des Schlafs mit der umgekehrten Fackel nahen.

Noch am Abend, als wir ſchweigend zuſammenſaßen, in ſchmerzliches Sinnen verloren, erſchienen Ogareff und der junge Alexander, um mir einen Brief von Herzen zu überbringen und mir ihr Leid über den ſo raſch von mir getanen Schritt auszuſprechen. Dies letztere tat beſonders Alexander in ſo herzlicher Weiſe und mit ſo rührend kindlichem Gefühl, daß es mich tief bewegte. und ich einſah, daß ich in dieſem Jüngling eine wahrhafte Sohnesanhänglichkeit gefunden hatte. Als ſie fort waren, las ich Herzens Brief, er lautete:

„Liebe Freundin!

Mit Tränen in den Augen habe ich Ihren Brief geleſen; nein, nicht ſo mußten wir uns trennen, nein und abermals nein. Aber wenn es Ihnen einen ſchweren Schritt erleichtert hat, ſo ſei es. Aber keine Entzweiung. Ogareff und Alexander bringen Ihnen mehr als meinen Brief: meine tiefſte Bewunderung, meine unbegrenzte Freundſchaft. Ja, von einer Seite haben Sie recht; das Schweigen und dieſe vier Kinderaugen, um derentwillen Sie die Schwelle dieſes unglückliches Hauſes einſt überſchritten. — Ja, es war ſchön, ſo Abſchied zu nehmen, und ich nehme Ihren Segen an für meine Kinder; für mich ſelbſt aber verlange ich Ihre Freundſchaft.

Ihr Bruder und Freund
A. Herzen."

Ich las dieſe Zeilen mit einem Gemiſch von tiefer Rührung und herber Bitterkeit. Warum hatte dieſe Freundſchaft nicht tätiger eingreifen und zu rechter Zeit alles retten können, was nun unwiederbringlich verloren war? Warum ſind auch die beſten, die begabteſten Menſchen doch nur Spielbälle in der Hand des Zufalls, der den ſicherſten Pfad plötzlich mit dem Unerwarteten durchkreuzt und für immer von ſeiner Richtung ablenkt?

2201526
57888027